

TRAUMWANDLER

(UNITY 5)

Ein Roman von Dian The Saint

Prolog

Alles war voller Füchse. Der ganze beschissene Wald.

Sie schlichen draußen umher, fauchten und scharrt an der Tür der alten Hütte, unter deren hölzernem Boden sich Werner Eichmann verkrochen hatte.

Auch wenn er sie nicht sehen konnte... er wusste, sie lauerten dort in der Dunkelheit, um ihm den Garaus zu machen. Ihm, dem letzten Überlebenden seines Zuges, der dahingeschlachtet worden war von diesen teuflischen, widernatürlichen... Füchsen.

Einen nach dem anderen haben sie aufgeschlitzt. Gehäutet. Die Gedärme auf dem Boden verteilt. Und dabei gelacht, als ob das alles nur irgendein harmloses Kinderspiel wäre.

Der Gedanke an die verstümmelten Körper seiner Kameraden und den abgetrennten Kopf des Hauptmanns ließ Werners Magen rebellieren, und er versuchte den Würgreflex unter Kontrolle zu halten.

Wären sie doch nur nie in diesen verfluchten Wald gegangen!

Der hagere, blondhaarige Wehrmachtssoldat versuchte sich zu beruhigen und an etwas anderes zu denken. Jedenfalls nicht an Füchse. Nicht an den Krieg. Und nicht an diesen gnadenlosen ukrainischen Winter.

„Denk an was Schönes, Werner.“, wiederholte er gebetsmühlenartig zu sich selbst. „Denk einfach an was Schönes!“

Vielleicht an den letzten gemeinsamen Sommer mit seiner Frau und den Kindern, den Sommer von '39. Damals, als die Welt noch in Ordnung war.

Damals, als sie noch die Kontrolle hatten.

Werner hatte die Augen geschlossen und versuchte sich vorzustellen, wie Hilde und Emil auf der Schaukel saßen und ihn anlächelten. Doch alles, was sich in der inneren Finsternis vor seinem Blickfeld formte, waren Füchse.

Füchse wie den, den er mit drei seiner Kameraden neulich im zugeschnittenen Wald beobachtet hatte.

Es war kurz vor Weihnachten. Der gesamte Trupp hatte ein paar Stunden frei bekommen, bis weitere Befehle eintrafen. Und so vertrieben sie sich die Zeit mit der Jagd.

Es war ein schönes, majestätisches Tier, das Werner an jenem Morgen durch das Fadenkreuz seines Scharfschützengewehrs erspäht hatte. Ein großer Fuchs mit glänzend rotbraunem Fell und wachen, aufmerksamen Augen.

Eigentlich wollte ihn Werner gar nicht schießen. Aber so waren nunmal die Regeln. Wer am meisten Abschüsse hatte, würde das Spiel gewinnen. Und es ging um eine Menge Zigaretten.

Davon abgesehen hatten sie dieses Jahr an der Ostfront schon weißgott Verachtenswürdigeres getan, als auf Fuchsjagd zu gehen. Also warum nicht? Und so drückte Werner schließlich den Abzug.

Doch im letzten Moment scheute das Tier und machte eine Kehrtwende, so dass Werner nicht wie anvisiert seinen Kopf traf, sondern ihm lediglich einen Treffer am Hinterlauf verpasste.

„Der zählt nicht!“, grinste Friedrich Lutz, sein bester Kamerad hier an der Front, der es kaum erwarten konnte, endlich den verabredeten Gewinn einzustreichen.

Aber Werner war kein Kind von Traurigkeit und wollte sich nicht so einfach geschlagen geben.

„Wart's nur ab. Den krieg ich noch!“, konterte er trotzig, und so machten sie sich auf den Weg, um der blutverschmierten Fährte des angeschossenen Fuchses zu folgen... tiefer, immer tiefer in den zugeschnittenen Wald hinein.

Einen halben Kilometer später waren sie schließlich am Ziel. Dort, in einer schneebedeckten Lichtung, lag auf dem weißen Boden das verendete Tier. Doch irgendetwas war nicht so, wie es sein sollte.

Der tote Fuchs hatte eine blau schimmernde Blume im Fell zwischen den Ohren stecken, die jemand wie zu einem Begräbnis andächtig dort platziert haben musste.

Und vor dem Kadaver war mit dem Blut des Tieres das Wort „MÖRDER“ in den Schnee gepinselt worden. Wobei, eigentlich stand da „MORDER“, die Striche des Ö's schienen zu fehlen. Aber es war auch so jedermann klar, was gemeint war.

Werner und Friedrich blickten sich entgeistert an.

„Was zur Hölle...“, murmelte Friedrich. Und auch Hans und Richard, die wenig später neugierig zu ihnen dazustießen, konnten sich auf das Ganze keinen Reim machen.

„Das ist kein Zufall. Da steht definitiv Mörder!“, kommentierte Hans, während er seine Waffe entscherte und nervös auf die sie umgebenden Bäume zielte. „Besser, wir ziehen uns zurück.“

„Irgendwas stimmt nicht mit diesem Wald.“, antwortete Richard, der schon immer der Abergläubichste in ihrer Truppe gewesen war, mit einem unguuten Gefühl im Bauch. „Wisst ihr noch, was der verrückte Alte im Dorf gesagt hat? Der Wald gehört den Füchsen, hat er gesagt. Und dass sie jeden grausam bestrafen werden, der ohne ihre Erlaubnis einen Fuß hineinsetzt.“

„Der Wald gehört uns, Kameraden!“, stellte Friedrich ein für alle Mal klar, dem das Geschwätz der Einheimischen schon lange auf den Senkel ging. „Jedenfalls so lange wir hier sind. Lasst euch doch nicht mürbe machen, Jungs! Es gibt keine Fuchsmenschen, keine Geister, und keine...“

Doch weiter kam er nicht, denn noch im selben Moment zischte ein hölzerner Pfeil durch die kalte Luft und bohrte sich mit einem unappetitlichen Geräusch direkt in Friedrichs Hals. Er war der Erste an jenem gnadenlosen Morgen, der mit einem lauten Röcheln zu Boden sank und vor Werners entsetzten Augen sein Leben aushauchte.

„Rückzug! Rückzug!“, brüllte Hans. „Das sind Partisanen!“

Er feuerte mehrere Schüsse in Richtung der eisbedeckten Bäume ab, aus denen der Pfeil vermutlich abgeschossen worden war.

Doch es war nichts zu sehen. Keine Bewegung. Keine Menschenseele. Nur zerfetzte Äste und Massen von Schnee, die, von den Einschüssen aufgewirbelt, durch die Luft geschleudert wurden.

Auch Werner feuerte blind mehrere Salven ab. Dann nahm er hastig die Erkennungsmarke seines gefallenen Kameraden an sich, wie man es ihnen beigebracht hatte, und rannte gemeinsam mit den beiden anderen zurück in Richtung Lager.

„Wie... wie haben die... das gemacht?“, keuchte Richard atemlos, während sie sich durch immer tiefer werdende Schneeverwehungen vorankämpften. „Ich habe... ich habe nichts sehen können... und nichts gehört. Nicht mal das kleinste Geräusch.“

„Keine Ahnung.“, erwiderte Hans, der sich erschöpft an den Stamm einer alten, knorrigen Buche lehnte. „Aber wir werden es diesen Arschlöchern zeigen. Wart's nur ab. Wir werden diesen verdammten Wald niederbre...“

Plötzlich schnellte aus dem Baum eine rostige Klinge hervor und bohrte sich direkt in Hans' Unterleib. Entsetzt fasste er sich an die klaffende Wunde und starrte ungläubig auf die schneebedeckte, kindlich wirkende Gestalt, die ihm direkt gegenüberstand, perfekt verschmolzen mit ihrer winterlichen Umgebung, als ob sie und der Wald aus ein und dem selben Material bestünden.

Werner wollte noch auf sie schießen, doch da war sie auch schon wieder mit einem geisterhaften, unheimlichen Kichern hinter dem Dickicht weißer Zweige verschwunden.

„Hans! Hans! Ist alles in Ordnung?“, fragte Richard besorgt und bückte sich, um nach der Wunde seines verletzten Kameraden zu sehen. Doch da lag dieser bereits zitternd im Schnee und betrachtete apathisch die aus seinem Unterleib quillenden Eingeweide.

Sie versuchten noch, Hans auf die Schulter zu nehmen und mit sich zu schleppen, aber mussten sich schon nach wenigen Metern eingestehen, dass es vergebliche Mühe war, da von ihrem Kameraden keinerlei Lebenszeichen mehr ausgingen.

„Lass ihn...“, mahnte Werner und legte seinem verängstigten Mitstreiter tröstend die Hand auf den Arm. „Der ist hinüber.“

Werner nahm zitternd auch die zweite Erkennungsmarke an sich. Dann rannten sie weiter. Immer weiter durch den Wald, bis sie endlich das rettende Lager erreichten, wo sie hofften, den Rest ihres Zuges vorzufinden und diese hinterhältigen Partisanen-Schweine für alles büßen zu lassen.

Doch das einst so aufgeräumte Lager glich einem blutigen Schlachtfeld.

Die Leiber der Soldaten hingen kopfüber von ihren Fahrzeugen, lagen zerstückelt über den Boden verteilt, oder waren an Bäume genagelt und ausgeweidet worden.

Und in dem Topf, in dem vor wenigen Stunden noch Gulaschsuppe zubereitet worden war, schwamm der abgetrennte Kopf ihres Hauptmanns, noch immer wie im Moment seines Todes mit weit aufgerissenen, hervorquellenden Augen, die sich durch die Hitze der Suppe allmählich aus ihren Augenhöhlen zu lösen begannen.

Bei diesem Anblick musste sich Werner das erste Mal übergeben.

Richard hielt unterdessen schützend sein Gewehr vor sich... nicht wie ein kampfbereiter deutscher Elite-Soldat, sondern eher wie jemand, der sich mit einem Kruzifix vor herannahenden Vampiren zu schützen versuchte.

„Das sind... das sind keine Menschen...“, stammelte er panisch. „Das sind Geister. Der Alte aus dem Dorf hatte Recht! Wir hätten... hätten diesen verfluchten Wald nie betreten dürfen.“

Werner versuchte sich langsam wieder zu berappeln und einen klaren Kopf zu bekommen, und ging vorsichtig um das Zelt des Kommandanten herum, um ihre Ausrüstung zu inspizieren.

Da sah er sie... keine fünfzig Meter entfernt...

Zwei schmächtige, dünne Gestalten, nicht viel größer als ein Kind. Sie waren in Felle gekleidet, hatten rotbraune Fuchsmasken über ihre Köpfe gestülpt, und waren gerade damit beschäftigt, die Leiche eines Wehrmachtsangehörigen zu plündern.

Als sie bemerkten, wie Werner um die Ecke bog, fauchten sie irgendetwas krächzendes, nicht menschlich klingendes in seine Richtung, und verschwanden dann in Windeseile hinter den nächsten Büschen... dermaßen schnell, dass Werner gar nicht mehr dazu kam, sein Gewehr hochzuziehen und auf sie zu feuern.

„Wir müssen hier weg, Richard. Da sind überall Fuchsmenschen.“, murmelte er leise und drehte sich zu seinem Kameraden um, den er noch immer hinter sich wähnte.

Doch von Richard war weit und breit nichts mehr zu sehen.

„Richard? Richard???“

Werner wischte sich den angesammelten Schweiß von der Stirn und stolperte rückwärts, immer schussbereit das Gewehr vor sich hinhaltend und in alle möglichen Richtungen zielend.

„Richard? Komm schon, lass mich jetzt nicht allein... hörst du?“

Doch statt einer Antwort vernahm Werner nur ein gurgelndes Geräusch, das von der anderen Seite des Zeltes zu kommen schien.

So schnell er konnte, hastete er zurück, nur um seinen langjährigen Kameraden zu entdecken, wie er mit Stacheldraht um den Hals und weit ausgestreckter Zunge von einem der umgebenden Bäume hing.

Dazu hörte er schallendes Gelächter, wie von einer Gruppe spielender Kinder, das von überall gleichzeitig zu kommen schien.

Jetzt gab es für Werner kein Halten mehr.

Er schleuderte sein Gewehr von sich weg, wohl ahnend, dass es ihm gegen die hier im Wald hausenden dunklen Mächte nicht das Geringste nützen würde.

Dann rannte er so schnell er konnte davon, Kilometer um Kilometer durch den winterlichen Wald, und versuchte, die zahlreichen Vogelscheuchen-artigen Gebilde am Wegesrand zu ignorieren, die scheinbar aus Knochen kleiner Tiere und Kleiderresten von Soldaten angefertigt worden waren... ebenso wie die von manchen Bäumen hängenden abgenagten Überreste von verrotteten menschlichen Leibern, denen nicht mehr anzusehen war, ob es sich dabei um Angehörige der Wehrmacht, Sowjets oder Zivilisten handelte.

„Einfach noch ein paar Kilometer durchhalten...“, sagte sich Werner. „Dann bist du aus diesem scheiß Wald draußen. Nur noch ein paar Kilometer!“

Und so lief er immer weiter, bis er schließlich völlig entkräftet zu dieser eingeschneiten, verlassen wirkenden Hütte mitten im Nirgendwo kam.

Dort, unter deren hölzernem Bretterboden, hatte er sich leise hinuntergezwängt, immer darauf achtend, keine Spuren zu hinterlassen... und so lag er nun schon seit Stunden, eingemummelt in seinen wärmenden Wintermantel, und versuchte, nicht an Füchse zu denken.

Vielleicht, so hoffte er, würden sie die Verfolgung irgendwann aufgeben. Zumal es zwischenzeitlich wieder heftig zu schneien begonnen hatte, so dass sich Werner ziemlich sicher war, dass mittlerweile kein Mensch und kein Tier mehr seinen Spuren zu folgen vermochte.

Und irgendwann würde Verstärkung eintreffen. Man würde erfahren, was mit seinem Zug geschehen war, und einen Suchtrupp los schicken, der den ganzen Wald auf den Kopf stellen würde. Was heißt auf den Kopf stellen... abfackeln würden sie ihn, und mit dem Wald alles an lebenden Tieren, Menschen und sonstigen Geschöpfen, was sich noch darin aufhielt!

Es war vermutlich nur eine Frage der Zeit.

Ein fauchendes Geräusch von draußen ließ Werner schreckhaft zusammensucken.

Dann hörte er Schritte. Schritte im Schnee, die immer näher zu kommen schienen und nichts Gutes verhiessen. Und schließlich das Knarzen einer Tür.

Wer immer da gekommen war, musste sich nun direkt über ihm in der Hütte befinden.

Werner hielt den Atem an. Jetzt bloß kein Geräusch machen.

Minutenlang herrschte eine Totenstille in dem Raum, nur das leise Heulen des Windes, der durch die losen Bretter pfiiff, war zu hören... so dass Werner schon hoffte, dass wer oder was auch immer da in diese Hütte gegangen war, inzwischen vielleicht schlafen würde oder unbemerkt wieder hinausgegangen war.

Doch dann klopfte auf einmal eine zarte Hand an die Holzdielen, die sich direkt überhalb seines Kopfes befand, und eine jugendlich wirkende Stimme sprach zu ihm in gebrochenem Deutsch:

„Du bist Überlebenskünstler. Weißt du? Bist der Letzte, der noch übrig.“

Werner hielt sich die Hand vor den Mund, damit niemand seinen aufgeregten Atem hören konnte. Am liebsten hätte er sich auch noch die Hände vor das Herz gehalten, denn es pochte so laut, dass Werner befürchtete, sein Herzschlag wäre noch auf mehrere Meter Entfernung wahrzunehmen.

„Bist nicht der Gesprächige, was?“, fuhr die Stimme in einem lockeren Tonfall fort. „War nicht leicht, dich finden hier. Weißt du. Meine Freunde und ich haben Spiel. Spielen darum, wer die meisten von euch erlegt. Gewinner bekommt Zigaretten. Viele Zigaretten.“

Mit diesen Worten zog der unheimliche Kerl ein Messer aus seiner Tasche und kratzte damit verspielt über die hölzernen Balken.

Dann grinste er.

„Ich mal wieder verloren. Bin schon drei Deutsche hinten. Und da bist nur noch du. Kann nicht mehr aufholen. Ich...“

Er wollte noch irgendetwas hinzufügen, stockte aber, als er von draußen einen strengen Ruf vernahm.

„Bist du endlich fertig?“, herrschte eine Stimme aus der verschneiten Waldlichtung. Nicht in gebrochenem Deutsch, sondern gehoben und ausdrucksstark, wie die Stimme eines stolzen deutschen Offiziers.

„Ich muss gehen.“, flüsterte der junge Typ zu dem immer noch ängstlich unter der Hütte kauernenden Werner. „War eine gute Jagd, nicht wahr?“

Dann hörte Werner über sich die Türe zuschlagen.

„Hallo Janosch.“, sagte der Junge zu dem älteren, der neu dazugekommen war. „Bin fertig. Einer ist noch in Hütte. Hat sich verkrochen. Soll ich ausräuchern?“

„Nicht nötig.“, antwortete der andere Kerl mit dem guten Deutsch. „Ihr habt heute eine ordentliche Arbeit abgeliefert, Jungs. Den Rest mach ich selbst. Geh zu deinen Freunden, und dann macht euch aus dem fetten Hauptmann eine gute Suppe. Ist das Beste bei der Kälte.“

„Ja.“, erwiderte der Junge und spuckte frustriert auf den Boden. „Bin schon weg. Hab eh verloren.“

Werner konnte es nicht fassen. Die Kerle schienen genau zu wissen, wo er sich befand.

Er hatte seine Pistole aus dem Halfter genommen und überlegte einen Moment, was er jetzt tun sollte. Vielleicht hinausstürmen und es drauf ankommen lassen? Oder warten in der Hoffnung, dass irgendein Wunder geschah und seine Verfolger noch einmal von ihm abließen?

Vielleicht... vielleicht wäre es auch das Beste, die Waffe gegen sich selbst zu richten.

Alles war besser, als von diesen... diesen Monstern in Fuchskostümen zu Suppe verarbeitet zu werden.

Nein, so wollte er nicht enden. Und so zählte Werner die ihm noch verbliebene Munition und lud seine Pistole durch. Doch gerade, als er sie sich selbst an die Schläfe setzen wollte, bohrte sich die scharfe Klinge eines Wehrmachts-Dolches durch die Bretter über ihm, und eine gnadenlose Stimme rief triumphierend:

„Gewonnen!“

Werner spürte einen stechenden Schmerz in seinem Kopf, und das Blut schien ihm aus sämtlichen Körperöffnungen zu laufen.

Dann wurde es dunkel um ihn herum, und seine Seele versank in ewiger Finsternis.

Kapitel 1 - Fremd

Gut 75 Jahre später nahm in einem weitaus harmloseren Wald im Herzen von Baden-Württemberg ein Drama seinen Anfang, dessen Protagonisten von gänzlich anderen Sorgen und Nöten umgetrieben wurden, und das dennoch untrennbar mit der blutigen Geschichte des ukrainischen Geisterwaldes und seiner unheimlichen Bewohner verbunden war.

Mühsam setzte Leonie einen Fuß vor den anderen.

Sie verfluchte diesen verickten Wald, ihren beschissenen Erzeuger, und überhaupt so ziemlich alles in ihrem erbärmlichen Dasein.

Es hätte so viele Möglichkeiten gegeben, irgendwo in einer anderen zivilisierten Stadt neu anzufangen... irgendwo, wo die Nächte hell und die Wege kurz waren. Aber nein, ihr Vater musste ja ausgerechnet nach Kalbsbach ziehen, in die tiefste schwäbische Provinz, in der pünktlich um 18 Uhr die Bürgersteige hochgeklappt wurden und noch weit vor 22 Uhr auch der letzte Bus seinen Betrieb einstellte.

Und so kam es, dass Leonie nun schon seit knapp zwei Stunden auf einer nur notdürftig asphaltierten Straße durch den nächtlichen, nebelverhangenen Wald irrte.

Nicht, dass sie sich davor gefürchtet hätte, hier draußen von irgendeinem geistig zurückgebliebenen Holzfäller vergewaltigt zu werden... für so attraktiv hielt sie sich längst nicht, als dass sie ernsthaft daran geglaubt hätte, bei irgendeinem männlichen Wesen allein durch ihr unmotiviertes Vorüberschlurfen das Verlangen nach Sex auslösen zu können.

Ihr taten einfach nur die Füße weh. Ihre Sneakers waren für die Stadt ausgelegt, für kurze Strecken, Bahnfahrten, Rolltreppen und dergleichen... eben für das, was man üblicherweise als „Zivilisation“ zu bezeichnen pflegte... und nicht für diese menschenverachtende Wildnis und schlaglöcherbewehrten Behelfsstraßen, die ständig auf und ab gingen, als ob sie von einem besoffenen Waldschrat konstruiert worden waren.

Auch mit der Beschilderung schien man es in dieser Gegend nicht ganz so genau zu nehmen.

Vor gefühlten zwanzig Kilometern hatte Leonie noch einen Wegweiser gesehen, der ihr glaubhaft versicherte, dass es nur noch anderthalb Kilometer bis zu ihrem neuen Zuhause sein würden. Nun stand sie plötzlich vor einem rostigen, mit Einschusslöchern verzierten Hinweisschild, auf dem weder dieses verfluchte Kaff Kalbsbach Erwähnung fand, in dem sie von ihrem Vater wahrscheinlich schon ungeduldig erwartet wurde, noch irgendein anderer ihr bekannter Ort, an dem sich Leonie irgendwie hätte orientieren können.

Stattdessen stand da nur „Böcklesmühle – 2 Kilometer“, „Heinzlesmühle – 3,5 Kilometer“, und „Asylschmarotzer abschieben. Deutschland den Deutschen!“, auf einem schon ziemlich zerfledderten NPD-Aufkleber, den wohl irgendwann einmal ein engagierter Jungnazi frontal auf das Schild geklebt hatte, um hier draußen in der Mitte vom Nirgendwo seiner politischen Überzeugung Ausdruck zu verleihen.

Während sie unentschlossen in Richtung „Böcklesmühle“ weitermarschierte, fragte sich Leonie, wieso die Menschen gerade dort am ausländerfeindlichsten waren, wo es augenscheinlich die wenigsten Probleme mit Ausländern gab.

Dort wo sie herkam, an ihrer alten Schule in Gelsenkirchen, hätte sie es ja noch eher verstanden, wenn anlässlich von 80 Prozent Ausländeranteil der Unmut gegen die Überfremdung bei Mitschülern und Bevölkerung gewachsen wäre... aber das komplette Gegenteil war der Fall.

Deutsche und ausländische Jungs verstanden sich, zumindest in ihrer Klasse, prächtig. Was ja eigentlich auch kein Wunder war, denn egal ob Türke, Russe oder Deutscher... letztlich schienen sie sich alle darin einig zu sein, dass der Sinn des Lebens vornehmlich darin bestand, ein Stückchen cooler zu wirken als der Rest und die aktuellen Charts sowie die Ergebnisse der Fußball-Bundesliga auswendig herunterbeten zu können.

Zu einigen Mädels aus ihrer Klasse hatte Leonie zwar ein etwas besseres Verhältnis... aber auch dort schien es eine Art stillschweigenden interkulturellen Konsens zu geben, wonach sich junge Frauen möglichst wie nymphomane Bahnhofsnutten zu kleiden hatten und sich insgeheim geschmeichelt fühlen mussten, wenn ihnen irgendein testosteronriefender Ali, Sergej oder Kevin über den halben Schulhof hinweg zurief, was sie doch für einen geilen Arsch hätten.

Zu Leonie hatte das schon seit der dritten Klasse keiner mehr gesagt, denn Leonie galt bei den meisten ihrer Mitschülern als eine Art „drittes Geschlecht“. Nicht zierlich und aufgetakelt genug, um als typisches Mädchen durchzugehen, und bei weitem nicht lustig und laut genug, als dass ihre männlichen Klassenkameraden sie als einen der ihren akzeptiert hätten.

Tatsächlich konnte man Leonie mit ihren ungepflegten braunen Haaren und ihrer grundsätzlichen Abneigung gegen jede Art von Schminke und Körperschmuck auf den ersten Blick für einen schüchternen Jungen halten. Dazu kamen dann noch ihr ständig etwas angepisst und unmotiviert wirkender Gesichtsausdruck, ein eher blasser Teint... und die Tatsache, dass sie sowohl Jeans als auch Pullover immer in der Männerabteilung und meist auch ein paar Nummern zu groß kaufte, weil sie erst gar kein Interesse daran hatte, ihre durchaus vorhandenen weiblichen Körperformen in irgendeiner Weise zu Markte zu tragen.

Niemand sollte sie auf ihr Aussehen reduzieren.

Wenn, dann wollte Leonie um ihrer Gedanken Willen geliebt werden... das Tragische war nur eben, dass dies nicht geschah. Keiner interessierte sich für die Gedanken eines Mädchens, das eigentlich gar kein Mädchen sein wollte und sich am liebsten den ganzen Abend nur Serien auf Netflix reinzog oder stundenlang irgendwelche nicht jugendfreien Videospiele spielte, um vor der langweiligen Realität in düstere Fantasiewelten zu flüchten. Und niemand hatte für diese Realitätsflucht Verständnis. Weder Lehrer, Mitschüler, und schon gar nicht ihr alleinerziehender Vater ... immer hieß es nur: „Geh doch mal ein bisschen an die frische Luft! Unternimm was mit deinen Klassenkameraden! Geh ins Jugendzentrum und mach einen HipHop-Tanzkurs!“

Jeder schien einen Haufen guter Ratschläge für Leonie parat zu haben. Nicht ein Einziger nahm sich die Zeit dafür, sich hinzusetzen und einfach mal zuzuhören, warum Leonie so geworden ist, wie sie war.

Denn für alles, was in Leonies Leben passierte, gab es einen triftigen Grund. Auch dafür, dass sie eines Tages eine ihrer Mitschülerinnen aus der Schlampenfraktion mit Schlägen traktierte, ihr ein Büschel Haare aus dem frischfrisierten Schädel riss und dann vor den Augen der gesamten Klasse versuchte, sie mit ihren eigenen Haaren zu strangulieren. Erst, als die Schlampe schon blau angelaufen war, kam ein entsetzter Lehrer hinzugeeilt und verhinderte durch sein beherztes Eingreifen, dass sich Leonie ihre Zukunft vollends verbaute.

Sie bekam lediglich einen vorübergehenden Schulverweis. Nichts Dramatisches eigentlich, aber für Leonies Vater dennoch Grund genug, das großstädtische Umfeld und die fehlende Nähe zur Natur für Leonies zunehmend aggressiver werdendes Verhalten verantwortlich zu machen.

Und so beschloss er kurzerhand, ihre Eigentumswohnung zu verkaufen und in der schwäbischen Provinz, genauer gesagt, in einem abgelegenen Ortsteil von Kalbsbach, wo ihnen Leonies verstorbener Großvater vor kurzem die Hälfte seines Hauses hinterlassen hatte, einen Neuanfang zu wagen.

„Warte doch erstmal ab, bis wir dort sind.“, hatte sie ihr Vater auf der Hinfahrt aufzumuntern versucht. „Glaub mir, es wird dir gefallen. Du wolltest doch früher immer ein Pony haben, nicht wahr? Also es gibt da ganz in der Nähe viele Bauernhöfe, und da...“

„Ich bin keine dreizehn mehr, Dad.“, hatte sie ihm vorwurfsvoll geantwortet. „Ich bin fast siebzehn!“

Aber ihr Vater ließ sich nicht beirren.

„Na und, Schätzchen? Ich habe gehört, dass es Menschen geben soll, die auch mit zwanzig oder dreißig noch Freude am Reiten empfinden. Außerdem... du willst doch nie so sein wie alle anderen und tun, was alle tun. Jetzt hast du die Gelegenheit dazu!“

„Toll. Danke, Dad! Vielen Dank. Ich hoffe, es gibt in dem Dreckskaff wenigstens Internet.“ Ihr Vater runzelte die Stirn.

„Nun, zumindest gibt es einen Telefonanschluss. Und wenn du mir zeigst, dass du das nächste halbe Jahr in der Schule keinen Mist baust und auch wieder etwas mehr für deine Mathenote tust, dann können wir meinetwegen auch über einen Internetzugang reden.“

Leonie erkannte gleich am Gesichtsausdruck ihres Vaters, dass Betteln oder Schimpfen keinen Zweck haben würde. Der Mann war vielleicht nicht der strengste und autoritärste

Vater dieser Welt... aber wenn er sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war seine Sturheit durchaus mit der von Leonie vergleichbar.

Und so schwiegen sie sich den Rest der langen Autobahn-Fahrt gegenseitig an, und Leonie nahm sich vor, ihre neue Schule und alles, was sich in dieser Schule befand, abgrundtief zu hassen. Einfach schon aus Prinzip... genau, wie sie auch alle Pferde und Bauernhöfe in diesem Dreckschiff hassen wollte.

Die Regimekritiker, die im alten Russland vom Zar oder Stalin nach Sibirien verbannt worden waren, sagten schließlich auch nicht: „Oh toll, da gibt es so viel Natur, schöne Bäume und wunderbare Pferde.“

Nein... sie waren vermutlich eher traurig oder wütend, dass andere Menschen darüber bestimmen durften, wo sie zu leben hatten. Und genau so fühlte sich nun auch Leonie... vom bösen Zaren aus purer Willkür ins Exil verbannt... ausgestoßen, gebrandmarkt und geächtet.

Der erste Tag an der neuen Schule bestätigte dann auch gleich ihre schlimmsten Befürchtungen.

Jeder kannte jeden, nur Leonie kannte logischerweise niemanden. Verglichen mit den pubertierenden Möchtegerngangstern, mit denen sich Leonie an ihrer alten Schule herumschlagen durfte, wirkten die männlichen Jugendlichen in ihrer neuen Klasse teilweise drei oder vier Jahre entwicklungsverzögert, als ob sie aus Versehen zu früh eingeschult worden waren. Der andere Teil erweckte dafür zum Ausgleich eher den gegenteiligen Eindruck... bullige Bauerntypen mit Doppelkinn, die wahrscheinlich schon mehrmals sitzengeblieben waren und möglicherweise nur deshalb noch immer in der Klasse sein durften, weil ihre Väter alle mit dem mindestens ebenso bäuerlich aussehenden, dickhalsigen Rektor der Schule verwandt waren.

Die Mädels in der Klasse wirkten im Vergleich zu den aufgetakelten Bitches aus der Großstadt immerhin angenehm normal... wenn auch ein bisschen unreif, wie Leonie sofort mit kritischem Auge feststellte, als sie zum ersten Mal das Klassenzimmer betrat und einen Haufen aufgeschreckter Teenie-Hühner um einen der Tische herumhüpfen sah... ein seltsames Ritual, das sie zuhause in Gelsenkirchen zuletzt in der zweiten Klasse beobachten konnte.

Das Allerschlimmste war für Leonie aber der Kontakt mit dem schwäbischen Dialekt.

Sie hatte sich schon mit Russen verständigt, mit Türken und Albanern aus dem Gelsenkirchener Ghetto, die teilweise kaum ein Wort Deutsch sprachen. Aber das war alles nichts gegen das Kauderwelsch der Kalbsbacher.

„Du bischd die Neie, gell?“, war der erste Satz, den ihr eine gutgelaunte Blondine mit zwei Pippi Langstrumpf-artigen Zöpfen entgegenrief, als sich Leonie etwas verloren in dem Gehege umsah, das mindestens für die nächsten ein, zwei Jahre ihr zweites Zuhause werden sollte.

„Ja, du mich auch.“, dachte Leonie leise zu sich selbst, versuchte aber dennoch, ihrer freundlichen neuen Mitschülerin ihr schönstes Lächeln zu präsentieren.

„Hi, ich bin Leonie.“

„I ben d' Martina.“, antwortete diese. „Du koosch de fei gern zu mir nomm hocke, wenn de mechtsch.“

„Ähm... danke...“, versuchte Leonie, sich auf die fremde Sprache der Einheimischen einen Reim zu machen. „Ich glaube, ich setz mich erstmal ganz nach hinten.“

Sie deutete auf den freien Tisch in der letzten Reihe, der mit deutlichem Sicherheitsabstand zu allen anderen Tischen aufgebaut war.

„Da bin ich früher in meiner alten Schule auch immer gesessen.“

„Benedikt, d’Leonie mecht sich ganz nach hindä hocke!“, kommentierte Martina Leonies Entscheidung in Richtung von einem der vorderen Tische. Dort verstummten einige Gespräche.

Einer lachte... dann blickten etliche fragende Bauerngesichter in Leonies Richtung.

„Da würd i mi fei ned nahocke!“, kam schließlich von einem braungebrannten Jungen mit zeitloser Kurzhaarfrisur als Antwort zurück. „Dr Spooky isch en ganz hinderfotziger Drecksack. Mit dem will koiner was zu do han. Am beschde hältst Abschtand zu dem.“

Als er von Leonie als Reaktion nur verständnisloses Achselzucken erntete, sprang die schmunzelnde Martina in die Presche und startete den Versuch einer Übersetzung.

„Dort hinten hockt scho einer. Den nennen älle nur Spooky. Des isch a bissle a komischer, weisch. So a richtiger Freak. Der isch ned ganz richtig im Kopf.“

„Aha.“, erwiderte Leonie nicht wirklich interessiert. „Gut, dann setz ich mich halt erstmal zu dir.“

Martina lachte.

„Hocke! Bei ons hoißt mr des nahocke, Leonie! Musch dr scho eibräge, sonsch merkt ma no glei, dass du a Neigschmäckte bisch.“

„Ich glaub, ich kauf mir besser ein Wörterbuch.“, antwortete Leonie knapp, während sie in ihren Gedanken eine große Bahnhofsuhr vor sich sah, deren Zeiger in quälender Langsamkeit vor sich hintickten, aber dennoch nicht wirklich vom Fleck zu kommen schienen, als ob sie sich in Zeitlupe durch klebrigen Morast bewegten.

So langsam verging die Zeit sonst nur in der Hölle, und Leonie fragte sich verzweifelt, wie sie die nächsten fünf Stunden in diesem Bauernstall überleben sollte... geschweige denn die nächsten zwei Jahre.

„Sodele... Guddemorge.“, wurde sie von einer tiefen Brummstimme aus ihren Gedanken gerissen.

„Guddemooooooooorge.“, antwortete etwa die Hälfte der Schüler gelangweilt.

Ein bärtiger, etwas molliger Typ mittleren Alters marschierte voller morgendlichem Tatendrang zum Pult, stellte seine dunkelbraune Ledertasche ab, und begann dann damit, irgendeine im Klassenbuch befindliche Liste zu kontrollieren.

„Leonie... stimmt, mir hänn ja ebber Neies gkriegt...“, brummte er mehr, als er sprach, und schaute dann prüfend in die Klasse. „Leonie? Wo hocksch, Mädle?“

Leonie seufzte und hob schließlich unmotiviert die Hand.

„Ich bin hier.“

Der bärtige Kerl machte einen Haken in seine Liste.

„I bin dr Herr Baierle.“, sagte er schließlich mit einem zufriedenen Nicken. „I hoff, dir gefällt’s hier bei ons.“

„Und ich hoffe, du bist nicht mein neuer Deutschlehrer.“, dachte Leonie sarkastisch, verkniiff sich den Kommentar dann jedoch, um es sich nicht gleich am ersten Tag mit allen Anwesenden zu verscherzen.

„Ja, ist ganz ok hier.“, sagte sie stattdessen leise. „Nur mit der Sprache tu ich mir noch ein bisschen schwer.“

„Heidenei, du schwätzsch ja a bessers Hochdeitsch wie I.“, lachte Herr Baierle, begleitet von einigem Gekicher aus den vorderen Reihen.

Er machte eine kurze Pause, bevor er sich räusperte und in etwas ernsterer Tonlage fortfuhr:

„War nur Spaß, Leonie. Den Unterricht mached mir nadirlich in Hochdeitsch, wie sich's ghört. Nur zwischenei schwätztet mir halt gern amol so, wie ons dr Schnabel gwachsä isch. Naja, wirsch de scho no dra gwähne. Mir sen halt alles blede Schwobasäggel.“

Wieder lachten fast alle, bis auf Leonie. Sie hatte es versucht, aber außer einem leichten Hustgeräusch nichts zustande bekommen, was auch nur im Entferntesten an ein Lachen erinnert hätte.

Stattdessen wünschte sie sich auf einmal sehnsüchtig in ihre alte Proleten-Klasse zurück, wo man nicht mit den Lehrern lachte, sondern allerhöchstens über sie.

Das erschien Leonie irgendwie konsequenter, schließlich stand man auf verschiedenen Seiten.

Die Schüler wollten möglichst alle einen guten Abschluss haben... und zu den Aufgaben der Lehrer gehörte es nunmal unter anderem auch, dafür zu sorgen, dass nicht jeder einen bekam.

Kein Grund, sich zu verbrüdern, dachte Leonie. Kein Grund, netter zueinander zu sein, als es unbedingt nötig war.

„Wo isch'n der Florian?“, brummte es vom Pult her. „Hat der schowidder sei Bus verpasst?“

Die Blicke der Schüler richteten sich nach hinten, zu dem noch immer unbesetzten Tisch in der letzten Reihe.

Herr Baierle seufzte und wollte gerade ein paar Hefte aus seiner Aktentasche fischen, als die Tür aufgerissen wurde und ein dürrer Junge eintrat, dessen Gesicht fast komplett von der Kapuze seines lilanen Pullovers verdeckt war. „Tschuldigung. Hab den Bus verpasst.“, murmelte er, ohne sich dabei in Richtung des Lehrers zu wenden. Stattdessen blickte er nur auf den Boden und schlappte unmotiviert an den freien, hinteren Tisch.

Die Kapuze hing ihm dabei so tief ins Gesicht, dass Leonie selbst dann, als er direkt an ihrem Platz vorbeiging, keine genauen Einzelheiten erkennen konnte. Nur einige hellbraune Haare und ein eher schmaler, blasser Mund lugten aus dem dunklen Stoff der Kapuze hervor.

Der Pullover schien dabei fast ein paar Nummern zu groß für ihn zu sein... jedenfalls bedeckte er auch fast komplett die Hände des Jungen, so dass nur die Spitzen seiner Finger aus dem Ärmel hervorschauten.

Im Kontrast zu seiner zugeschnürten, geradezu winterlich anmutenden Oberbekleidung trug er untenrum eine mit Blümchen bestickte, hellblaue Schlafanzug-Hose, die den Eindruck erweckte, als ob er gerade eben erst aus dem Bett gefallen war.

„Merkwürdige Kombination“, dachte Leonie. „Hätte fast von mir sein können.“

Menschen, die sich keinem Modediktat unterwarfen, waren ihr schonmal grundsätzlich nicht völlig unsympathisch... erst recht, wenn sie demäßig so dermaßen danebenlagen, als ob sie der Geschmack ihrer Zeitgenossen nicht das Geringste anging.

„Des ischer.“, flüsterte Martina, als der Junge an ihrer Bank vorübergegangen war und sich ganz hinten auf seinen Stuhl fallen ließ. „Des isch der Florian. Aber älle saged nur Spooky zu ihm...“

„Warum eigentlich?“, fragte Leonie verwundert.

„Weil er a bissel oheimlich isch.“, wurde sie von Martina belehrt. „Unheimlich. Gruselig. Manche saged, der isch mit böse Goischder im Bund.“

„Goischder?“, wiederholte Leonie, offensichtlich etwas zu laut, denn Herr Baierle befand sich urplötzlich auf dem Weg zu ihr.

„Leonie, magsch du vielleicht die Frage für uns beantworten?“

Die Frage? Welche Frage? Um was ging es doch gleich?

Leonie sah den Lehrer an, mit den unschuldigen, inhaltsleeren Augen eines neugeborenen Kalbes.

„Äh...“, versuchte sie sich eine hoffentlich passende Antwort zurechtzulegen... doch ein vorlauter Ruf von der letzten Bank kam ihr zuvor.

„1933!“, sagte Spooky, der seine Kapuze jetzt etwas mehr aus dem Gesicht gezogen hatte, und warf der sich überrascht umdrehenden Leonie einen eiskalten Blick zu, so als wollte er ihr zeigen, dass er jedes einzelne Wort ihrer Unterhaltung genauestens mitverfolgt hatte. Das Blau seiner Augen wurde dabei nur noch von den dicken Augenringen übertroffen, die sich darunter gebildet hatten, und die ganz offensichtlich auf ein wenig gesundes Schlafverhalten schließen ließen.

„Danke, Florian. Aber beim nächschte Mal meldesch dich.“, grummelte der Lehrer, und fügte an Leonie gewandt hinzu: „Und du schwätzsched so viel, Herrgottssack! Muscht doch en gude Eidruck mache an deim erschde Dag.“

„Tschuldigung.“, flüsterten Leonie und Martina beinahe gleichzeitig.

Während Herr Baierle zurück an die Tafel stapfte und dabei irgendwas von

„Ermächtigungsgesetz“ und „Reichschdagsbrand“ faselte, dämmerte Leonie, dass es sich bei Herrn Baierle vermutlich nicht um den Deutsch-, sondern um den Geschichtslehrer handelte.

Sie versuchte, sich irgendwie auf seinen monotonen Singsang zu konzentrieren... konnte es sich aber nicht verkneifen, immer mal wieder unauffällig zu dem merkwürdigen Jungen am hintersten Tisch zu schielen.

Zwei-, dreimal begegneten sich ihre Blicke flüchtig, aber Leonie wandte sich dann jedes Mal wieder schnell von ihm ab. Auch wenn sie nicht viel auf das Gerede ihrer abergläubischen Nebensitzerin gab... aber irgendwie hatten Spookys Augen tatsächlich etwas Unheimliches an sich... als ob sie eine Art Scanner eingebaut hätten, mit dessen Hilfe man unter Leonies Klamotten ihre Brüste erkennen konnte.

Vielleicht nannte man ihn ja deshalb Spooky, überlegte Leonie... weil er komisch glotzte und, ja... was tat er da eigentlich die ganze Zeit mit seinen Händen, wenn er Leonies neugierige Blicke einmal nicht rechtzeitig bemerkt hatte, um sie zu kontern?

Er hielt ganz offensichtlich irgendeine Perlenkette zwischen den Fingern. Ab und zu bewegten sich auch stumm seine Lippen, als ob er ein geheimes Mantra herunterbeten würde oder sich in eine Art Trance versetzte.

Herr Baierle schien sich daran jedenfalls nicht sonderlich zu stören. Oder er hatte sich an die Macken des seltsamen Jungen längst gewöhnt.

Auch die anderen Mitschüler schienen nicht wirklich Notiz von ihm zu nehmen... selbst dann nicht, als Spookys Kopf urplötzlich mit einem dumpfen Schlaggeräusch auf dem Tisch aufschlug, wonach er sich schmerzhaft und sichtbar übermüdet die Stirn rieb.

Leonie hatte keine Ahnung, ob er kurzzeitig eingeschlafen war oder sich mit dieser Aktion absichtlich selbstverletzen wollte, um wach zu bleiben. Aber sie wusste, was man zu einem von seiner Sorte an ihrer alten Schule gesagt hätte...

„Der wird sicher nachts von seinem Daddy gebumst.“

Irgendwie gemein. Aber die Sitten waren rau in Gelsenkirchen.

Ein greller Lichtstrahl riss Leonie aus ihren Erinnerungen.

Da kam von hinten ein Auto auf der Straße entlanggefahren... mindestens schon das Zweite innerhalb der letzten halben Stunde.

Leonie stellte sich an den Fahrbahnrand und wandte ihre Augen von dem aufdringlichen Lichtkegel ab, bis das Gefährt endlich wieder hinter der nächsten Kurve verschwunden war. Sie nahm sich vor, falls in absehbarer Zeit noch einmal ein Wagen vorbeikäme, würde sie ihn anhalten und zumindest mal nach dem Weg fragen... oder besser gleich höflich bitten, ob man sie ein Stückchen mitnehmen könnte.

Auch wenn Leonie ihrem Vater versprochen hatte, nicht einfach so zu fremden Leuten ins Auto zu steigen... sie hatte ihm ebenfalls versprochen, bis spätestens Mitternacht zuhause zu sein.

Und wenn sie nun durch die äußeren Umstände dazu gezwungen war, sich zwischen einem dieser beiden heiligen Versprechen entscheiden zu müssen, so wollte sie im Zweifelsfall lieber jenes einhalten, durch das ihr weniger Blasen an den Füßen entstehen würden.

Leonie überlegte, ob es das alles wert gewesen war... die schmerzenden Füße... das drohende Donnerwetter, wenn sie zu spät nach Hause kam... die theoretische Chance, in diesem verdammten Drecks-Wald noch tagelang umherzuirren und schließlich an Erschöpfung zu sterben. Und das alles nur, weil sie unbedingt meinte, aus lauter Langeweile am späten Nachmittag noch mit dem Bus in den nächstgrößeren Ort fahren zu müssen, wo es Martinas Worten zufolge immerhin einen Mediamarkt geben würde. Leider entpuppte sich der angebliche Mediamarkt als biederes Elektrofachgeschäft mit völlig überhöhten Preisen und einer Computerspielauswahl, die vermutlich noch aus dem letzten Jahrhundert stammte.

Die Imbissbude in dem aus einem Discounter und drei Werkshallen bestehenden Industriegebiet entpuppte sich als schlechter Witz, mit versalzenen Pommes und der miesesten Currywurst, die Leonie in ihrem ganzen Leben gegessen hatte, und die nichts anderes zu sein schien als eine stinknormale, in einem Haufen Curry-Ketchup ertränkte Bockwurst.

Und schließlich entpuppte sich der Nachtfahrplan an der Bushaltestelle als ein leeres Blatt Papier hinter einer Klarsichthülle, auf die irgendwer einen Pimmel und ein grottenschlechtes Graffiti gemalt hatte.

Leonie hätte nur zu gerne noch „Verreckt doch alle, ihr scheiß Schwaben!“ dazugeschrieben. Aber dummerweise hatte sie gerade keinen Stift dabei.

Der Nebel schien dichter zu werden.

Natürlich war Leonie auch in Gelsenkirchen schon des Öfteren mit nächtlichem Nebel konfrontiert worden... aber der Nebel in der Stadt war anders.

Stadtnebel war durchflutet von künstlichem Licht. Auch wenn er den ständigen Verkehrslärm angenehm dämmte, empfand ihn Leonie doch nie als einen Teil der Natur. Er senkte sich auf die Häuser hernieder, und die Stadt machte ihn sofort zu ihrem Eigentum... zu etwas Zivilisiertem, zu etwas, was Teil der industrialisierten, modernen Wohlstandswelt war.

Der Nebel hier draußen hingegen war urwüchsig und geheimnisvoll.

Man konnte förmlich dabei zusehen, wie er aus den am Boden liegenden Ästen und Gräsern gekrochen kam und sich wabernd in alle Himmelsrichtungen ausbreitete.

Dieser Nebel ließ sich nicht in Besitz nehmen. Es kam Leonie vielmehr so vor, als würde er nach und nach vom gesamten Wald Besitz ergreifen... und von allem, was er sonst noch zu fassen bekam.

Leonie war beileibe keine ängstliche Natur.

Sie schaute für ihr Leben gern Horrorfilme und wusste nahezu alles, was es über Serienkiller, Zombies und Vampire zu wissen gab. Aber wirklich gruseln tat sie sich dabei längst nicht mehr.

Anders, als gewisse Gutmenschen-Pädagogen behaupteten, wurde man durch das Betrachten solcher Filme nämlich nicht zum gewalttätigen Psychopathen... je mehr man vielmehr von ihnen sah, desto mehr verstand man als einigermaßen vernunftbegabter Zuschauer auch die Mechanismen, nach denen solche Filme funktionierten.

Irgendwann fing man dann an, zwischen guten und schlechten Filmen zu unterscheiden, zwischen aufwändigen und billigen Splattereffekten, und zwischen glaubwürdigen und miesen schauspielerischen Leistungen.

Man achtete auf die Originalität der Schocksequenzen und freute sich, wenn irgendwann mal kein maskierter Psychokiller hinterm Duschvorhang lauerte, wie schon so oft, sondern stattdessen völlig unerwartet eine Krallenhand aus dem Abfluss hervorschnellte.

Leonie vermutete ohnehin, dass die alten Säcke, die sich immer über gewalttätige Filme und Computerspiele aufregten, in Wahrheit psychisch viel labiler waren als diejenigen, um deren Entwicklung sie sich angeblich Sorgen machten.

Sie regten sich über gestellte Szenen auf... ängstigten sich vor irrealen Gewaltdarstellungen, die einem modernen Durchschnittsteenager höchstens ein unterdrücktes Gähnen oder einen dämlichen Spruch entlocken würden.

Wenn überhaupt, dann waren es zweifellos die Alten, die man vor solchen Filmen schützen musste, weil ihre spießigen Schäferchenhirne nie richtig gelernt haben, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden, wie es für die allermeisten medienerfahrenen Jugendlichen in Leonies Alter längst völlig selbstverständlich war.

Leonie blieb stehen und betrachtete nachdenklich die dunklen, von Nebelschwaden umschlungenen Baumstämme am Rand des Weges.

„Das ist ganz normale Natur!“, versuchte sich Leonie zu beruhigen. Auch wenn in vielen Horrorfilmen Kids aus der Stadt in Nächten wie diesen auf dem Land abmassakriert wurden... das waren eben Filme, und die Regisseure benutzten Elemente wie Nebel oder dunklen Wald ganz bewusst, um mit den schlechten Sichtverhältnissen, und damit mit menschlichen Urängsten, zu spielen.

In der Realität, dessen war sich Leonie eigentlich ziemlich sicher, geschahen in nebligen Nächten auch nicht mehr Morde als bei sternklarem Himmel oder Sonnenschein. Das mit dem Nebel war eine blödsinnige Erfindung der Unterhaltungsindustrie, nichts weiter.

Überhaupt, das Schlimmste, was einem in einem Wald wie diesem passieren konnte, war vermutlich, sich beim Stolpern über irgendeine Wurzel ein Bein zu brechen und dann keinen Handyempfang zu haben.

„Daran sind garantiert schon mehr Leute gestorben als an irgendeinem beschissenen Psychokiller.“, dachte Leonie und ging kopfschüttelnd weiter, weil sie einen Moment lang ernsthaft geglaubt hatte, unterhalb der Böschung eine regungslos aus dem Nebel ragende Gestalt gesehen zu haben.

Als wäre ihre Lage nicht schon misslich genug, verspürte Leonie seit einigen Minuten auch noch einen immer stärker werdenden Druck auf der Blase.

Natürlich erwartete sie nicht ernsthaft, hier draußen mitten im Wald ein Dixieklo zu finden... ganz abgesehen davon, dass sie es ohnehin nicht benutzt hätte, denn ein herrenlos im nebligen Wald herumstehendes Dixieklo wäre für eine horrorfilmerfahrene Vielseherin wie sie dann doch zu offensichtlich eine Todesfalle für naive, unbedarfte Touristen aus der Stadt gewesen.

Noch einmal hielt Leonie inne und blickte sich prüfend um.

Auf der anderen Seite des Weges schienen die Bäume etwas weniger dicht zu sein. Man konnte sich fast einbilden, einen schmalen Trampelpfad zu erkennen, der dort durch das am Wegrand wachsende Gestrüpp in die Dunkelheit führte. Vielleicht von einem Jäger angelegt, oder von irgendwelchen Mountainbikern, von denen Leonie schon tagsüber einige kleine Grüppchen aufgefallen waren.

Als der innere Druck schließlich zu groß wurde, entschloss sich Leonie schweren Herzens, ein paar Schritte in den Wald zu machen, um sich zumindest von dieser Last ein für alle mal zu befreien.

„Hier wird schon nicht die schwäbische Version von Jason Vorhees rumschleichen...“, sagte sie sich zur Beruhigung, denn einen schwäbelnden Serienkiller wollte sie sich nun wirklich nicht mal in ihren schlimmsten Alpträumen vorstellen.

„Brauschsch fei ned wegrenne, Mädle... I krieg de ja eh, ond dann hau i dr so oine and Gosch na, dass du des dei Lebtag nämmer vergischsch.“

Nein... Leonie war sich eigentlich ziemlich sicher, dass sie sofort in schallendes Gelächter ausbrechen müsste, wenn plötzlich so ein Bauer mit Mistgabel und Inzestgesicht vor ihr stehen und laut schimpfend auf sie losgehen würde.

Und still und heimlich morden wie die Typen aus den Filmen? Nach allem, was Leonie in den letzten Tagen von der debilen schwäbischen Landbevölkerung mitbekommen hatte, würden die es nicht mal schaffen, sich bis auf zehn Meter an sie heranzuschleichen, ohne ihr Vorhaben nicht zumindest mit einem erwartungsfrohen „Sodele“ zu kommentieren. Man brauchte einfach auch irgendwie Stil, um Serienkiller zu sein. Und Leute mit Stil hatte Leonie in Kalbsbach bislang nun wirklich nicht all zu viele kennengelernt.

Hinter einem Busch in der Nähe eines desolaten Jägerstands begab sich Leonie schließlich in Position... so, dass sie durch das Laub der Blätter zwar immer noch die Straße im Auge

hatte, aber sich dennoch ziemlich sicher sein konnte, dass sie von einem eventuell entlangfahrenden Auto nicht gesehen werden würde.

Dann streifte sie ihre Hose herunter und ging angestrengt in die Hocke, darum bemüht, an irgendwas Erfreulicherer zu denken, was ihr in dieser gruseligen, unzivilisierten Umgebung jedoch alles andere als leicht fiel.

Während schon die ersten Spritzer heißgelber Flüssigkeit aus ihrer Blase schossen, blickte Leonie noch einmal skeptisch in alle Richtungen, um sicherzustellen, dass sich nicht irgendwo in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft ein Bau von irgendwelchen ekligen Krabbeltieren befand... und erschrak fast zu Tode.

Denn dort in ihrem Rücken, kaum drei Meter von ihr entfernt, hockte eine in Schatten gehüllte, dunkle Gestalt. Sie lehnte nahezu regungslos an einem Baum und tat nichts, außer Leonie mit einem funkelnden Blick anzustarren.

„Wer bist du? Was willst du von mir?“, schrie Leonie hysterisch und pisste sich dabei aus Versehen über die eigene Hose.

Dann hüpfte sie aus der Hocke nach oben... unschlüssig, ob es sinnvoller war, die Flucht zu ergreifen, oder dem unbekannten Perversling erst noch die Fresse zu polieren, um gleich von vornherein klarzustellen, dass sie kein hilflos mit den Augen rollendes Klischee-Opfer sein würde.

„Die Frage ist doch eher: Was willst du von mir?“, kam auf einmal von der unheimlichen Gestalt als Antwort zurück. „Ich sitze hier schon seit zwei Stunden... lausche dem Frieden hier im Wald, und auf einmal kommst du, stöhnst obszön rum und streckst mir deinen nackten Arsch entgegen.“

Jetzt erst erkannte Leonie, dass es sich bei dem vermeintlichen Spanner um Spooky handelte... ihren schrägen neuen Klassenkameraden, der noch immer denselben dunklen Kapuzenpulli vom Morgen trug, aber seinen Schlafanzug inzwischen gegen eine schwarze Jogginghose eingetauscht hatte. Kein Wunder, dass er in der Dunkelheit so schwer zu erkennen gewesen war.

„Wie bitte?“, konterte Leonie nicht auf den Mund gefallen. „Soll das ein Witz sein? Du wirst wohl kaum so bescheuert sein, ohne Grund zwei Stunden im Wald zu sitzen und...“ Sie schaute ihm giftig in die Augen... doch er blickte nur ausweichend auf den Waldboden.

„Doch... wahrscheinlich bist du tatsächlich so bescheuert.“, korrigierte sich Leonie und machte sicherheitshalber zwei unauffällige Schritte nach hinten, um für den Fall der Fälle einen kleinen Vorsprung zu haben.

Der Typ passte immerhin genau ins Raster eines Serienkillers. Er verhielt sich schon in der Schule wie ein potenzieller Amokläufer, sprach ganz offensichtlich kein Schwäbisch... und irgendwie hatte er auch Stil.

„Wenn das hier ein Film wäre...“, fragte Leonie, um seine Reaktion zu testen. „Welche Rolle hättest du darin? Wärest du eher der Böse, oder einer von den Guten?“

Daraufhin hob der merkwürdige Junge seinen Kopf und schob ein wenig seine Kapuze samt Haare nach hinten, damit sie besser in seine Augen blicken konnte.

„Wenn das hier ein Film wäre, würden sie die Szene rausschneiden.“, meinte er leise, mit einem Anflug von Lächeln im Gesicht. „Niemand da draußen steht auf Heldinnen, die sich in die Hose pissen.“

Auch wenn sie es tunlichst zu vermeiden versuchte, spürte Leonie, wie ihr Gesicht rot anlief.

„Ich... äh... ich möchte dich mal sehen, wenn du nichtsahnend irgendwo an einen Baum pinkelst und dir plötzlich jemand von hinten auf deinen Schwanz starrt... und überhaupt... du hast mich auch heute Morgen schon so komisch angeglotzt.“

„Wie hätte ich dich ignorieren können?“, erwiderte Spooky. „Ich meine, du bist neu in der Klasse, du sprichst meine Sprache, und du kleidest dich, ähm, ungewöhnlich für dein Alter. Und dann drehst du dich auch noch ständig zu mir um, als ob ich dein geheimer Schwarm wäre oder sowas.“

Leonies Nackenhaare begannen sich allmählich wieder zu legen. Sofern sie ihre Menschenkenntnis nicht völlig täuschte, schien ihr Gegenüber zumindest kein hirnloser Lustmolch, sondern ein durchaus vernunftbegabter Gesprächspartner zu sein. „Naja, du hast manchmal echt komische Geräusche gemacht.“, versuchte sie ihm zu erklären. „Und ich hab auch noch niemand gesehen, der im Unterricht ständig mit so einer komischen Gebetskette rumspielt.“

Der Junge trat langsam ein paar Schritte näher an Leonie heran und streckte ihr lächelnd seine Hand entgegen.

„Ach die? Die ist nur als Einschlafhilfe gedacht. Das fällt mir manchmal etwas schwer, wenn alle so laut sind um mich herum. Übrigens... ich bin Spooky. Der Name auf meinem Perso spielt keine Rolle.“

„Ja, hab schon mitgekriegt, dass dich alle so nennen.“, antwortete Leonie und griff nach kurzem Zögern seine Hand. Sie fühlte sich kalt und feucht an, wie der Nebel.

„Ich bin Leonie. Steht auch so in meinem Perso.“

„Interessierst du dich auch für die Natur?“, fragte Spooky. „Bist du deshalb heute Nacht hier rausgekommen?“

Leonie schüttelte grinsend den Kopf.

„Keine Chance, Mann! Ich bin überzeugtes Stadtkind. Ich hab nur zu spät gerafft, dass hier schon so zeitig kein Bus mehr fährt. Dann dachte ich, ich gehe zu Fuß und...“

„Und hast dich verlaufen.“, ergänzte Spooky verständnisvoll.

„Ist ja auch kein Wunder.“, murrte Leonie. „Sieht doch alles gleich aus hier. Überall nur Bäume.“

Daraufhin schaute Spooky fast entrüstet und machte eine abweisende Handbewegung.

„Ach was! Wenn du mich fragst, sieht eher in der Stadt alles gleich aus. Überall nur Häuser und rechtwinklige Straßenkreuzungen. Ich hab mich letztes Jahr mal in Stuttgart verlaufen...“

Er kratzte sich verlegen am Kopf und zögerte einen kurzen Moment, bevor er schließlich fragte:

„Magst du mir vielleicht dein Ziel verraten? Dann sag ich dir vielleicht auch, wie du am schnellsten da hin kommst.“

„Oh ja, das wäre verdammt nett von dir. Ich will einfach nur irgendwie nach Kalbsbach zurück, Hintermurrtaier Straße, um genau zu sein... falls du weißt, wo das ist.“

Natürlich kannte Spooky den Weg... wie er sich überhaupt in dem ganzen Gebiet mindestens so gut auszukennen schien wie in der Kapuze seines Pullovers.

Wie sich herausstellte, hätte Leonie einfach an der letzten Kreuzung nach rechts abbiegen müssen, und hätte dann schon kurz darauf, noch vor der Heinzlesmühle, die spärliche Straßenbeleuchtung von Kalbsbach erblickt.

„Soll ich dich ein Stückchen begleiten?“, fragte Spooky wie ein echter Gentleman. „Nur um sicher zu gehen, dass du nicht wieder... verlorengest?“

„Tu was du nicht lassen kannst.“, erwiderte Leonie mit einem Schulterzucken, auch wenn sie insgeheim froh war, nicht mehr alleine durch die Gegend irren zu müssen. Aber nach außen zeigen wollte sie das auf keinen Fall.

Niemand sollte denken, dass sie nicht alleine zurecht kam. Niemand sollte sie jemals wieder für schwach halten. Niemand.

Kapitel 2 - Bruder

Um Leonies Wesen zu verstehen, musste man eigentlich nur einen Blick in die tragische Vergangenheit ihrer Familie werfen... eine Vergangenheit, die ihre Eltern wohl am liebsten für immer aus ihrem Gedächtnis streichen würden.

Für Leonie kam dies jedoch nicht in Frage. Leonie wollte sich erinnern.

Sie wollte sich an ihren Bruder Jacob erinnern.

Jacob war fünf Jahre älter als sie. Seit Leonie denken kann, hatte sie zu ihrem Bruder aufgeschaut. Sie hat ihn bewundert, wie er einst an seine Zimmerwand ein Bild von Jesus Christus malte, der ausgeweidet und kopfüber vom Kreuz hing... ausgerechnet er, von dem sich ihre gläubigen Großeltern doch am liebsten gewünscht hätten, dass er eines Tages Pfarrer werden und so die alte Familientradition wieder aufleben lassen würde.

Ausgerechnet er, dem seine Lehrer schon in der Grundschule eine Hochbegabung und einen weit überdurchschnittlichen IQ attestiert hatten, was seine Eltern natürlich sichtlich stolz gemacht hatte und sie insgeheim schon Erkundigungen über die besten Universitäten des Landes einholen ließ.

Doch Jacobs weitere Entwicklung entsprach dann so gut wie überhaupt nicht ihren Erwartungen. Mit vierzehn hatte er sich ohne elterliche Erlaubnis das Konterfei von Che Guevara auf den Oberarm tätowieren lassen... er kiffte, vernachlässigte die Schule und war Meister darin, durch kurze, provozierende Statements sämtliche Erwachsenen um sich herum in regelmäßigen Abständen zur Weißglut zu treiben.

Für ihre Eltern war Jacobs Lebensstil wohl ein einziges Ärgernis.

Für die neugierige, zehnjährige Leonie hingegen, die noch nicht so genau verstand, warum sich die Erwachsenen die ganze Zeit so sehr über ihren älteren Bruder aufregten, war er ein Vorbild... ein rebellischer Poet, der unmöglich geglaubte Wege aufzeigte, und ihr mit allem, was er tat, zu sagen schien:

„Nicht deine Eltern bestimmen darüber, wer du bist. Nicht deine Herkunft, dein Geschlecht oder die Erziehung, die du genossen hast... sondern allein du selbst! Du allein bist der Herr deines Lebens, und es gibt keinen anderen Herrn neben dir.“

Leonie litt sehr darunter, dass sie um so vieles jünger war als Jacob... denn sie hatte schon manchmal das Gefühl, dass er sie nicht ganz ernst nahm, beziehungsweise dass er sich nur so lange mit ihr abgab, wie gerade keiner seiner älteren Kumpels in Reichweite war.

Aber wenn sie zusammen waren, genoss Leonie jeden Augenblick.

Sie genoss es, stundenlang mit ihm Grand Theft Auto und The Last Of Us zu spielen, oder ängstlich in eine Decke gehüllt die neuesten Horrorschocker zu schauen, während die Eltern zwei Zimmer weiter schliefen und fest davon ausgingen, dass ihre Tochter gerade von Barbie oder irgendeiner geklonten Boygroup träumte.

Sie genoss es, sich in seiner Nähe so wagemutig und tapfer fühlen zu können wie ein Forscher, der mit jedem Schritt, den er tat, verbotenes Neuland entdeckte... auch wenn sie von der Reizüberflutung durch die ganzen harten Spiele und Filme, die sie mit Jacob zusammen konsumierte, nachts oft unruhige, heftige Alpträume bekam.

„Wenn ich groß bin, will ich auch mal so werden wie du...“, hatte die zwölfjährige Leonie einmal zu ihm gesagt, als sie bewundernd dabei zusah, wie er auf dem Bett sitzend an seiner Gitarre zupfte und eine traurige Melodie vor sich hersummte.

Leonie war sich sicher, dass es ein Riesenhit werden würde, wenn er es eines Tages veröffentlichte... und dass alle Mädchen in ihrer Schule schmachtend dazu tanzen würden. Aber Jacob schaute nur mit einem zweifelnden Blick zu ihr rüber und lächelte kalt.

„Du willst so werden wie ich, ja?“

Mit diesen Worten legte er die Gitarre beiseite, krepelte seinen Pullover hoch und zeigte ihr demonstrativ seinen linken Unterarm, der von zahllosen Narben übersät war... Narben von Wunden, die sich Jacob mit seinem Messer einst selbst zugefügt hatte, und die auch heute noch deutlich zu sehen waren.

„Sieh genau hin! Damals war ich nur wenig älter als du jetzt. Du willst sein wie ich... du beobachtest mich, versuchst mich zu imitieren. Aber Verzweiflung kannst du nicht imitieren, Leo. Entweder sie ist echt, oder du bist einfach nur ein armseliger Trittbrettfahrer! Du kannst auch nicht einfach Kurt Cobain verstehen, nur weil du dir eine CD von Nirvana anhörst. Also hör auf, so zu tun, als ob ich irgendwie was Besonderes wäre, wenn du nicht einmal den Grund dafür verstehst.“

Jacob bemerkte wohl, dass seine Worte etwas zu grob gewählt waren, und dass seine Schwester damit überfordert war, sie richtig einzuordnen.

Daher legte er ihr nach kurzem Zögern seinen Arm auf die Schulter und wischte ihr vorsichtig eine Träne aus dem Auge.

„Sieh mal, Leo... wir haben alle unseren eigenen Weg zu gehen. Und wenn dein Weg der meine sein sollte, wäre ich der letzte, der etwas dagegen hätte. Aber ehrlich gesagt... deine Unschuld steht dir ziemlich gut. Behalte sie noch ein Weilchen, ok?“

Leonie hatte lange und intensiv darüber nachgedacht, was er ihr mit diesem Ratschlag eigentlich sagen wollte.

War es eine Vorahnung? Wusste er damals schon, wie hässlich das alles eines Tages enden würde?

Damals jedoch blickte sie ihn nur mit großen Augen an und schwieg.

Ihr Bruder überlegte kurz, ehe er zu seinem Schreibtisch ging, eine Seite aus seinem Notizblock heraustrennte und ihr in die Hand drückte.

„Hier, lies das!“, forderte er sie auf. „Lies es und denk darüber nach. Und ehe du keine brauchbare Antwort darauf weißt, brauchen wir über das ganze Thema nicht mehr zu reden, verstanden?“

Leonie nahm den Zettel entgegen und nickte.

Und wie Jacob es ihr befohlen hatte, las sie ihn auch... las ihn fast die ganze Nacht hindurch, wie eine von den Göttern empfangene heilige Schrift.

Doch sie war damals einfach noch zu jung, als dass sie hätte verstehen können, was für eine Antwort Jacob eigentlich von ihr erwartete. Und da sie auch auf keinen Fall etwas Falsches sagen wollte, etwas, was in seinen Augen dumm und unreif gewesen wäre, landete der Zettel schließlich in ihrer Schublade, und wurde im Lauf der Zeit von immer mehr anderen Notizen, Büchern und Fotos überlagert, bis sie ihn nahezu völlig vergessen hatte.

„Das Essen schmeckt mir nicht mehr.

Sie sagen, es sei lecker.

Sie sagen, es enthält Vitamine.

Doch eigentlich ist es nur eine pampige Masse, die von meinem Speichel durchtränkt, von meinen Zähnen zermahlen und schließlich von meinem Darm in Scheiße verwandelt wird. Es hält mich vielleicht am Leben, aber es macht mich nicht satt.

Das Fernsehprogramm bedeutet mir nichts mehr.

Sie sagen, es sei spannend.

Sie sagen, dort laufen die neuesten Blockbuster.

Doch eigentlich ist es nur eine Abfolge von grellen Bildern, begleitet von Geschrei und emotionalisierender Musik... eine elektronische Traumwelt, von anderen generiert, um uns abzulenken von der Monotonie unseres eigenen Daseins.

Es hält mich vielleicht am Leben, aber es macht mich nicht satt.

Die Freunde von früher bedeuten mir nichts mehr.

Sie sagen, Freunde seien wichtig.

Sie sagen, ich dürfe mich nicht so abkapseln.

Doch was hat es mit Freundschaft zu tun, immer nur dann zusammenzukommen, wenn man gerade keine anderen Verpflichtungen hat?

Es ist letztlich nur eine Illusion von Verbundenheit, wo in Wahrheit jeder sich selbst der Nächste ist.

Es hält mich vielleicht am Leben, aber es macht mich nicht satt.

Meine berufliche Zukunft bedeutet mir nichts mehr.

Sie sagen, ich soll in der Schule besser aufpassen.

Sie sagen, ich möchte doch auch mal mein eigenes Geld verdienen.

Aber was ist Geld? Doch letztlich nur tote Materie, mit der ich mir andere tote Materie kaufe, um noch mehr zu Essen zu haben, noch mehr Fernsehkanäle empfangen zu können und noch mehr Freunde zu beeindrucken.

Es hält mich vielleicht am Leben, aber es macht mich nicht satt.

Nicht einmal meine Träume sind mehr von Bedeutung für mich.

Sie sind nur noch ein Sprungbrett in die einzig wahre Wirklichkeit, in die Welt hinter der Welt.

Die Leute sagen, real ist nur das, was man fotografieren und messen kann.

Sie sagen, komm wieder runter von deinem Trip.

Doch wenn man erstmal vom Nektar der Wahrheit gekostet hat, welchen Geschmack hat dann noch ein beschissener Hamburger?

Wenn man erstmal hinter die Kulissen einer Welt geblickt hat, die nur aus Lug und Trug besteht, welcher Reiz geht dann noch von einer inszenierten Fernsehshow aus?

Wenn man erstmal erfahren hat, wie es sich anfühlt, wenn sich zwei alte Seelen berühren, wie könnte man sich dann noch für die banalen Zusammenkünfte mit oberflächlichen Langweilern begeistern, die ihre Seele längst im Strudel der Zeit verloren haben?

Und die berufliche Zukunft?

Welcher Beruf kommt noch für einen in Frage, wenn man in einer einzigen Nacht so viele Abenteuer erlebt, dass man tagelang schlafen müsste, um alles zu verarbeiten?

Ich glaube, ich weiß jetzt endlich, wohin ich gehöre. Ich habe meine Bestimmung gefunden. Ich gehöre hinter die Kulissen. Ich gehöre hinter die Welt, zu den Geistern und Dämonen und durchgeknallten Halbgöttern.

Nur dort werde ich jemals satt werden.

Aber... wird es mich auch am Leben halten?“

Nur wenige Monate später hatte sich Jacob total verändert.

Er lachte nicht mehr, aß kaum noch und sperrte sich in den Ferien manchmal tagelang in seinem Zimmer ein, anstatt wie früher mit seinen Punk-Freunden um die Häuser zu ziehen und irgendwelchen Unsinn anzustellen.

Er war jetzt achtzehn Jahre alt, Leonie gerade dreizehn geworden.

Leonie und er sprachen kaum noch miteinander. Sie surfte in jeder freien Minute im Internet und pflegte ihre oberflächlichen Onlinebekanntschaften, die wesentlich stressfreier waren als alles, was Leonie aus der realen Welt gewohnt war.

Jacob hingegen schaute keine Filme mehr. Er hatte Computer und Telefon abgestöpselt und draußen vor seinem Zimmer auf den Flur gestellt.

Was er den ganzen Tag trieb, konnte Leonie nur vermuten.

Er las in merkwürdigen esoterischen Büchern, hatte überall im Zimmer Kerzen aufgestellt, und wenn man ihn störte oder es auch nur wagte, mal kurz an seine Tür zu klopfen, konnte er regelrecht ausrasten. Er wirkte chronisch übermüdet, war manchmal ohne jeden ersichtlichen Grund völlig mies gelaunt und in sich gekehrt... hin und wieder aber auch regelrecht euphorisch, als ob er irgendeine neue Droge für sich entdeckt hätte. Doch anders als ihre Eltern war sich Leonie eigentlich ziemlich sicher, dass es keine Drogen waren. Sie hatte eher den Eindruck, dass ihr einst so scharfsinniger Bruder langsam aber sicher seinen Verstand verlor.

„Was machst du eigentlich die ganze Zeit allein in deiner Bude?“, hatte sie ihn einmal gefragt. „Du spielst die alten Spiele gar nicht mehr... Weißt du noch? The Last Of Us... Assassins Creed... Mario Kart...“

„Vielleicht habe ich ja ein neues Spiel gefunden.“, erwiderte Jacob damals, eher genervt als wirklich an einem Gespräch interessiert. „Ein Spiel, das nicht für jedermann bestimmt ist.“ Leonie warf ihm einen skeptischen Blick zu.

„Du meinst, so wie die Filme, die erst ab 18 freigegeben sind?“

„Eher wie Bücher, die demjenigen nichts nützen, der keine Fantasie besitzt. Wenn die Zeit reif ist, werde ich es dir erklären, Leo. Aber nicht jetzt. Es wäre wohl... es wäre nicht gut für dich, dieses Spiel.“

Dann knallte er ihr schroff die Tür vor der Nase zu.

Als Leonie noch eine Weile davor stand und lauschte, glaubte sie, ihn leise weinen zu hören.

Ihre Eltern schienen Jacobs schlimmer werdende Verfassung hingegen weitestgehend zu ignorieren. Vielleicht dachten sie sich auch einfach: „Besser, er schließt sich in seinem Zimmer ein, als sich draußen auf der Straße zu prügeln oder volllaufen zu lassen.“

Sie gingen sogar für ein paar Tage ohne ihre Kinder auf ein Wochenend-Seminar, und sagten ihm noch zum Abschied: „Sei brav und pass gut auf deine kleine Schwester auf!“ ... nichtsahnend, dass es ein Abschied für immer sein würde.

In der darauffolgenden Nacht drangen laute Schreie aus Jacobs Zimmer.

Leonie versuchte sie zunächst zu ignorieren... drehte ihre Musik bis zum Anschlag auf, drückte sich ihr Kissen über den Kopf, und wälzte sich in ihrem Bett von einer Seite auf die andere. Doch letztlich war das Gefühl, dass da nebenan etwas ganz Ungutes passierte, dem einzig sie noch Einhalt gebieten konnte, doch stärker als alle Bedenken.

Und so trat sie zitternd hinaus auf den Gang, schlich vorsichtig zu Jacobs Zimmer... und rammte dann, als sie von drinnen immer noch seine verzweifelten Schreie hörte, ohne weiter nachzudenken mit ihrer Schulter die Tür ein.

Jacob lag splitterfasernackt und total verschwitzt auf dem Teppichboden.

Er war blass und wirkte, als ob er mindestens schon seit einer Woche nicht mehr richtig geschlafen hatte.

Als er seine Schwester in der aufgesplitterten Tür stehen sah, versuchte er mit einem verzerrten Gesichtsausdruck zu lächeln... es wirkte allerdings so, als ob ihm jede Bewegung unglaubliche Schmerzen bereitete.

„Was ist mit dir?“, fragte Leonie, der der Ernst der Lage durchaus bewusst war. „Hast du etwas genommen?“

„Jaaa...“, stöhnte Jacob benommen, während er sich langsam aufrichtete und sich seine nassgeschwitzten Haare nach hinten strich. „Eine Überdosis Wahrheit. Hab's mir direkt in die Seele injiziert. Ich wollte alles haben, verstehst du? Nicht nur die wenigen Krümel, die uns die Götter in ihrer Gnade zugestanden haben. Und jetzt bin ich wohl bald einer von ihnen... ein Gott...“

Leonie gefiel der Ausdruck in seinen Augen ganz und gar nicht. Das war nicht mehr der freche, rebellische Teenager, mit dem sie sich früher nächtelang Filme reingezogen oder virtuelle Schlachten geliefert hatte. Das war einfach nur noch ein Fremder.

Sie überlegte noch, ob sie sich nicht besser umdrehen und fortrennen sollte... doch da hatte er sie auch schon an ihren Schultern gepackt und mit ungeheurer Kraft gegen die Wand gepresst.

„Du bleibst schön hier, Schwesterchen!“

Er berührte ihren blassen Hals mit seinen Lippen, als wollte er darin hineinbeißen wie ein Vampir.

Leonie drückte ihren Kopf nach hinten, soweit es ging. Sie ekelte sich vor ihm. Nicht so sehr, weil er ihr Bruder war... sondern vielmehr deshalb, weil er so überhaupt nichts mehr von dem Bruder an sich zu haben schien, den sie früher einmal so bewundert hatte.

„Lass mich gehen, Jacob! Du weißt ja nicht mehr, was du tust!“, sagte sie, so bestimmt es einer bedrängten Dreizehnjährigen in ihrer Situation eben möglich war.

„Falsch!“, korrigierte er sie unwirsch. „Ich bin ein Gott. Ich weiß immer, was ich tue. Du weißt nicht, was ich tue. Weil du nur ein ahnungsloser Mensch bist.“

Mit diesen Worten riss er ihr die Bluse vom Leib... so energisch, dass noch Tage später rote Striemen an ihren Schultern zu sehen waren.

Dann packte er sie und zertrte sie zu seinem Bett im hinteren Teil des Raumes.

„Dein Körper ist dein Gefängnis. Deine Welt ist dein Gefängnis. Deine Moral ist dein Gefängnis. Glaub mir, ich könnte dir monatelang davon erzählen, und du würdest es doch nicht verstehen... weil du noch nicht ganz unten angelangt bist... weil du dich noch über deine Ohringe definierst, über deine Zukunftspläne oder über deinen jungfräulichen Hintern.“

Leonie ließ alles über sich ergehen... auch, als Jacob ihr in den Schritt fasste und langsam damit begann, ihre Jeans herunterzustreifen.

„Also wenn ich das jetzt tue... wenn ich dir Leid zufüge, dann tue ich das nur für dich. Du wolltest doch keine Trittbrettfahrerin sein, nicht wahr? Du wolltest sein wie dein großer Bruder. Und dein großer Bruder wurde vom heiligen Geist gefickt!“

Er hatte sie nun auf den Bauch gelegt und sich auf sie drauf gesetzt.

Leonie spürte den kalten, scharfen Stahl seines Butterfly-Messers in ihrem Nacken... spürte, wie er ihr damit grob über die Haut fuhr und ihr einige kleine Schnittwunden zufügte... nicht wirklich tief, aber tief genug, um Spuren zu hinterlassen und ziemlich weh zu tun.

„Er hat gesagt, ich soll noch viel mehr tun als das.“, faselte Jacob wie im Wahn. „Ich soll dich brandmarken, dich schänden... weil nur ein großes Opfer den Lauf der Welt zu korrigieren vermag. Durch schöne Worte allein lässt sich dein Zustand nicht heilen. Das hat er gesagt, ja! Und dass ich dir irgendwas abschneiden soll. Irgendwas, was dir sehr wichtig ist. Vielleicht dein kleines Händchen... oder deine Nase. Willst du, dass ich das mache, ja? Willst du das???“

Leonie zappelte und wollte ihn abschütteln.

Aber sie konnte nichts tun. Sie bekam kaum noch Luft, röchelte, versuchte, irgendwie von der Stelle zu kommen. Doch Jacob drückte ihren Kopf unbarmherzig gegen sein Kissen.

„Fühlt sich beschissen an, nicht wahr?“, stöhnte er mit heiserer Stimme, während seine kalte Klinge unter ihr Höschen wanderte. „Fühlt sich an wie etwas, für das du noch lange nicht bereit bist, meinst du nicht auch? Und das ist nur ein kleiner Vorgeschmack auf die ganze Wahrheit.“

Sie spürte seine Haut auf ihrer Haut, spürte die kalte Klinge zwischen ihren Beinen.

Dann ließ er auf einmal von ihr ab, drehte sie um wie einen nassen Sack, und wischte ihr mit seiner Hand den Speichel aus dem Gesicht.

„Such besser nicht nach der Wahrheit, Schwesterchen! Such dir eine schöne Lüge. Sieh dich doch an... du zitterst ja... stehst völlig unter Schock. Ist es wegen mir, ja? Ich... ich würde dir doch nie etwas antun. Du bist doch meine kleine Schwester. Glaub mir, ich meine es nur

gut mit dir. Aber du... du verstehst es nicht, oder? Du würdest es vermutlich nie verstehen.“

Jacob erhob sich und fing an, seine Kleider anzuziehen. Leonie schaute ihm apathisch dabei zu... beobachtete, wie er sich T-Shirt, Jacke und Hose überzog, und am Ende noch Taschenlampe und sein blutverschmiertes Messer in die Tasche steckte.

Sie wollte ihn so vieles fragen, doch alles, was ihr von den Lippen kam, war ein leises, krächzendes „Warum?“, das er noch nicht einmal zu bemerken schien.

Erst, als sich ihr Bruder schon die Schuhe gebunden hatte und bereits auf dem Weg zur Tür war, rappelte sich Leonie noch einmal auf, packte ihn mit all ihrer verbliebenen Kraft am Hosenbein und flüsterte mit tränenerstickter Stimme:

„Du wirst nicht mehr zurückkommen... hab ich Recht?“

Zunächst schien es, als wollte er rücksichtslos weiterlaufen und die an seiner Hose hängende Leonie einfach mit sich mitschleifen. Aber dann hielt Jacob doch noch einmal inne und schaute beinahe mitleidig auf sie herab.

„Nicht in diese Welt, tut mir leid. Nur eine Sekunde... wenn ich nur eine Sekunde länger hier bleibe, mit diesen Gedanken im Kopf... ich... ich wäre eine Gefahr für euch alle. Für dich. Ganz besonders für dich, Leo! Ich...“

Es schien, als wollte er ihr noch irgendetwas Wichtiges mitteilen, überlegte es sich dann aber anders, befreite sich aus der Umklammerung seiner Schwester und stieß sie unwirsch von sich weg.

Dann eilte er Richtung Tür und rannte, ohne noch einmal zur mittlerweile hemmungslos weinenden Leonie zurückzuschauen, die Treppe hinunter. Unten hörte sie einen letzten verzweifelten Schrei... dann fiel die Tür ins Schloss, und es herrschte eine gespenstische Stille.

Leonie lag noch fast eine Stunde in seinem Zimmer und heulte.

Doch dann, irgendwann, stand sie wie ferngesteuert auf und fing an, in seinem Zimmer aufzuräumen und alle Spuren des Vorfalls zu beseitigen.

Sie brachte das Bettzeug zur Waschmaschine, und warf ihre Klamotten gleich mit dazu. Am liebsten wäre sie selber in die große, sich überschlagende Trommel gekrochen.

Stattdessen stieg sie in die Dusche... übergab sich dort mehrmals, verbrachte mindestens weitere drei Stunden hilflos auf dem Boden kauern.

Dann nahm sie die Wäsche aus der Waschmaschine, hing sie zum Trocknen auf, und machte sich ihre Haare zurecht, so dass niemand die Kratzer und Striemen an ihrem Hals bemerken würde.

Bald darauf klingelten zwei Polizisten an der Tür... faselten etwas von einem schlimmen Unfall, fragten, ob sie die Schwester von Jacob sei, und wie man die Eltern erreichen könne.

Leonie beantwortete all ihre Fragen fast schon routiniert und ohne sichtbare Gefühlsregung.

Was ihr Bruder getan hatte, und unter welchen Umständen ihre letzte Unterhaltung stattfand, erzählte sie allerdings niemandem. Weder den Beamten, noch später ihren ohnehin schon verstörten Eltern.

Niemand sollte schlecht über Jacob denken. Das war einzig eine Sache zwischen ihr und ihm.

War es Körperverletzung? Eine versuchte Vergewaltigung? Oder wollte er ihr irgendeine grausame Art von Lektion erteilen?

Wie immer man das auch juristisch nennen würde... wie es die Erwachsenen nennen würden... das alles war für Leonie völlig nebensächlich. Für sie war es einfach das letzte Mal, dass sie mit ihrem Bruder zusammengewesen ist. Nicht mehr und nicht weniger.

„Es muss da sehr schön gewesen sein...“

Spookys Stimme schleuderte Leonie ruckartig in die Gegenwart zurück.

„Was?!“

Sie marschierten noch immer gemeinsam den nächtlichen Waldweg entlang.

„Na dort, wo du früher gelebt hast, meine ich.“, erklärte der Junge an ihrer Seite auf ihren verwunderten Blick hin. „Wenn du so gern daran zurückdenkst.“

„Naja, was heißt schön. Ich komme aus Gelsenkirchen.“, erwiderte Leonie, und fügte mit leichtem Wehmut in der Stimme hinzu: „Der Ort ist gar nicht so entscheidend. Wenn ich direkt aus der Hölle gekommen wäre, würde ich wahrscheinlich die Hölle vermissen. Wie soll ich das beschreiben... man kann sich nicht nur an Menschen gewöhnen, sondern auch an Straßen, an Häuserzeilen... an öffentliche Toiletten an jeder zweiten Straßenecke. Selbst, wenn die Straßen dreckig waren und voller stinkender Autos... es waren meine Straßen, verstehst du? Ich habe auf ihnen immer den Weg nach Hause gefunden.“

Spooky nickte verständnisvoll, und blickte mit seinen leuchtend blauen Augen tief in die ihren.

„Mir hat mal jemand gesagt, den Weg nach Hause suchen wir im Grunde unser ganzes Leben lang. Und wenn wir ihn endlich gefunden haben, dann sind die Steine, die auf diesem Weg liegen, auf einmal keine lästigen Hindernisse mehr, sondern vertraute Gesichter... Freunde, die uns willkommen heißen, und die sich freuen, dass wir endlich zu ihnen zurückgekehrt sind.“

Leonie sah ihre nächtliche Bekanntschaft überrascht an. Sie hatte zwar keine Ahnung, wovon er da eigentlich redete... aber genau dieses Gefühl der Ahnungslosigkeit war es, das sie auf ganz merkwürdige Weise an die zahllosen Nächte an der Seite ihres Bruders erinnerte... daran, wie sie zusammen auf der Couch saßen und Filme schauten, die Leonie oft nicht verstand, oder wie Jacob einfach nur auf seiner Gitarre spielte und ihr dazu eines seiner Gedichte vortrug.

Bei dem Gedanken daran musste sie lächeln, ob sie wollte oder nicht.

Mit den Augen eines kleinen Mädchens betrachtet, hatte ihr Bruder immer wie ein strahlender Ritter gewirkt... wie ein gutaussehender, geheimnisvoller Prinz aus dem Märchen.

Mit ihren abgeklärten Augen von heute betrachtet, war er aber wahrscheinlich auch damals schon ein kaputter Freak gewesen... ein Freak wie Spooky.

„Was ist?“, fragte Spooky, dem ihr merkwürdiger Blick nicht entgangen war. „Hab ich was Falsches gesagt?“

„Ach nichts, nein.“, meinte Leonie. „Du hast mich nur für einen kurzen Augenblick an jemand erinnert... an meinen älteren Bruder.“

„Und, magst du deinen Bruder?“

Leonie schaute ihm trotzig in die Augen.

„Er ist wahnsinnig geworden und hat sich umgebracht, wenn du's genau wissen willst!“

„Ach so.“, erwiderte Spooky nicht wirklich geschockt. „Warum dachte ich für einen kurzen Moment, du hättest es als Kompliment gemeint?“

„Ich habe es als Kompliment gemeint!“, stellte Leonie klar. „Irgendwie...“

Daraufhin beschlossen beide nahezu gleichzeitig, lieber das Thema zu wechseln.

Während sie die Kreuzung mit den Wegweisern überquerten, an der Leonie beim letzten Mal falsch abgebogen war, sprachen sie über das Leben in der Provinz, über Leonies neue Schulklasse und über die Kalbsbacher Dorfdisco, die Spookys Worten zufolge eher eine heruntergekommene Eckkneipe mit einer zwei Quadratmeter großen Tanzfläche war, und vor der sich jeden Freitag, wenn Rock-Night war, die gesamten Skinheads der Umgebung versammelten.

„Naja, was soll ich sagen...“, versuchte Spooky zu erklären. „Diese Jungs mögen mich nicht besonders... und ich mag sie nicht. Ich denke, es ist offensichtlich, warum.“

Die finden, es sieht schick aus, eine Glatze zu tragen... ich nicht. Die haben was gegen Ausländer... ich fühle mich hier selber wie einer. Die haben was gegen Schwuchtel... ich hingegen finde, dass sich die Menschheit in den letzten Jahrhunderten ohnehin viel zu stark vermehrt hat. Das sind einfach unüberbrückbare Unterschiede.“

„Ach, weißt du...“, erwiderte Leonie. „Man muss es auch mal aus ihrer Perspektive betrachten und sich überlegen, wo die Ursachen liegen. Wenn ich mir die Kalbsbacher Infrastruktur so anschau, wundert es mich ehrlich gesagt nicht sonderlich, dass man irgendwann ausrastet, wenn man hier großwerden muss.“

Ich meine, bei uns in der Stadt gibt's ne Menge Skater-Anlagen, Bolzplätze, Jugendzentren und sonstige Möglichkeiten, wo sich junge Leute treffen können. Aber hier auf dem Land ist echt nix los in der Hinsicht.“

Spooky zuckte gleichgültig mit den Schultern. Ganz offensichtlich vermisste er nichts.

„Klar beschwerten sich die alle regelmäßig, dass hier nichts los sei und so. Aber weißt du, wo in Wirklichkeit nichts los ist, wenn die jungen Leute in so einem Kaff nichts mit sich anzufangen wissen?“

Er deutete mit dem Finger mehrmals auf seine Schläfe.

„Da drin. Die gähnende, trostlose Leere befindet sich nicht im Kalbsbacher Nachtleben, sondern in ihren Köpfen. Sie haben keine Fantasie und keine Inspiration. Sie machen Schüleraustausch nach Amerika und fliegen im Urlaub mit den Eltern nach Thailand... haben dank der allgegenwärtigen Medien schon nahezu jeden Ort gesehen, den man sich nur vorstellen kann.“

Aber von ihrer Seele kennen sie gerade mal die äußerste Schicht. Niemand hat ihnen beigebracht, tiefer zu gehen. Alles ist nur nach außen gerichtet in dieser Welt.

Denkst du, wenn man hier ein paar Skaterplätze bauen würde, würde sich daran etwas ändern?

Wer nicht ein paar Stunden allein in einem nebelverhangenen Wald hocken und dabei zufrieden sein kann, der wird auch mit allen Ablenkungsmöglichkeiten der Welt nicht wirklich zufriedenzustellen sein. Denn Zufriedenheit ist etwas, das einzig und allein von innen kommt.“

„Bist du deshalb da zwischen den Bäumen gesessen?“, fragte Leonie, nicht ohne von den komplexen Gedankengängen des Jungen zumindest ein bisschen beeindruckt zu sein. „Um zu testen, ob du auch ohne den ganzen Scheiß zufrieden sein kannst?“

„Das brauche ich nicht testen.“, erwiderte Spooky. „Das war schon immer so. Schon als Kind habe ich die Welt anders wahrgenommen als meine Altersgenossen... Dinge, die ihnen total wichtig erschienen sind, waren mir völlig egal, und umgekehrt.

Sie konnten sich stundenlang irgendwelche Zeichentrickserien anschauen. Ich hingegen hab stundenlang auf einen Ameisenhügel starren können und mir Gedanken darüber gemacht, wie es sich wohl anfühlen mag, so eine Ameise zu sein.

Und als wir einmal mit der Schulklasse im Europapark waren und die anderen es gar nicht erwarten konnten, alle möglichen Fahrgeschäfte auszuprobieren, habe ich drei Stunden damit verbracht, einen traurig wirkenden alten Mann zu beobachten, der an diesem Ort voller ausgelassener Fröhlichkeit völlig deplatziert wirkte. Ich bin ihm hinterhergeschlichen, um herauszufinden, warum er so traurig aussah. Ich hab es nie herausbekommen. Aber... das ist es wohl, was ich am liebsten tue. Ich bin ein Beobachter.

Ein Kinderpsychologe meinte einmal zu meinen Eltern, es wäre eine leichte Form von Autismus.“

„Und?“, fragte Leonie interessiert. „Denkst du, er hatte Recht? Bist du so ne Art Autist?“

„Wer weiß....“, antwortete Spooky und lächelte sie geheimnisvoll an. „Vielleicht sind ja auch alle anderen die Autisten? Die Erwachsenen. Ich meine... sie brauchen alle ihren geregelten Tagesablauf. Sie konzentrieren sich auf total unwesentliche Dinge und übersehen das Offensichtliche. Und ihre Kommunikationsfähigkeiten sind... naja, ziemlich eingeschränkt, würde ich sagen. Aber vielleicht liegt das auch nur daran, dass ich unter lauter Bauern aufgewachsen bin.“

„Verstehe.“, erwiderte Leonie grinsend. „Also biste mehr so die Kategorie verkanntes Genie, hab ich Recht? Hochbegabt... in der Schule chronisch unterfordert... kannst zehn verschiedene Sprachen sprechen und dieses komische Pi-Dings da ausrechnen und solche Sachen...“

„Ne, nicht wirklich.“, meinte ihr seltsamer Begleiter kopfschüttelnd. „Ich hab ein paar Tricks drauf und sowas. Aber jetzt nichts, womit man einen Nobelpreis gewinnen könnte. In der Schule komm ich manchmal kaum hinterher.

Aber ist auch egal. Wer braucht schon Menschen, die einem beibringen, wie die Welt funktioniert, wenn man über genug Fantasie und Beobachtungsgabe verfügt, um sich ein eigenes Bild davon zu machen?

Und mein Bild von der Welt ist... auf jeden Fall ein bisschen anders als das, was uns die Schulwissenschaften erzählen wollen. Sagen wir, ich habe mehr so ein Interesse an den okkulten Dingen, an Spiritualität und Magie.“

„Sowas kann leicht schief gehen, hab ich gehört.“, entgegnete Leonie skeptisch. „Bei meinem Bruder fing es auch so an...“

Spooky schien erst etwas dazu sagen zu wollen, verknipte es sich dann aber, und trottete eine Weile nur gedankenversunken neben ihr her... als ob er irgendwo im Nebel nach den richtigen Worten suchte, um nicht falsch verstanden zu werden.

Alle dachten bei Magie immer gleich an Harry Potter oder irgendwelche durchgeknallten Showstars, die mit ihrem Raben sprechen.

Und bei Spiritualität dachten sie an Räucherstäbchen und Hare Krishna.

„Magie...“, sagte er schließlich leise und deutete auf eine Stelle im Wald, an der der Nebel so dicht war, dass man nicht sagen konnte, ob sich dahinter nun eine Wiese, eine Straße oder nur noch mehr Bäume befanden. „Hexerei, Spiritualität, Esoterik... nenn es wie du willst. Es ist letztlich nichts anderes als das Wissen von den Dingen hinter dem Nebel.“ Leonie starrte rätselnd auf die graue, wabernde Masse. Sie konnte beim besten Willen nicht erkennen, was die schlechten Sichtverhältnisse nun mit Magie zu tun haben sollten. „Wenn ich dir jetzt sage...“, fuhr Spooky andächtig fort. „... dass sich genau hinter diesem Nebel das Ortsschild von Kalbsbach befindet, muss ich nicht bessere Augen haben als du, oder einen Röntgenblick wie Superman. Ich muss einfach nur schonmal hiergewesen sein und mir den Weg gemerkt haben.“

Es ist jetzt exakt 23 Uhr 45. Wenn du dich beeilst, wirst du noch vor Mitternacht zuhause sein und dein Versprechen an deinen Vater einhalten können. Schau... da drüben!“ Fast im selben Augenblick glaubte Leonie, über dem Nebel das gedämmte Licht einer Straßenlaterne und den Giebel eines Hauses wahrzunehmen. Dann schlug in der Ferne die Uhr eines Kirchturms. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Und auf einmal lief ein kalter Schauer über Leonies Rücken.

„Ich hab dir nie gesagt, wann ich zuhause sein muss!“, flüsterte sie. „Woher weißt du das?“ Sie wollte ihn zur Rede stellen, weil sie sich nun doch ein wenig verarscht vorkam, drehte sich mit einer Mischung aus Überraschung und Wut zu ihm um... doch da war nichts. Nur die Bäume, der graue Nebel und ihr ins Leere gehender Blick. Spooky jedoch blieb verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt.

„Magie... ja, klar!“, rief Leonie in die menschenleere Dunkelheit. „Oder nicht doch nur ein billiger Taschenspielertrick? Ist das deine Art, Mädels rumzukriegen, oder was?“

Keine Reaktion.

„Bei mir funktioniert das nicht, Spooky!“

Wieder keine Reaktion. Nur der Nebel, ein schwacher Windhauch und die Stille der Nacht.

„Ach, spiel deine dämlichen Spielchen doch alleine weiter.“, murrte sie noch, deutlich leiser als zuvor. Dann machte sich Leonie schulterzuckend auf den Weg in Richtung des schwachen Lichtstrahls.

Vermutlich hatte Leonies Vater das mit dem Nachhausekommen irgendeinem Nachbar erzählt, der mit halb Kalbsbach verwandt ist und es dann an Spooky weitererzählt hat. Oder Leonie hatte doch irgendjemandem davon erzählt und es wieder vergessen, und Spooky hat das Ganze irgendwo aufgeschnappt und sich jetzt einen Spaß daraus gemacht, sie ein wenig auf den Arm zu nehmen.

So oder so... Leonie war sich sicher, dass es eine logische Erklärung dafür geben musste. Und genaugenommen hatte Spooky ihr gegenüber ja auch gar nichts anderes behauptet. Man musste einfach nur mehr wissen, als andere wussten. Das war das ganze Geheimnis seiner „Magie“.

Dennoch... auch wenn es sich Leonie niemals eingestanden hätte, und erst recht nicht gegenüber Spooky... als sie pünktlich mit dem 0 Uhr-Schlag der Kirchenglocke ihren Schlüssel in die Haustür schob, war sie doch irgendwie erleichtert darüber, dass es in dieser Gegend zumindest einen Menschen gab, hinter dessen Fassade mehr zu stecken schien als das, was schon auf den ersten Blick offensichtlich war.

Kapitel 3 - Erinnerungen

Am darauffolgenden Tag konnte sich Leonie kaum auf den Unterricht konzentrieren... vor allem, weil sie insgeheim darauf gehofft hatte, mehr über den seltsamen Jungen aus ihrer Klasse zu erfahren. Doch von Spooky war an jenem Morgen weit und breit nichts zu sehen.

„Alle vollzählig?“, fragte Herr Baierle in der vierten Stunde routiniert in die Klasse.

„Dr Spooky fehlt!“, meldete sich einer der Jungs vorlaut zu Wort. „Kriegt der jetzt en Oidrag ens Klassebuch?“

„Dr Florian...“, murmelte Herr Baierle nicht wirklich interessiert. „Des bassd scho. Der isch halt mal widdr krank. Hat sich scho geschtern ned so recht gfühlt.“

„Ach ja?“, dachte Leonie verwundert... denn allzu krank hatte Spooky nur wenige Stunden zuvor nun wirklich nicht auf sie gewirkt. Aber für Herrn Baierle schien die Sache damit erledigt zu sein, denn er fuhr ohne noch weiter darauf einzugehen mit der Besprechung der Hausaufgaben fort.

Den Rest des Schultags verbrachte Leonie hauptsächlich damit, sich Spookys Worte von der vorigen Nacht nochmal in Erinnerung zu rufen. Die Worte, die ihr so vertraut erschienen waren... so vertraut, als ob sie mit ihnen aufgewachsen wäre.

Doch immer, wenn sie an Spooky zu denken versuchte, sah sie stattdessen nur das Gesicht ihres Bruders vor sich... dabei glaubte sie eigentlich, durch die Psychotherapie und den Umzug allmählich darüber hinweggekommen zu sein.

Aber als sie am frühen Nachmittag im stärker werdenden Regen nach Hause stapfte, war alles wieder so präsent, als wäre es erst gestern geschehen.

Frau Unger, ihre Psychologin, hatte ihr bei ihrer letzten Sitzung den Tipp gegeben, wenn die Gefühle zu stark zu werden drohten, sich von den Erinnerungen abzuwenden wie von einem aufdringlichen Vertreter, der an der Tür klingelt und beharrlich um Einlass bittet.

„Sag dem Vertreter, dass du nichts zu kaufen gedenkst. Sag ihm, dass die Erinnerungen, die er dir andrehen möchte, nichts taugen, und dass du sie auch überhaupt nicht benötigst, weil du doch so viel schönere Erinnerungen besitzt als diese.“

Du würdest dir doch auch keinen kaputten Staubsauger an der Tür aufschwatzen lassen, nur weil irgendeine Stimme meint, dass man nie genug davon haben kann. Nicht wahr, Leonie? Im realen Leben weißt du ganz genau, wie man mit solchen Stimmen umzugehen hat, denn im Grunde bist du eine ganz starke, selbstbewusste Persönlichkeit!“

Stark und selbstbewusst? Leonie setzte ein grimmiges Lächeln auf.

Starke und selbstbewusste Persönlichkeiten würden sich ihrer Vergangenheit stellen und sie einfach akzeptieren, anstatt ständig davor wegzulaufen wie vor einem geistesgestörten Stalker. Und wenn die Vergangenheit an der Tür klingelt, dann würden sie es geschehen lassen, ohne dabei gleich hysterisch zu werden und Panikattacken zu bekommen.

Einen Moment lang erwischte sich Leonie bei der Überlegung, was wohl Spooky zu der Verdrängungs-Strategie ihrer Psychologin sagen würde.

Vielleicht hätte sie ihm einfach von ihren Problemen erzählen sollen... immerhin schien er echt was auf dem Kasten zu haben, und er wirkte auch nicht so, als ob er sich über andere Menschen wegen ihrer psychischen Macken lustig machen würde.

Andererseits war er schon auch ein wenig altklug, und für Leonies Geschmack ein bisschen zu sehr von sich selbst überzeugt. Wahrscheinlich hätte er ihr nur weiszumachen versucht, dass das alles nur halb so schlimm ist, und dann wäre irgendein dummer Spruch gekommen wie „Wenn sich der Vertreter nicht abwimmeln lässt, dann bitte ihn doch einfach herein, zieh ihm einen Baseballschläger über den Schädel und verscharr ihn im Garten... aber nicht, ohne ihn vorher gründlich auszurauben!“

In der Hinsicht war er wohl ganz wie ihr Bruder... oder, überlegte Leonie weiter, möglicherweise bildete sie sich das alles auch nur ein, und sie projizierte weitaus mehr in diesen seltsamen Jungen hinein, als tatsächlich da war.

Während Leonies Stimmung passend zu den Pfützen, die sich am Rand der wenig befahrenen Hauptstraße gebildet hatten, immer trüber wurde, kamen ihr Fragmente einer Unterhaltung in den Sinn, die sie vor vielen Jahren mit ihrem Bruder geführt hatte. Er hatte sich damals über die gerade mal zehnjährige Leonie lustig gemacht, weil sie sich davor fürchtete, allein in den dunklen, unbeleuchteten Keller zu gehen.

„Bist halt doch ein richtiges Mädchen, Leo... alle Mädchen haben Angst vor der Dunkelheit.“

„Du bist gemein, Jacob!“, wies sie seine Behauptung entschieden zurück. „Erst zeigst du mir solche Filme mit Monstern, und dann lachst du über mich, wenn ich mich fürchte. Das hat nichts mit Mädchen oder Junge zu tun. Ist doch ganz normal, Angst vor der Dunkelheit zu haben!“

„Nicht, wenn du das Monster bist.“, antwortete ihr Bruder augenzwinkernd. „Ein Monster fühlt sich geborgen in der Dunkelheit, weil da niemand seine Hässlichkeit sieht... keiner, der über es lachen kann. Keiner, der es bewertet und mit dem Finger darauf zeigt. Und, was noch viel wichtiger ist: In der Dunkelheit kann es sich unbemerkt an seine Beute anschleichen... und dann, wenn es keiner vermutet, stürzt es sich auf sie und verschlingt sie mit Haut und Haaren.“

Die letzten Worte knurrte er mehr, als dass er sprach... dann sprang er urplötzlich auf, riss Leonie mit sich zu Boden und tat so, als ob er ihr in den Hals beißen wollte.

Die meisten anderen Mädchen hätten es angesichts seiner Ungestümheit wohl mit der Angst zu tun bekommen... aber Leonie kannte ihren Bruder und seine Art. Und sie vertraute ihm... daher lachte sie nur und versuchte ihn mit ihren Füßen spielerisch von sich wegzustoßen.

„Geh weg, friss mich nicht auf, du widerlicher Zombie!“, kreischte sie, anscheinend etwas zu laut, denn auf einmal meldete sich vom Flur her ihre Mutter zu Wort.

„Leonie, pass bloß auf, dass du dir nicht wieder wehtust. Ich hab keine Lust euch ständig verarzten zu müssen. Und du, Jacob, hör bitte auf, deiner Schwester immer diese Horrorfilme zu zeigen. Kein Wunder hat sie diese Alpträume jede Nacht.“

„Das ist alles nur zu ihrem Besten!“, rief ihr Bruder durch die geschlossene Tür hindurch, wie immer nicht auf den Mund gefallen. „Wenn sie jetzt ihre Angst überwindet, wird sie später nie wieder Angst haben müssen.“

Dann fügte er deutlich leiser an Leonie gewandt hinzu: „Nicht wahr, Leo? Du kannst deine Angst überwinden... die Angst vor der Dunkelheit... die Angst vor dem Andersartigen...“

Er ließ von ihr ab, legte sich auf den Rücken und strich sich seine langen, verstruwelten Haare aus dem Gesicht.

Leonie warf ihm einen bewundernden Blick zu und legte nicht ohne Stolz ihren Kopf auf seine Brust. Er war ihr Bruder... nicht der Bruder von irgendjemand anderem... sondern einzig und allein ihrer. Die anderen Mädchen aus ihrer Klasse hatten alle nur Idioten als Brüder. Aber Jacob war so anders als die nervigen Geschwister der anderen. Er war so klug, wusste auf alles eine Antwort... er sah gut aus, wie ein Prinz aus einem Märchen... aber er war ein dunkler Prinz. Leonie wusste das. Sie wusste, dass er anders war als alle anderen. Und dass er die Dunkelheit liebte.

„Fändest du es gut, wenn ich auch ein Monster werde?“, fragte sie ihn bemüht leise, damit ihre in der Küche arbeitende Mutter auch ja nichts davon mitbekam. „Ein Monster... so wie du?“

Jacob lächelte und strich ihr mit seinen Fingern zärtlich über die Stirn.

„Ich will nicht, dass du so wirst wie die anderen, Leo. Ich will nicht, dass du die Nacht fürchtest, und dir aus dieser Furcht heraus alle möglichen Lügen erzählen lässt über die Andersartigen... über die, die im Schatten leben. Ja, verdammt, wenn es nicht anders geht, dann wäre es mir wirklich lieber, du wirst zum Monster, als dass du zu einem Opfer wirst, das aus Furcht vor dem, was es nicht verstehen kann, alle Monster hasst.“

„Ich könnte dich niemals hassen, Jacob...“, sprach sie voller Überzeugung.

„Echt wahr? Auch dann nicht, wenn ich etwas richtig Schlimmes tun würde?“, fragte ihr Bruder skeptisch. „Etwas, was für die meisten Menschen eine schlimme Sünde ist?“

Aber Leonie ließ sich von seinen Zweifeln nicht aus dem Konzept bringen.

Allein die Vorstellung, dass der Bruder, den sie so bewunderte, von anderen wegen was auch immer verurteilt werden könnte, ließ Leonie schon wütend die Hand zur Faust ballen.

„Vielleicht würde ich's nicht gut finden, was du tust...“, murmelte sie mit einer heiligen Ernsthaftigkeit, zu der nur Kinder und religiöse Fanatiker im Stande waren. „Aber ich würde dich immer verstecken, wenn sie dich jagen sollten. Ich würde immer zu dir halten.“

Immer zu dir halten?

Leonie beschleunigte ihren Schritt, als würde sie lediglich von irgendeinem aufdringlichen Bettler verfolgt, dem man mit ausreichend Tempo entkommen konnte. Doch vor diesem gnadenlosen Gefühl, ihren Bruder jämmerlich im Stich gelassen zu haben, gab es kein Entrinnen.

Ja, sie hatte Jacob im Stich gelassen. Doch nicht, wie sie in den Wochen und Monaten nach seinem Selbstmord glaubte, dadurch, dass sie sich nicht ausreichend um ihn und seine Probleme gekümmert hatte.

Nein... wirklich im Stich gelassen hatte sie ihn im Grunde erst, als sie schließlich damit anfang, ihrer Psychotante glauben zu schenken, dass Jacob einfach ein paar Schrauben locker hatte und es seine wirren Gedankengänge nicht wert waren, sich näher damit zu befassen.

Als sie aufhörte, ihn für seine Andersartigkeit zu bewundern, und stattdessen damit begann, in ihm einen fleischgewordenen Fehler zu sehen, wie es die ganzen Erwachsenen taten... da erst hatte sie schändlichen Verrat an ihm begangen!

Und jetzt... jetzt hatte sie nichts mehr. Keinen Bruder, keine Vertrauten, keinen Stolz.

Nur einen Haufen Erinnerungen, vor denen sie sich mittlerweile genauso fürchtete, wie damals als kleines Mädchen vor der Dunkelheit.

Auf einmal brach alles wieder aus Leonie heraus. All die Gedanken, all die Erinnerungen, die mühevoll verdrängt, aber nie wirklich verarbeitet worden waren.

„Schließ einfach die Tür.“, murmelte sie zu sich selbst, während sie über die menschenleere Kreuzung hastete, ohne nach links und rechts zu schauen. „Ich kaufe nichts! Kein Interesse! Gehen sie gefälligst woanders hin mit ihren scheiß Erinnerungen!“

Aber es half nichts. Die Tür war längst eingetreten. Die Erinnerungen brachen einer Sintflut gleich über sie herein... und Leonie ahnte, dass sie darin binnen kürzester Zeit absaufen würde wie ein hilfloses Opfer.

Es sei denn...

„Ja, verdammt, wenn es nicht anders geht, dann wäre es mir wirklich lieber, du wirst zum Monster, als dass du zu einem Opfer wirst.“, hallte die Stimme ihres Bruders durch ihre Gedanken, so lebendig und nah, als stünde er direkt neben ihr.

„Zu einem Opfer...“

„Zu einem Opfer...“

„Verdammt, ich bin kein Opfer!!!“, schrie sie urplötzlich in den Regen hinaus, ohne darauf zu achten, ob eventuell anwesende Passanten sie deshalb für verrückt halten könnten. Es war ihr ohnehin scheißegal, was diese Bauerntölpel über sie dachten.

Leonie wischte sich zitternd einige Regentropfen aus dem Gesicht. Regentropfen... oder waren es Tränen?

Irgendwie sah sie sich schon heulend und völlig entkräftet in ihrem Zimmer liegen... so wie damals in der Nacht, nachdem sie die Nachricht von Jacobs Tod bekommen hatte. Dann würde sie sich ein Messer aus der Küche borgen und sich die Pulsadern aufschneiden... zumindest würde sie es wieder einmal versuchen, und diesmal würde sie...

„Nein!“, sagte Leonie auf einmal entschlossen zu sich selbst.

Das war genau das, was Jacob nie gewollt hätte... dass sie so schwach war, dass sie zum Opfer wurde... dass sie sich wie ein heulendes, hilfloses Mädchen verhielt.

War das etwa ihre Art, mit seinem Andenken umzugehen?

Hatte sie all die Jahre ernsthaft geglaubt, damit durchzukommen und bis zum Rest ihres Lebens einfach so tun zu können, als ob nichts gewesen wäre?

Sie wusste, wenn es auch nur die geringste Chance gab, der hereinstürzenden Erinnerungsflut standzuhalten, dann musste sie endlich damit aufhören, die Welt mit den Augen eines normalen Teenagers zu sehen... sie musste anfangen, die Welt so wahrzunehmen wie Jacob es tat. Sie musste lernen, die über ihrem Leben hängende Dunkelheit nicht länger als Fluch, sondern als schützenden Mantel zu betrachten.

Nicht länger davor weglaufen, sondern eintauchen in Jacobs Welt... und wenn schon untergehen, dann wenigstens mit Stolz und offenen Augen.

Und so nahm sich Leonie vor, endlich das zu tun, wovor sie sich die letzten Jahre immer so sehr gefürchtet hatte, dass sie daran nicht einmal zu denken wagte... nämlich, in Jacobs alten Sachen zu stöbern und dort nach Hinweisen und Erklärungen zu suchen, um das, was damals passiert ist, vielleicht endlich verstehen zu können... um endlich ihren Frieden damit zu machen.

Zuhause angekommen würgte sie hastig ihr Abendbrot herunter und ging dann wortlos auf ihr Zimmer, wo sie die Musik aufdrehte und sich auf ihr Bett legte, um zu warten, bis sich ihr Vater schlafen gelegt hatte... was unter der Woche meist recht früh der Fall war, da er

aufgrund der langen Fahrt zu seiner Arbeitsstelle in Stuttgart schon um 4 Uhr 30 wieder aufstehen musste.

Und während sie so da lag und stundenlang an die Decke starrte, kamen die ganzen Zweifel zurück, und Leonie hörte die Mahnungen ihrer Psychologin und ihrer Eltern in ihren Ohren widerhallen.

„Leonie, du musst endlich über diesen Verlust hinwegkommen!“

„Dich wieder damit zu beschäftigen, wird dich nur noch mehr belasten!“

„Du musst die Vergangenheit endlich abschließen!“

„Dein Bruder ist tot, Leonie! Aber du bist am Leben!“

Leonie wälzte sich unruhig auf ihrer Decke hin und her.

„Darüber hinwegkommen...“, flüsterte sie immer wieder zu sich selbst. „Darüber hinwegkommen...“

Verdammt, sie war doch fast schon darüber hinweggekommen. Warum musste dieser Spooky auch so dämlich mysteriös sein? Warum musste er sie von allen Menschen, die es auf der Welt gab, ausgerechnet an ihren Bruder erinnern?

Aber vielleicht musste es ja so sein. Vielleicht war die Begegnung mit Spooky so etwas wie ein kleiner Wink des Schicksals gewesen, ein Wegweiser, weil sie kurz davor stand, ihren Weg für immer zu verlieren. So, wie sie auch neulich im Wald den richtigen Weg aus den Augen verloren hatte.

Als es längst auf Mitternacht zuing und sie sich ziemlich sicher war, dass sie keiner mehr stören oder mit Fragen und gutgemeinten Ratschlägen nerven würde, schlüpfte Leonie in ihre Hausschuhe und machte sich leise auf den Weg in den Keller... dort, wo sie die Überbleibsel aus Jacobs Zimmer zuletzt gesehen hatte, fein säuberlich beschriftet, zugeklebt und in diese großen Umzugkartons verpackt.

Mit pochendem Herzen und verstohlenem Blick in die hinter ihr gähnende Dunkelheit, als wäre sie Lara Croft beim Plündern einer antiken Grabstätte, drückte sie schließlich die Klinke herunter und betätigte den Lichtschalter.

Flackernd ging die alte Neonröhre an und gab den Blick frei auf mehrere Schränke voller Werkzeug, Leonies altes Kinderfahrrad, mehrere Skateboards und unzählige zugedeckte Kartons und Schachteln.

„Irgendwo muss doch etwas sein...“, dachte sich Leonie und machte sich gierig über Jacobs Hinterlassenschaften her. „Irgendwas, was ich damals übersehen habe... etwas, das alles erklärt.“

Aber zunächst fand sie nur unzählige Hüllen von DVDs und Videospielen, Jacobs alte Playstation... und Leonie bekam für einen kurzen Moment glänzende Augen beim Gedanken daran, wie sie als kleines Mädchen an der Seite ihres Bruders völlig fasziniert die spannenden Geschichten verfolgt hatte und in die bunte Pixelwelt eingetaucht war, als wäre diese noch weitaus farbiger und hochauflösender als die Realität.

Sie war Solid Snake. Sie war Lara Croft. Sie war Kratos, und wie sie sonst noch alle hießen...

Leonie fragte sich einen Moment, ob Jacob heute noch Interesse daran hätte, wenn er nicht irgendwann auf diesen komischen Gothic-Trip geraten wäre. Hätte er sich bereits die neueste Hardware-Generation zugelegt, oder würde er es nur noch verächtlich als Kinderkram abtun? Immerhin hatte er zuletzt nicht gerade den Eindruck erweckt, als ob er sich noch in irgendeiner Form dafür begeistern könnte.

Unter der Kiste mit den Spielen lagen unzählige Bücher, die damals das Wandregal in Jacobs Zimmer geschmückt hatten.

An einige von ihnen erinnerte sich Leonie sogar noch, an die „Tribute von Panem“ etwa, die „Maze-Runner“-Trilogie von James Dashner, oder „Das Paradies aus Asche“ von Gunnar Mageddon. Leonie schmunzelte bei dem Gedanken daran, wie sie das Buch als gerade mal Neunjährige zu lesen versucht hatte, obwohl sie nichtmal die Hälfte davon verstehen konnte. Sie wusste nur noch, dass es für ein Jugendbuch ziemlich brutal war und ihr damals einige heftige Alpträume beschert hatte, konnte sich aber beim besten Willen nicht mehr an genaue Details erinnern. Vielleicht sollte sie dem Roman bei Gelegenheit nochmal eine Chance geben, überlegte sich Leonie, der in den letzten Jahren zum Lesen von dickeren Büchern meistens die Konzentration und die Geduld gefehlt hatte, so dass sie sich lieber die kompakteren Verfilmungen davon reinzog.

„Maze Runner - Die Auserwählten im Labyrinth“ hatte sie beispielsweise erst Jahre später auf DVD kennengelernt. Einen Moment überlegte Leonie, ob auch „Das Paradies aus Asche“ inzwischen verfilmt worden war, oder ob sie es mit irgendeinem anderen Buch verwechselte. Dann besann sie sich jedoch wieder darauf, weshalb sie eigentlich hier runtergekommen war, und konzentrierte sich wieder auf die Suche nach Hinweisen.

In einem Karton mit der Aufschrift „Schränk links und Schublade oben“ fand Leonie mehrere Ketten, Armbänder und Mützen. Eine graue Wollmütze, die ihr Bruder früher oft getragen hatte, selbst wenn sie in der beheizten Wohnung saßen, steckte sie sich vorsorgehalber ein, ebenso wie eines dieser Nietenarmbänder, wie man sie in Metal-Kreisen häufig zu tragen pflegte. Vielleicht würde es ihr ja stehen. Jedenfalls besser, als wenn die Sachen hier noch weiter von den Motten zerfressen wurden.

Dann kamen ein paar Shirts zum Vorschein, an die sich Leonie gar nicht erinnern konnte, und schließlich, fast auf dem Boden des Kartons, drei Notizbücher, die genauso aussahen wie jene, in die Jacob früher immer seine Gedichte und Zeichnungen gekritzelt hatte. Die ersten beiden kannte Leonie bereits, schließlich hatte er ihr oft genug Auszüge von seinen Ideen vorgelesen. Doch das letzte Heft war ihr völlig unbekannt... und so griff sie danach, so vorsichtig, als bestünde es aus jahrtausendealtem Papyrus, der bei der kleinsten unachtsamen Berührung zu Staub zerfallen würde.

Allein schon die Überschrift ließ ihr Herz schneller schlagen, denn da standen, geschrieben mit Jacobs typischer, verschnörkelter Handschrift, genau drei Buchstaben...

„LEO“.

Leonie wischte sich hastig eine ungeborene Träne aus dem Gesicht, bevor sie auch nur entstehen konnte.

War es etwa für sie gedacht?

Oder... war es etwas über sie?

Hatte er sie gezeichnet? Oder vielleicht gar eine Nachricht hinterlassen... eine Nachricht, die ihr ihre Eltern nie ausgehändigt hatten?

Mit zitternden Händen öffnete Leonie das Heft, musste allerdings zu ihrer großen Enttäuschung feststellen, dass ein Großteil der Blätter leer war. Die ersten Seiten hingegen waren herausgerissen worden... ob von Jacob oder erst danach von ihren Eltern, konnte Leonie nur vermuten. Vielleicht sollte sie ihren Vater einfach mal darauf ansprechen. Aber

halt, dann würden ja sofort auch die alten Diskussionen wieder losbrechen, und sie würde sich dafür rechtfertigen müssen, warum sie nach all der langen Zeit wieder damit anfing, sich so intensiv mit ihrem Bruder zu beschäftigen.

Darauf konnte Leonie gut und gerne verzichten.

Während sie noch so grübelte und mit den Fingern nachdenklich über das leere Papier fuhr, erkannte sie darin mal mehr, mal weniger tiefe Einkerbungen... offensichtlich Rückstände, die durch den Druck des Stiftes beim Schreiben der erstmals darüberliegenden Seite entstanden waren.

Leonie grinste triumphierend. Zumindest den letzten Eintrag ihres Bruders würde sie also mit ein bisschen Geschick wieder sichtbar machen können. Und wer weiß, möglicherweise war ja gerade das der alles entscheidende... der eine, der alles erklären würde.

Wieder zurück auf ihrem Zimmer, nahm Leonie einen weichen Bleistift zur Hand und versuchte durch vorsichtiges Übermalen der Linien die ursprüngliche Botschaft wieder sichtbar zu machen... was ihr auch von einigen unlesbaren Wörtern abgesehen erstaunlich gut gelang.

„Tatsächlich mache ich mir ein wenig Sorgen um Leo.

Sie kommt jetzt bald in die sechste Klasse... will irgendwie dazugehören, nicht komplett im Abseits stehen. Ich kann auch nicht von ihr erwarten, dass sie in dem Alter schon mit Grufti-Klamotten rumläuft und sich von den ganzen Muggels fernhält.

Neulich hab ich sie erwischt, wie sie irgend so einen Mist aus den Charts gehört hat.

Hätte ich ihr vielleicht erklären sollen, warum das Lied scheiße ist?

Aber fuck, wenn sie nicht von selbst darauf kommt... hab ich überhaupt ein Recht, sie darauf hinzuweisen, und ihr die passende Erklärung gleich mitzuliefern?

Ich meine, sie imitiert mich schließlich schon mehr als genug.

Einerseits fände ich es toll, wenn sie eines Tages denselben Weg einschlagen würde wie ich.

Andererseits fühle ich mich schmutzig, weil ich sie in meine Gedankenwelt reinziehe... dabei hab ich noch nicht einmal richtig angefangen. Da ist so vieles, was ich sie gerne wissen lassen möchte. So vieles, was sie vielleicht besser verstehen könnte als die anderen.

Selbst mein bester Freund meinte ja schon, ich solle sie einfach mal mitbringen, wenn wir wieder auf Tour gehen... aber verdammt, wenn ich sie dazu anleite, so zu werden wie ich, wenn ich ihr diesen Stempel aufdrücke, werde ich nie erfahren, was aus ihr geworden wäre, wenn ich mich nicht in ihre Entwicklung eingemischt hätte.

Wobei... gibt es überhaupt sowas wie eine freie Entfaltung der Persönlichkeit? Letztlich ist es doch so: Wenn ich ihr nicht einen Weg aufgezeige, wenn ich nicht ihr Vorbild bin, dann werden andere diesen Job übernehmen. Wenn ich ihr nicht die Schönheit der Farbe schwarz näher bringe, wird irgendwann jemand kommen und ihr einreden, dass man als Mädchen rosa tragen muss, um dazuzugehören.

Verdammt, ich bin einfach nur ihr Bruder, aber wahrscheinlich ist das ein Dilemma, das auch alle Eltern mit ihren Kindern haben. Bringe ich ihnen bei, so zu werden wie ich, oder halte ich mich zurück und lasse zu, dass sie stattdessen von den Medien oder den Idioten in der Schule geprägt werden?

Fuck. Wenn ich noch länger darüber nachdenke, fange ich am Ende noch an, Mama und Papa zu verstehen...

Aber verflucht nochmal, ich will nicht, dass andere Menschen meinen Schmerz erfahren müssen! Vor allem nicht meine kleine Leo. Ich will aber auch nicht, dass sie so wird wie die anderen. Am liebsten wäre mir, Leo würde für immer so bleiben können, wie sie ist. Schade, dass sie nicht geistig behindert ist oder sowas... dann wäre sie in gewisser Weise für immer ein Kind, und ich bräuchte mir keine Sorgen mehr darüber zu machen, dass sie mal eine dieser oberflächlichen Schulhofschlampen wird, die sich von irgendeinem notgeilen Idioten schwängern lassen, nur weil das eben alle so machen.“

Leonie las den Text gleich zweimal, ehe sie das Heft neben sich auf ihr Bett legte und nachdenklich an die Decke starrte.

Eigentlich war sie davon ausgegangen, dass sich ihr Bruder zuletzt nur noch für seine eigenen Dämonen interessiert hatte, und dass für andere Menschen nicht mehr viel Platz in seinen Gedanken gewesen war.

Aber dass er sich so viele Sorgen um ihre Entwicklung zu machen schien, schmeichelte ihr in gewisser Weise... wenngleich sie fast im selben Moment auch so wütend wurde, dass sie ihm sein beschissenes Tagebuch am liebsten über den Schädel gezogen hätte.

Verdammt, für wen hielt sie der Kerl eigentlich? Hatte er echt so wenig Vertrauen in sie, dass er sie gleich zur Schulhofschlampe mutieren sah, nur weil sie mal als Kind zu irgendeinem schmierigen Popsong getanzt hat?

Leonie hatte nunmal Freude an der Musik. Sie hatte Freude an bunten Farben, sie hatte Freude an Tieren, sogar an Pferden, wie ein ganz normales Mädchen... so, wie sie eben auch Freude an ihrem Bruder und diesem Gefühl der Erhabenheit hatte, das sie jedes Mal empfand, wenn sie mit ihm in düstere Welten abtauchte, die anderen Mädchen in ihrem Alter üblicherweise verborgen blieben.

Genaugenommen konnte sich Leonie damals an sehr vielen, völlig unterschiedlichen Dingen erfreuen und erkannte darin auch keinerlei Widersprüche, bis zu dem Tag, an dem Jacob... als man ihr die Nachricht von seinem Tod übermittelte und ihre ganze Welt in tausend Scherben zerfiel.

Von da an war alles anders, und egal was Leonie auch versuchte, sie konnte an nichts mehr länger als ein paar Minuten Gefallen finden.

Wenn sie sich mit Dingen beschäftigte, die normale Mädchen in ihrem Alter eben so taten, verachtete sie sich gleich darauf selbst dafür... fühlte sich, als ob sie ihren Bruder und alles verraten würde, was sie jemals mit ihm verbunden hatte.

Wenn sie hingegen versuchte, wie ihr Bruder zu sein, seine Klamotten zu tragen, seine Musik zu hören und so das Andenken an ihn in Ehren zu halten, kam sie sich immer wie eine billige Kopie vor... wie ein kleines Mädchen, das ihrem großen Star nacheiferte, ohne jemals auch nur ansatzweise dessen Genialität zu erreichen.

Und so wurde sie immer frustrierter, und je größer der Frust wurde, desto mehr Aggressivität staute sich in ihrem Inneren auf... zunächst nur gegen sich selbst, dann gegen ihre Mitschüler und Eltern, und schließlich gegen die ganze verdammte Welt.

Schon komisch, überlegte Leonie mit Tränen in den Augen... all die Sitzungen bei ihrer Psychologin... all die Versuche der Erwachsenen, an sie ranzukommen und ihr zu helfen, ihre traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten... aber noch nie war ihr alles so klar gewesen wie in diesem Moment.

Noch nie zuvor hatte sie sich so bewusst gemacht, was der Tod ihres Bruders alles in ihr ausgelöst hatte. Durch ihn war sie völlig aus ihrem Leben gefallen, aus ihrer Zeit, aus ihrer gesamten Umgebung... sie war eine Fremde geworden in dieser Welt... und vermutlich in den Augen vieler anderer auch zu einer Art Monster. Genau wie er.

Und wie sie so darüber nachdachte, über die letzten Jahre ihres kaputten Daseins... über all die ausgelassenen Chancen, über die Jungs und Mädels, denen sie an ihrer alten Schule die Fresse poliert hatte... über das Gefühl, unverstanden zu werden und immer der Böse zu sein, egal was man tat, ja, sich nicht einmal selbst richtig begreifen zu können, und doch irgendwie einen unbeugsamen Stolz zu besitzen, den man sich von keiner Macht der Welt mehr nehmen lassen würde... da verspürte sie vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben das wunderbare Gefühl, endlich auf Augenhöhe mit Jacob zu sein... die Welt so wahrnehmen zu können, wie er es tat.

Sie brauchte dafür gar nicht seine Musik zu hören oder seine Klamotten zu tragen... denn im Grunde war das alles bereits in ihr drin.

Nur so enden wie ihr älterer Bruder, das wollte Leonie dann doch lieber vermeiden, sonst würde sie für alle wieder nur nichts anderes sein als ein Opfer ihrer traumatischen Kindheitserlebnisse.

Nein... keiner der Erwachsenen sollte länger denken, dass Jacob ein lebensuntauglicher, vom Weltschmerz zerfressener Tagträumer war, der kleine Mädchen mit sich ins Verderben riss. Da war doch noch so viel mehr an ihm... so vieles, was er der Welt zu sagen gehabt hätte...

„Warum hast du dich umgebracht?“ murmelte Leonie leise die vielleicht alles entscheidende Frage, die sie unbedingt noch beantworten musste. Jacob stand doch genaugenommen total über den Dingen... schlechte Noten, irgendwelche dummen Kommentare von unreifen Mitschülern, oder Stress mit den Eltern... all das hätte ihn doch genauso wenig erschüttert, wie es Leonie mittlerweile erschütterte. Dafür war er definitiv zu cool und abgebrüht gewesen.

Noch dazu hing er ja scheinbar sehr an ihr, seiner kleinen Schwester... also wozu sich das Leben nehmen?

Er schien ja sogar bis zuletzt noch Freunde gehabt zu haben, wie er in dem Tagebucheintrag erwähnte... auch wenn sich Leonie nicht sicher war, wen ihr Bruder damit eigentlich gemeint haben könnte, da er schon lange vor seinem Tod damit aufgehört hatte, mit seinen alten Punkfreunden rumzuhängen. Oder meinte er vielleicht einen der Kerle aus dem Internet, mit denen er ab und zu in einem Clan namens „Brotherhood of Satan“ Counterstrike spielte?

Doch das waren vermutlich nur ein paar dicke Stubenhocker, die sich den ganzen Tag von Cola und Chips ernährten und sich für furchtbar böse hielten, weil sie die Zahl „666“ hinter ihrem Online-Namen stehen hatten.

Alles zu banal für einen wie Jacob, überlegte Leonie.

Es musste doch noch mehr Aufzeichnungen von ihm geben... irgendwas, was sie bisher übersehen hatte... das eine, entscheidende Puzzleteil, das ihr noch fehlte, damit endlich alles einen Sinn ergab.

Sie nahm sich vor, gleich am nächsten Morgen noch einmal runter in den Keller zu gehen und alle verbliebenen Habseligkeiten ihres Bruders ein weiteres Mal gründlich nach Hinweisen zu durchsuchen.

Doch für diese Nacht war es zu spät, denn Leonie merkte bereits, wie schwer ihre Augen wurden... und so legte sie das Tagebuch vorsichtig in ihre Schublade, zog ihr Shirt und die Jeans aus und schlüpfte dann müde, aber entspannt unter die Bettdecke, ohne davor noch einmal ins Bad zu gehen.

Für heute hatte sie alles beisammen, was sie für einen erholsamen Schlaf benötigte.

Kapitel 4 - Geister

In der darauffolgenden Nacht wurde Leonie von einer Reihe heftiger Alpträume geplagt. In einem dieser Träume hörte sie von Weitem die Stimme ihres Bruders.

Das Rufen schien aus seinem Zimmer zu kommen, doch als Leonie das Zimmer betrat, ähnelte es mehr einem verwinkelten Labyrinth... einem Irrgarten voller dunkler Gänge und Sackgassen mit steinernen Wänden und rostigen Ketten und Haken an der Decke, wie aus einem schlechten Horrorfilm.

Doch Leonie ließ sich nicht beirren und folgte konzentriert der Stimme, immer tiefer hinein in die Finsternis, bis sie schließlich ein helles Flimmern am Ende des Korridors bemerkte.

Dort, hinter der nächsten Ecke, lag eine Videospielkonsole auf dem Boden... daneben stand der alte Fernseher ihres Bruders, der jedoch kein Bild zeigte, sondern nur ein flackerndes, weißes Rauschen.

„Hey Kleine, lang nicht mehr gesehen.“, meinte Jacob, der ihr gegenüber stand und sie mit tief schwarzen Augenrändern anstarrte.

Erleichtert lächelte ihm Leonie entgegen.

„Da bist du ja. Ich dachte schon, du wärest tot...“

In diesem Moment erschien es ihr total logisch, dass ihr Bruder noch am Leben war und hier wie Freddy Krüger in diesem Kellerlabyrinth lebte. Alles erschien ihr logischer, als dass er für immer aus ihrer Welt verschwunden war und niemals wieder zurückkommen würde.

„Tot?“, antwortete die Traumgestalt. „Ich bin dein großer Bruder, Leo. Ich kann schon auf mich aufpassen, meinst du nicht auch? Jetzt komm mal her... ich hab da was für dich!“

Voller Neugier, aber doch immer zur Flucht bereit, wie eine misstrauische Katze, schlich Leonie näher an ihn heran. Vorsichtig setzte sie Fuß vor Fuß, und fragte währenddessen in Richtung von Jacob gewandt:

„Du hast etwas für mich? Was ist es? Ein neues Spiel? Hast du ein neues Spiel für mich?“

„Ein neues Spiel?“, fragte ihr Bruder mit einem abgründigen Lächeln.

Er wartete noch, bis sie unmittelbar vor ihm stand, dann packte er ihre Hand und rief triumphierend: „Du bist das Spiel!“

Noch ehe Leonie irgendetwas unternehmen konnte, riss er eine tiefe Wunde in ihren Arm, woraufhin statt Blut und Adern seltsame Drähte zum Vorschein kamen.

„Dieses Gerät ist der Wahnsinn.“, meinte ihr Bruder, zog an den Drähten und steckte sie dann in eine der Anschlussboxen der Konsole, woraufhin Leonie zu zucken begann, als ob tausende Volt durch ihren Körper schossen. Dann griff Jacob nach einem weiteren Kabel

mit einem riesigen Stecker, und schob ihn zwischen Leonies Beine... so weit, bis ihn Leonie tief in ihrem Körper spürte, wo er schließlich mit einem lauten Klick einrastete.

„Was tust du? Lass mi...“, schrie Leonie, doch da packte ihr Bruder auch schon ihren Kopf und steckte ihr seine Faust in den weit geöffneten Rachen. Leonie würgte und versuchte, sie wieder auszuspucken und ihren Mund zu schließen, aber sie konnte sich keinen Millimeter mehr bewegen.

„Hör verdammt noch mal auf dich zu wehren!“, schimpfte ihr Bruder. „Es ist deine Bestimmung... es ist deine Bestimmung, von mir gespielt zu werden. Sieh es dir an. Das bist du!“

Er legte das wehrlose Mädchen auf den Rücken und drückte ihren Kopf mit sanfter Gewalt nach oben, bis ihre Augen direkt auf den Fernseher gerichtet waren, der inzwischen nicht mehr flimmerte, sondern ein klares Bild zeigte... eine Videoaufnahme aus glücklicheren Tagen, als Leonie im Zimmer ihres Bruders saß und mit faszinierten, großen Augen seinen Erzählungen lauschte.

„Sieh, wie glücklich du warst, in der virtuellen Welt.“, flüsterte er der gefesselten Leonie zärtlich ins Ohr. „Wir sollten öfters zusammen online gehen.“

Fast im selben Moment spürte Leonie seinen erigierten Penis, wie er wie eine hungrige Schlange ihre Beine entlangkroch, immer höher und höher.

Leonie schüttelte sich und versuchte verzweifelt, sich aus seiner Umklammerung zu lösen. Dann hörte sie einen lauten Schrei und...

erwachte schweißgebadet in ihrem Zimmer.

Sofort griff sie nach ihrem Arm, um sich zu vergewissern, dass damit alles in Ordnung war. Doch zum Glück waren da keine Drähte und keine aufgerissene Wunde zu sehen... alles schien wieder komplett verheilt zu sein.

„Ein Alptraum...“, dachte sie fröstelnd. „Das war vermutlich nur wieder so ein verdammt Alptraum.“

Erst, als Leonie danach wieder aufsaß und in die Dunkelheit ihres Zimmers starrte, erkannte sie die Gestalt, die dort regungslos neben der Tür stand.

Es war Spooky... der seltsame Junge aus ihrer Klasse. Trotz der widrigen Lichtverhältnisse waren seine Gesichtszüge und sein Körper ganz klar zu erkennen.

„Was machst du denn da?“, fragte Leonie, so sorglos und unbekümmert, wie man es nur in einem Traum machen würde. „Was machst du in meinem Zimmer?“

„Ich?“, antwortete der Junge mit einem unschuldigen Lächeln. „Vielleicht bin ich ja gar nicht wirklich in deinem Zimmer. Wer weiß, vielleicht träumst du ja immer noch.“

„Ach ja?“, erwiderte Leonie kopfschüttelnd. „Warum sollte ich ausgerechnet von dir träumen, hä?“

„Hmm...“, überlegte Spooky. „Vielleicht, weil du insgeheim auf mich stehst?“

Leonie verdrehte die Augen, allmählich ein wenig genervt von dem Schwachsinn, den sie nun schon wieder zusammenfantasierte, kaum dass der vorige Traum vergangen war.

„Jetzt hör mal...“, versuchte sie der Traumgestalt klar zu machen.

Aber Spooky deutete ihr nur an, dass sie nicht zu viel Lärm machen sollte, und forderte sie dann mit einer Handbewegung auf, näher zu kommen.

„Psst... jetzt mach keine hastigen Bewegungen, und geh einfach auf mich zu. Vertrau mir, ok? Es ist alles in Ordnung.“

Leonie verstand nicht ganz, was er ihr damit sagen wollte. Sie beschloss, zu ihm hinzugehen und ihm dann eine reinzuhauen... einfach, weil sie das schon am Vortag mehrmals machen wollte, und weil sie ja in einem Traum ohnehin keine Konsequenzen zu befürchten hatte.

„Geht klar... ich komme... wart nur...“, grinste sie und schwebte langsam auf ihn zu, als könnte sie kein Wässerchen trüben. Wurde Zeit, dass sie den Spieß umdrehte und zur Abwechslung mal diesen nervigen Traumgestalten das Fürchten lehrte.

„Ja, so ist's gut.“, sagte Spooky, der nichts von ihrer Absicht zu ahnen schien. „Du machst das wirklich ganz ausgezeichnet. Schau einfach immer nur auf mich... nicht zurücksehen...“

„Nicht zurücksehen?“, überlegte Leonie verwundert. Wieso um alles in der Welt sollte sie nicht zurücksehen? Was war denn da hinten so Spannendes, was sie nicht sehen sollte? Sie hatte den Jungen jetzt beinahe erreicht.

„Hey... weißt du noch, was ich dir neulich über Magie erzählt habe? Warum ich so viele Dinge weiß?“, fragte Spooky.

„Mir egal.“, erwiderte Leonie und holte weit aus, um diese nervige Traumgestalt dahin zurückzuschleudern, wo sie hergekommen war. Doch zu Leonies Überraschung ging ihre Faust durch die Gestalt hindurch wie durch Luft.

„Oh, hoppla... pass auf, wo du hintrittst!“, murmelte Spooky besorgt, während Leonie ihr Gleichgewicht verlor und sich beinahe um die eigene Achse drehte.

„Du verdammter...“, fluchte sie, verharnte dann aber mitten im Satz, als sie zurück auf ihr Bett schaute... das Bett, in dem sie nach wie vor friedlich zu schlafen schien!

Geschockt starrte sie an sich herunter und bemerkte mit zunehmendem Unwohlsein, dass ihr Körper halb durchsichtig war, fast wie der Körper eines Geistes. Ihr echter, materieller Körper lag hingegen bewegungslos dort auf dem Bett und schien von alledem nicht das Geringste mitzubekommen.

„Keine Panik...“, flüsterte Spooky an ihrer Seite. „Du hast überhaupt nichts zu befürchten. Ein kurzer Gedanke genügt, und du kannst jederzeit in deinen Körper zurück. Aber wäre doch schade, wenn es so schnell passieren würde, meinst du nicht auch? Also versuch, nicht zu sehr daran zu denken, sonst ist der ganze Spaß vorbei, bevor er überhaupt richtig begonnen hat.“

Er zwinkerte ihr geheimnisvoll zu... und auch wenn Leonie ihm irgendwie vertraute, war ihr das Ganze doch ziemlich suspekt.

„Das... das alles hier... das ist kein Traum... oder doch?“, flüsterte sie ahnungsvoll.

„Nein, kein Traum.“, bestätigte Spooky lakonisch. „Die korrekte wissenschaftliche Bezeichnung wäre wohl eher Out Of Body-Experience.“

„Out Of Body-Experience?“

Leonie warf einen unsicheren Blick auf ihren noch immer steif auf dem Bett liegenden Körper, der ihr auf einmal seltsam blass und leblos erschien.

„Du meinst... ich habe gerade sowas wie ein Nahtod-Erlebnis?“

„Technisch gesehen... ja.“, bestätigte Spooky. „Aber kein Sorge, du bist nicht tot... in keinster Weise. Deinem Körper geht es gut, ok? Also zerbrich dir nicht zu sehr den Kopf darüber. Je mehr du daran denkst, dass du in Wirklichkeit dieser Körper sein müsstest, desto eher wird dein Geist dahin zurück wollen.“

Leonie hatte noch immer keinen blassen Schimmer, wie ihr geschah, und wie sie das alles einordnen sollte. Normalerweise war sie nicht so leicht mit irgendwas zu beeindrucken... dafür war sie einfach schon viel zu abgeklärt.

Aber jetzt... in dieser Situation... stand sie nur völlig baff und sprachlos herum wie ein kleines Mädchen, dem die Eltern gerade ein Pony geschenkt hatten, und stammelte mehr, als zu reden:

„Ok... nicht an den Körper denken... geht klar. Aber was ist... ich meine, wenn ich nicht tot bin... was geschieht dann mit mir? Wie ist sowas möglich?“

Spooky schien sichtlich Freude dabei zu empfinden, die sonst so toughe, eingebildete Großstadt-Göre einmal so ungewohnt kleinlaut zu erleben... daher wartete er noch einen Moment, genüsslich ihre Verwirrung auskostend, ehe er ihr gönnerhaft erklärte:

„Wie du sicher weißt, wenn du im Esoterik-Unterricht nicht geschlafen hast, haben wir Menschen nicht nur einen materiellen Körper, sondern auch einen feinstofflichen, unsichtbaren Körper... den sogenannten Astral-Leib. Manche nennen ihn auch Geistkörper, oder auch einfach nur Seele oder Spirit.

Ohne diesen Geist wäre unser materieller Körper nur eine Hülle aus Fleisch und Knochen. Es ist erst die Verbindung mit dem Spirit, die einer jeden organischen Substanz Leben einhaucht... ähnlich wie sich eine Marionette erst durch die Hand des Puppenspielers zu bewegen beginnt. Also das...“

Er deutete auf Leonie regungslosen Körper im Bett.

„... das ist die Puppe. Und das...“

Nun zeigte er direkt auf sie.

„Das ist der Spieler. Das bist du. Es ist dir nur nicht bewusst, weil du es gewohnt bist, dass geistiger und physischer Körper eine Einheit bilden. Aber das war nicht immer so.

Unsere Vorfahren beispielsweise... die waren sich noch bewusst, dass es zwei Welten gibt. Eine Welt der Materie, und eine Welt des Geistes.

In jedem Dorf gab es Menschen, die die Fähigkeit besaßen, in die feinstoffliche Welt zu reisen und mit den dort lebenden Geistwesen zu kommunizieren. Diese Schamanen, wie man sie nannte, Druiden oder Seher, konnten mit ihrem Geist an jeden beliebigen Ort gelangen, allein durch die Kraft ihrer Vorstellung.

Es war etwas völlig Natürliches. Aber dann fingen die Menschen an, sich vor der Geisterwelt zu fürchten... sie als etwas Böses und Unnatürliches zu empfinden.

Der Materialismus, die Überbewertung der materiellen Welt, trat seinen Siegeszug an... ironischerweise zunächst in Gestalt einer Religion, die den Menschen ein völlig falsches Bild der Ewigkeit vermittelte, alle nicht logisch erklärbaren Vorgänge einem einzigen, allmächtigen Gott zuschrieb, und jeden Menschen, der die jenseitige Welt auf eigene Faust erforschen wollte, als böartigen Teufelsanbeter und Okkultisten verunglimpfte. Später übernahm dann die Wissenschaft diese Aufgabe, die früher die Religion ausgeübt hatte. Ja, sie leugnete die Existenz einer jenseitigen Welt gleich komplett... mit dem Ergebnis, dass sich heutzutage nahezu jeder allein auf die Materie konzentriert, und die anderen Dinge, wie Fantasie, Spiritualität, und die Fähigkeit, für die Schwingungen der feinstofflichen Welt empfänglich zu sein, immer mehr verkümmern.

Und wenn man dann doch mal durch irgendeine schicksalhafte Begebenheit mit der anderen Welt in Berührung kommt... tja, dann glotzt man eben erst mal so komisch wie du gerade.“

Nur ganz langsam gelang es Leonie, ihre sich überschlagenden Gedankengänge zu sortieren... zu neu, zu überwältigend war die Erfahrung des Schwebens, diese ungeahnte Leichtigkeit des Körpers, aber auch der Gedanken, die sich nur mit viel Mühe lange genug festhalten ließen, um sie einigermaßen sinnvoll zu Ende zu denken.

„Und du... du hast diese Fähigkeit also nach wie vor?“, schlussfolgerte Leonie schließlich, nachdem Spooky mit seiner Erklärung fertig war. „Du kannst diese Geisterwelt betreten... und sie auch anderen zeigen? Bist du auch so eine Art Schamane oder sowas?“

„Keine Ahnung, was ich bin.“, meinte Spooky nachdenklich. „Als Kind war ich ziemlich krank. Die Ärzte hatten keine Hoffnung mehr. Ich war sogar für mehrere Minuten klinisch tot, und sah von oben dabei zu, wie sie mich wiederzubeleben versuchten. Tja, ich wurde gerettet... aber die Fähigkeit, meinen Körper zu verlassen, die habe ich bis heute behalten. Und wie soll ich sagen... das ist wirklich ungemein praktisch!“

„Das... das glaube ich dir sofort!“, erwiderte Leonie neckisch. „Du kannst alle Mädels, die dich interessieren, heimlich beim Duschen beobachten, was?“

Natürlich war diese Äußerung nicht ganz ernst gemeint... aber nach allem, was sie von Jungs in Spookys Alter so wusste, konnte sich Leonie schon lebhaft vorstellen, was ein pubertierender Jugendliche mit solch einer Fähigkeit anfangen würde... und sie fragte sich für einen Moment, ob er sie womöglich auch schon einmal heimlich im Bad beobachtet hatte.

Spooky grinste nur vielsagend und meinte:

„Zugegeben... den Mädels dabei zuzusehen, wie sie sich unter der Dusche mit der Brause selbstbefriedigen, und ihnen dabei durchs Haar zu streicheln, ohne dass sie es mitbekommen... das hat schon was. Ist besser als jeder Porno.

Aber andererseits kannst du ihnen dann ja auch auf dem Klo beim Kacken zusehen... wie sie pressen und den Mund zu einer Grimasse verziehen, und das noch dazu oft völlig ungeschminkt und unausgeschlafen. Das törnt einen dann wiederum ziemlich ab, und dein Bedürfnis nach Sex mit dieser Person ist erstmal bis auf Weiteres gestillt.“

Er zwinkerte ihr amüsiert zu, aber Leonie schien den ironischen Unterton bei seiner Aussage gar nicht mitbekommen zu haben, und fragte stattdessen nur:

„Echt jetzt? Dann war das gestern im Wald nicht das erste Mal, dass du einem fremden Mädchen beim Urinieren zugeschaut hast?“

„Ach weißt du...“, versuchte ihr Spooky seine Sicht der Dinge begreiflich zu machen.

„Eigentlich bin ich eher der Auffassung, dass dieser ganze Körperkult total überbewertet wird. Ich kriege doch auch keinen Steifen, nur weil ich dabei zusehe, wie jemand sein Auto poliert oder das Öl wechselt.

Und der menschliche Körper ist im Grunde nichts anderes als ein Auto, verstehst du? Ein Vehikel. Ich finde es gar nicht so interessant, wie er aussieht. Das Entscheidende ist doch eher, was die Fahrer machen, die darin sitzen. Ich meine... wenn es dich so sehr interessiert, kann ich dir nachher gerne mal ein paar wirklich unappetitliche Intimitäten zeigen. Ich hab auf meinen nächtlichen Reisen schon eine Menge davon gesehen. Aber glaub mir, da draußen gibt es noch so viel mehr als das. So viel mehr...

Was ist... denkst du, du könntest mir vertrauen? Zumindest für diese eine Nacht? Dann zeige ich dir ein paar richtig abgefahrene Sachen!“

Ohne auf Leonies Einverständnis zu warten, streckte Spooky seine halbdurchsichtige Hand aus und berührte damit die ihre. Und anders als zuvor fühlte Leonie diesmal eindeutig einen Widerstand. Spookys Hand fühlte sich ziemlich warm an... warm, flauschig, und irgendwie ziemlich vertraut.

„Ich kann... ich kann dich spüren?“, wunderte sie sich. „Aber vorhin hab ich doch glatt durch dich durchgehauen wie durch Luft!“

„Hier in der Astralwelt...“, erklärte ihr Spooky geduldig. „... gehören immer zwei dazu, damit eine Berührung funktionieren kann. Beide müssen daran glauben, dass es echt ist, verstehst du?“

Und als du mich vorher verprügeln wolltest... da hab ich einfach nicht daran geglaubt, dass es dir möglich sein wird, mich zu verletzen. Und deshalb ist es auch nicht passiert. Aber jetzt... jetzt glaube ich daran, dass es möglich ist, deine Hand zu greifen...“

„Aber jetzt habe ich doch gar nicht daran geglaubt.“, überlegte Leonie verwirrt. „Ich meine, ich hab ja vorhin selbst gesehen, dass ich dich nicht berühren kann. Daher bin ich davon ausgegangen, du kannst das auch nicht, und...“

Spooky lächelte und fuhr ihr zärtlich über den Handrücken.

„An etwas glauben und etwas vermuten sind zwei verschiedene Dinge, Leo. Du bist noch viel zu sehr in der Materie verhaftet... dein Geist ist einfach darauf konditioniert, eine Berührung zu spüren, wenn jemand nach deiner Hand greift. Daher spürst du sie auch, selbst dann, wenn es eigentlich nur eine Geisterhand ist.“

„So wie du es erklärst, macht das Sinn.“, meinte Leonie nicht ohne Bewunderung. „Scheint so, als ob du ein echter Profi bist!“

„Möglich...“, entgegnete Spooky etwas verlegen. „Na gut, dann komm einfach mal mit. Dann weilt dich der Profi jetzt in ein paar Geheimnisse ein. Und vergiss nicht... nicht an den Körper denken... und nicht zu lange zurückschauen. Immer nur nach vorn!“

Gemeinsam schwebten sie, gut dreißig Zentimeter über dem Boden, durch Leonies Zimmer.

Ganz gewohnheitsmäßig wollte Leonie auf dem Weg zum Flur nach der Türklinke greifen... doch Spooky gab ihr nur einen beherzten Ruck und zog sie durch die geschlossene Tür hindurch nach draußen.

„Denk dran... da ist keine Tür.“, belehrte er sie. „Die Luft ist an dieser Stelle einfach nur ein klein wenig dichter als anderswo. Aber kein Problem für Wesen wie uns.“

Fasziniert schaute Leonie zu der Tür zurück und konnte nicht anders, als auf dem Gang mehrmals verspielt ihren Arm in die massiven Wände zu stecken... was ihr zu ihrer Überraschung auch problemlos gelang. Es kribbelte lediglich ein wenig, jedes Mal, wenn sie die Barriere zwischen Luft und Materie überschritt.

„Also... das heißt dann auch, Gegenstände und ähnliches kann ich mit meinem Astralkörper nicht bewegen?“, hakte sie wissbegierig nach. „Selbst wenn ich es wollte?“

„Theoretisch geht das schon.“, erklärte ihr Spooky. „Aber das ist nicht ganz so einfach, und erfordert sehr viel Wut und Energie. Oder anders formuliert: Man muss schon ordentlich einen an der Klatzche haben, um sich da so stark reinzusteigern, dass es einem gelingt. Daher machen das eigentlich nur Poltergeister.“

„Poltergeister?“, fragte Leonie, während sie weiter durch den Flur schwebten. „Hast du denn schonmal welche gesehen? Also richtige Geister, die irgendwo rumspuken?“

„Klar.“, antwortete Spooky. „Die sind aber meistens nicht sehr gesprächig. Poltergeister wissen ja üblicherweise nicht, dass sie tot sind. Oder sie wollen es zumindest nicht wahrhaben. Die werden dir kaum erzählen: Hey, ich bin tot und hänge hier nur noch ein bisschen ab, weil ich mit dem Verlust meines Wirtskörpers nicht zurecht komme. Nein... für gewöhnlich zieht es die Verstorbenen ziemlich schnell weg von dieser Ebene. Aber manche... manche können einfach nicht loslassen. Und die sind, was das angeht, auch ziemlich beratungsresistent. Waren die meisten von denen zu Lebzeiten aber vermutlich auch schon.“

Vor der nächsten Tür hielt Leonie zögernd an.

„Äh... da drin schläft mein Dad!“

„Keine Sorge.“, versicherte ihr Spooky. „Er wird uns weder sehen noch hören können. Selbst wenn wir direkt neben ihm stehen und uns unterhalten.“

„Ich hoffe, du hast Recht.“, erwiderte Leonie, die wahrlich keine große Lust darauf hatte, ihrem Vater erklären zu müssen, warum sie nachts mit einem fremden Jungen über seinem Bett schwebte.

Leonies Vater schwitzte stark, stöhnte und wälzte sich im Bett hin und her. Ein gesunder Schlaf sah jedenfalls anders aus.

„Es geht ihm wohl nicht so gut, was?“, fragte Spooky mitfühlend. „Hat er irgendwelche Probleme, die ihn belasten?“

So wirklich war das Leonie nie aufgefallen... sie dachte eigentlich immer, ihr Vater sei hart im Nehmen und hätte die Sache mit ihrem Bruder weitaus besser weggesteckt als sie. Aber wie sie jetzt so neben ihm stand und sah, wie er sich im Schlaf zu quälen schien, war sie sich da auf einmal nicht mehr so sicher.

Hatte er ihr etwa alles nur vorgespielt? Über all die Jahre hinweg?

Und dass sie hier hergezogen waren... hat er das wirklich allein wegen ihr getan? Oder war womöglich sogar er es, der es in der alten Umgebung einfach nicht länger ausgehalten hatte und hier auf einen Neuanfang hoffte?

„Was ist los, Leonie?“, drang Spookys Stimme an ihr Ohr. „Hab ich irgendwas Falsches gesagt?“

„Ach... ich... nein, es ist nichts.“, murmelte sie. „Vater ist... keine Ahnung. Vielleicht kommt er einfach mit der Trennung von meiner Mutter nicht klar. Sag... können wir vielleicht woanders hingehen? Irgendwie fühlt es sich nicht richtig an, hier zu sein.“

„Ok, natürlich.“, nickte Spooky verständnisvoll. „Ist viel besser, jemanden leiden zu sehen, den man nicht mag. Komm, lass uns ein bisschen rausgehen. Dann zeig ich dir mal einen wirklich kaputten Psycho.“

Wenig später flogen sie Hand in Hand über die spärlich beleuchteten Straßen und Häuser von Kalbsbach hinweg... und Leonie fühlte sich ein wenig wie in einem dieser albernen Teenager-Fantasy-Romane, wo prude Jungfrauen von gutaussehenden Vampiren entführt wurden, und für die sie ihre Altersgenossinnen immer verachtet hatte... ganz zu schweigen davon, dass sie unter normalen Umständen niemals auch nur die Hand von einem Jungen ergriffen hätte, den sie so wenig kannte wie diesen Spooky.

Aber all das, ihre ganzen Prinzipien und Vorbehalte, waren in diesem Moment wie weggeblasen. Das Einzige, was noch von Bedeutung war, war dieses magische Gefühl

grenzenloser Freiheit, und die damit einhergehende Leichtigkeit des Seins... eine Unbeschwertheit, wie sie Leonie wohl zuletzt als Kind an der Seite ihres Bruders verspürt hatte.

Sie flogen durch ein geöffnetes Fenster hindurch in ein älteres Bauernhaus.

Eine auf einem rustikalen Sessel liegende, rot-weiß gestreifte Katze hob kurz ihren Kopf und verfolgte die beiden vorüberschwebenden Astralkörper mit ihrem Blick, so als könnte sie die beiden auf irgendeine Weise wahrnehmen, legte sich aber gleich danach wieder gelangweilt schlafen.

„Das ist Heidi.“, meinte Spooky ganz nebenbei. „Die kennt mich schon von meinen früheren Besuchen.“

„Du meinst... das Fellknäuel kann uns sehen?“, fragte Leonie verwundert.

„Klar. Viele Tiere können das.“, bestätigte Spooky. „Die sind oft sehr viel feinfühler als wir Menschen. Vielleicht haben sie auch einfach kein so festgefahrenes Weltbild und sind offener für neue Eindrücke. Naja, das sollte uns Menschen eigentlich zu denken geben, wenn du mich fragst. Aber eigentlich wollte ich dir nicht Heidi zeigen, sondern ihr Herrchen da drüben. Wie es aussieht, sind wir genau zur richtigen Zeit gekommen!“

Sie schwebten durch die Tür in eine Art Arbeitszimmer, das mit allen möglichen Büchern vollgestellt war, und in dem sich sonst nur noch ein Schreibtisch samt daraufstehendem PC befand.

Vor dem Schreibtisch saß ein breitschultriger Kerl, der seine linke Hand mit Gleitgel eingeschmiert hatte und damit zärtlich seinen runzligen, nicht besonders großen Schrumppfimmel massierte.

Leonie verzog angewidert das Gesicht. Aber Spooky grinste nur und deutete demonstrativ auf den Monitor.

Erst jetzt registrierte Leonie den dort laufenden Film, in dem ein asiatisch aussehendes Mädchen, vielleicht gerade mal fünf oder sechs Jahre alt, spärlich bekleidet und in aufreizender Pose auf einem Bett saß und sich auf Kommando von irgendeinem Typen hinter der Kamera selbst streichelte.

„Das ist... widerlich!“, flüsterte Leonie, obwohl sie ja eigentlich nicht zu flüstern brauchte.

„Das ist das, was von der menschlichen Zivilisation übrig bleibt, wenn die Masken gefallen sind und man hinter die Fassade blickt.“, kommentierte Spooky seelenruhig. „Hässliche, perverse Menschen, die kacken, schwitzen, sich einen runterholen, sich was spritzen, sich selbst verletzen... Glaub mir, je besser sie nach außen funktionieren, desto gestörter sieht es oft in ihrem Inneren aus. Der gute Herr Baierle ist der beste Beweis dafür.“

„Herr Baierle?“

Leonie schwebte überrascht ein paar Meter weiter, um den geschäftigen Pädophilen von vorne zu betrachten... und tatsächlich, es handelte sich um ihren gutgelaunten, leicht vertrottelt wirkenden Geschichtslehrer, der ihr auf einmal gar nicht mehr so harmlos erschien.

„Der Kerl steht also auf kleine Mädchen...“, fasste sie das längst Offensichtliche noch einmal zusammen, um es besser verstehen zu können. „Und du... du weißt davon?!“ Wieder grinste Spooky geheimnisvoll, was nur bedeuten konnte, dass da noch mehr dahinter steckte.

„Du weißt davon... und erpresst ihn damit!“, schlussfolgerte Leonie schließlich messerscharf. „Deshalb kannst du dir in der Schule auch scheinbar alles erlauben.“

„Ach, Erpressung ist ein hässliches Wort... das klingt so gewalttätig. Sagen wir einfach, ich bin ein professioneller Geheimnisbewahrer.“, bestätigte Spooky nicht ohne Stolz. „Ich schweige meisterhaft über diverse pikante Details, von denen ich auf meinen nächtlichen Streifzügen erfahren habe, und aus Dankbarkeit bekomme ich hier und da ein paar Vergünstigungen. Im Übrigen nicht nur vom Baierle, sondern von so einigen Leuten hier in Kalbsbach.

Glaub mir, die Menschen schmelzen dir in der Hand weg wie Schokolade, wenn du erstmal ihre intimsten Geheimnisse kennst. Natürlich nur, sofern du sensibel vorgehst und sie nicht zu sehr in die Enge treibst. Was meinst du, warum mir meine Eltern nie irgendwelche Vorschriften machen und ich 500 Euro Taschengeld im Monat bekomme? Mein Vater...“

„Sag bloß, der fährt auch auf so perversen Schweinekram ab?“, unterbrach ihn Leonie ungläubig.

„Nein, ganz so schlimm ist es nicht.“, erwiderte Spooky amüsiert. „Er geht nur ab und zu ein bisschen fremd... mit einem anderen Kerl!“

„Und deine Mutter?“, wunderte sich Leonie. „Sagt die nichts, wenn du erst spät in der Nacht nach Hause kommst oder mal wieder die Schule schwänzt?“

„Naja, was soll sie machen... sie greift gern heimlich zur Flasche, wenn mein Vater nicht da ist. Was natürlich keiner in der Familie mitbekommen darf. Also ist sie ziemlich schnell einverstanden mit allem, was ich verlange.“

Leonie verzog ihr Gesicht, mit einer Mischung aus Abscheu und aufrichtiger Bewunderung für die Art, mit der sich Spooky ganz offensichtlich seine Mitmenschen zurechtlegte.

Wer weiß, wenn sie über sein Wissen verfügen würde... vielleicht hätte sie es an seiner Stelle ja ganz ähnlich gemacht.

Aber vielleicht auch nicht. Vielleicht hätte sie auch einfach nur ihre Eltern zur Sau gemacht und sie dazu aufgefordert, dass sie endlich ehrlich zueinander sein sollen, anstatt sich weiterhin um des lieben Friedens Willen gegenseitig heile Welt vorzuspielen.

Und so einen notgeteilten Perversen wie diesen Herrn Baierle... den hätte sie vermutlich längst an die Polizei verpiffen oder ihm eigenhändig den Garaus gemacht. Eigentlich war sie ja gar nicht so ordnungsliebend und ließ jeden leben, wie er wollte... aber bei sowas wie diesen Kinderfickern verstand Leonie keinen Spaß.

„Findest du nicht, dass das ein bisschen unmoralisch ist?“, fragte sie daher nach einer kurzen Bedenkpause in Spookys Richtung gewandt. „Ich meine... der Kerl ist Lehrer! Und wer weiß, ob er nicht irgendwann eine seiner Schülerinnen...“

„Das macht er nicht.“, war sich Spooky ziemlich sicher. „Der ist völlig harmlos. Wie die meisten Pädos, übrigens. Statistisch gesehen ist es nur eine kleine Minderheit, die ihre Fantasien dann auch tatsächlich auslebt. Hab ich irgendwann mal gegoogelt.“

„Gegoogelt?“, fasste sich Leonie an die Stirn... fassungslos über so viel Verantwortungslosigkeit. „Du kannst dich bei sowas doch nicht auf Google verlassen! Wenn du falsch liegst, dann... ich will gar nicht dran denken. Und selbst, wenn er kein Mädchen direkt anfasst... wegen Typen wie ihm wird so ein Dreck produziert, und unzählige Kinder müssen leiden... weil sich mit sowas verdammt viel Geld verdienen lässt.“

„Naja, genaugenommen...“, korrigierte Spooky sie augenzwinkernd. „Genaugenommen ist es der Staat, der dafür sorgt, dass sich mit Kinderpornos so viel Geld verdienen lässt. Wenn der Staat nicht ständig alle Videos aus dem Verkehr ziehen würde, wäre der Markt längst

völlig übersättigt, und es ließe sich damit überhaupt kein Geld mehr verdienen. Ist wie mit dem Drogenhandel. Der Staat ist des Dealers bester Freund. Stichwort künstliche Verknappung. Wenn es Koks und Heroin im Supermarkt geben würde, würden sich die Verbrecherkartelle dafür genauso wenig interessieren wie für den Handel mit Mehl oder Kaffeebohnen. Und niemand müsste mehr in einem brutalen Drogenkrieg sterben.“

Leonie schaute ihren neuen Bekannten mit ratlosen Augen an, und meinte schließlich: „Mann, Spooky, du bist voll der Zyniker irgendwie. Mit Moral hast du's nicht so, kann das sein?“

Woraufhin Spooky nur gleichgültig mit den Schultern zuckte und erwiderte:

„Ach, weißt du... wenn du mal die Menschen so lange aus der Vogelperspektive betrachtest hast wie ich, dann relativiert sich vieles. Diejenigen, die sich was auf ihre Prinzipien und ihre moralische Haltung einbilden, sind oft die Gestörtesten. Ich bevorzuge da lieber eine etwas pragmatischere Herangehensweise. Ich lasse den Dingen ihren natürlichen Lauf. Menschen sind nunmal, wie sie sind. Und wenn ich davon irgendwie profitieren kann... um so besser.“

Er zögerte einen Moment, wohl wissend, dass er gerade nicht unbedingt wie der edle, aufrichtige Ritter rüberkam, den sich ein Mädchen wie Leonie wohl insgeheim als Freund wünschen würde. Daher fügte er mit einem Blick auf den noch immer unter ihnen onanierenden Lehrer nachdenklich hinzu:

„Versuch es mal für einen Moment aus seiner Perspektive zu betrachten. Im Grunde ist er ne arme Sau. Dazu verdammt, sich ein Leben lang nach etwas zu verzehren, was er nie bekommen kann. Alles, was er begehrt, liegt hinter einer Scheibe aus Glas, in einer anderen Dimension... und wenn er versucht, es anzufassen, greift er ins Leere. erinnert mich fast ein bisschen an mich selbst... in gewisser Weise ist es auch eine gute Metapher für das vergebliche menschliche Streben nach Glück ganz allgemein.“

„Was auch immer.“, erwiderte Leonie, unschlüssig, ob ihr spirituell begabter Klassenkamerad nun ein begnadeter, frühreifer Philosoph war, der so dermaßen über den Dingen schwebte, dass sie von ihm noch eine Menge lernen konnte, oder der größte Mistkerl, den sie in ihrem Leben bisher getroffen hatte. „Aber eins garantiere ich dir: Wenn der Typ mich auch nur ein einziges Mal anfasst, oder irgendein junges Mädchen aus der Grundschule, und ich davon was mitbekomme... dann hat der zum letzten Mal eine Erektion gehabt!“

„Ja, sowas in der Art hab ich ihm damals auch gesagt.“, grinste Spooky, während Herr Baierle unterhalb von ihnen stöhnend abspritzte. „Das ähm... das müssen wir uns jetzt glaube ich nicht noch weiter anschauen. Sollte nur ein kleiner Blick hinter die Fassaden einer typischen deutschen Kleinstadt werden.“

Er nickte Leonie auffordernd zu und reichte ihr seine Hand. Dann ließen sie den armseligen Lehrer in seinem Elend alleine und flogen weiter durch das nächtliche Kalbsbach... vorbei am Rathaus und der alten Dorfkirche, deren auf der Spitze montierter Wetterhahn aus nächster Nähe betrachtet deutlich größer wirkte, als sich von unten beim Vorbeilaufen erahnen ließ.

Zu gern hätte Spooky Leonie noch den Pfarrer gezeigt, der sich ab und zu eine Plastiktüte über den Kopf zog bis er blau anlief, weil er nur auf diese Weise sexuelle Befriedigung erfahren konnte... oder den stockkonservativen Bürgermeister, der eine beachtliche

Sammlung an Schwulenpornos in seinem Keller hatte... oder den Dorfpolizisten, in dessen Wandschrank ein echtes Ku-Klux-Klan-Kostüm hing. Aber dazu war jetzt einfach keine Zeit mehr, zumal es da noch jemanden gab, den er Leonie in dieser Nacht unbedingt vorstellen wollte, und der vermutlich schon ungeduldig auf die Ankunft der beiden wartete.

Sie ließen die Häuser und beleuchteten Straßen von Kalbsbach hinter sich und flogen gemeinsam einen von unzähligen Bäumen umsäumten Bach entlang, immer tiefer in den dunklen Wald hinein.

An einem hölzernen, den Bach querenden Steg bog Spooky nach links ab, und sie folgten eine Weile einem Pfad durch ein immer schmaler werdendes Tal, bis sie schließlich an eine Art natürliche Treppe gelangten, die von hölzernen, knorrigen Wurzeln geformt worden war und weiter nach oben den Hang hinauf führte.

Mit jedem Meter, den sie weiter voran schwebten, schien die Landschaft um sie herum unwirklicher und gebirgiger zu werden. Schroffe, bizarre Felsformationen tauchten aus der Dunkelheit auf, die Leonie unwillkürlich an die Steilwände im Kleinwalsertal erinnerten, wo sie als Kind mehrmals mit ihren Eltern und Jacob im Urlaub gewesen war. Dort, in dieser entlegenen Alpenlandschaft, waren solche Felsen im Allgemeinen nichts Ungewöhnliches... doch hier, im langweiligen, nicht enden wollenden schwäbischen Wald, wirkten sie wie verwunschene Fremdkörper aus einer anderen Welt.

„Ist alles durch Erosion entstanden im Lauf von Millionen Jahren.“, erklärte ihr Spooky beiläufig, während sie über mehrere gigantische, mit Moos bewachsene Felsplatten hinweg auf eine tief in den Hang hineingehende Grotte zusteuerten.

„Wow!“, entfuhr es Leonie ungewollt. „Und wir sind immer noch in der Nähe von Kalbsbach?“

„Klar.“, erwiderte Spooky und deutete erklärend auf die vor ihnen emporragenden Felswände. „Die Einheimischen nennen es die Räuberles-Klinge. Weil sich hier früher anscheinend irgendwelche Räuber vor der Obrigkeit versteckt haben.“

Schließlich landeten sie beide Hand in Hand auf dem steinernen Untergrund, und Spooky breitete die Arme aus, um Leonie die ganze Herrlichkeit seines Reiches zu präsentieren.

„Das hier ist sowas wie unser geheimes Hauptquartier. Hier versammeln wir uns immer, bevor wir auf unsere nächtlichen Streifzüge gehen.“

„Ganz wie die Räuber früher, was?“, fragte Leonie, während sie die mehrere Meter über ihren Köpfen hervorstehenden Felsen bewunderte, die den Ort wie eine künstlich geschaffene Halbkuppel umschlossen und den Eindruck erweckten, als ob es nur eine Frage der Zeit war, bis auch sie abbrachen und nach unten stürzten, genau wie die zahlreichen auf dem Boden liegenden Steinfragmente um sie herum.

„Räuber, Hexen, Deserteure...“, antwortete Spooky andächtig. „Wer weiß, wem diese Felsen schon alles als Zuflucht gedient haben. Und noch lange davor, so erzählt man sich, da hat sich hier eine heilige Stätte der Kelten befunden.“

Irgendwie treffen hier wohl mehrere Energieströme aufeinander. Manchmal kann man es richtig fühlen... natürlich nur, wenn man die nötige Sensibilität für solche Dinge mitbringt. Nicht zuletzt deshalb finden sich auch immer mal wieder interessante Seelen bei uns in Kalbsbach ein, die auf der Durchreise sind und von der ungeheuren Energie dieses Ortes angezogen werden. So hab ich übrigens auch Fox kennengelernt.“

„Privjet, Spooky!“, vernahm Leonie eine helle Stimme von einer kleinen Anhöhe im hinteren Teil des Felskomplexes. „Da seid ihr ja endlich. Hab schon gedacht, du hast sie nicht aus dem Körper gekriegt.“

„Doch, doch... war eigentlich ganz easy.“, antwortete Spooky völlig entspannt. „Darf ich vorstellen: Fox, das ist meine neue Mitschülerin Leonie... Leonie, das ist Fox, mein bester Freund und Weggefährte, mit dem ich in der astralen Welt schon eine Menge lustiger Abenteuer erlebt habe.“

„Lustige Abenteuer... ja, das kann man wohl so sagen!“, erwiderte der Angesprochene und schwebte belustigt über ein kleines Geröllfeld hinweg zu ihnen ins Zentrum der Grotte. Jetzt erst konnte Leonie die Details seiner Gestalt erkennen. Wie es aussah, schien er ein paar Jahre jünger als sie und Spooky zu sein... er war etwa einen Kopf kleiner, hatte ziemlich kurz geschnittene, hellblonde Haare, und trug ein schwarzes T-Shirt, auf dem ein wild aussehender Fuchskopf aufgedruckt war.... dazu blaue Shorts und offene Badeschlappen, was ein bisschen so wirkte, als ob er gerade direkt von einem Strandurlaub käme.

„Ist mir eine Ehre, edles Fräulein!“, erklärte der Junge lächelnd und gab ihr einen galanten, altmodisch wirkenden Handkuss.

Jeden anderen hätte Leonie dafür ausgelacht oder ihm gleich eine geklatscht... aber als ihr dieser Fox mit seinem treuerherzigen, aufrichtigen Blick in die Augen sah und dann noch nach ihrem Handgelenk griff, durchströmte sie eine solche Energie, dass sie gar nicht anders konnte, als schüchtern wie ein kleines Mädchen den Blick zu senken und „Angenehm!“ zu murmeln.

Spooky grinste nur kopfschüttelnd angesichts des ungewöhnlichen Begrüßungsrituals seines Freundes, worauf ihm dieser einen fragenden Blick zuwarf und flüsterte:

„Was ist denn? Du hast doch gesagt, ich soll höflich zu ihr sein!“

„Brauchst es aber doch nicht gleich so zu übertreiben.“, erwiderte Spooky augenzwinkernd.

„Mir ging es doch nur darum, dass du Leonie nicht gleich verschreckst durch irgendein, ähm, unkonventionelles oder ungebührliches Verhalten.“

„Also ich fand das sehr konventionell und gebühlich von mir!“, entgegnete Fox, ehe er sicherheitshalber noch einmal bei Leonie nachhakte: „Ich habe dich doch nicht etwa verschreckt, meine Teuerste?“

„Nein, nein, ganz und gar nicht!“, versicherte ihm Leonie, die sich des Gefühls nicht erwehren konnte, dass es dem merkwürdigen Jungen ziemlich wichtig war, einen guten Eindruck bei ihr zu hinterlassen, warum auch immer. „Das ist nur alles hier so seltsam und neu für mich. Da wo ich herkomme, da sagt man üblicherweise „Ey Alder, was geht?“, wenn man ein Mädchen begrüßt. Und „Fräulein“ hat mich bisher auch noch niemand genannt...“

„Fox hat im Deutschunterricht meistens nur Schiller und Goethe vorgesetzt bekommen.“, versuchte ihr Spooky zu erklären. „Deshalb hat er vielleicht manchmal eine etwas seltsame Ausdrucksweise. Denn eigentlich kommt er aus der Ukraine... ziemlich weit im Osten.“

„Ach ja?“, erwiderte Leonie interessiert. „Dafür kannst du unsere Sprache aber schon ziemlich gut. Wie lange lebst du denn schon in Deutschland?“

Darauf angesprochen grinste Fox nur vielsagend, und Spooky fügte erklärend hinzu:

„Du verstehst nicht... er lebt in gewisser Weise immer noch in der Ukraine. Gerade jetzt im Moment.“

„Also ist nur dein Astralkörper hier?“, ahnte Leonie. „Und das geht? Lassen sich damit echt so große Entfernungen zurücklegen?“

„Und ob sowas geht!“, antwortete Fox begeistert. „Theoretisch kannst du sogar auf den Mond fliegen und dir das ganze Sonnensystem anschauen!“

„Aber praktisch gestaltet es sich schon ein bisschen komplizierter.“, ergänzte Spooky, der nicht den Eindruck hatte, dass Leonie das alles schon so richtig verstanden hatte. „Nur die Allerwenigsten gelangen bis zum Mond. Je weiter du von deinem Körper entfernt bist, und je weniger dir der Ort aus dem realen Leben vertraut ist, desto anstrengender wird es, die Konzentration aufrecht zu erhalten. Viele Menschen können unbewusst im Schlaf ihren Körper verlassen. Doch die Wenigsten kommen dabei jemals über ihr Zimmer oder die Umgebung ihres Hauses hinaus.“

Um also aus der Ukraine bis hier her zu gelangen, musst du schon eine Menge auf dem Kasten haben.“

Er nickte seinem Gefährten anerkennend zu, doch dieser wiegelte ab.

„Ach was, ich hab eben ein gewisses Talent für sowas. Dafür kann ich nicht Klavierspielen und bin in Mathe eine totale Niete.“

Sie lächelten sich gegenseitig an, und Leonie merkte sofort, dass die Verbindung zwischen den beiden Jungs etwas ganz Besonderes sein musste.

„Und?“, wollte Leonie von Fox augenzwinkernd in Erfahrung bringen. „Tust du bei dir zuhause in der Ukraine auch im Privatleben deiner Mitmenschen herumschnüffeln und sie dann mit ihren dunklen Geheimnissen erpressen, so wie Spooky es macht?“

„Ganz schlechte Idee.“, antwortete Fox kopfschüttelnd. „Die Leute bei mir zuhause sind... naja, ein bisschen grober drauf als bei euch in eurem schönen zivilisierten Deutschland. Wenn du denen blöd kommst, fängst du dir ganz schnell eine Kugel ein.“

Er veranschaulichte seine Aussage, indem er seine Finger zu einer Pistole formte und sie direkt auf Leonies Stirn richtete.

„Deshalb hänge ich auch lieber hier bei euch rum. Ist viel unkomplizierter hier. Hier kann ich... wie sagt man... die Seele baumeln lassen... und den grauen Alltag vergessen.“

„Urlaub in Kalbsbach?“, antwortete Leonie nicht ganz ernstgemeint. „Hätte nie gedacht, dass sich das jemand freiwillig antut.“

Fox schien da allerdings gänzlich anderer Meinung zu sein.

„Doch. Für mich ist es wie Urlaub!“, stellte er klar. „Und Spooky hier... Spooky ist längst sowas wie mein großer Bruder geworden. Ein Bruder, wie ich ihn bei mir zuhause leider nicht habe. Deshalb bin ich so oft wie möglich hier bei ihm.“

Die bloße Erwähnung des Wortes „Bruder“ versetzte Leonie einen schmerzhaften Stich in ihrer Herzgegend, so als ob ihr Astralleib jeden unangenehmen Gedanken geradezu körperlich spüren konnte.

Auch ihren neuen Bekannten schien ihre plötzliche Ernsthaftigkeit nicht entgangen zu sein, so dass Fox sofort nachfragte:

„Was ist, hab ich da ein falsches Wort gebraucht? Du musst es mir sagen, wenn ich was falsch sage... ich mach noch manchmal Fehler in Deutsch.“

„Nein, nein.“, beschwichtigte Leonie. „Das ist es nicht. Lasst uns einfach über was anderes reden... nicht über... Familie oder sowas, meine ich.“

„Klaro, kein Problem.“, antwortete Fox verständnisvoll und schwebte eine Runde um Spooky herum. „Aber falls du doch mal eine Familie brauchen solltest, kannst du gern in unserer mitmachen. Wir haben hier nämlich noch einen Platz frei, denke ich. Mindestens.“ „Er scheint dich zu mögen.“, meinte Spooky mit einem Augenzwinkern. „Die ist ja auch toll!“, flüsterte Fox, obwohl ihm klar sein musste, dass Leonie selbstverständlich alles mit anhören konnte. „Viel besser als die anderen Mädchen in deiner Klasse.“

„Ähm....“, sagte Leonie nur peinlich berührt, ehe sie versuchte, das Gespräch irgendwie in eine etwas unverfänglichere Richtung zu lenken. „Wie oft trefft ihr euch denn hier? Etwa jede Nacht?“

„So ziemlich...“, bestätigte Spooky. „Deshalb schlafe ich meistens in der Schule. Und Fox... Keine Ahnung, wann der schläft. Der ist eigentlich immer hier und wartet meistens schon auf mich.“

Der Junge aus der Ukraine lächelte nur und meinte:

„Meine Mutter sagt immer, ich würde noch mein ganzes Leben verschlafen. Ha... wenn sie wüsste, was ich alles erlebe im Schlaf! Vielleicht würde sie dann vieles mit anderen Augen sehen. Wäre stolz auf mich. Auf ihren kleinen Traumwandler.“

Er zögerte einen Moment und schaute gedankenversunken in den Nachthimmel, ehe sich seine Miene wieder aufhellte und er auffordernd in Richtung von Leonie und Spooky blickte.

„Hey Freunde, heute ist Vollmond. Was haltet ihr davon, wenn wir nachher noch eine Runde rüber ins Dorf fliegen und...“

Weiter kam er nicht, denn er wurde von einer laut krächzenden Stimme unterbrochen, die direkt von einem der steilen Felstürme über ihnen zu kommen schien.

„Wollt ihr euch schon wieder in die Geschicke der Welt einmischen? Ihr habt eure Lektion wohl noch immer nicht gelernt, was?“

Leonie schaute nach oben und erkannte einen großen schwarzen Raben mit glänzendem, leicht durchsichtigen Gefieder, der oben auf einem der Felsen saß und die drei kopfschüttelnd beobachtete.

„Der Rabe... auch das noch.“, murmelte Spooky sichtlich genervt, und rief dann nach oben in den dunklen Nachthimmel:

„Dein Timing war auch schonmal besser, Rabe! Was willst du von uns?“

„Ich beobachte nur, wie ich es immer tue.“, kam prompt von oben als Antwort zurück.

„Und ich sehe zwei Jungs mit einer furchtbar großen Klappe, die ihre billigen Taschenspielertricks benutzen, um ein ahnungsloses Mädchen zu verführen. In der realen Welt würdet ihr zweifellos keine abbekommen, nicht wahr? Nein... das würdet ihr milchgesichtigen Amateure ganz sicher nicht. Aber hier in der astralen Ebene... hier seid ihr ja die über jeden Zweifel erhabenen Meister und könnt die Unwissenden und Unbedarften mit euren Fähigkeiten beeindrucken.“

„Red keinen Unsinn, Federvieh!“, grummelte Fox. „Wir versuchen einfach nur nett zu sein und ein bisschen zu helfen. Etwas, was dir ja völlig fremd ist, nicht wahr? Du kommst doch immer bloß dann vorbeigeflattert, wenn du an etwas rumzunörgeln hast.“

Leonie hatte keine Ahnung, wovon die drei da sprachen... nur, dass sie sich bereits zu kennen schienen und nicht unbedingt die beste Meinung voneinander hatten... das war auf den ersten Blick zu erkennen.

Sie war allerdings ohnehin viel zu verblüfft, eine Diskussion mit einem sprechenden Raben mitzerleben, als dass sie sich zu dem Zeitpunkt sonderlich viel Gedanken über den Inhalt dieser Unterredung gemacht hätte.

„Ein sprechender Rabe? Ist der echt?“, fragte sie leise in Richtung von Spooky gewandt, doch offensichtlich nicht leise genug, denn auch der Rabe wurde hellhörig, kam zu ihr heruntergefliegen und landete schließlich unmittelbar vor ihren Füßen auf dem moosbewachsenen Steinboden.

„Was ist das denn für eine unhöfliche Frage, bitteschön?“, erwiderte er und musterte sie mit seinen dunklen, geheimnisvollen Vogelaugen. „Ich bin genauso echt wie du oder die anderen. Aber wenn ich schon nachts durch die Gegend fliege, dann bevorzuge ich einen Körper, der auch von Natur wegen für sowas geeignet ist... einen mit richtigen Flügeln dran... und nicht so ein zweibeiniges Affenkostüm wie ihr. Das hat überhaupt keinen Stil.“ „Also bist du nicht wirklich ein Rabe?“, versuchte Leonie seine rätselhafte Sprache zu übersetzen.

„Der Rabe macht eben gern einen auf geheimnisvoll. Nur ein billiger Trick, damit sich die Leute auf sein Geschwätz einlassen.“, mischte sich Spooky erklärend in ihre Unterhaltung ein und stellte sich wie eine Art Schutzschild zwischen Leonie und den seltsamen Vogel.

„Eines Tages tauchte er plötzlich hier auf und stellte komische unhöfliche Fragen. Und er wirft uns vor, so eine Art Geheimagenten oder Spione zu sein...“

Der Rabe schüttelte nur den Kopf und lief auf seinen Vogelfüßen einige Schritte um Spooky herum, ehe er Leonie zu erklären begann:

„Astralspione, um genau zu sein! Hacker und Cyberterroristen sind Schnee von gestern. Die Geheimdienste der Zukunft werden sich der Hilfe von Astralspionen bedienen. Wusstest du beispielsweise, dass in Russland und den USA schon einige vielversprechende Experimente in dieser Art durchgeführt worden sind?

Überleg es dir: Aus hunderten Kilometern Entfernung den Feind bei seiner Lagebesprechung beobachten, seine Passwörter ausspionieren und all seine Geheimnisse erkunden... keine Wanze, keine Kamera und kein Hacker dieser Welt kann so viel Schaden anrichten wie ein guter Astralspion.

Und so haben sie früher bei der CIA und dem KGB sogar extra Abteilungen eingerichtet, die sich mit dem Erforschen paranormaler Phänomene befassen. Und sie haben medial begabte Leute engagiert, die in der Lage sind, aus ihrem Körper herauszuschweben und auf diese Weise zu erkennen, was gerade im Raum nebenan stattfindet, oder auf der anderen Straßenseite.

Doch diejenigen mit den beeindruckendsten Fähigkeiten, die nicht nur nach nebenan, sondern um die halbe Welt reisen und dabei auch noch mit anderen Astralreisenden interagieren können... die arbeiten erstaunlicherweise nicht für irgendeine Regierung. Nicht wahr, Spooky? Die besten Spione spionieren nur für ihre eigenen, egoistischen Zwecke.“

„Wir sind keine Spione!“, stellte Spooky mit fast schon empört klingender Stimme klar.

„Wie oft soll ich dir das noch sagen, Rabe! Wir schauen einfach nur gerne anderen Menschen zu bei... was auch immer.“

„Unsinn!“, krächzte der Rabe rechthaberisch. „Wer andere Menschen heimlich beobachtet und ständig seine Nase in Dinge steckt, die ihn nichts angehen, ist ein Spion! Und er braucht sich dann auch nicht zu beschweren, wenn er von anderen wie einer behandelt wird.“

Wisst ihr, was man mit Spionen üblicherweise macht, wenn man sie erwischt? Man sperrt sie für eine Weile ein, und lässt sie dann irgendwann wieder frei, im Austausch gegen einen Gefangenen von der Gegenseite.

Aber wenn es keine Gegenseite gibt, weil die Spione komplett auf eigene Faust handeln... dann lässt man sie in einem dunklen Loch verrotten bis in alle Ewigkeit.

Eigentlich hatte ich ja erwartet, dass ihr nach allem, was passiert ist, die Finger von der astralen Welt lassen würdet.

Ihr hattet im Grunde einfach nur Glück, dass man euch noch immer nicht erwischt hat. Aber anscheinend heckt ihr schon wieder neue Streiche aus. Und wollt jetzt wohl auch noch dieses arme, unschuldige Mädchen mit auf eure Streifzüge nehmen und...”

„Lass Leonie da raus!“, ereiferte sich Spooky und zeigte mahnend mit seinem Finger auf den Raben. „Wir passen schon auf sie auf, versprochen!“

„Versprochen?“, konterte der Rabe wenig begeistert. „So wie auf... ah, jetzt verstehe ich... ja, das macht durchaus Sinn, dass sie...”

Er brach mitten im Satz ab und flog auf Leonie zu, als ob er in ihr irgendetwas entdeckt hätte, was seinen Disput mit Spooky urplötzlich völlig unbedeutend erscheinen ließ.

„Entschuldigung, du junges Ding, darf ich dich ganz kurz berühren?“, fragte er mit einer höflich säuselnden Stimme, der Leonie nicht wirklich etwas abschlagen konnte.

„Klar.“, nickte sie, ein wenig ratlos zu Spooky und Fox blickend.

Im selben Moment legte der Rabe auch schon seinen Flügel auf ihr Haupt, worauf Leonie ein ähnliches Kribbeln verspürte wie zuvor, als Fox nach ihrer Hand gegriffen hatte. Nur, dass es sich diesmal deutlich erwachsener und weniger verspielt anfühlte.

Einen kleinen Augenblick lang hatte Leonie das Gefühl, als würde dieses Kribbeln durch ihren ganzen Körper wandern und schließlich ihr tiefstes Inneres berühren. Aber da löste sich der Rabe auch schon wieder von ihr und flog nachdenklich nach oben zu seinem alten Platz auf dem Felsen zurück.

„Ui ui ui. Ich sehe Ärger in der Luft liegen. Großen Ärger.“, meinte er nur mit unheilschwangerer Stimme, ehe er damit begann, gewissenhaft sein Gefieder zu reinigen.

„Du bist ein nettes Mädchen, Leonie... aber wenn du meinen gutgemeinten Rat hören willst, halte dich von diesen beiden halbstarken Angebern fern! Sie sind leider nicht ganz so clever, wie sie vielleicht im Moment auf dich wirken mögen.“

„Ach ja?“, erwiderte Leonie, die auf einmal ein ähnlich unangenehmes Gefühl hatte, als ob sie mit ihrem Vater sprach. Und sie hasste es, wenn ihr Erwachsene auf diese Art kamen.

„Ich kann schon ganz gut auf mich selbst aufpassen, Herr Rabe.“

Spooky und Fox grinsten einander wortlos an, was Leonie auf einmal ziemlich unwirklich erschien, so als würde sie nicht wirklich hier sein, sondern alles nur aus ziemlich weiter Entfernung beobachten. Und genaugenommen war sie ja auch überhaupt nicht hier, sondern lag in ihrem Bett und...

Urplötzlich spürte sie ein starkes Pochen in ihrer Brust. Das Atmen fiel ihr zunehmend schwer, und ihr Herz schlug so laut, als ob es direkt hinter ihrem Ohr sitzen würde.

„Was hast du?“, hörte sie Spookys Stimme wie durch einen trüben Schleier. „Alles klar bei dir?“

„Schätze, diese Tour war ein bisschen zu viel für das erste Mal.“, diagnostizierte Fox, worauf Spooky bestätigend nickte und dann zu Leonie gewandt weitersprach: „Keine Sorge, Leo... das ist nur dein Körper. Er ruft dich... versuch einfach an ihn zu denken, dann wirst du in Nullkommanichts dahin zurückkehren. Es ist wirklich kinderleicht.“

„Werde ich... werde ich euch wiedersehen?“, fragte Leonie, wie gegen ein aufkommendes Ohnmachtsgefühl ankämpfend.

„Das ist zu befürchten.“, krächzte der Rabe. „Du bist längst angefixt. Und ein Junkie kommt immer wieder zu dem Dealer zurückgekröchen, der ihn das erste Mal mit Stoff versorgt hat.“

„Haha, sehr witzig.“, knurrte Spooky. „Wir sehen uns morgen in der Schule, Leo. Wenn ich nicht wieder verschlafe. Und hey... du hast dich ziemlich gut geschlagen für das erste Mal!“ Er machte eine aufmunternde Geste in ihre Richtung, und Leonie wollte ihn wissen lassen, dass sie gerne noch eine Weile bei ihnen bleiben würde. Doch auf einmal ergriff sie ein gewaltiger Sog, der sie zuerst in Richtung der Felswand schleuderte und dann völlig orientierungslos durch den Nachthimmel purzeln ließ, bis sie nur wenige Augenblicke später zurück in ihrem Zimmer in ihren noch immer regungslos auf dem Bett liegenden Körper stürzte... und schweißgebadet erwachte.

Kapitel 5 - Verschwunden

Den Rest der Nacht tat Leonie kein Auge mehr zu. Stattdessen verbrachte sie die verbliebenen Stunden bis zum morgendlichen Klingeln des Weckers damit, das Erlebte immer und immer wieder in Gedanken durchzugehen. Und wenn sie dann endlich davon überzeugt war, dass alles, was sie gerade erlebt hatte, wirklich passiert war, begann sie wieder von vorne damit, an ihrem Verstand zu zweifeln.

Hatte sie tatsächlich einen fremden Jungen ihre Hand nehmen lassen, um mit ihm über die Dächer zu fliegen wie mit Peter Pan? Hatte sie wirklich mit einem Raben gesprochen? Und ihrem pädophilen Geschichtslehrer beim Wachsen zugesehen?

Und dann nannte dieser Spooky sie auch noch Leo, genau wie es ihr Bruder immer getan hatte...

Sprach das nicht alles mehr dafür, dass es nur ein weiterer verrückter, wenngleich auch äußerst realistisch wirkender Traum gewesen war? Und über Träume nachzugrübeln, machte keinen Sinn, davon war Leonie felsenfest überzeugt... immerhin hatte sie nun schon jahrelang die wildesten Träume und Alpträume gehabt, über ihren Bruder, über irgendwelche Monster, über das Ende der Welt... und nicht einmal hat ihr irgendeiner davon wirklich weitergeholfen.

Dennoch hatten die Erlebnisse in dieser Nacht so dermaßen real gewirkt, dass sie eigentlich unmöglich nur ein Traum gewesen sein konnten. Und so grübelte Leonie weiter, bis es draußen hell wurde und ihr boshafter Wecker unerträglich laut zu klingeln begann. Entsprechend unausgeschlafen kam sie dann auch an jenem Morgen ins Klassenzimmer gestolpert, was ihre besorgte Mitschülerin sofort zu der Bemerkung veranlasste:

„Heidasack, Leonie, wie siesch du denn aus? Gohds dir ned so guat? Kommsch ja fast scho daher wie dr Spooky. Kannsch mr fei saga, wenn irgendwas los isch, gell?“

Sie griff beherzt nach Leonies Arm, aber die nickte nur knapp und winkte ab. „Danke. Ist alles ok. Ich hab nur... was im Magen gehabt. Konnte kaum ein Auge zutun heut nacht.“

„Des kenn i au.“, bestätigte Martina lachend. „Daletzscht han i dr ganze Deppich vollgsaut, weil i zviel gsoffe han am Wochaend.“

„Wie auch immer.“, murmelte Leonie und breitete gefühllos wie eine Maschine ihr Schulzeug auf dem Schreibtisch aus.

Was die anderen erzählten, ihre Bewegungen, das Licht aus den flackernden Neonröhren an der Decke... alles wirkte an jenem Morgen so unnatürlich, so unreal, als wäre nur ein Teil von ihr in diesem Zimmer anwesend. Und der andere Teil... der schwebte noch immer irgendwo da draußen umher mit Spooky und Fox und diesem komischen Raben.

Spooky kam mal wieder erst in der zweiten Stunde, trotzdem ziemlich unausgeschlafen und mit noch größeren Augenringen als am Tag davor. Wer weiß, wo er sich noch überall herumgetrieben hatte, nachdem Leonie zurück in ihren Körper gegangen war.

Als er an ihr vorüber lief, blickten sie sich kurz in die Augen und grinsten verschwörerisch.

Aber ansonsten sprachen sie den Rest des Vormittags kein einziges Wort miteinander.

Das, was sie miteinander verband, war einfach nicht für die Öffentlichkeit bestimmt... nicht für ihre Mitschüler, nicht für dieses Klassenzimmer, und nicht für dieses Schulgebäude.

Erst, als der Gong das Ende der letzten Stunde bekanntgab und Spooky mal wieder als Erster mit geschultertem Rucksack das Klassenzimmer verließ, ohne noch einmal zu ihr oder den anderen zurückzusehen, kamen in Leonie wieder Zweifel daran auf, ob das, was sie letzte Nacht zusammen mit diesem Jungen erlebt hatte, wirklich geschehen war.

Was, wenn sie sich doch alles nur eingebildet hatte? Was, wenn sie mittlerweile komplett den Verstand verloren hatte, und er in Wahrheit nie mit ihr in Kontakt getreten war?

Glücklicherweise zerstreuten sich diese unerfreulichen Gedanken gleich wieder, als sie das Schulgebäude verließ und den lässig am Fahrradständer lehrenden Spooky bemerkte.

Es war mehr als eindeutig, dass er auf jemanden wartete, und Leonie wusste, dass dieser jemand nur sie sein konnte.

„Na, noch gut geschlafen letzte Nacht?“, begrüßte er sie, als ob sie sich gerade zum ersten Mal an diesem Tag begegnet wären.

„Überhaupt nicht.“, gestand Leonie. „Und selber? Noch irgendwelche Pädophilen erpresst?“

„Nein...“, antwortete Spooky mit einem verlegenen Lächeln. „Bin noch bisschen mit Fox um die Wette geflogen. Und wir haben so einem eingebildeten Jäger seine Quote versaut, indem wir die Tiere immer rechtzeitig aufgescheucht haben, bevor er zum Abschuss kam. Ist echt krass, wie feinfühlig die Tiere auf unsere Astralkörper reagieren. Den meisten Menschen hingegen kannst du direkt durchs Gehirn fliegen, und die kriegen absolut nichts von dir mit. Kein bisschen Sensibilität... die kennen nur noch ihren Realitätstunnel, immer stur geradeaus.“

Leonie war sich nicht sicher, ob sie nicht ebenfalls in einem solchen Realitätstunnel vor sich hinvegetierte.

„Meinst du, sowas kann man lernen? Ich meine... solche Dinge wahrzunehmen?“, fragte sie den Jungen aufrichtig interessiert, während sie sich gemeinsam auf den Nachhauseweg machten.

„Ich denke, du kannst es vor allem verlernen.“, antwortete er. „Kleine Kinder können es oft noch. Aber irgendwann vergessen sie diesen Teil der Realität... glauben, es wären nur alberne Träume, die nichts zu bedeuten haben.“

„Wie macht man das?“, brach es aus Leonie heraus. „Ich meine... du hast mich ja gestern Nacht mehr oder weniger aus dem Körper rausgezogen. Aber wie... wie machst du es? Wie machst du es, wenn du allein bist und dir keiner hilft? Wie funktioniert sowas?“

„Ist eigentlich ganz simpel.“, erklärte ihr Spooky geduldig. „Ich lege mich auf den Rücken, achte darauf, dass es im Zimmer möglichst dunkel ist und angenehm warm... dann schließe ich die Augen und versuche, mich auf einen Punkt in der Luft zu konzentrieren, einige Zentimeter überhalb von mir. Ich stelle mir vor, dass mein Ich nicht mehr der Körper ist, sondern dass es sich nur noch in diesem einen Punkt befindet.“

„Aha...“, kommentierte Leonie nicht wirklich überzeugt. „Und das funktioniert? Ich meine, ich bin auch schon oft wachelegen und hab mir alles Mögliche vorgestellt. Ein Schrank zu sein, oder ein Tier zu sein... hat aber nie funktioniert.“

„Die Gedanken sollten nicht zu sehr umherschweifen, wie man es üblicherweise tut, wenn man ins Bett gehen will, sonst schläfst du irgendwann ein.“, erwiderte Spooky. „Aber wir wollen ja nicht einschlafen... nur unser Körper soll einschlafen. Der Geist aber bleibt wach. Also immer fokussiert bleiben. Ich gebe zu, es braucht schon ein bisschen Selbstdisziplin und Übung. Man lässt sich einfach zu leicht ablenken, von irgendwelchen Geräuschen, Gerüchen oder einfach einem Zwicken im Körper. Und zack, schon springt man in Gedanken wieder irgendwo anders hin... so wie man es gewohnt ist. Aber im Idealfall... im Idealfall bleibst du konzentriert, ohne angespannt oder abgelenkt zu sein... und dann, irgendwann, spürst du diese Energiewellen, die durch deinen Körper gleiten.

Wichtig ist jetzt, ruhig zu bleiben und es geschehen zu lassen. Wundere dich nicht, sondern versuche, die Energiewellen noch zu intensivieren. Wenn du gut bist, kannst du sie in deinen Gedanken sogar steuern. Auf und ab. Von den Füßen langsam über den Unterleib bis zum Kopf, und wieder zurück, bis sie immer stärker werden. Und dann, wenn du über ausreichend Schwingung verfügst, dann stellst du dir vor, mitsamt diesen Schwingungen in den Himmel zu fliegen... oder in den Boden zu fallen... oder dich seitwärts aus deinem Körper herauszurollen. Ganz egal... jeder hat da so seine eigene Technik. Und dann hängt es nur noch davon ab, wie stark dein Glaube ist... der Glaube, dass du es schaffen kannst, und dass es gut für dich ist und dir nicht schaden wird.“

„Der Glaube könnte ein Problem werden.“, überlegte Leonie, die sich jedoch trotzdem vornahm, es in der nächsten Nacht unbedingt einmal alleine zu probieren. „Woher weißt du das eigentlich alles?“, hakte sie weiter nach. „Ich meine, wer hat dir das alles gezeigt, so wie du es mir jetzt zeigst? Oder hast du dir alles selbst beigebracht?“

Als Reaktion auf ihre Frage verfinsterte sich Spookys Miene ein wenig, als ob er nicht gern an diese Zeit zurückdenken würde.

„Naja... ich bin früher als Kind wie gesagt lange krank gewesen... musste viel im Bett liegen, und entsprechend hatte ich auch jede Menge Zeit und Gelegenheit, mir alles Mögliche vorzustellen und auszuprobieren.“

Einmal im Krankenhaus hatte ich so einen Erstickenfallschlag und wäre beinahe gestorben. Auf einmal befand ich mich außerhalb meines Körpers. Ich sah, wie sich die Krankenschwestern panisch darum bemühten, mich ins Leben zurückzuholen... ich sah wie der Arzt kam und aufgeregt in meine Pupillen schaute. Es war wohl das, was man üblicherweise als Nahtoderfahrung bezeichnet.

Ohne Scheiß, ich bin sogar für kurze Zeit in diesem komischen Lichttunnel gewesen... auch wenn es furchtbar kitschig klingt. Und da waren Wesen. Gültige, machtvollere Wesen, die mich baten, zurückzugehen. Doch ich sagte ihnen, dass ich es satt hatte, krank zu sein... dass ich so nicht mehr weiterleben wollte. Und darauf sagten sie zu mir: „Die Qualen werden enden, wenn deine Angst endet.“

Dann zog mich eine unbeschreiblich starke Kraft in meinen Körper zurück.

Ich hab keinem der Erwachsenen je etwas davon erzählt, auch meinen Eltern nicht. Aber seit diesem Tag war ich fasziniert von diesem Gedanken... fasziniert von der Idee, meinen Körper zu verlassen, wann und wo immer ich möchte. Also habe ich mir einiges zu dem Thema angesehen, habe im Internet recherchiert, und habe es immer wieder versucht, bei Tag und bei Nacht, wann immer sich die Gelegenheit bot.

Anfangs gelang es mir nur sporadisch, und der Zustand hielt nie länger als ein paar Minuten an. Aber im Lauf der Zeit wurde ich immer besser darin. Ich konnte mich immer weiter von meinem Körper entfernen, und auch die Dauer wurde von Mal zu Mal länger.“

„Und deine Krankheit?“, wollte Leonie mitfühlend in Erfahrung bringen. „Bist du denn jetzt wieder ganz gesund?“

„Die Ärzte meinten, es wäre ein kleines Wunder.“, antwortete Spooky. „Alle Werte seien wieder normalisiert, von einem Tag auf den anderen. Sie glauben, dass es an einem neuen Medikament lag, das sie mir einige Wochen davor verabreicht hatten... und dass ich für den Rest meines Lebens jeden Tag unbedingt meine Dosis Tabletten schlucken muss, damit sich mein Zustand nicht wieder verschlechtert.

Aber weißt du was? Ich schlucke die Dinger schon lange nicht mehr! Und ich bin jetzt auch schon längere Zeit nicht mehr zur Kontrolle dagewesen. Ich weiß einfach, dass es nicht an den Tabletten lag.“

„Sondern weil du... deine Angst überwunden hast?“, ahnte Leonie. „Die Angst vor dem Tod?“

Spooky zuckte ein wenig ratlos mit den Schultern.

„Angst vor dem Tod... Angst vor dem Leben... Angst vor mir selbst... oder Angst vor den anderen. Ich weiß es ehrlich gesagt nicht so genau. Ich weiß nur, dass ich ein komplett anderer Mensch bin seit damals. Ich rede anders, ich denke anders, ich verhalte mich anders.“

„Das hört sich toll an...“, meinte Leonie mit einem sentimentalischen Blick auf eine Gruppe gutgelaunter Erstklässler, die just in diesem Moment so unbeschwert an ihnen vorbeihüpfen, als würde der Untergrund aus Gummi bestehen. „Noch einmal komplett neu anzufangen. Alles hinter sich zu lassen... ein anderer Mensch werden...“

Aber sofort waren ihre Gedanken auch wieder bei ihrem Bruder und dem immer noch nicht gelösten Geheimnis um dessen Tod.

„Vielleicht... vielleicht will ich das auch einmal. Irgendwann. Doch ich glaube, ich muss erst noch ein paar Dinge ordnen und...“

Sie stockte, weil ihr erst jetzt auffiel, dass Spooky unvermittelt auf dem Bürgersteig stehen geblieben war.

Der grinste nur auf ihren fragenden Blick hin, und deutete vielsagend auf die Tür des direkt vor ihm befindlichen Hauses.

„Du wohnst hier, glaube ich.“, meinte er, worauf Leonie den Kopf senkte und leicht rot anlief.

„Äh... ja, stimmt. Danke. Du machst mich schon völlig irre mit deinen Stories.“, versuchte sie ihre Unachtsamkeit zu entschuldigen. „Also dann...“

„Bis heute Nacht?“, fragte Spooky augenzwinkernd.

„Ich... keine Ahnung, ob ich das hinbekomme...“, stammelte Leonie unsicher, was für den Jungen aber kein Problem zu sein schien.

„Dann hol ich dich eben ab. Wir sehen uns in deinen Träumen!“

Er winkte ihr noch kurz zu und machte sich dann in die entgegengesetzte Richtung auf den Weg.

„Ja, in meinen verflochtenen Träumen...“, murmelte Leonie vor sich hin, ehe sie nach dem Schlüssel griff, um die Tür aufzuschließen. Eigentlich konnte sie gern darauf verzichten, dass sie irgendjemand in ihren Träumen beobachtete. Andererseits hatte sie nicht den Eindruck, es großartig verhindern zu können... außerdem waren die Dinge, die sie mit Spooky und diesem merkwürdigen Jungen namens Fox erleben konnte, zweifellos eine willkommene Abwechslung zu ihrem tristen Alltag in diesem beschissenen, sterbenslangweiligen Kuhkaff.

Doch zunächst galt es erstmal, eine völlig andere Sache zu erledigen, die ihr schon den ganzen Morgen über im Kopf herumgespukt war.

„Du, Papa...“, fragte Leonie zaghaft, als sich beim gemeinsamen Abendessen eine Gelegenheit bot. „Wegen Jacob...“

Zuerst hatte es den Anschein, dass ihr Vater allein schon vom Erwähnen des Namens genervt war, denn er verdrehte die Augen und seufzte leise... und Leonie erwartete schon eine seiner üblichen Zurechtweisungen, wie etwa, dass sich dieses Thema nicht zum Essen eignen würde oder etwas in der Art.

Dann aber verzog ihr Vater zu ihrer Überraschung sein Gesicht zu einem etwas künstlich wirkenden Lächeln und meinte „Ja, was ist denn mit ihm? Was hast du auf dem Herzen?“

„Hat er wirklich nichts hinterlassen? Ich meine, einen Abschiedsbrief... irgendeine Erklärung? Ich hab in den alten Sachen gewühlt und...“

„Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist, Leonie.“, versuchte ihr Vater wie erwartet den Psychologen raushängen zu lassen. „Ich meine, es ist jetzt bald vier Jahre her, und wir fangen gerade erst an, uns hier einzuleben und...“

Doch diesmal ließ sich Leonie von seinen üblichen Bedenken nicht aus dem Konzept bringen.

„Also hat er oder hat er nicht? Etwas hinterlassen, was ihr mir vorenthalten habt?“ Beinahe entrüstet schüttelte ihr Vater seinen Kopf.

„Wieso sollten wir dir denn... etwas vorenthalten? Weißt du, als dein Bruder... als Jacob... von uns ging, da...“

Just in diesem Moment klingelte das Handy ihres Vaters mit so einer nervenden Klaviermelodie, und er brach mitten im Satz ab, um das Gespräch entgegenzunehmen. Es schien fast so, als sei er richtiggehend erleichtert über den Anruf.

„Hör mal, Leonie...“, meinte er schließlich, nachdem ihm Leonie eine gefühlte Ewigkeit beim Telefonieren mit einem seiner Arbeitskollegen zuhören musste. „Ich muss gleich nachher nochmal weg. Lass uns das Thema ein andermal besprechen, ja? Bald hab ich Urlaub, dann können wir auch mal zusammen weggehen oder so... die wunderbare Landschaft hier erkunden...“

Jetzt war es Leonie, die genervt die Augen verdrehte.

Das Letzte, was sie wollte, war diese verdammte Landschaft zu erkunden. Sie wollte einfach nur eine Antwort haben.

„Es ist mir wirklich wichtig, Papa!“, stöhnte sie. Aber er lächelte sie nur an, als er seinen Mantel überstreifte, und sagte:

„Ja, weiß ich doch. Dann wird es dir auch in ein paar Tagen noch wichtig sein... oder? Lass uns das... lass uns das nicht so zwischen Tür und Angel besprechen.“

„Du bist doch derjenige, der immer zwischen Tür und Angel steht... nicht ich.“, dachte Leonie noch, behielt ihre Meinung dann aber lieber für sich, und murzte nur leise: „Ist gut, tschüss.“

Sie grübelte noch lange hin und her an diesem Tag... doch je dunkler es draußen wurde, um so mehr machte sich der fehlende Schlaf bemerkbar. Noch dazu bekam sie leichte Kopfschmerzen, was dazu führte, dass sich Leonie schließlich schon lange vor der üblichen Zeit zu Bett begab und bereits kurz darauf sanft hinwegdämmerte.

Es musste irgendwann nach Mitternacht gewesen sein.

Leonie hatte wieder einen intensiven Traum. Sie war wieder ein kleines Mädchen im Zimmer ihres Bruders... war an ihn gelehnt und spürte seinen wohlriechenden Duft, so real, wie sie es seit damals nicht mehr wahrgenommen hatte.

„Weißt du...“, sagte sie, sich ganz dicht an ihn kuschelnd, als wären sie beide ein heimliches Liebespaar. „Ohne dich ist es einfach nicht mehr dasselbe. Aber schön, dass du jetzt wieder da bist.“

Doch es kam keine Antwort zurück. Jetzt erst realisierte Leonie, dass ihr Bruder eigentlich längst tot war. Erschrocken blickte sie auf, direkt in die leeren Augenhöhlen eines verwesenden Leichnams, der nur noch aufgrund der Haare und der um seinen Hals hängenden Kette als ihr Bruder zu identifizieren war.

Leonie stieß einen spitzen Schrei aus und sprang panisch aus dem Bett... direkt in die Arme des dort bereits wartenden Spooky.

„Woha... nicht so stürmisch, Prinzessin! Ich wollte dich eigentlich ganz sachte wachküssen.“, witzelte er und schwebte einen halben Meter nach hinten, um die Höflichkeitsdistanz zwischen ihnen wiederherzustellen.

„Was? Wer...? Jacob... nein... Spooky... ach du bist es!“

Erst langsam realisierte Leonie wieder, wo sie sich befand. Ein Blick auf den noch immer unter ihr schlafenden Körper bestätigte dann auch ihren Verdacht.

„Bist du gekommen um mich abzuholen?“

„Wie versprochen.“, bestätigte Spooky. „Oder komme ich irgendwie ungelegen?“

„Nein...“, meinte Leonie noch immer etwas irritiert von der Heftigkeit ihres letzten Traumes. „Nein, ist schon ok. Du kommst genau richtig. Ich glaube, ich könnte jetzt so schnell sowieso nicht mehr einschlafen.“

„Also genaugenommen schläfst du noch.“, korrigierte sie Spooky. Dann griff er langsam nach ihrer Hand und schaute ihr tief in die Augen. „Aber denk nicht zu viel darüber nach, sonst zieht es dich gleich wieder zurück. Komm schon, wir haben einiges vor heute Nacht!“

Und so flogen sie wie schon in der Nacht zuvor durch das im Dunkeln liegende Kalbsbach... über ihre Schule hinweg und den Friedhof, auf dem Leonie trotz intensivem Umschauens keinerlei Anzeichen irgendwelcher untoter Geistwesen entdecken konnte, wie sie es eigentlich erwartet hatte. Aber vermutlich hingen die alle nicht lange dort rum und zogen schnell in andere Sphären weiter, oder zurück zu ihren Familien.

Nach guten fünf Minuten in der Luft landeten sie schließlich bei der geheimen Grotte, wo in einer dunklen Ecke bereits Fox auf sie wartete.

Doch Leonie merkte gleich, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war.

Der Junge aus der Ukraine schwebte nicht wie beim letzten Mal fröhlich auf sie zu, als er sie bemerkte, sondern verharrte dort auf dem Boden kauend, ohne sie auch nur richtig anzuschauen.

Sein Astralkörper glänzte auch nicht wie in der Nacht davor, sondern wirkte seltsam matt und kraftlos, so als würde er sich jeden Moment auflösen.

„Hey, Fox... alles klar?“, fragte ihn Spooky irritiert. „Hab mir schon Sorgen gemacht, weil du vorhin noch nicht dagewesen bist...“

Erst schien es, als wollte ihn Fox komplett ignorieren und gar nicht antworten. Aber dann erhob er sich schließlich doch und schwebte langsam auf ihn zu.

„Ich muss dir etwas sagen, Spooky...“, begann er schließlich mit leiser Stimme zu sprechen.

„Es... die Zeit mit dir... die Zeit, die wir zusammen verbracht haben... weißt du, dass es die beste Zeit in meinem Leben war? Ich meine, nur für den Fall, dass irgendwann etwas passiert und wir uns nie mehr wieder sehen... du sollst es einfach wissen!“

Seine Lippen versuchten ein Lächeln zu formen, doch es wirkte seltsam kraftlos und angespannt.

„Red kleinen Blödsinn!“, antwortete Spooky. „Die besten Zeiten kommen doch erst noch... jetzt, wo auch Leonie mit dabei ist. Was meinst du, was wir zu dritt alles anstellen können?“

„Leonie...“, murmelte Fox und schaute traurig in ihre Richtung, als ob er ihre Anwesenheit gerade eben erst bemerkt hätte. „Ich hab schon so viel von dir gehört, Leo... hab mir immer gewünscht, dich näher kennenzulernen. Zu sehen, was aus dir wird.“

Leonie fand diese Formulierung reichlich seltsam, klang es doch aus seinem Mund eher so, als würde ein alter Großvater über sein Enkelkind reden, dem er leider nicht mehr beim Erwachsenwerden zuschauen konnte, da ihm nicht mehr genügend Zeit dafür blieb... dabei war Fox doch eindeutig jünger als sie. Und außerdem, so viel Interessantes konnte er eigentlich noch gar nicht über sie gehört haben, wenn man bedenkt, dass sie Spooky ja erst vor ein paar Tagen kennengelernt hatte.

„Ich... würde dich auch gern näher kennenlernen.“, sagte sie schließlich in Ermangelung einer besseren Idee, was sie auf seine merkwürdigen Worte erwidern sollte. „Wir haben doch heute hoffentlich noch ein bisschen Zeit, oder?“

Er warf ihr einen ratlosen Blick zu.

„Zeit ist... etwas seltsames.“, sinnierte er. „Wenn wir genug von ihr haben, nehmen wir sie überhaupt nicht wahr. Erst, wenn sie knapp wird, sehen wir sie in ihrer wahren Gestalt.“

„Du laberst heute echt schräges Zeug, Alter!“, versuchte ihn Spooky aus seinen reichlich depressiv klingenden Gedanken zu reißen. „Ich meine, noch schräger als sonst... Was zur Hölle ist los? Wir haben doch immer alles miteinander geteilt, du und ich...“

„Haben wir?“, erwiderte Fox seltsam entrückt. „Haben wir wirklich?“

„Komm schon, lass dich drücken...“, meinte Spooky aufmunternd und schwebte auf ihn zu, um ihn in die Arme zu schließen. Fox versuchte zu lächeln, breitete seine Arme aus und griff nach Spooky... doch ihre Körper glitten ohne den geringsten Widerstand durcheinander hindurch.

Und dann, von einem Moment auf den anderen, war Foxs Astralkörper verschwunden, und Spooky umarmte nur noch leere Luft, was ihn sichtlich erschrocken zu Leonie blicken ließ.

„Verdammt... wo ist er hin? Wie kann sowas passieren?“, überlegte er panisch und begann damit, die ganze Grotte nach einem Hinweis auf den Verbleib seines Freundes abzusuchen. Er flog sogar kurz nach oben über die ihr Versteck umgebenden hohen Bäume hinweg, um einen Blick auf die nähere Umgebung erhaschen zu können, kam aber bald darauf wieder zu Leonie zurückgeschwebt.

„Und?“, fragte Leonie, die sich auf das alles keinen wirklichen Reim machen konnte.

„Nichts.“, antwortete Spooky frustriert. „Er ist wie vom Erdboden verschluckt. Das ist echt schräg. Sowas ist noch nie passiert. Verstehst du... es sieht ihm einfach überhaupt nicht ähnlich, sich so zu verhalten...“

„Vielleicht hat er zu sehr an seinen Körper denken müssen?“, mutmaßte Leonie. „Oder er war schon zu lang unterwegs, so wie ich neulich.“

„Schon möglich...“, überlegte Spooky und fasste sich nachdenklich an die Stirn. „Aber nein. Nein, das glaube ich nicht. Ich kenne Fox jetzt schon so lange, und ich hatte immer den Eindruck, dass er beinahe endlos in der astralen Welt bleiben kann... sogar länger als ich.“ Er blickte sich ratlos um, als er von weiter oben ein leises Krächzen zu hören glaubte.

„Rabe?“, fragte er ziellos nach oben gewandt. „Bist du da? Kannst du mal kurz runterkommen? Bitte?“

Zunächst erfolgte keine Reaktion, und Spooky wollte sich schon wieder zu Leonie wenden, als auf einmal doch ein flatterndes Geräusch zu hören war und der schwarze Vogel vom wolkenverhangenen Nachthimmel herabgesegelt kam, um sich neben Spooky und Leonie auf einem der kleineren Felsen niederzulassen.

„Seit wann so gesprächig, Geheimagenten-Junge?“, krächzte der Rabe ein wenig beleidigt.

„Gestern noch sollte ich mich verpissen, und jetzt soll ich auf einmal herkommen.“

Entscheide dich mal.“

„Fox ist verschwunden!“, kam Spooky gleich auf den Punkt. „Vor ein paar Minuten. Er hat sich einfach... einfach so aufgelöst. Du weißt nicht zufällig irgendwas darüber?“

Der Rabe hüpfte hin und her, so als wollte er die Situation genüsslich auskosten. Es war schließlich eine Seltenheit, dass die jungen Astralspione mal wirklich an seiner Meinung interessiert waren.

Schließlich besann er sich aber und gab freimütig Auskunft über alles, was er wusste.

„Nun, er hat sich schon vorhin reichlich merkwürdig verhalten, während du unterwegs warst. Ich habe versucht mit ihm zu reden, aber er hat mich komplett ignoriert. Könnt ihr euch das vorstellen? Er hat mich einfach wie Luft behandelt, dieser unverschämte ukrainische Knilch.

Also wenn ich raten müsste, würde ich sagen: Ihn hat das reale Leben eingeholt. Du weißt schon... diese lästige dreidimensionale Welt, wo man ab und zu essen, trinken oder kacken muss.“

Er zwinkerte Spooky und Leonie frech zu.

„Hab mich eh schon immer gefragt, wie ihr das macht, dass ihr alle körperlichen Bedürfnisse so komplett von euch wegschieben könnt. Ich kann nie so lange am Stück in der astralen Welt bleiben. Irgendwas juckt immer, und dann muss ich zurück in meinen echten Körper, um mich zu kratzen.“

Wie um seine Worte zu untermauern, rieb er sich mit seiner Krallen am Hinterkopf.

„Das ergibt keinen Sinn!“, erwiderte Spooky aufgewühlt. „Wenn ihn was juckt, würde er einfach sagen, dass es ihn juckt. Er würde sich jedenfalls nicht so merkwürdig theatralisch verabschieden. Das sieht ihm überhaupt nicht ähnlich!“

„Woher willst du das wissen?“, hakte der Rabe provozierend nach. „Du kennst ihn doch überhaupt nicht. Hast ihn noch nie im Leben gesehen, um genau zu sein. Kennst nur seinen Avatar.“

„Er ist mein bester Freund, verdammt!“, regte sich Spooky auf. Aber dafür hatte der gnadenlose Rabe nur ein müdes Lächeln übrig.

„Freundschaft? Was ist denn das für eine Freundschaft, wenn man sich noch nie in echt begegnet ist? Das ist doch letztlich kein bisschen anders als diese ganzen Online-Freundschaften, die so viele junge Leute heutzutage führen.

Man ist miteinander über den Bildschirm verbunden, und kann sich die privatesten Dinge erzählen, weil es mit keinerlei Konsequenzen verbunden ist. Und das Praktische ist: Wenn man seiner Freunde überdrüssig geworden ist, drückt man einfach den Ausschaltknopf. So mögen es die jungen Leute heutzutage... möglichst bequem und unverbindlich, nicht wahr?

Mit echter Freundschaft hat das nicht viel zu tun! Denn echte Freundschaft bedeutet, füreinander da zu sein... auch und gerade im realen Leben. Und wenn es sein muss auch mal Anstrengungen auf sich zu nehmen und Opfer zu erbringen, um zusammen sein zu können. Weil es einem wichtig ist, zusammen zu sein. Weil einem seine Freunde wichtig sind.“

Spooky ballte wütend die Hand zur Faust, und es war ihm anzusehen, dass er dem Geistervogel am liebsten den Hals umgedreht hätte.

„Fox ist mir wichtig, du verdammter Mistvogel! Und außerdem... was weißt denn du schon von Freundschaft, hä?“

„Genug, um zu erkennen, wenn jemand seine Freunde belügt.“, antwortete der Vogel rechthaberisch. „Und dein toller Kamerad hat dich definitiv angelogen. Und zwar schon von Anfang an. Aber du bist zu blind oder zu arrogant, um das Offensichtliche zu erkennen, du Meisterspion.“

„Den Blödsinn muss ich mir nicht anhören.“, giftete Spooky in seine Richtung. „Wenn du nichts Sinnvolles beizutragen hast, dann verpiss dich doch einfach wieder!“

„Dir würde etwas mehr Demut ganz gut zu Gesicht stehen.“, entgegnete der nun doch deutlich in seinem Stolz gekränkte Rabe. „Du solltest besser die Ohren spitzen, wenn eine reifere Seele dir etwas zu erklären versucht, du junger Narr! Nicht, dass noch mehr Unheil geschieht, nur weil du glaubst, alles im Griff zu haben... denn im Grunde hast du gar nichts im Griff, außer vielleicht die paar debilen Bauern in diesem Kaff hier, die dir aus der Hand fressen, weil sie Angst vor deinen Fähigkeiten haben.“

Mit diesen Worten erhob sich der stolze Vogel wieder in die Lüfte. Es schien schon, als wollte er ohne weitere Worte davon fliegen, doch dann flatterte er noch eine Runde um Leonie herum und krächzte:

„Krah! Pass bloß auf, Kleine, dass du nicht so endest wie dein Bruder! In einem schwarzen Plastiksack, frisch von den Schienen gekratzt! Und keiner...“

„Das reicht!“, ging Spooky dazwischen und verscheuchte den Vogel mit einer aggressiven Handbewegung. „Verschwinde einfach wieder dahin, wo du hergekommen bist! Komm, Leo... oder wir gehen, und lassen den geflügelten Spinner hier allein seine gestörten Psycho-Spielchen spielen.“

Er wollte Leonie an der Hand nehmen und energisch mit sich fortziehen, doch die hatte auf einmal nur noch die letzten Worte des seltsamen Vogels im Sinn.

„Woher kennst du meinen Bruder?“, rief sie ihm mit geradezu fanatischem Wissenseifer hinterher. „Kannst du meine Gedanken lesen oder sowas? Antworte! Woher kennst du ihn?“

„Stell nicht so viele Fragen.“, antwortete der Rabe krächzend von einem der hohen Bäume hinter der Felsenkuppel. „Mach lieber, dass du in deinen Körper zurückkommst, da wo du hingehörst! Niemand sollte hier draußen sein... niemand... außer er ist so durchgeknallt wie dein junger Liebhaber hier.“

Während er sprach, wurde er immer lauter, bis er die letzten Worte regelrecht in die Dunkelheit brüllte.

„Hast du nicht gehört? Husch, zurück mit dir in deinen Körper, bevor es zu spät ist!“

„Warum?“, fragte Leonie. „Was ist mit meinem Körper? Ich dachte, es wäre ok, so lange aus dem Körper draußen zu sein...“

Sie richtete einen fragenden Blick zu Spooky, der sie jedoch nur daran erinnerte, nicht zu angespannt an ihren Körper zu denken.

„Bleib ruhig!“, versuchte er auf sie einzureden. „Es ist alles in Ordnung mit deinem Körper. Wirklich. Er will dir doch nur Angst machen. Denk jetzt nicht darüber...“

Dann tat es urplötzlich einen lauten Knall, und Leonie erwachte schweißgebadet und aufrechtstehend zuhause in ihrem Bett.

Ihr Puls war mindestens dreimal so schnell wie normal, und ihr Herz pochte so laut, als ob es jeden Moment zerspringen würde.

„Scheiße...“, jammerte Leonie und fasste sich an die glühend heiße Stirn. Sie glaubte, sich gleich übergeben zu müssen... ein Gefühl, das sie das letzte Mal verspürt hatte, als sie sich an ihrer alten Schule eine halbe Flasche Wodka reingeschüttet hatte und dann auf dem Mädchenklo zusammengebrochen war.

Dazu rasten tausende Gedanken durch ihren Kopf.

Woher kannte dieser komische Vogel ihren Bruder? Oder war es, weil sie Spooky neulich etwas über ihn erzählt hatte? Und der hat es dann an den Raben weitererzählt? Aber

warum hätte er das tun sollen... die beiden schienen ja nicht unbedingt den besten Draht zueinander zu haben.

Oder... vielleicht... vielleicht kannte der geheimnisvolle Vogel ihren Bruder ja gar nicht, und hat nur irgendwie ihre Gedanken gelesen... oder... oder er ist vielleicht sogar Jacobs Geist begegnet... oder...

Was auch immer es war... sie musste unbedingt nochmal da hin und den Raben zur Rede stellen, denn Leonie ahnte, dass sie auf der Suche nach Antworten noch nie so eine heiße Spur hatte wie diese. Sie musste dahin und...

Aber erstmal ihren Herzschlag beruhigen.

„Beruhige dich!“, sagte sie eindringlich zu sich selbst. „Beruhige dich, Leonie. Tief einatmen und ausatmen... als nervliches Wrack wirst du gar nichts erreichen. Erst recht nicht in der astralen Welt.“

Doch egal, wie sehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr nicht einmal ansatzweise, für den Rest der Nacht die nötige Gedankenruhe und Entspanntheit zu finden, um noch einmal in die Astralebene hinüber zu wechseln.

Stattdessen wälzte sie sich noch eine gefühlte Ewigkeit hin und her, bis sie schließlich völlig erschöpft in einen tiefen, traumlosen Schlaf sank.

Kapitel 6 - Abschiedsbrief

Am nächsten Morgen sprang Leonie ungeduldig aus dem Bett, noch ehe sie ihr nerviger Wecker dazu auffordern konnte.

Am liebsten hätte sie einfach ihre Schulsachen gepackt und dann Spooky sofort Löcher in den Bauch gefragt. Aber dummerweise war Samstag, und da war keine Schule... eine Tatsache, die Leonie vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben aufrichtig bedauerte. Natürlich hätte sie auch einfach bei ihm zuhause auftauchen können, oder versuchen, seine Nummer im Telefonbuch zu finden und bei ihm anrufen.

Doch wie hätte das auf den Jungen gewirkt?

Etwa so, als ob Leonie seine Hilfe brauchte? Als ob sie sich ohne ihn nicht mehr zurechtfinden würde?

Davon abgesehen... konnte sie ihren neuen Bekannten überhaupt vertrauen?

Warum hatte Spooky so wütend reagiert, als der Rabe ihren Bruder erwähnte?

Irgendwas war faul an der ganzen Sache... und Leonie ahnte, wenn es jemanden gab, der etwas mehr Licht ins Dunkel bringen konnte, dann zweifellos dieser komische Vogel.

Mit ihm musste sie reden... und zwar am besten unter vier Augen.

Doch wie sollte sie nur mit ihm in Kontakt kommen, wenn sie es nicht einmal schaffte, ohne Spookys Hilfe in die astrale Welt überzusetzen?

Am Frühstückstisch würgte Leonie nur hastig ein trockenes Brötchen runter, war aber in Gedanken noch immer ganz woanders. Ihren Vater, der mehrmals leise seufzte und Blickkontakt zu ihr aufzubauen versuchte, nahm sie dabei gar nicht wahr.

Erst, als er ihr das Glas Orangensaft vor der Nase wegschnappte, gelang es ihm, für einen Moment ihre Aufmerksamkeit zu erhaschen.

„Du, Leonie... wir müssen uns mal unterhalten.“, meinte er mit einem ziemlich gezwungen wirkenden Lächeln.

„Ach ja? Wüsste nicht worüber.“, antwortete Leonie pampig, da sie auf irgendwelche Vorwürfe jetzt prima verzichten konnte... und es ging eigentlich fast immer nur um Vorwürfe, wenn ihr Vater mal von sich aus das Gespräch mit ihr suchte.

Doch anstatt wie gewöhnlich laut und dominant zu werden, tat er das Gegenteil... stützte sich auf den Tisch und hielt sich die Hand vor die Augen, als ob er gleich weinen musste und nicht wollte, dass jemand seine Tränen sah.

„Ich hab... ich hab heute Nacht von deinem Bruder geträumt... ich träume fast jede Nacht von ihm.“

Leonie hatte nicht mit einer solchen Aussage gerechnet, denn es kam so gut wie nie vor, dass er Jacob mal von sich aus erwähnte.

„Ja, ich weiß.“, sagte sie daher nach einer kurzen Bedenkpause. „Ich hab dich neulich beobachtet. Du hast dich unruhig hin und her gewälzt, wie bei einem schlimmen Alptraum...“

„Habe ich das?“, erwiderte ihr Vater nicht wirklich überrascht. „Weißt du... ich dachte, wenn wir nur hier herziehen und genug Zeit vergangen ist, dann wird einfach Gras über die Sache wachsen... aber so wie es aussieht, finde ich keine Ruhe. Und du auch nicht, was?“

„Ich will einfach nur die Wahrheit wissen!“, beharrte Leonie auf ihrer Forderung vom Vortag. „Gibt es noch irgendwas, was er euch hinterlassen hat?“

„Es... es gab da eine Art Abschiedsbrief.“, antwortete ihr Vater sichtlich nach Worten ringend. „Wir haben ihn dir nie gezeigt, weil es... weil wir dachten, dass es so das Beste für dich wäre.“

Leonie bemühte sich, ruhig zu bleiben und nicht die psychisch angeschlagene Zicke zu markieren. Aber am liebsten wäre sie ihm laut kreischend ins Gesicht gesprungen.

„Ihr habt... was? Ihr habt mir das einfach verheimlicht? All die Jahre? Aber... warum? Denkt ihr nicht, dass ich alles Recht der Welt habe, das zu erfahren?“

„Es... es ist kein einfacher Brief.“, versuchte ihr Vater behutsam klarzumachen, denn eine Eskalation, wie sie sich schon so oft ereignete, wenn sie auf dieses Thema zu sprechen kamen, wollte er an jenem Morgen unbedingt vermeiden. „Dein Bruder... Jacob... schrieb ziemlich wirres Zeug. Über seine Computerspiele, über irgendwelche Leute aus dem Internet, und auch über dich... vor allem über dich. Wir... wir wollten einfach nicht, dass du ihn so in Erinnerung behältst... und dass du es dir zu sehr zu Herzen nimmst.“

Mit diesen Worten reichte er ihr vorsichtig mehrere zusammengefaltete, beschriebene Seiten Papier, auf denen Leonie schon auf den ersten Blick Jacobs Handschrift erkannte. Er ließ aber noch nicht los, als Leonie gierig danach griff, sondern schaute ihr noch einmal mahnend in die Augen.

„Versprich mir... versprich mir, egal was da drin steht... egal, ob es für dich vielleicht mehr Sinn ergibt als für mich... versprich mir bitte, dass du dir nicht die Schuld an Jacobs Tod gibst!“

Leonie verstand nicht, was die merkwürdige Ansprache sollte.

„Wenn es etwas gibt, wofür sich diese Familie schuldig fühlen sollte...“, murmelte sie mit finsterner Miene. „... dann dafür, dass wir viel zu lang so getan haben, als ob Jacob mit seinem Tod auch seine Bedeutung für uns verloren hat.“

Ihr Vater nickte betroffen, dann nahm ihm Leonie die Seiten aus der Hand und machte sich damit, ohne sich noch einmal umzublicken, auf den Weg in ihr Zimmer.

Schon seit über einer halben Stunde saß sie auf ihrem Bett, den mehrere Seiten starken Brief vor sich ausgebreitet und ungeduldig mit den Füßen wippend. Doch noch wagte es Leonie nicht, auch nur einen längeren Blick darauf zu werfen. Es war, als wartete sie noch auf irgendeine Eingebung... auf ein Zeichen... auf irgendwas, was diesem Moment eine besondere, einzigartige Magie verleihen würde.

Am liebsten wäre sie jetzt in ihrem alten Zuhause gewesen. Dort wäre sie einfach in Jacobs Zimmer gegangen, hätte sich dort auf die Couch gekuschelt, in eine seiner Jacken eingehüllt, und dann hätte sie angefangen zu lesen.

Leonie überlegte, ob es vielleicht helfen würde, ein paar Kerzen aufzustellen... und irgendeine CD einzulegen, die sie an ihre gemeinsame Zeit mit Jacob erinnerte. Aber was sollte es sein? Etwas Trauriges, Ruhiges, oder eher etwas Aggressives? Oder etwas völlig Psychotisches? Noch wusste sie ja gar nicht, was in dem Brief stand und welche Emotionen es bei ihr auslösen würde. Sie wollte diesen Moment einfach ganz in Gedanken an ihren Bruder verbringen, und nicht mittendrin beim Lesen feststellen müssen, dass sie die falsche Musik gewählt hatte.

Und so entschied sich Leonie schließlich dazu, nur das Licht im Raum ein bisschen zu dimmen, und dann mit zitternden Händen nach dem Brief zu greifen und Zeile für Zeile in sich aufzusaugen, so wie sie kamen... ungeschönt, ohne Musik und jegliche Gnade.

„Nein, keine persönliche Anrede. Ich kann das einfach nicht.“

Ich weiß auch gar nicht, wer das alles lesen wird, und es ist auch egal. Was ich tat, habe ich nicht getan, damit ihr es versteht, oder damit ihr es nicht versteht.

Alles was ich getan habe, tat ich nur um euch zu schützen, vor mir selbst und vor denen, die mit mir kamen. Mehr braucht ihr über meine Beweggründe nicht zu wissen. Ich fürchte nur, ihr würdet meine Gründe nicht verstehen, wenn ich an dieser Stelle abbreche.

Der Versuch, etwas zu erklären, was nicht erklärt werden kann.

Der Versuch, von Dämonen und Stimmen im Kopf zu reden, ohne für verrückt gehalten zu werden.

Vielleicht hätten wir nie damit anfangen sollen, uns in diese verborgene Dimension zu begeben. Doch es war einfach zu verlockend. So viel krasser und wunderbarer als alles, was ich jemals in einem Spiel in der virtuellen Welt erlebt habe. Ich wurde süchtig nach diesem Thrill, bekam nicht genug davon, und wollte immer noch eine Schippe drauflegen. Wollte unbedingt den nächsten Level erreichen. Aber spätestens, als wir in dem Bunker in Berlin waren und den Verschwörern zu ihrer geheimen Sitzung gefolgt sind, hätte ich kapieren müssen, dass es von nun an kein unschuldiges Spiel mehr war.

Dann sind wir Omega begegnet. Omega, dem geheimen Weltenlenker. Anfangs hat er mir schon etwas Angst gemacht. Seine Kräfte waren im Vergleich zu den unseren

atemberaubend. Und seine Worte waren so überzeugend, so endgültig, wie es wohl nur die Worte eines Gottes sein konnten.

Sogar mein bester Freund hat mich gewarnt, ich solle mich ausklinken und mal eine längere Pause einlegen. Er meinte, dass es keine gute Idee wäre, mit Dämonen am Tisch zu sitzen und Höflichkeiten auszutauschen. Aber ich konnte nicht anders.

Ich musste ihn wiedersehen.

Omega und ich... wir haben uns dutzende Male in seinem Bunker getroffen.

Er hat meine Sicht auf die Welt komplett umgekrempelt... hat mir aufgezeigt, wie mein naives Weltbild mich daran hinderte, mein wahres Potenzial zu entfalten. Er wollte mir Macht geben. Und er wollte auch, dass ich diese Macht weitergab. Vor allem an Leo.

Seit ich ihm von ihr erzählt habe, und davon, dass ich Angst hatte, sie eines Tages an die hässliche Welt da draußen zu verlieren... seit diesem Tag gab er keine Ruhe mehr.

Ich soll dieses und jenes tun.

Immer erteilte er mir Ratschläge, doch mit der Zeit wurden daraus Befehle.

Bis er mir schließlich sogar befahl, meiner Schwester schlimme Dinge anzutun. Ich sollte ihr weh tun, ja, ich sollte sie sogar verstümmeln, auf dass sie nie wieder ein Teil eurer Welt sein könnte.

Omega sagt, er meint es nur gut mit mir. Aber Omega versteht nicht.

Er versteht nicht, wie es ist, in dieser Welt verankert zu sein. Und er wird es vermutlich nie verstehen. Denn er ist der geheime Weltenlenker, längst viel zu groß für unsere kleinen Menschenprobleme.

Doch ich kann nicht mit ihm argumentieren. Seine Argumente sind immer besser, egal was ich mir auch ausdenke. Und ich weiß, früher oder später würde ich seinen Anordnungen folge leisten. Ich würde Leo schlimme Dinge antun. Ich würde euch alle ins Verderben stürzen.

Es ist nur eine Frage der Zeit.

Und so habe ich mich letzte Woche ausgeloggt, für immer. Hab mir geschworen, Omega zu vergessen und niemals wieder die andere Seite zu betreten, auch wenn es mir Leid tut um die Freunde, die ich dort gefunden habe.

Doch ich lag falsch. Mich auszuloggen war nicht genug.

Er sitzt schon in meinem Kopf, hat sich in meine Gedankengänge gefressen wie ein gieriger Parasit.

Ich weiß, dass er Recht hat. Mit allem.

Ich weiß es.

Ich weiß es.

Ich weiß es.

Leonies Weg ist vorherbestimmt. Sie, die immer in meinem Schatten stehend zu mir aufgeschaut hat, wird gegen mich rebellieren, genau wie ich gegen euch rebelliert habe. Sie wird sich schon aus Prinzip, weil sie nicht so sein kann wie ich, dazu entscheiden, das genaue Gegenteil von mir zu verkörpern. Und da ich genial und fantasiebegabt bin, wird sie dumm und einfältig werden, eine fette Kuh, die irgendsoeinen schnöseligen Assistenzarzt heiratet.

So gern würde ich ihr die Scheiße aus dem Gehirn prügeln.

Aber nein. Das bin ich nicht. Das sind seine Gedanken. Omegas Gedanken, die sich immer mehr mit den meinen vermischen.

Seht ihr denn nicht, was er tut?

Meine Gedanken sind schon genauso kaputt wie die seinen. Ich finde immer mehr Gefallen an der Vorstellung, Leonie weh zu tun. Ich fange an, ihre Unschuld zu hassen. Alle Unschuld zu hassen, ganz so, wie es Omega tut.

Hätte ich doch nur nie diesen Bunker betreten. Hätte ich den geheimen Weltenlenker doch nur nie herausgefordert.

Jetzt ist es zu spät, um noch irgendwas zu bereuen.

Ich muss hier weg, und zwar endgültig. Weg aus dieser Welt, weg von Omega, weg von meinen Freunden. Und weg von euch.

Nur wenn ich mich selbst aus der Gleichung herausnehme, kann ich vielleicht noch einen Unterschied machen und das Schlimmste verhindern. Auch wenn das vermutlich keiner von euch jemals verstehen wird.

Hasst mich“

Leonie legte die Zettel aus der Hand und musste erst einmal tief durchschnaufen.

Zunächst konnte sie gar nicht sagen, ob sie das Gelesene nun als schockierend oder eher als Erleichterung empfand.

Es war insofern eine Erleichterung, als sie nie wahrhaben wollte, dass ihr Bruder einfach ein bisschen depressiv gewesen ist und sich dann aus schnöden Gründen wie Stress in der Schule oder unglücklichem Verliebtsein das Leben genommen hatte. Nein, sie wollte nicht, dass dieses Bild beschädigt wurde, das sie von ihm hatte... das Bild des stolzen, charakterstarken Rebellen, der klüger war als die Erwachsenen und ihnen nie den Gefallen getan hätte, auf seinem Weg zu scheitern oder zu ihnen zurückgekröchen zu kommen. Doch Leonie hätte auch nicht gedacht, dass es um seinen Zustand so schlimm bestellt war. Er muss am Ende total fertig gewesen sein... und genau so hatte sie ihn damals ja auch erlebt. Völlig paranoid, übermüdet, jeglicher Hoffnung beraubt.

Was immer ihn so zugerichtet hatte... ob Einbildung oder nicht... Leonie war sich sicher, dass es heftiger als alles gewesen sein musste, was sie oder sonstwer sich vorstellen konnte... sonst hätte ein Kämpfertyp wie Jacob nicht davor kapituliert.

Irgendwann um die Mittagszeit kam sie nachdenklich in die Küche zurück, wo ihr Vater entweder immer noch, oder schon wieder, am noch immer nicht abgeräumten Frühstückstisch saß... hilflos den Kopf unter den Armen vergraben, als ob Jacobs Lebensmüdigkeit durch das erneute Lesen seines Abschiedsbriefes auch auf ihn überggesprungen war.

Leonie spürte, dass sie sich ihren Arschloch-Modus jetzt unbedingt verkneifen musste, den sie sonst immer bei Gesprächen mit ihrem Erziehungsberechtigten einzustellen pflegte.

„Und? Hast du ihn gelesen?“, fragte ihr Vater leise.

„Ja...“, bestätigte sie und setzte sich an seine Seite. „Ist krass. Ich meine... vielleicht hast du Recht gehabt, dass du mir das damals nicht gezeigt hast. Ich wäre vermutlich durchgedreht. Danke, Paps.“

Sie legte vorsichtig ihre Hand auf die seine, und er nickte zitternd, als ob er gleich einen Heulkampf bekommen würde.

„Weißt du... es ist ja nicht so, dass ich nicht versucht hätte, die ganze Sache rational zu verstehen.“, versuchte ihr Vater sich nach einer Weile zu rechtfertigen. „Ich habe sogar versucht, seine Wahnvorstellungen ernstzunehmen... habe wochenlang nach diesem Spiel gesucht, von dem er geschrieben hat... wo man durch einen Bunker in Berlin schleicht und irgendwelchen Verschwörern begegnet. Und wo dieser Kerl namens Omega dabei ist. Ich habe auf seinem Computer gesucht. Nichts. Ich habe im Internet nachgefragt, habe mich sogar heimlich an ein paar der Spiele gewagt, die er auf seinem Rechner hatte.“ Bei dem Gedanken daran konnten sich beide ein leichtes Grinsen nicht verkneifen.

„Echt wahr, Leonie... ich habe mich da ganz schön reingehängt und musste vieles erst lernen, was für euch junge Leute heutzutage ja ganz selbstverständlich ist. Am Ende war ich richtig gut in dem einen oder anderen Spiel. Aber weitergebracht hat es mich kein Stück.“ „Ich kann mir darauf auch keinen Reim machen...“, meinte Leonie nachdenklich. „Ist jedenfalls nichts, was ich schonmal gezockt hätte, und auch keins der Spiele, die mir Jacob damals gezeigt hat. Wer weiß, vielleicht hat er es ja auch nur mit seinen Freunden gespielt, dieses Spiel...“

Sie startete einen Moment abwesend an die Decke und versuchte, sich zu erinnern... an irgendwas, was Jacob vielleicht mal erzählt hat, über seine Spiele, oder über die Leute in seiner Klasse.

Aber da war nichts. Nichts, was ihr nicht schon tausendmal zuvor durch den Kopf gegangen wäre. Und auch der Name Omega sagte ihr rein garnichts.

„Sag mal...“, fragte sie schließlich ihren Vater. „Du weißt nicht zufällig, von welchen Freunden er da geschrieben hat? Ich meine, du weißt ja selber, wie er war.... er hat nie viel erzählt von den Leuten, mit denen er rumhing. Auch mir nicht.“

„Ich glaube, das waren mehr so Online-Bekanntschaften.“, grübelte ihr Vater. „Heute kann man ja im Internet viel Zeit miteinander verbringen, ohne sich auch nur einmal persönlich begegnet zu sein. Ich kann mich eigentlich nur an eine einzige Situation erinnern, wo ich mal wirklich einen von denen am Hörer hatte...“

„Wie? Du meinst, einer seiner Freunde hat hier angerufen? Echt?“, hakte Leonie nach, in der klammen Hoffnung, vielleicht doch noch auf eine heiße Spur zu kommen. „Was hat er gesagt?“

„Er... er wollte unbedingt, dass ich Jacob ans Telefon hole.“, erinnerte sich Leonies Vater. „Es muss ein paar Tage, bevor Jacob... vor seinem Tod... es muss ein paar Tage vor seinem Tod gewesen sein. Am Abend bevor wir verreist sind. Du bist wahrscheinlich schon im Bett gewesen, da klingelte auf einmal das Telefon.“

Da war ein fremder Junge dran. Die Stimme hörte sich noch ziemlich jung an, und er klang irgendwie schüchtern, als ob er Angst hätte oder sowas.

Ich dachte erst, er hätte sich verwählt. Aber er bat mich, Jacob ans Telefon zu holen. Und er meinte, es wäre wirklich dringend.

Naja, aber du weißt ja, wie Jacob war. Wenn er nicht gestört werden wollte, wollte er nicht gestört werden... daher hab ich sicherheitshalber erst nochmal nachgefragt, was es denn so Wichtiges geben würde mitten in der Nacht. Da meinte der Junge nur, dass er sich Sorgen

machte, weil Jacob schon längere Zeit nicht mehr aufgetaucht wäre. Ich sagte ihm, soweit ich weiß, geht es ihm gut... aber er brüllte nur in den Hörer: „Nein, tut es nicht!“ Da bekam ich es dann doch etwas mit der Angst zu tun, bin rauf zu Jacob, und hab an seine Tür geklopft.

„Da ist ein Anruf für dich!“, sagte ich und streckte ihm auffordernd den Hörer entgegen.

„Einer deiner Freunde. Er meint, es wäre wichtig.“

Widerwillig nahm er mir den Hörer aus der Hand und murmelte, ohne auch nur zu hören, wer in der Leitung war: „Ich bin raus, kapiert? Musst dir jemand anderes suchen, um dir die Zeit zu vertreiben. Also lass mich in Zukunft gefälligst in Ruhe!“

Dann hat er wütend aufgelegt und forderte mich auf, das Telefon für den Rest der Nacht auszustecken... sonst würden wir keine Ruhe haben, meinte er. Der Kerl wäre ein bisschen durchgeknallt.

Naja, was soll ich sagen... ich hab ihm dann eben den Gefallen getan, und es ging mich ja auch nichts an, was er für Probleme mit seinen Kumpels hat. Ich hatte jetzt auch nicht das Gefühl, dass es ihn übermäßig belasten würde. Ich meine, Jacob war schon lange kalt und abweisend zu mir und deiner Mutter gewesen... wir dachten eben, es wäre so eine Phase, und die geht irgendwann vorbei, und dann...

„Ist schon gut, Dad.“, versuchte ihn Leonie von seinen Selbstvorwürfen abzubringen.

„Keiner hätte gedacht, dass sowas passieren würde. Nicht mal ich, obwohl ich ihn doch so gut kannte.“

Aber sag mal... du weißt nicht zufällig noch den Namen des Jungen, der damals angerufen hat? Oder wenigstens seine Nummer?“

„Nein, tut mir leid, beim besten Willen nicht.“, erwiderte ihr Vater kopfschüttelnd. „Aber eins war seltsam... Ich weiß noch, als das Telefon geklingelt hat, und ich routinemäßig auf die Nummer schaute... da war die Vorwahl von Kalbsbach angezeigt. Daher dachte ich auch erst, dass Opa anrufen würde, oder dass ihm irgendwas zugestoßen war.“

„Du meinst... der Anruf kam von hier?“, fragte Leonie völlig entgeistert.

„Wohl nicht direkt aus dem Haus, nein...“, erklärte ihr Vater achselzuckend. „Ich glaube, ich hab später sogar nochmal nachgeschaut und gesehen, dass es nicht dieselbe Nummer war... aber eben irgendwo hier aus der Gegend. Kann ja auch Zufall sein.“

Aber Leonies grimmiger Blick ließ daran mehr als nur leise Zweifel aufkommen.

„Das war kein Zufall!“, meinte sie nur wortkarg und ballte in ihrer Hosentasche die Hand zur Faust.

Wenn sie eins und eins zusammenzählte... Jacobs geheimnisvolles Verhalten in den letzten Wochen vor seinem Tod... sein plötzliches Interesse für Esoterik und Spiritualität... der Anruf von einem Freund aus Kalbsbach... der geheimnisvolle Rabe, der ihren Bruder gekannt zu haben schien... und Spooky, dieser manipulierende Mistkerl, der sie manchmal so sehr an ihren Bruder erinnerte, ohne dass sie genau sagen konnte, wieso... all diese Mosaikteile fügten sich allmählich vor Leonies innerem Auge zu einem großen Gesamtbild zusammen. Und sie konnte nicht sagen, dass ihr der Anblick dieses Bildes besonders gefiel. „Ich glaube, ich kenne seine Freunde!“, sagte sie schließlich mit einem entschlossenen Gesichtsausdruck. „Und ich kenne wohl auch das Spiel, das sie gespielt haben. Ich kapiere nur nicht, wie das alles mit seinem Tod zusammenhängt. Aber das werde ich schon noch rauskriegen, versprochen!“

Sie klopfte ihrem Vater voller Tatendrang auf die Schulter, so dass der gar nicht anders konnte, als trotz seiner Sorgenfalten im Gesicht wieder zu lächeln.

„Ich glaube, ich bin dir dabei keine große Hilfe... hab ich Recht?“

Doch gleich darauf wurde seine Miene wieder ernst.

„Aber hör mal: Diese Freunde von ihm... die sind doch nicht gefährlich, oder? Ich meine... ich will dich nicht auch noch verlieren, verstehst du?“

„Pffft, die sind nicht gefährlich.“, beruhigte ihn Leonie. „Die sind nur ziemlich schräg drauf... und total verlogen! Ist echt kein Problem. An meiner alten Schule bin ich mit deutlich schlimmeren Zeitgenossen fertig geworden.“

Irgendwie gefiel ihrem Vater die ganze Sache nicht... aber ihm gefiel der ungewohnte Tatendrang seiner Tochter, und die fast schon erwachsen wirkende Selbstsicherheit, mit der sie auf einmal zu sprechen schien. Dabei wollte er ihr keine Steine in den Weg legen, so dass er sie schließlich nach einer weiteren Mahnung, vorsichtig zu sein und ihn sofort anzurufen, wenn sie irgendetwas herausbekäme, an die Tür begleitete.

Leonie versicherte ihm noch einmal, dass er sich keine Sorgen zu machen brauchte. Jedenfalls nicht um sie.

Jetzt, wo sie der Lösung des Rätsels so nahe war, würde sie sich von nichts mehr aufhalten lassen... von keiner dämlichen Ausrede und keiner weiteren Lüge. Sie wusste, sie würde ihren neuen Bekannten mal gründlich die Meinung geigen... und falls sich dann noch herausstellen sollte, dass Spooky irgendwas mit Jacobs Tod und diesem komischen Omega zu tun hatte... dann würden Köpfe rollen. Seiner auf jeden Fall.

Zumindest würde das, was Jacob widerfahren war, nicht ungesühnt bleiben. Das war Leonie ihrem Bruder einfach schuldig. Vor allem aber auch sich selbst.

Kapitel 7 - Die Welt von oben betrachten

Dank dem öffentlichen Telefonbuch war es für Leonie ein Leichtes, das Haus von Spookys Eltern ausfindig zu machen.

Doch obwohl sie minutenlang Sturm läutete, öffnete ihr niemand die Tür. Entweder, sie waren gerade alle außer Haus, überlegte Leonie... oder Spookys Körper schlief gerade wieder tief und fest, während sein Geist sonstwo herumschwebte. Vielleicht ja auch gerade direkt über ihr?

Leonie schaute sich fröstelnd den wolkenverhangenen Himmel an, konnte jedoch erwartungsgemäß nicht das Geringste erkennen. Allmählich konnte sie nachempfinden, warum man ihn Spooky nannte, und warum so viele ihrer Mitschüler schon beim Gedanken an den Jungen ein komisches Gefühl überkam.

Nachdem sie noch mehrmals gegen die Türe getreten und „Komm raus, du verlogener Mistkerl! Ich weiß, dass du da drin bist.“ gerufen hatte, gab Leonie ihr Vorhaben schließlich auf und beschloss, sich auf den Weg zu ihrem geheimen Unterschlupf in der Felsengrotte zu machen. Vielleicht würde sie ja dort einen von ihnen vorfinden, oder zumindest ein paar hilfreiche Hinweise auf ihren Verbleib.

Zunächst brauchte sie eine Weile, um sich in der unbekannten Umgebung zu orientieren, und irrte ziellos durch Spookys gutbürgerliche Wohngegend voller gleich aussehender,

relativ neu wirkender Einfamilienhäuser. Doch nachdem sie dann auf einer Wiese am Ortsrand den durch Kalbsbach fließenden kleinen Bach erspähte, der irgendwo in der Nähe der Grotte entspringen musste, folgte Leonie kurzentschlossen dem nahegelegenen Wanderweg, der dem Bachlauf entlang Richtung Wald führte.

So gelangte sie schließlich nach knapp zwei Kilometern an den hölzernen Steg, der ihr bereits von ihren feinstofflichen Ausflügen her bekannt war, und von dem es nicht mehr weit sein sollte bis zu dem verborgenen Tal mit der Grotte.

Tatsächlich dauerte es nicht lang, bis sie dann auch die aus Wurzeln geformte Treppe erspähte, die bei Tageslicht fast noch geheimnisvoller wirkte als bei Nacht... fast so, als hätten irgendwelche Elfen und Waldgeister sie extra für Besucher der Grotte aus dem Waldboden herausgeschnitzt.

Jetzt erst realisierte Leonie auch, wie steil und anstrengend der Aufstieg eigentlich war... so dass sie, als sie schließlich oben bei den hohen Felswänden ankam, schon ein wenig außer Atem war und erst einmal ordentlich durchschnaufen musste.

„Spooky? Bist du da?“, rief sie in das dämmrige Zwielicht der Grotte hinein, während sie erstaunt feststellte, dass tatsächlich alles ganz genauso aussah, wie sie es in den Nächten zuvor aus ihrem Astralkörper heraus beobachtet hatte. Lediglich die hin und wieder von der gewölbten Felsendecke fallenden Wassertropfen waren ihr bislang noch gar nicht aufgefallen gewesen... und anders als bei ihren früheren Besuchen merkte sie nun auch bei jedem Schritt, wie glitschig und feucht sich zumindest jene Felsen anfühlten, die nicht durch den steinernen Überhang vor Regen und Tauwasser geschützt waren.

„Ist da irgendwer?“, fragte sie abermals über einen der Felsen gebeugt, von dem aus man in die tieferen Teile der Grotte hinabblicken konnte... aber es erfolgte keine Reaktion, so dass Leonie schon kurz davor war, kehrt zu machen, um sich einmal auf der anderen Seite des Hanges umzusehen.

Doch dann ertönte von oben plötzlich ein lautes Krächzen, und ein schwarzer Vogel kam von seinem Beobachtungsposten auf einem der Bäume heruntergeflattert.

„Herr Rabe!“, rief Leonie erfreut, kam sich aber gleich darauf total dämlich vor, weil sie für einen Moment ernsthaft geglaubt hatte, dass ihr das Tier in irgendeiner Weise antworten würde. Doch dies war die reale Welt. Die Welt, in der Vögel nicht sprechen konnten.

„Du bist einfach nur ein normaler Vogel, stimmt’s?“, ahnte Leonie seufzend. Vermutlich kam es häufiger vor, dass Vögel an solch geschützten Orten ihr Nest bauten.

Der Rabe krächzte nur irgendeinen typischen Vogellaut, der alles oder nichts bedeuten konnte, und stieß sich dann vom Boden ab, um in Richtung des Tales zu fliegen.

Leonie blickte ihm eine Weile hinterher und musste kurz über sich selbst lachen. Wenn das so weiterging, würde sie irgendwann noch anfangen, mit Hunden und Katzen zu sprechen, und spätestens dann würden sie wohl endgültig alle für verrückt erklären.

Abermals ertönte das aufdringliche Krächzen des Raben.

Er ging ungeduldig vor dem schmalen Trampelpfad, der nach unten zur Wurzeltreppe führte, auf und ab, und schaute dabei unentwegt in Leonies Richtung, so als ob er ihr irgendwas Wichtiges zeigen wollte.

Leonie zögerte einen Moment, in dem sie kurz darüber nachdachte, ob sie sich jetzt allen Ernstes auf dieses Niveau herabgeben wollte, Gespräche mit der einheimischen Tierbevölkerung zu führen.

Da ihr aber auch nichts Besseres einfiel und sie wohl gerade ohnehin unbeobachtet war, rang sie sich schließlich dazu durch, der Sache zumindest mal eine Chance zu geben. „Was ist?“, fragte sie den Raben und ging langsam auf ihn zu, um ihn nicht zu erschrecken. „Willst du mir irgendetwas zeigen? Willst du, dass ich dir folge?“

Der Rabe krächzte und nickte wie zur Bestätigung mit dem Kopf, ehe er sich in die Lüfte erhob und an den Felsen vorbei in Richtung des kleinen Baches flog. Leonie folgte dem Vogel kurzentschlossen, den unbefestigten, schmalen Pfad hinunter, und dann über den hölzernen Steg zurück Richtung Kalbsbach. Dabei wartete der Rabe jedes Mal geduldig, bis sie beinahe zu ihm aufgeschlossen hatte, und schwang sich dann wieder in die Lüfte bis zur nächsten Station.

Kurz bevor sie so den Waldrand erreicht hatten, verließ der Rabe dann jedoch den ausgebauten Weg, um an einigen Sträuchern und gefällten Bäumen vorbei in Richtung des offenen Feldes zu fliegen. Es ging eine Böschung hinauf und über eine frisch gemähte Wiese, bis sie schließlich nach wenigen Minuten an einer von hohen Hecken umsäumten Schrebergartenanlage ankamen.

„Und jetzt?“, fragte Leonie den Raben nach Luft ringend, der sich daraufhin auf ein verschlossenes Gartentor hockte, und dann nach einer kurzen Pause weiter ins Innere des Gartengrundstücks flatterte.

„Ich soll da drüber steigen? Ernsthaft?“, meinte Leonie mit skeptischem Blick auf das mit rostigem Stacheldraht versehene Tor. Es war nicht besonders hoch, aber definitiv mit einem dicken Vorhängeschloss gesichert.

Wie zur Antwort krächzte der Rabe vom Dach einer hölzernen Gartenlaube herunter.

„Ja, ist ja gut... ich komme...“, murmelte Leonie, die schon zu weit gegangen war, um jetzt noch umzukehren. Und so drückte sie den Stacheldraht an einer geeigneten Stelle so weit herunter, dass man einigermaßen gefahrlos darübersteigen konnte, und kletterte dann mit einer nicht wirklich elegant aussehenden Bewegung über das Tor.

„So eine Scheiße!“, fluchte sie, als sie endlich auf der anderen Seite angekommen war.

„Kalbsbach ist echt die totale Hölle. Nebel, Stacheldraht, endlose Dreckswegen und anstrengende Vögel...“

„Krah!“, antwortete der Rabe, bevor er durch ein geöffnetes Fenster in die kleine Hütte hineinflog.

„Also hier, ja?“, grummelte Leonie und öffnete die ausnahmsweise mal nicht verschlossene Tür.

Im Halbdunkel stank es nach Schnaps oder anderen Alkoholika... und schon auf den ersten Blick fielen Leonie die zahllosen leeren Bierdosen auf, die sich dort auf einem kleinen Tisch stapelten. Es war das Billigbier aus dem Discounter. Von wo auch sonst. War schließlich der einzige Markt im Ort.

An der Wand im Hintergrund hingen einige Schaufeln, Rechen, Eimer und sonstige Gartenwerkzeuge. Doch erst, als Leonie komplett in die Hütte hineingelaufen war, erkannte sie die Matratze auf der anderen Seite, auf der ein bärtiger, schäbig gekleideter Typ lag. Den Einkaufstüten und prall gefüllten Plastikbeuteln nach zu urteilen, die um ihn herum lagen, handelte es sich dabei eindeutig um einen Landstreicher, der sich hier auf der Suche nach einem warmen Unterschlupf einquartiert hatte.

Als er Leonie bemerkte, wischte er sich den Mund ab und legte die halbgefüllte Dose zur Seite, die er sich gerade einverleiben wollte.

„Woah.... Besuch...“, lallte er. „No koi Angscht. I bin glei weg. Hab nur... nur a Päusele gmacht... s'isch kalt heut. Bin glei weg, Chefin.“

„Ich...“, erwiderte Leonie überrascht. Ganz offensichtlich schien er sie für die Besitzerin des Gartengrundstücks zu halten. „Nein, sie brauchen nicht zu gehen. Ich bin nur...“

Sie zögerte einen Moment, in dem sie darüber nachgrübelte, was für eine Ausrede für ihr Eindringen sie dem Kerl eigentlich erzählen wollte. Aber da er es in seinem Zustand vermutlich ohnehin nicht verstehen würde, entschied sich Leonie, dass sie ihm ebensogut auch die Wahrheit sagen konnte.

„Ich bin einem Vogel gefolgt, der hier reingeflogen ist.“

Nun zeigte sich auch der Rabe, der wie zur Bestätigung ihrer Worte auf den Tisch flatterte und dabei ein paar der leeren Dosen auf den Boden schleuderte.

„Ach der...“, erwiderte der Landstreicher erleichtert. Dann setzte er die Dose wieder an und genehmigte sich noch einen kräftigen Schluck. „Halt di fern von dem, Mädle. Des isch koi normaler Vogel.“

„Ja.“, antwortete Leonie. „Ist mir auch schon aufgefallen. Er will mir ganz offensichtlich etwas zeigen.“

„Schwätze will er mit dir!“, erklärte ihr der Landstreicher. „Mit mir schwätzt er scho die ganze letzschde Woch. Immer, wenn i was gdrunke han. Dann kommt er her und flüschdert zu mir. Und koiner kann ihn höre... aber i kann ihn höre. Wenn i gnug intus han.“

„Also heißt das... du kannst ihn verstehen?“, versuchte sich Leonie einen Reim darauf zu machen. „Und ihr... ihr kennt euch?“

„I bin dr Henry.“, sagte der Landstreicher und reichte ihr seine wettergegerbte Hand. „Mi kennt jeder hier. Selbschd die Vögel.“

„Hi! Ich bin Leonie.“, antwortete Leonie und erwiderte den Gruß. „Ich bin neu hier in Kalbsbach... bin erst letzten Monat hergezogen. Und seither passieren hier seltsame Dinge. Kennst du zufällig auch einen Kerl namens Spooky?“

Beim bloßen Erwähnen des Namens lachte Henry, und seine trüben Augen schienen ein bisschen klarer zu werden.

„So so... du bisch also a Freundin vom Schpucky. Na dann wundert mi nix mehr. Komm, hock de na!“

Er bot ihr mit einer freundlichen Geste einen Platz auf seiner Matratze an, aber Leonie zog es vor, stattdessen einen der hölzernen Schemel zu nehmen, die um den Tisch herum standen.

„Den Schpucky ko i manchmal au seha, wenn er nachts hier rumfliegt. I kann alles seha. Aber nur wenn i was intus han!“

Henry warf Leonie einen eindringlichen Blick zu, so als ob er glaubte, sie erst noch überzeugen zu müssen.

„Du glaubsch mir ned, oder? Koiner glaubt mir. Aber es schtimmt. Hier schwätztet die Vögel, und die Kender flieget nachts über'd Bäum rüber. In Kalbsbach hän alle en Knall.“

„Das glaube ich gern...“, erwiderte Leonie grinsend. „Nein, wirklich! Ich glaub dir. Ich bin auch schon mit Spooky geflogen. Und hab mit dem Raben geredet. Aber... das war im Traum. Doch jetzt... jetzt kann ich nicht mit ihm reden.“

Der Landstreicher nickte einsichtig. „Du musch mehr trenka, Mädle, so wie i. Wenn i viel intus han, dann kann i alles verschtehe!“

Leonie hatte den Eindruck, dass der Kerl sich ständig wiederholte, und dass er ihr in seinem Zustand wohl kaum sinnvolle Hinweise liefern würde. Doch andererseits schien er ja tatsächlich über einige Dinge, die in Kalbsbach passierten, Bescheid zu wissen.

„Kannst du ihn was fragen?“, wollte Leonie schließlich von Henry wissen. „Kannst du den Raben fragen, warum er mich hier her geführt hat?“

Der Landstreicher zögerte einen Moment, öffnete dann noch eine weitere Dose Bier und rülpste. Doch dann stellte er das Bier auf einmal weg und starrte wie gebannt zu Leonie.

„Er will, dass ich den Dolmetscher spiele. Er flüstert in meinem Kopf, und ich wiederhole die Worte für dich.“, sprach Henry auf einmal mit einer viel weicheren Stimme und in perfektem Hochdeutsch. „Extra nur für dich, Leonie!“

„Dann spreche ich jetzt also... mit dir?“, fragte Leonie und deutete auf den relativ unbeteiligt am Tisch hockenden Raben.

„Mit dem Vogel... mit Henry...“, murmelte der Landstreicher. „Was macht es für einen Unterschied, welches Werkzeug ich benutze, um mich dir und deinesgleichen mitzuteilen? Hast du mich etwa ernstgenommen, als ich letzte Nacht ein edles, gefiedertes Geschöpf war?“

Nein... Menschen nehmen grundsätzlich nur das ernst, was sie in ihrem engstirnigen Denken bestätigt. Aber nicht das, was sie dazu bringen will, vom falschen Weg abzuweichen. Ich könnte dir jetzt sagen, dass ich der liebe Gott bin, und trotzdem würde es dich einen Scheiß interessieren, was ich zu sagen habe. Alles, was du wissen willst... und der einzige Grund, warum du überhaupt von deinem hohen Ross heruntergestiegen bist, um einem Vogel und einem zgedröhnten Landstreicher zuzuhören... der einzige Grund ist Jacob.“

„Verdammt richtig!“, erwiderte Leonie zu allem entschlossen. „Ich will einfach nur die Wahrheit wissen. Was weißt du? Was ist mit meinem Bruder passiert? Und wer ist Omega? Was hat es mit diesem ganzen Weltenlenker-Geschwätz auf sich?“

Henry verzog sein Gesicht zu einem hässlichen Grinsen.

„Ah... also hat dich dein alter Herr endlich den Brief lesen lassen...“

„Du weißt sogar von dem Brief?“, fragte Leonie verwirrt. Allmählich keimte in ihr der Gedanke auf, dass jeder in ihrer Umgebung mehr über die Umstände von Jacobs Tod zu wissen schien, als sie selber... und dieses hilflose Gefühl machte sie nur noch wütender.

„Verdammt, sag mit jetzt endlich, was hier gespielt wird! Und keine Lügengeschichten mehr, verstanden? Ich will die Wahrheit wissen! Denkst du nicht, dass ich alt genug bin dafür?“

„Ehrlich gesagt, nein.“, erwiderte Henry, der auf einmal gar nicht mehr so betrunken auf Leonie wirkte. „Dafür kann man gar nicht alt genug sein. Alles, was du wissen musst, ist, dass es zu nichts Gutem geführt hat, was Jacob und Spooky da draußen getrieben haben. Daher habe ich dir eine Warnung zukommen lassen... aus Sympathie für dich... und weil ich Spooky inzwischen gut genug zu kennen glaube.“

Weißt du... Spooky tickt anders als du oder dein Bruder. Auch wenn er sich mit euch in Gefahr begibt, er wird sich immer wieder irgendwie rauswinden können... weil er eine kleine Ratte ist. Oder ein „Überlebenskünstler“, wenn du es so nennen willst.

Aber die Menschen, die mehr sein wollen als das... die Menschen, die nicht wissen, wann es Zeit ist, den Stecker zu ziehen... die wird Omega verschlingen. Oder irgendwelche anderen Mächte, die da draußen lauern.“

„Was meinst du mit da draußen?“, hakte Leonie nach, deren Neugier natürlich von seinen geheimnisvollen Äußerungen nun erst richtig geweckt worden war. „Meinst du damit die astrale Welt? Oder nur bestimmte Orte?“

„Bestimmte Orte, bestimmte Wesen... es ist im Grunde egal.“, seufzte Henry. „Weißt du, ich bin nicht so blöd wie dieser Wirtskörper vielleicht auf dich wirken mag. Ich weiß genau, was passieren wird, wenn ich dir davon erzähle. Wenn ich dir bis ins kleinste Detail berichte, was geschehen ist, wird das nur dazu führen, dass du es mit eigenen Augen sehen willst und dich erst recht in die Scheiße reitest.“

„Und was glaubst du wohl...“, ließ Leonie nicht locker. „Was glaubst du, wird passieren, wenn du es mir nicht erzählst? Meinst du, ich hör dann einfach auf mit der Fragerei und alles ist wieder gut?“

„Nein...“, erwiderte Henry schließlich resigniert. „Nein... du hast völlig Recht. Wenn ich dir nichts davon erzähle, dann wird dich Spooky früher oder später von sich aus damit konfrontieren. Und genau das wollte ich eigentlich vermeiden... dass er dich da mit reinzieht.“

Es ist fast zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Aus irgendeinem Gefühl der Schuld oder der Wiedergutmachung deinem Bruder gegenüber fing Spooky damit an, sich in dein Leben einzumischen... wollte wohl den Bruderersatz für dich spielen oder so. Aber genau dadurch ist die ganze Geschichte unausweichlich dazu verdammt, sich zu wiederholen.“

„Das heißt also...“, versuchte Leonie seine Worte irgendwie zu einem logischen Gesamtbild zusammenzusetzen. „Es war kein Zufall, dass mir Spooky damals im Wald begegnet ist?“

„Ganz sicher nicht.“, erwiderte Henry überzeugt. „Er hat dich vermutlich schon die ganze Zeit über verfolgt. Aber das war noch lange nicht alles, was er minutiös geplant hat bis ins kleinste Detail.“

„Dann... dann war es womöglich auch kein Zufall, dass er in derselben Klasse ist wie ich?“, rätselte Leonie weiter.

„Natürlich nicht.“, bestätigte Henry. „Ursprünglich war er mal eine Klassenstufe über dir. Hat sich extra nicht versetzen lassen deswegen. Die Erwachsenen fressen ihm ja alle aus der Hand.“

„Und... dass wir überhaupt hier hergezogen sind...“, grübelte Leonie weiter.

„Ganz sicher kein Zufall!“, antwortete Henry. „Er hat deinen Vater in seinen Träumen besucht, und ihm immer und immer wieder eingeflüstert, dass er unbedingt hier aufs Land ziehen muss. Aber keine Sorge...“, fügte er süffisant grinsend hinzu. „Dein Großvater ist höchstwahrscheinlich eines natürlichen Todes gestorben. So weit würde dann selbst Spooky nicht gehen... einen alten Mann zu töten, nur damit dessen Haus frei wird. Das ist nicht sein Stil, da hat ihm wohl einfach der Zufall in die Karten gespielt. Jedenfalls hatte er lange nach einem Weg gesucht, um mit dir in Kontakt zu treten, und es ist dann tatsächlich auch alles genauso eingetreten, wie er es arrangiert hat. Und wenn ich mich neulich nicht verplappert hätte... naja, dann würdest du jetzt vermutlich immer noch schmachkend in seinen Armen liegen und dir von ihm die Welt erklären lassen. Ich hab fast ein bisschen ein schlechtes Gewissen deswegen.“

„Brauchst du nicht!“, versicherte ihm Leonie. „Ganz sicher nicht. Früher oder später hätte ich es ja doch erfahren. Was ist? Erzählst du mir den Rest auch noch? Was hatte Spooky überhaupt mit meinem Bruder zu schaffen? Wer ist dieser Omega, und was hat er meinem Bruder angetan, dass er am Ende scheinbar komplett den Verstand verloren hat?“

„Schon gut, schon gut, ich werde es dir erzählen...“, erwiderte Henry nach einer kurzen Bedenkpause. „Jedenfalls, so weit ich es selbst überhaupt sagen kann. Ich weiß ja im Grunde auch nur das, was mir die Jungs im Lauf der Jahre berichtet haben. Weißt du... ich bin viel rumgekommen in der Welt... und in anderen Welten. Ich reise von Ort zu Ort, beobachte die Menschen... und hin und wieder begegnen mir besondere Seelen, die es wert sind, ein wenig länger an einem Ort zu verweilen und den Ausgang der Geschichte mitzuverfolgen

Spooky und dein Bruder waren solche besonderen Seelen.

Ich habe es gleich gemerkt, als ich ihnen zum ersten Mal begegnet bin. Sie waren in mancher Hinsicht naiv und völlig beratungsresistent... aber ihre Kräfte waren gewaltig. Aus irgendeinem Grund überschritten ihre astralen Fähigkeiten die der meisten anderen Menschen um Längen. Und so kam es, dass sie in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit damit jede Menge Dummheiten anstellten. Aber auf mich wollte ja keiner hören... weder Spooky noch dein sturköpfiger Bruder.“

„Heißt das, die beiden haben sich schon länger gekannt?“, unterbrach ihn Leonie neugierig. „Ich hab davon nie etwas mitbekommen... obwohl ich als Kind immer dachte, Jacob und ich hätten keine Geheimnisse voreinander.“

„Ich kann dir auch nicht genau sagen, wann er damit angefangen hat.“, antwortete Henry gedankenversunken. „Aber ich glaube, so ein, zwei Jahre dürften sie sich schon gekannt haben, als ich zum ersten Mal auf sie traf. Einmal haben sie mir auch davon erzählt, wie sie sich damals kennengelernt hatten. Muss wohl ein ziemlich merkwürdiger Moment in ihrer beider Leben gewesen sein.

Spooky war der Jüngere von beiden, noch keine zwölf Jahre alt, aber was Astralreisen anging schon deutlich erfahrener. Durch das Nahtoderlebnis, das er einmal hatte, und die langen Klinikaufenthalte war er irgendwann richtig versiert darin geworden, seine kränkliche, körperliche Hülle hinter sich zu lassen und die Welt allein mit der Kraft seines Geistes zu erkunden. Er verstand die Astralwelt wie kaum ein zweiter und vermochte es bald schon, nach Belieben zwischen den Welten hin- und her zu wechseln, einfach nur, indem er sich darauf konzentrierte.

Jacob hingegen fiel es deutlich schwerer, diesen Zustand der Loslösung von dem eigenen Körper zu erreichen... anfangs geschah es wohl nur ungewollt, alle paar Wochen, mitten in der Nacht bei besonders heftigen Träumen.

Irgendwann fand dein Bruder heraus, dass er seine Träume verlassen konnte, sobald er sich während des Traumes bewusst wurde, dass er gerade träumte. Also wenn er einen sogenannten „Klartraum“ hatte. Das ist eine etwas andere Technik als die, die Spooky benutzt. Vor allem ist sie längst nicht so zuverlässig... aber auch damit kann man, wenn man es oft genug versucht, letztlich ein vergleichbares Resultat erzielen.

Eines Tages war es Jacob nach einem besonders intensiven Alptraum wieder einmal gelungen, seinen Körper zu verlassen und durch die Nacht zu fliegen... und weil er wissen

wollte, wie weit er sich von seinem Körper entfernen konnte, ohne zurückgezogen zu werden, beschloss er, einfach mal das Haus seines Großvaters im hunderte Kilometer entfernten Kalbsbach aufzusuchen.

Zu seiner Überraschung gelang es ihm tatsächlich, seinen Astralkörper allein durch die Kraft seiner Gedanken ganz in die Nähe des alten Häuschens zu teleportieren. Dort schwebte er zunächst für eine Weile über den Garten hinweg und inspizierte die ländliche Umgebung, rätselnd, ob es sich dabei wirklich um die Realität handelte, oder ob das Gesehene nur Teil seiner Traumwelt war, die sein Gehirn aus Erinnerungsfragmenten wirklichkeitstreu rekonstruiert hatte.

Schließlich entschied er sich dazu, einmal im Inneren nachzusehen, und schwebte problemlos durch ein geschlossenes Fenster ins Wohnzimmer, in dem es genauso aussah, wie er sich erinnerte... da war eine große Stand-Uhr an der Wand, ein hölzerner Schrank mit vielen Büchern darin, ein hoffnungslos veralteter Fernseher und so ein gemütlicher Schaukelstuhl, auf dem Jacob als kleines Kind immer herumtoben wollte.

Doch zu seiner Überraschung fand er in dem Raum nicht seinen Großvater vor, sondern nur einen ungefähr elf Jahre alten Jungen, der mit einem gestreiften Schlafanzug bekleidet knapp unterhalb der Decke schwebte und auf irgendetwas zu warten schien.

Sein blasser Teint und sein leicht durchsichtig schimmerndes Nachtgewand ließen für Jacob, der noch nie zuvor einem anderen Astralreisenden begegnet war, eigentlich nur einen Schluss zu.

„Kannst du... mich sehen?“, fragte er, eher neugierig als ängstlich mit dem Arm winkend.

„Bist du sowas wie ein Geist?“

„Ein Geist?“, erwiderte der Junge sichtlich amüsiert und schaute an seinen durchsichtigen Armen herunter. „Nein... ich glaube, ich lebe noch. Und du? Was bist du? Bist du... ein Vampir?“

Er betrachtete prüfend den fremden Eindringling, der noch immer dieselben Klamotten anhatte wie in dem Traum, aus dem er kurze Zeit zuvor ausgebrochen war... ein schwarzes, blutverschmiertes Gewand mit Kapuze, und dazu noch seine schulterlangen Haare und ein um seinen Hals hängendes, umgekehrtes Kreuz.

Jacob schaute an sich herunter und realisierte erst jetzt, wie er eigentlich gekleidet war, und dass ein solches Outfit auf unbeteiligte Beobachter wohl reichlich seltsam wirken musste.

„Ich... nein.“, versicherte er dem Jungen im Nachthemd, damit der es nicht mit der Angst zu tun bekam. „Ich komme nur gerade aus einem komischen Traum.“

Doch der Junge wirkte alles andere als eingeschüchtert. Stattdessen schwebte er ein wenig näher an Jacob heran und sagte:

„Ich mag es, wie du aussiehst. Es hat so etwas Draufgängerisches und Wildes....“

Die beiden schauten sich für einen Moment in die Augen und versuchten, in den Gedanken des jeweils anderen zu lesen.

„Ich bin Jacob.“, fasste sich Leonies Bruder schließlich ein Herz und streckte dem unbekannten Jungen seine Hand entgegen.

Der blickte zunächst nachdenklich auf Jacobs durchsichtig schimmernde Hand, dann auf seine eigene, und entschied sich schließlich dazu, danach zu greifen und fest daran zu glauben, dass diese Hand wirklich existierte.

Und tatsächlich verspürten beide einen leichten Widerstand, wenngleich es sich völlig anders anfühlte, als wenn man einander mit realen Körpern berührte.

„Ich bin Florian.“, sagte er mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Aber eigentlich nennen mich alle Spooky, weil ich so unheimlich bin. Kannst mich ruhig auch so nennen. Ich glaube, ich hab mich inzwischen irgendwie dran gewöhnt.“

„Freut mich, äh, Spooky...“, erwiderte Jacob, ehe sie sich beide für eine gute Minute nur schweigend musterten... unschlüssig, über was man in einer solch ungewohnten Situation miteinander reden sollte.

„Also bist du... bist du auch sowas wie ich? Du reist in deinen Träumen?“, brach Jacob schließlich als Erster das Schweigen.

„Ich dachte, das wäre klar.“, antwortete Spooky verwundert. „Oder hast du anfangs echt gedacht, dass ich ein Geist bin?“

„Naja...“, erwiderte Jacob. „Ich hab ehrlich gesagt noch keinen gesehen.“ Spooky nickte verständnisvoll.

„Hast nichts verpasst. Die Geister, die ich kenne, sind alle ziemliche Kotzbrocken.“

Jacob lachte laut, aber der ernsten Miene seines Gegenübers zu urteilen schien der das keineswegs als Witz gemeint zu haben, weshalb er sich auch schnell wieder um einen neutraleren Gesichtsausdruck bemühte.

„Und... was machst du hier?“, wollte er von Spooky in Erfahrung bringen. „Ich meine, hier gibt's nicht gerade viel zu sehen, oder?“

„Ich mag die Atmosphäre hier.“, antwortete Spooky, während er seinen Blick verträumt durch die altbackene, aber irgendwie auch ziemlich gemütliche Einrichtung des Zimmers schweifen ließ. „Und ich schau gern dem Alten zu, der hier wohnt... wie er dasitzt und stundenlang seine Zeitung liest... oder wie er abends den Fernseher ausmacht, ein Fotoalbum hervorkramt und dann in den alten Bildern regelrecht zu versinken scheint. Sein Leben ist kein Stress mehr, keine Hoffnung, keine Angst, kein Morgen. Nur noch Gestern. Nur noch Erinnerung. Ich würde das manchmal gern den Leuten in meiner Klasse zeigen, vor allem denen, die immer so ein großes Maul haben und sich für was weiß ich was Besonderes halten. Eines Tages werden sie genauso enden... einsam und resigniert, aber irgendwie auch geläutert. Ob die Haare noch liegen oder nicht... was die Nachbarn von einem denken... welche Lügen mal wieder in der Zeitung stehen... ich glaube, wenn du nur lange genug gelebt hast, verliert das alles an Bedeutung, und du machst deinen Frieden mit dir und der Welt. Diesen Gedanken finde ich einfach irgendwie faszinierend. Nur schade, dass ich mir wahrscheinlich demnächst mal einen neuen Lieblingsplatz zum Abhängen suchen muss.“

Denn ich glaub ehrlich gesagt, der Alte, der hier wohnt, macht's nicht mehr all zu lang. Der wird garantiert demnächst abnippeln, und dann freuen sich die Erben und verschachern die ganzen schönen alten Möbel.“

Jacob warf ihm einen wenig erfreuten Blick zu.

„Hey, das ist mein Großvater, von dem du da redest, ok?“

„Oh, tut mir leid. Aber das ändert ja wohl auch nichts daran.“, antwortete Spooky schulterzuckend. „Es ist wie es ist. Er muss manchmal ziemlich schlimm husten, so dass ich schon ein paar mal dachte, ich klinke mich mal lieber aus und geh ans Telefon, um den Notruf zu wählen. Aber andererseits... es geht mich ja eigentlich nichts an, oder? Ich weiß nicht mal, wie der Typ heißt, und wenn ich versuchen würde zu erklären, woher ich ihn

kenne, würde es mir sowieso keiner glauben. In gewisser Weise bin ich wohl doch nur ein Geist.“

Jacob schwebte noch immer etwas irritiert um den seltsamen Jungen herum und betrachtete ihn von allen Seiten, wie um sich von der Echtheit seiner Erscheinung zu überzeugen.

„Also... versteh ich das richtig? Du verbringst deine Zeit damit, in fremder Leute Häuser zu schweben und ihnen bei allen möglichen Dingen zuzusehen?“

„Klar.“, bestätigte Spooky. „Man erfährt da manchmal ziemlich nützliche Dinge. Und es ist allemal besser als Fernsehen. Was ist mit dir? Schaust du gerne fern?“

Jacob fand die Frage in diesem Zusammenhang reichlich merkwürdig, da er nie auf die Idee käme, sich im Fernsehen einen Film anzuschauen, der daraus bestand, dass ein alter Mann irgendwelche Fotos anstarrte und ab und zu auf die Toilette ging.

„Ich... ähm, um ehrlich zu sein, ich steh nicht so auf zuschauen, das ist mir auf Dauer zu öde.“, meinte er schließlich zu Spooky gewandt. „Ich bin lieber selbst der Held und tu öfters was zocken, Playstation und Nintendo, falls du verstehst, was ich meine...“

„Klaro.“, erwiderte Spooky verständnisvoll. „Hab ich früher auch oft gemacht. Aber seit ich das hier kenne, seit ich überall rumfliegen und alles beobachten kann, was ich will... seitdem sind mir drei Dimensionen einfach zu wenig geworden.“

Er war sich nicht sicher, ob Jacob diese Faszination schon in ihrer ganzen Konsequenz begreifen konnte, und griff nach dessen Ärmel, um ihn mit sich nach oben zu ziehen.

„Komm schon... lass uns doch mal hoch zu deinem Großvater gehen!“

Jacob fand das zwar etwas seltsam, hatte aber auch keine bessere Idee, und so schwebten sie gemeinsam durch die Decke, direkt ins Schlafzimmer des alten, so gut wie kahlköpfigen Mannes, der ahnungslos schnarchend in seinem viel zu großen Doppelbett lag.

„Weißt du...“, meinte Spooky in Erinnerungen versunken. „Als ich kleiner war, ging es mir nicht so gut, und ich musste ziemlich viel Zeit im Krankenhaus verbringen. Die einzige Abwechslung, die ich hatte, waren diese Ausflüge, wenn ich meinen Körper verließ und durch die Gegend schwebte. Ich hätte mir alles Mögliche ansehen können... und ich hab mir auch viele Dinge angesehen. Aber die allermeiste Zeit verbrachte ich damit, die anderen Patienten zu beobachten... vor allem jene, die im Sterben lagen oder denen nicht mehr viel Zeit blieb. Es faszinierte mich einfach, wie die Menschen miteinander umgingen, wenn sich einer von ihnen in einem solchen Zustand befand.“

Die ganzen Erwachsenen, die sonst mit nem Stock im Arsch rumliefen und uns Kindern ständig böse Blicke zuwarfen, sie zeigten auf einmal Gefühle... fingen an zu weinen, oder sie streichelten die Wangen des geliebten Menschens oder griffen nach seiner Hand. Sie wirkten auf einmal so zerbrechlich, so ungeschützt ohne ihre Maske... und dadurch auch irgendwie liebenswert. Ich habe mich oft gefragt, warum sie nicht immer so sein können... warum es immer erst mit einem von ihnen zu Ende gehen muss, bis sie verstehen, was sie aneinander haben.“

Jacob erwischte sich dabei, wie ihm beim Anblick seines Großvaters und Spookys Erzählungen eine Träne das Gesicht herunterkullerte, die natürlich allein durch die Kraft seiner Vorstellung erzeugt worden war.

„Das ist irgendwie traurig... so hab ich das noch nie betrachtet.“, murmelte er leise, als ob ihn sein Großvater andernfalls bemerken würde. „Wobei, irgendwie kenne ich das auch

von mir selbst. Als Oma damals starb, da hab ich zum ersten Mal realisiert, was sie mir eigentlich bedeutet hat. Davor war alles so selbstverständlich, so normal... dass sie irgendein Geschenk kauft, dass sie mir zuliebe irgendwo hingeht, nur weil ich dorthin möchte... ich glaube, ich habe sie lange Zeit nur als einen Automat wahrgenommen, der eben funktionierte, sobald man einen bestimmten Knopf drückte. Erst, als sie auf einmal nicht mehr da war, habe ich verstanden, dass dieser Automat ein kleines Wunder war, und dass er nicht reproduzierbar ist.“

Er schaute nachdenklich auf seinen Großvater herab, mit dem er in den letzten Jahren kaum noch etwas unternommen hatte, nicht zuletzt wegen dessen Schwerhörigkeit und seinem mittlerweile deutlich verschlechterten Gesundheitszustand. Ganz davon abgesehen, dass Jacobs Interessen inzwischen auch deutlich andere waren als damals, als er mit seinen Großeltern zum Kegeln gegangen war oder an den See, um gemeinsam Enten zu füttern.

„Ja.“, bestätigte Spooky, ebenso überrascht wie erfreut, dass da endlich jemand war, der seine Sicht der Dinge nachvollziehen konnte. „Vielleicht verstehst du ja jetzt ein bisschen besser, warum ich gern bei Menschen wie deinem Großvater rumhänge.“

„Ich glaube schon.“, nickte Jacob nachdenklich. „Du hast echt ein paar kluge Gedanken... das muss ich mir merken. Vielleicht sollte ich auch mal öfters über sowas nachdenken. Aber sag mal, Spooky, macht das einen nicht auch irgendwie ganz schön traurig, diese allgegenwärtige Vergänglichkeit? Also ich würde wahrscheinlich verrückt werden, irgendwo da oben rumzuschweben, und die Menschen unter mir leiden und sterben zu sehen, ohne auch nur das Geringste dagegen unternehmen zu können. Wahrscheinlich wäre ich irgendwann sogar ziemlich angepisst. Ich meine, welchen Sinn hat es, die Welt mit den Augen eines Gottes zu betrachten, wenn man nicht auch über die Macht eines Gottes verfügt?“

Bei den letzten Worten verfinsterte sich seine Miene deutlich. Vielleicht war es das erste Anzeichen von diesem unstillbaren Hunger nach mehr, der tief in deinem Bruder schlummerte, und der, einmal geweckt, nie wieder unter Kontrolle gebracht werden konnte.

Vielleicht hätte es Spooky damals schon bemerken müssen... aber vielleicht war es ihm auch einfach egal.

Stattdessen sagte er bloß:

„Wieso? Gott beobachtet uns doch auch nur, ohne irgendwas zu machen. Oder hast du ihn schonmal irgendwo eingreifen sehen?“

Jacob schüttelte frustriert den Kopf.

„Nein, natürlich nicht. Aber wenn er es könnte, dann...“

„Wenn er es machen würde, dann wäre er bald nicht mehr Gott.“, unterbrach ihn Spooky, der sich darüber trotz seines kindlichen Alters schon eine Menge Gedanken gemacht hatte.

„Jedes Mal, wenn er irgendwo eingreift, würden ihn die Menschen studieren... sie würden Messungen vornehmen, würden versuchen, sein Wesen zu ergründen, seine Schwächen und Stärken zu analysieren... und dann, irgendwann, wenn sie genügend Daten über ihn gesammelt hätten, würden sie ihn in eine Falle locken, um seinen Platz einzunehmen.“

„Das würden die Menschen tun? Meinst du echt?“, fragte Jacob verwundert, aber irgendwie auch fasziniert von dem Gedanken.

„Ich würde es zumindest tun.“, erwiderte Spooky augenzwinkernd. „Liegt doch irgendwie nahe, oder? Jemand, der mit seiner Macht protzt, fordert es geradezu heraus, dass man neidisch wird und sie ihm irgendwann abnimmt.“

„Da ist wohl was dran...“, überlegte Jacob, während er bemerkte, wie er zunehmend Gefallen daran empfand, mit diesem seltsamen Jungen zu reden und dessen ungewöhnliche Gedanken in sich aufzusaugen.

Auf einmal riss sein Großvater unter ihnen die Augen auf und fing fürchterlich an zu husten, bis er sich schließlich aufbäumte und hastig nach einem Taschentuch griff, in das er eine Mischung aus Schleim und schwarzem, vom vielen Zigarettenrauchen angesammelten Teer hustete.

„Das hat er ab und zu in der Nacht.“, erklärte Spooky dem erschrocken dreinschauenden Jacob. „Keine Sorge, das geht meist schnell wieder vorbei.“

Jacob begann sich nun doch ein wenig unwohl zu fühlen dabei, aus nächster Nähe all diese Dinge mitzubekommen. Er wollte nicht auch noch dabei zuschauen müssen, wie sein Großvater auf die Toilette ging oder ins Bett furzte oder sowas in der Art, und meinte daher in Richtung von Spooky gewandt:

„Hey, können wir vielleicht irgendwo anders hingehen? Ich meine, ich würde gern noch bisschen bei dir bleiben... aber das ist mir hier echt zu... privat, verstehst du?“

„Kein Problem.“, versicherte Spooky. „Ich hatte auch nicht vor, die ganze Nacht hierzubleiben. Wollte nur mal nach dem Rechten sehen. Lass mal überlegen... wir könnten auch zu so ner alten Dame rüberfliegen, die mit ihren Vögeln redet... ist immer recht lustig, aber wahrscheinlich schläft die auch schon. Dann gibt es da noch meinen Klassenlehrer, aber das willst du glaub nicht sehen.“

Ich hab's! Lass uns zu so einer Grotte rüber in den Wald gehen, in der Gegend hat es irgendwie gute Schwingungen, und es ist so schön still und friedlich dort.“

Und so kam es, dass sie schließlich dicht hintereinander durch die Nacht flogen... ein Gefühl, das beiden sichtlich Vergnügen bereitete.

An der Grotte angekommen, machten sie es sich auf einem der Felsen gemütlich und plauderten noch lange über ihre Erfahrungen mit der astralen Welt, wobei sich bald herausstellte, dass Spooky, obwohl er einiges jünger war, die deutlich krasseren Geschichten zu erzählen hatte, was Jacob insgeheim schon ein wenig neidisch werden ließ... und so nahm er sich vor, in Zukunft seine Astralreisen deutlich zu intensivieren, damit er bald mindestens ebenso viel zu erzählen haben würde.

Ehe es für ihn Zeit wurde, wieder aufzubrechen, gab ihm Spooky noch den einen oder anderen Tipp für's Verlassen seines Körpers mit auf den Weg.

„Und vergiss nicht, es regelmäßig zu üben. Aber du darfst dabei nicht verkrampfen... der Trick ist, dich darauf zu konzentrieren, ohne es erzwingen zu wollen. Verstehst du?“

„Danke, ich werde versuchen, es zu beherrsigen.“, meinte Jacob mit wehmütigem Gedanken daran, dass er vermutlich so schnell keinem so interessanten Typen wie Spooky mehr begegnen würde, und ergänzte: „Irgendwie komisch... du hast mir jetzt schon so viel beigebracht, und ich hab dir fast nur von meiner Familie und der Schule erzählt. Ich meine, ich würde mich gern irgendwie revanchieren. Also wenn ich irgendwas für dich tun kann...“

Spooky überlegte einen Moment, ob er seine übliche Zurückhaltung aufgeben sollte, die er normalerweise im Umgang mit anderen Menschen an den Tag legte. Aber er hatte bereits angefangen, deinen Bruder ins Herz zu schließen... und die Vorstellung, in Zukunft öfters gemeinsam mit ihm über die Häuser zu fliegen und immer jemanden bei sich zu haben, mit dem er über alles reden konnte, was ihm gerade so im Kopf herumspukte, erschien ihm eine willkommene Abwechslung zu der in seinem realen Leben vorherrschenden Einsamkeit zu sein.

„Ich wüsste da schon was...“, formulierte er seinen Vorschlag vorsichtig. „Wir könnten doch Freunde werden, du und ich. Ich meine, wir müssen uns ja nicht ständig auf die Pelle rücken, aber so ab und zu mal zusammen rumfliegen und sowas halt...“

„Ja...“, erwiderte Jacob ohne lang darüber nachzudenken. „Ja, das wäre cool! Ich wäre gerne mit jemandem wie dir befreundet. Und du... du hast sonst nicht viele Leute in deinem Alter, mit denen du was unternehmen kannst, oder?“

„Nicht wirklich.“, bestätigte Spooky niedergeschlagen. „Die haben alle Angst vor mir oder sind einfach noch nicht so weit... interessieren sich auch für völlig andere Dinge. Ich meine, ich will nicht mit Autos spielen oder Sammelkarten tauschen. Das ist doch völlig lahm und uninteressant.“

Er machte eine kurze Pause, in der er an die vielen vergeblichen Versuche dachte, mit anderen Menschen Freundschaft zu schließen. Wenn er seine geheimen Kräfte für sich behielt und das ganze Wissen, das damit zusammen hing, hatte Spooky viel zu wenig Dinge, über die er mit seinen Altersgenossen hätte reden können, so dass ihn alle als ziemlich langweilig empfanden. Offenbarte er ihnen hingegen, wozu er fähig war, bekamen es die anderen mit der Angst zu tun. Manche rannten davon, sobald sie ihm begegneten... andere waren zwar stets zuvorkommend und höflich zu ihm, aber hinter ihrer Fassade roch er die Angst... Angst vor dem Andersartigen, Angst davor, dass er ihnen jederzeit nachspionieren könnte, ohne dass sie es merken würden... aber vor allem auch Angst vor den Themen, für die sich Spooky so begeistern konnte. Angst vor der Vergänglichkeit, dem menschlichen Verfall und der im Angesicht des Todes zum Vorschein kommenden Wahrhaftigkeit. Jacob hingegen schien keinerlei Angst zu haben... allein das qualifizierte ihn schon als potenziellen Freundschaftskandidaten. Und da er darüberhinaus auch noch nett war und ziemlich cool aussah mit seinen langen Haaren und dem umgekehrten Kreuz um den Hals, gab es für Spooky eigentlich keine Zweifel mehr an der Richtigkeit seiner Entscheidung.

„Und wie ist es so bei dir? Hast du viele Freunde?“, wollte er von seiner neuen Bekanntschaft wissen.

Jacob zögerte einen Moment, in dem er die letzten Wochen und Monate seines Lebens Revue passieren ließ, ehe er überzeugt verkündete:

„Naja, ich hab einige aus meiner Klasse, mit denen ich rumhängen kann, Gras rauchen, Skateboard fahren und sowas. Aber ich kenne keinen wie dich.“

Sie lächelten einander an, und Jacob wollte gerne noch länger bleiben, doch er spürte, wie es ihm zunehmend schwerer fiel, die Konzentration aufrecht zu erhalten. Vermutlich war die Zeit, die er außerhalb seines Körpers verbringen sollte, auch bereits deutlich überschritten.

„Ich glaube, ich muss wieder zurück, sorry. Ich versuche morgen wieder zu kommen, aber ich kann nicht versprechen, ob es klappt.“, meinte er noch zum Abschied, ehe er sich langsam aufzulösen begann.

„Denk dran, was ich dir gesagt habe!“, rief ihm Spooky noch hinterher. „Versuch es nicht zu verkrampft. Ich werde hier auf dich warten.“

Tatsächlich benötigte Jacob danach über eine Woche, bis ihm wieder eine Astralreise gelang und sie einander endlich wiedersehen konnten. Doch in den Monaten, die darauf folgten, wurde es immer besser, und bald war er darin ähnlich versiert wie Spooky geworden, so dass sie sich sogar zu einer bestimmten Uhrzeit verabreden konnten und fast immer pünktlich aufeinandertrafen.

Spooky stellte deinem Bruder die Bewohner des Dorfes vor... er verriet all die Geheimnisse, die kein Mensch freiwillig von sich preisgeben würde... und er zeigte ihm den Wald, die Felder und den alten Friedhof... all die abgeschiedenen, energiereichen Orte, an denen er so gern seine Zeit verbrachte.

Jacob fand das anfangs alles wahnsinnig spannend, doch je länger sie miteinander rumhingen, desto mehr erkannte er, dass ihm das einfache Leben als Geist auf dem Land nicht genügte. Er wollte mehr. Er wollte Abenteuer erleben, wollte an die Grenzen seiner Fähigkeiten gehen, und am besten noch darüber hinaus.

„Auf dem Friedhof rumhängen kannst du noch lange genug, wenn du tot bist!“, meinte er einmal auffordernd zu Spooky. „Aber wir sind jung und wir haben die Möglichkeit... meinst du nicht, dass wir ein bisschen mehr aus unserem Leben machen sollten als das? Ein bisschen mehr Spannung und Action vielleicht?“

Spooky zuckte gleichgültig mit den Achseln.

„Mag schon sein, dass wir was verpassen, wenn wir nicht weiter fort gehen. Andererseits... wenn ich zu weit weg gehe, verpasse ich vielleicht in der Zwischenzeit hier etwas. Was ist besser? Die ganze Welt oberflächlich zu kennen, oder nur ein paar wenige Orte, und die dafür richtig gut?“

Es war ihm deutlich anzumerken, dass er eigentlich keine Lust verspürte, für irgendwelche ungewissen Abenteuer auf liebgewonnene Gewohnheiten zu verzichten. Aber Jacob ließ nicht locker.

„Du brauchst ja nicht mitzukommen, wenn es dir hier so gut gefällt. Aber... so ganz allein würde ich mich vermutlich schon etwas verloren fühlen in der großen weiten Welt. Komm schon, lass es uns wenigstens mal probieren! Muss ja nicht jede Nacht sein.“

So kam es, dass sie ihren Radius erweiterten und alle paar Nächte neue, zuvor für unmöglich gehaltene Vorhaben in die Tat umsetzten.

Sie flogen durch komplexe Höhlensystem, tauchten an den Grund der tiefsten Seen... einmal enterten sie ein Flugzeug in mehreren Kilometern Höhe, und ließen sich dann überraschen, an welchem Flughafen sie nach der Landung herauskamen.

Allein diesen Spaß hätte Spooky noch hunderte Male wiederholen können, aber für Jacob war alles nur beim ersten Mal so richtig interessant. Und so stellten sie immer verrücktere Dinge mit ihren Fähigkeiten an.

Einmal gingen sie in einen Puff und schauten die ganze Nacht lang den Nutten zu, was allerdings, wie mir Spooky später erzählte, eine ziemlich ernüchternde und wenig erotische Angelegenheit gewesen sein musste.

Sie besuchten Prominente und versuchten, hinter deren Geheimnisse zu kommen, weil Jacob meinte, dass man damit später einmal richtig Kohle verdienen konnte... jedenfalls

deutlich mehr, als wenn man nur die Kalbsbacher Dorfbevölkerung erpresste, um keine Nachmittagsschule mehr haben zu müssen, oder vergleichbar harmlose Kinderstreiche. Auf Partys der High-Society schwebten daraufhin in den folgenden Monaten nicht selten auch die beiden mit herum, beobachteten, wie sich die Prominenten reihenweise Koks reinzogen oder sich gegenseitig die Frauen ausspannten. Und einmal, da waren sie sogar im Vatikan und haben dem Papst beim Scheißen zugesehen.

„Was für ein Anblick!“, meinte Jacob begeistert. „Stell dir vor, wir könnten das irgendwie aufnehmen, und morgen würde das dann im Fernsehen ausgestrahlt werden vor Millionen von Gläubigen.“

„Ja, das wäre verdammt cool!“, bestätigte Spooky lachend. „Und jedes Mal, wenn sie später in die Kirche gehen, müssen sie an diese eine Szene denken und fragen sich, ob sich der Priester wohl die Hände gewaschen hat, bevor er ihnen die Hostien austeilt.“

Doch die beiden nutzten ihre Fähigkeiten nicht nur für teenagertypischen Fäkalhumor. Sie schauten sich auch das Leben der Armen an, begleiteten irgendwelche Obdachlosen bei kleineren Diebestouren, und fuhrten an Bord eines mit Afrikanern gefüllten Flüchtlingsschiffes über das Mittelmeer, bis der schrottreife Kahn schließlich auf halber Strecke absoff und alle vor ihren Augen jämmerlich ertranken, ohne dass sie irgendwie hätten eingreifen können.

„Scheiße... wir können doch nicht einfach nur hier oben rumschweben und nichts tun!“, rief Jacob sichtlich verstört, während sich Spooky mehr für das Verhalten der Ertrinkenden zu interessieren schien.

„Je mehr sie strampeln und sich dagegen wehren, um so schneller wird ihnen die Kraft ausgehen.“, philosophierte er mit neugierigem Blick. „Ist fast schon eine perverse Allegorie auf das Leben. Ich frage mich, ob sie sich dessen bewusst sind in diesem Moment...“

„Verdammt noch mal, Spooky, lass uns irgendwas tun und hör auf Scheiße zu labern!“, fluchte Jacob, auch wenn er nur zu gut wusste, dass es ein Ding der Unmöglichkeit war, mit ihren Astralkörpern in die materielle Welt einzugreifen... nur dass er sich eben nicht so leicht damit abfinden wollte wie sein abgebrühter junger Freund.

„Klar...“, spottete Spooky daraufhin nur. „Wir gehen einfach in unsere Körper zurück, dann stehen wir schnell auf und rufen bei der Polizei an, dass irgendwo im Mittelmeer gerade ein Schiff voller Flüchtlinge untergeht. Wird sicher nur Minuten dauern, bis die hier sind und die Leute retten. Ich meine, ich find's ja auch Kacke, dass den armen Schweinen sowas passiert, aber so ist das nunmal im Leben... die einen machen ne Kreuzfahrt, und die anderen fahren zur Hölle. Glaub mir, ich hab die Regeln nicht gemacht.“

„Nein...“, erwiderte Jacob gefrustet. „Du hast dich aber scheinbar ganz gut damit abgefunden.“

„Gut abgefunden, schlecht abgefunden...“, murmelte Spooky, darüber nachdenkend, ob es nicht vielleicht sogar pietätloser war, so ganz nebenbei über solche Dinge zu philosophieren, anstatt den Menschen zumindest die letzte Ehre zu erweisen und sich ganz auf ihren Todeskampf zu konzentrieren. „Glaub mir, denen da unten ist es gerade völlig egal, was du oder ich für ethische Überzeugungen haben. Über sowas denkt man doch nur nach, wenn man selber den Magen voll und die Füße im Trockenen hat. Moral ist manchmal grausamer, als keine Moral zu haben.“

Einmal tauchten die beiden auch in Istanbul auf, mitten in einer blutigen Auseinandersetzung zwischen wütenden Demonstranten und der mit Stöcken und Schutzschilden ausgerüsteten Polizei, von der sie zuvor in den Nachrichten erfahren hatten.

„Diese Schweine!“, fluchte Jacob, als sie mit ansehen mussten, wie die Beamten auf einen wehrlos am Boden liegenden Studenten einschlugen. „Es muss doch einen Weg geben, mehr zu tun als nur hier rumzustehen. Verdammt... wenn wir mit Kraft unserer Gedanken den Körper verlassen können, warum können wir nicht auch Steine bewegen oder Knüppel? Stell dir vor, wie dumm die glotzen würden, wenn sich plötzlich ihre eigenen Knüppel gegen sie wenden...“

„Ist sinnlos.“, erwiderte Spooky so nüchtern wie immer. „Ich hab schon stundenlang Steine angestarrt und versucht, sie irgendwie zu bewegen. Bilder, Schränke, Zeitungen... alles Mögliche. Nichts hat funktioniert. Davon abgesehen... scheiß doch auf die Demonstranten! Was geht uns das an? Würden die auch für uns demonstrieren, wenn es uns schlecht gehen würde? Die denken doch auch nur an sich selbst, wie alle Menschen.“

„Aber sie sind für die Freiheit!“, erklärte ihm Jacob aufgebracht. „Genau wie wir. Oder etwa nicht?“

„Ach, weißt du...“, erwiderte Spooky mit desillusioniertem Blick auf die Menschenmassen, die rings um sie herum aufeinander einschlugen. „Der Ruf nach Freiheit ist schon seit jeher ein Reflex der Ohnmächtigen. Alle sind für die Freiheit, so lange sie nichts zu melden haben. Selbst irgendwelche Nazis sind dann plötzlich überzeugte Kämpfer für Toleranz und Meinungsfreiheit. Aber sobald sie irgendwann selber Macht haben... dann geben sie irgendwelchen Uniformierten einen Knüppel in die Hand und lassen alle Andersdenkenden zusammenschlagen. Ist doch immer das gleiche Spiel, seit tausenden von Jahren. Kannst du in jedem Geschichtsbuch nachlesen.“

Jacob blickte deprimiert nach hinten, als auf einmal mehrere Tränengasgranaten in ihre Richtung geflogen kamen. Und obwohl sie ihm nicht das Geringste anhaben konnten, zuckte er kurz zusammen und versuchte instinktiv, sich darunter hinwegzuducken, als wäre er selber einer der Demonstranten... während Spooky einfach völlig unbeeindruckt durch die Nebelkulisse hindurchschwebte.

„Du meinst also, es macht wirklich keinen Unterschied?“, bohrte Jacob frustriert nach. „Ich meine... wenn die selbstgefälligen uniformierten Schweine erstmal alle weg wären? Denkst du nicht, dass die übrigen Menschen dann miteinander in Frieden leben würden?“

Jacob war in dieser Hinsicht ein echter Romantiker. Die Gedanken an Freiheitskampf und Rebellion gegen soziale Ungerechtigkeiten hatten ihn schon immer fasziniert und bereits früh zu einem überzeugten Antifaschisten werden lassen.

Aber Spooky schüttelte nur skeptisch den Kopf und meinte:

„Als kleine Kinder, bevor sie die Maske aufgesetzt bekommen, vielleicht. Und als alte Menschen, wenn sie bereits am Auseinanderfallen sind und ihnen die selbstherrliche Erwachsenen-Maske vom Gesicht rutscht, irgendwie auch wieder.“

Dazwischen jedoch... dazwischen sind die Menschen genau das, was du hier um dich herum siehst. Prügelnde Wilde, von denen die einen „Freiheit“ und die anderen „Ordnung“ schreiben.

Und auch wenn ich es gerne ändern würde... ich fürchte, das Hauptproblem ist nicht die Gesellschaft, sondern dass Menschen im Erwachsenenalter einfach scheiße sind, völlig gleich, für welche Ideale sie auch in den Krieg ziehen mögen.

Ist jedenfalls meine Meinung dazu, wenn du mich fragst. Klar ist das frustrierend... aber naja, vielleicht verstehst du ja jetzt ein bisschen besser, warum ich lieber deinem Opa beim Zeitungslesen zusehe, als mir sowas hier anzutun. Die Welt da draußen zieht einen einfach nur runter.“

„Ja...“, bestätigte Jacob traurig. „Lass uns zurückfliegen und mal wieder nach Opa sehen.“

Während jener aufregenden Zeit waren Spooky und Jacob auch ein paar Mal bei euch Zuhause. Das sollte ich vielleicht besser für mich behalten, ist schließlich nicht die feine englische Art, einfach so die Geheimnisse auszuplaudern, die mir die beiden damals anvertraut haben.

Aber in Anbetracht der besonderen Umstände, und wenn man dann noch bedenkt, wie dich Spooky nach Strich und Faden belogen hat, ist es denke ich nur fair, wenn du es erfährst.

Es war ein kalter Wintertag, und dein Bruder hatte sich früh ins Bett gelegt... nicht, weil es ihm nicht so gut ging, wie du damals vermutet hattest, als du ihn in seinem Zimmer schon am frühen Abend schlafend vorfandest, sondern weil er in Wirklichkeit eine Verabredung mit Spooky hatte.

Es war nicht unbedingt Jacobs Absicht gewesen, mit Spooky seiner eigenen Familie nachzuspionieren... aber seit er seinem Freund gegenüber erwähnte, dass er eine kleine Schwester hatte, und dass du ihm ziemlich ans Herz gewachsen warst, wollte dich Spooky unbedingt einmal persönlich kennenlernen.

Und so schwebten sie an diesem Abend unerkannt in dein Zimmer... ironischerweise, während du gerade vor dem Spiegel standest, um ein paar der Klamotten deines Bruders anzuprobieren, die du dir heimlich von ihm stibitzt hattest.

Du hattest seinen schwarzen Mantel an und das umgedrehte Kreuz umgehängt... hattest die Haare ein bisschen zersaust und versuchtest, möglichst ernst und böse dreinzuschauen, was Spooky ziemlich amüsierte, je ausgefallener deine Grimassen wurden.

„Das ist also deine Schwester? Will die auf irgendeine Halloween-Party oder sowas?“

„Ich glaube nicht...“, antwortete Jacob andächtig leise, wie um dich nicht in deinem kindlichen Spiel zu stören. „Sie versucht nur, so zu sein wie ich. Ich bin wohl ihr großes Vorbild, da kann ich machen was ich will. Naja, besser als wenn sie sich irgendwelche Ponys oder so scheiß Boygroup-Schleimer an die Wand hängt. Wobei sie das auch schon gemacht hat... aber nur, bis ich ihr gesagt habe, dass das ganz schön uncool ist.“

Er deutete demonstrativ auf das unter ihnen liegende Zimmer, das wohl zu der Zeit nicht wie das typische Zimmer einer Elfjährigen, sondern eher wie das Zimmer eines sechzehnjährigen Jungen wirkte, inklusive E-Gitarre und Heavy Metal-Poster an den Wänden.

„Sie fängt auch schon an, sich so einzurichten wie ich. Manchmal frage ich mich, ob sie das wirklich alles genauso fühlt wie ich... oder ob es nicht nur eine Form der Maskerade ist. Ich meine, ich würde mir schon wünschen, dass sie einmal in meine Fußstapfen tritt und keine so olle Zicke wird wie die meisten anderen Mädels... aber ich hab halt auch den Eindruck, dass sie mich manchmal gar nicht wirklich versteht, sondern dass sie mir alles glauben

würde. Hauptsache, es kommt aus meinem Mund. Und dabei erzähle ich ihr noch nicht einmal alles, was in meinem Kopf vorgeht... das würde sie vermutlich gar nicht mehr schnallen.“

„Du könntest sie doch einfach mal mitbringen...“, überlegte Spooky, der umso mehr Gefallen an dir zu finden schien, je länger er dich so vor dem Spiegel beobachtete. „Ich meine, zeig ihr unsere Welt, so wie wir sie sehen... dann wird sie es besser verstehen, als wenn du ihr deine Gedankenwelt immer nur häppchenweise präsentierst.“

Jacob wirkte von dieser Idee jedoch alles andere als begeistert.

„Und dann? Soll ich ihr etwa zeigen, wie sich die Menschen gegenseitig totschießen? Oder wie dein Lehrer sich einen runterholt? Sie ist gerade erst elf geworden, verdammt noch mal... nachher kriegt sie noch Bulimie oder sowas, und ich bin schuld.“

„Na und? Ich hab schon mit acht meine ersten Reisen gemacht und alle möglichen kranken Dinge gesehen...“, argumentierte Spooky. „Ich hab mal gehört, je früher man damit anfängt, eine Sache zu lernen, desto besser wird man darin. Das gilt für Sprachen, für Musikinstrumente... und ganz sicher auch fürs Astralreisen und dafür, hinter die Kulissen dieser Welt zu blicken. Mir hat es jedenfalls damals nicht geschadet.“

„Das kannst du nicht vergleichen.“, erwiderte Jacob skeptisch. „Du hast das alles für dich selbst rausgefunden, und ich hab es selbst rausgefunden... weil es unsere Bestimmung war. Aber ist es auch ihre? Ist es ihre Bestimmung, so zu werden wie ich? Oder wie du?“

„Ganz ehrlich, ich hab keine Ahnung.“, gestand ihm Spooky. „Aber ich mag es, wenn Menschen so sind wie sie... wenn sie dir noch alles glauben, was du ihnen erzählst, anstatt dich für einen Spinner zu halten. Ich wünschte, ich hätte auch so jemanden in meiner Familie. Jemand, der mich bewundert, anstatt vor mir wegzulaufen. Jemand, der so sein möchte wie ich.“

Unterdessen musst du wohl eingesehen haben, dass du deinem Bruder optisch nicht das Wasser reichen kannst, denn du fängst damit an, Mantel und Hose auszuziehen und dir stattdessen ein paar enganliegende Jeans-Shorts überzustreifen. Dann hast du auch noch Jacobs schwarzes T-Shirt abgelegt, so dass du nun mit nacktem Oberkörper dastandest, um deine noch nicht besonders besonders auffällig ausgeprägten weiblichen Formen zu begutachten. Ein bisschen musste es wohl so gewirkt haben, als ob du dir selbst nicht sicher warst, welche Rolle besser zu dir passt... denn nach einem kurzen Zögern hast du dann auch noch in ein herumstehendes Täschchen gegriffen und einen Lippenstift herausgezogen, den du daraufhin vorsichtig auf deinem Mund verteilt hast.

„Was zur Hölle macht sie denn jetzt?“, fragte Spooky irritiert in Richtung von Jacob gewandt. „Das hast du ihr aber nicht vorgemacht, oder?“

„Ich sagte es ja...“, seufzte Jacob. „Sie weiß selber noch nicht so ganz, was für eine Rolle sie im Spiel des Lebens eigentlich spielen möchte. Und diese Entscheidung... die kann ich ihr nicht einfach abnehmen. Das wäre nicht richtig. Auch wenn ich mir schon wünschen würde, dass sie... hey, was machst du da? Geh nicht so nah ran!“, flüsterte er auf einmal, als er bemerkte, dass Spooky nun direkt neben dir stand und dir tief in die Augen schaute, so als wollte er dir jeden Moment einen Kuss auf die Wange drücken. „Wenn sie irgendwas merkt, dann... keine Ahnung... sie würde sich wahrscheinlich nie wieder in dieses Zimmer trauen... oder sie bekommt eine Spiegelphobie!“

Er erinnerte sich wohl daran, wie schwer es schon allein gewesen ist, dir damals die Angst vor der Dunkelheit abzugewöhnen.

Aber Spooky lächelte nur und meinte:

„Sie hat schon was... anders als die Nutten neulich in der Stadt. Das ist einfach ein natürlicher, schöner Körper... keine schon tausendmal durchgenudelte Massenware. Und so eine zarte Haut...“

Jacob verdrehte genervt die Augen.

„Sie ist elf, Mann! Sie hat noch nicht mal richtige Brüste!“

„Na und?“, erwiderte Spooky, ehe er mit einem verträumten Gesichtsausdruck zu Jacob zurückschwabte. „Mein Körper ist auch noch nicht voll ausgewachsen. Außerdem hätte ich glaub ziemlich Schiss, wenn ein Mädchen mehr Erfahrung hätte als ich. Ich meine... ich möchte derjenige sein, der ihr was beibringt, nicht umgekehrt. Und da die meisten heute mit vierzehn schon einen Macker haben, musst du halt schneller sein, oder du kriegst nur noch die ausgeleierte Muschis mit Hängetitten, die sich dann auch noch voll was drauf einbilden, dass sie sich schon von so vielen Arschlöchern haben durchbumsen lassen. Sowas ist doch total eklig und unromantisch... da hab ich einfach keinen Bock drauf, verstehst du?“

„Du bist... echt unglaublich...“, meinte Jacob kopfschüttelnd. „Du klingst schon fast wie dein alter Klassenlehrer! Bist du sicher, dass es dir nicht geschadet hat, so früh schon all diese Dinge gesehen zu haben?“

„Ich bin was ich bin.“, meinte Spooky, ohne weiter auf Jacobs Provokationen einzugehen.

„Jetzt komm, vergiss mal für einen Moment, dass sie deine Schwester ist! Da ist ein Mädchen, das sucht einen Platz in der Welt... und da ist ein sympathischer Junge, der sucht ein Mädchen, und er hat zufällig ne Menge Platz in seiner Welt, und...“

„Vergiss es!“, fiel ihm Jacob streng ins Wort, für den dieses Thema damit ein für alle Mal erledigt war. „Ich werde sie definitiv nicht mitbringen. Und du wirst auch nicht heimlich zu ihr gehen, ist das klar?“

Spooky wusste sehr wohl, dass er keine Chance hatte, gegen Jacobs brüderlichen Beschützerinstinkt anzukommen. Und er hatte auch nicht ernsthaft die Absicht, eine reale Beziehung zu einem anderen Menschen anzufangen, mit Liebesbriefe schreiben, Blumen schenken und allem, was zu solch einer verantwortungsvollen Tätigkeit eben so dazugehörte. Aber zumindest wollte er, wie es eben seine Art war, trotzdem noch den maximalen Profit aus der Sache herausholen.

„Wenn ich wollte, könnte ich es jederzeit tun... und du würdest es gar nicht mitbekommen!“, erwiderte er trotzig. „Aber gut, weil du mein bester Freund bist, mache ich dir ein einmaliges Angebot: Du schickst mir ein paar Fotos von ihr... also richtig gute Fotos, wo sie wenig an hat... vielleicht so ein bisschen wie jetzt... mit dem Mantel und dem Kreuz fand ich sie allerdings auch scharf. Und im Gegenzug verspreche ich, sie in Ruhe zu lassen. Aber ein bisschen träumen werde ich ja wohl noch dürfen...“

Er machte eine eindeutige Handbewegung zwischen seinen Beinen, und Jacob kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass das vermutlich der beste Deal war, den er in dieser Situation für sich und seine Schwester herausholen konnte.

„Du bist wirklich unheimlich, Spooky...“, gab er sich schließlich geschlagen. „Ich hätte nicht gedacht, dass ich das auch mal so empfinden würde. Die Leute haben schon irgendwie Recht mit dem, was sie über dich sagen. Also gut... ich werde ein paar Fotos aus dem

Urlaubsalbum rauskramen... und mit dem Mantel, mal schauen... vielleicht sag ich ihr, wir spielen Fotoshooting oder so...”

„Yeah, danke, Mann!“, freute sich Spooky. „Dafür sind Freunde doch da, oder nicht? Stell dir nur mal vor, ich wäre dein Feind...”

„Das will ich mir lieber nicht vorstellen!“, gestand Jacob mit gespielter Entsetzen. Ihm war zwar nicht wirklich wohl bei dem Gedanken an diesen Kompromiss... aber er wollte dich weder aus deiner heilen Mädchenwelt reißen, indem er dich mit einem frühreifen Manipulations-Genie wie Spooky verkuppelte, noch wollte er Spooky zu sehr vor den Kopf stoßen. Immerhin hatte er dem Jungen schon eine Menge zu verdanken... und wie heißt es so schön? Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

So kam es schließlich dazu, dass Spooky schon zwei Tage später ein gutes Dutzend Bilder per Email zugeschickt bekam. Fotos von eurem letzten Familien-Urlaub am Strand, Fotos von dir, wie du halbnackt Jacobs Mantel trägst und obszöne Gesten in die Kamera machst, und sogar ein Foto, auf dem du komplett gar nichts an hattest.

Was Spooky dann mit diesen Fotos angefangen hat, überlasse ich ganz deiner Fantasie.“

„Ernsthaft jetzt?“, unterbrach Leonie Henry in seinen Erzählungen, unschlüssig, worüber sie sich mehr aufregen sollte... über die Vorstellung, wie dieser Freak Spooky mit klebrigen Händen vor dem Bildschirm saß und sich auf ihre unschuldigen Urlaubsfotos einen runtergeholt hat, oder über ihren Bruder, der das ganze ernsthaft als harmlosen Freundschaftsdienst anzusehen schien. „Ich werde diesem Perversling sowas von die Fresse polieren, wenn ich ihn wiedersehe!!!“

In einem anderen Leben, mit einer anderen Vorgeschichte, wäre sie vermutlich hemmungslos in Tränen ausgebrochen.

„Oh ja. Das würde ich nur all zu gerne mit anschauen.“, antwortete Henry mit einem süffisanten Lächeln.

„Hat Spooky dann wenigstens Wort gehalten?“, hakte Leonie weiter nach. „Hat er mich danach nicht mehr zu Hause aufgesucht?“

Allein die Vorstellung, wobei er sie alles hätte beobachten können, verursachte bei ihr schon eine Gänsehaut. Nicht, dass sie generell ein Problem damit gehabt hätte, von irgendeinem fremden Geist auf dem Klo oder beim Kotzen beobachtet zu werden... was ihr eher Unbehagen bereitete, war der Gedanke, für einen anderen Menschen ein komplett offenes Buch zu sein... und dann auch noch für einen wie Spooky, der die Schwächen anderer gnadenlos für seine eigenen Zwecke auszunutzen verstand.

„Nun...“, erwiderte Henry nachdenklich. „Bis zu Jacobs Tod hat er zweifellos Wort gehalten. Dafür war ihm die Freundschaft zu deinem Bruder auch zu wichtig, als dass er sie wegen dieser Vernarrtheit aufs Spiel gesetzt hätte. Allerdings kann ich nicht garantieren, was nach seinem Tod geschehen ist. So wie ich Spookys pragmatische Einstellung zu den Dingen kenne, ist für ihn jedes Versprechen an einen anderen Menschen mit dessen Ableben hinfällig geworden. Wer weiß, wie oft er dir in den letzten drei Jahren von da oben zugeschaut hat...”

Leonie stieß einen grunzenden Laut aus. Am liebsten hätte sie jetzt irgendetwas Wertvolles kaputtgeschlagen, aber da waren nur unschuldige Stühle und Holzplatten um sie herum, die sie schon allein aus Gründen der Gebäude-Stabilität besser nicht in Mitleidenschaft ziehen wollte.

Kapitel 8 - Politik

„Los, erzählen sie schon weiter!“, forderte Leonie Henry ungeduldig auf. „Was ist danach passiert? So wie sich das anhört, ist mein Bruder doch ziemlich gefestigt gewesen in seinen Ansichten... und er hätte sich sicher auch nicht so leicht von jemandem bequatschen lassen. Ich meine, er hatte seine Ideale, und er war offen und neugierig auf das Leben...“ „Genau das war Teil des Problems.“, fuhr Henry schließlich mit seiner Erzählung fort. „Dein Bruder wollte immer mehr. Er konnte sich nicht mit weniger zufrieden geben, erst recht nicht, nachdem er all diese Dinge gesehen hatte. Er wollte nicht länger nur teilnahmsloser Beobachter sein, sondern dabei helfen, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Spooky hingegen war schon damals trotz seiner jungen Jahre ein kaltschnäuziger Zyniker, der andere Menschen vor allem danach beurteilte, wie nützlich sie ihm sein konnten... aber er war auf seine Art und Weise auch stets genügsam. Er wollte nicht die Welt verändern. Ihm genügte es, seine Fähigkeiten dafür einzusetzen, ein möglichst stressfreies Leben zu haben und alten Leuten beim Sterben zuzuschauen. Und, soweit ich ihn kennengelernt habe, hatte er anders als Jacob keinerlei Gewissensbisse deswegen. Nicht mal ein kleines bisschen.“

Eines Nachts, als die beiden mal wieder in ihrem felsigen Unterschlupf abhingen und überlegten, was sie als nächstes anstellen konnten, kam Jacob die Idee, dass man sich doch einmal etwas näher mit der Regierung und deren schwachsinnigen Gesetzen befassen könnte.

„Lass uns mal zum Reichstag fliegen und schauen, was die da so alles für Schweinereien aushecken.“, versuchte er Spooky dafür zu begeistern.

Aber Spooky gähnte nur und drehte sich gelangweilt um die eigene Achse.

„Politik? Das ist doch total öde. Impotente Männer und Frauen, die sich gegenseitig irgendwelche langweiligen Zahlen vorlesen. Da kann ich gleich den Alten im Altenheim beim Bingo zuschauen.“

Eine Möglichkeit, die er einen Moment lang sogar ernsthaft in Erwägung zog.

„Das weißt du doch nicht!“, appellierte Jacob an den Entdeckerdrang seines Freundes.

„Vielleicht ist das ja auch alles nur Show, was die uns im Fernsehen zeigen, und in Wirklichkeit halten sie unter der Kuppel irgendwelche satanistischen Sexorgien ab, schlachten kleine Kinder oder koksen sich gemeinsam die Birne zu.“

Damit überzeugte er Spooky zwar nicht wirklich, aber in Ermangelung besserer Ideen sagte der schließlich zu, und so machten sie sich auf den Weg ins weit entfernte, winterliche Berlin.

„Jede Wette, die sind alle schon lang heimgegangen.“, meinte Spooky, als sie kurze Zeit später durch die spärlich beleuchteten Gänge des Reichstags schwebten. „Ich meine, Politiker sind schließlich auch nur Beamte. Wenn du so jemanden hier antreffen willst, musst du irgendwann zwischen 9 und 16 Uhr wiederkommen.“

„Naja...“, erwiderte Jacob, wie immer nicht um eine Antwort verlegen. „Tagsüber machen sie eben den offiziellen Teil. Grüßaugust spielen und für die Schulklassen, die zu Besuch

sind, ein bisschen so tun, als ob hier über Politik diskutiert werden würde. Aber nachts... nachts verwandeln sie sich in..."

Er wurde mitten im Satz unterbrochen, als urplötzlich eine Gruppe wichtig aussehender Männer und Frauen mit Aktenkoffern und Notizblöcken in den Händen an ihnen vorbeihastete.

„Los, die sehen so aus, als ob sie irgendwas zu verbergen haben.“, flüsterte Jacob in Spookys Richtung. „Gehen wir ihnen nach!“

„Ok, das ist definitiv nicht die Putzkolonne.“, murmelte Spooky, während er interessiert dabei zusah, wie sich die drei Männer und zwei Frauen vor einem der Aufzüge versammelten. „Mal sehen, ob da drin noch Platz für uns ist. Ich stecke nicht so gern mit meinem Astralkörper in Erwachsenengehirnen fest.“

Und so quetschten sie sich schließlich, kaum dass die Tür aufging, an die Decke des Aufzugs, der glücklicherweise etwas geräumiger ausgefallen war als der durchschnittliche Kaufhausaufzug, und beobachteten die wortlos unter ihnen eintretenden Personen. Jeder von ihnen schaute nur stur geradeaus, als ob sie alle irgendeiner Gehirnwäsche unterzogen worden waren, oder Reden und Lächeln in diesen heiligen Hallen der Politik bei Todesstrafe verboten war.

Dann drückte einer von ihnen, ein brillentragender Glatzkopf mit einer grün-gestreiften, an Geschmacklosigkeit kaum zu überbietenden Krawatte den Bedienknopf, auf dem „2.UG“ stand.

„Siehst du den mit der Krawatte?“, meinte Jacob leise. „Ich glaub, den hab ich mal im Fernsehen gesehen... müsste der Gesundheitsminister sein oder sowas.“

„Oho, welch unerwartete Ehre.“, antwortete Spooky mit gespielter Begeisterung, da ihm der Typ absolut garnichts sagte. „Mit dem wollte ich schon immer mal im Aufzug steckenbleiben.“

Glücklicherweise fuhr der Aufzug jedoch ohne Zwischenfälle nach unten, bis er schließlich in seiner voraussichtlichen Endstation im Kellergeschoss zum Stehen kam.

Zu Jacobs und Spookys Überraschung stiegen der Politiker und sein Gefolge jedoch noch nicht aus. Stattdessen zog der Typ mit der Krawatte nun einen kleinen, silbernen Schlüssel aus der Hosentasche, steckte ihn unter das Bedienpanel in ein dafür vorgesehenes Loch, und drehte ihn dann zweimal nach rechts und dreimal nach links. Dann drückte er mehrere Knöpfe gleichzeitig, worauf sich der Aufzug schließlich wieder in Bewegung setzte... noch weiter nach unten, und diesmal mit einem deutlich schnelleren Tempo als zuvor.

Die beiden Freunde warfen sich einen verwirrten Blick zu.

„Was geht denn jetzt ab?“, wunderte sich Spooky. „Eine geheime Anlage unter dem Reichstag?“

„Ich sag's doch.“, erwiderte Jacob rechthaberisch. „Die haben garantiert etwas zu verbergen!“

Als der Aufzug nach knapp einer Minute Fahrt wieder zum Stehen kam, befanden sie sich gefühlt mehrere hundert Meter unterhalb des Regierungsgebäudes.

Entsprechend neugierig folgten sie den Insassen des Aufzugs durch die dort unten hell beleuchteten, schmucklosen Gänge, vorbei an mehreren Security-Schleusen, wie man sie vom Flughafen kannte, und drei ziemlich fies aussehenden, muskelbepackten Gestalten,

die den Politiker erst vorbeiließen, nachdem sie mit einem Scanner seine Augen kontrolliert hatten.

„Bitte beeilen sie sich!“, forderte ihn einer der Wächter auf. „Drinne warten bereits alle.“

„In Ordnung.“, nickte der Minister hastig, ehe er mit seinem Gefolge auf eine doppelflügelige, weiße Tür zueilte.

„Das muss ja eine schlimme Krise sein, wenn die so ein Trara veranstalten...“, flüsterte Jacob und fragte sich für einen Moment, ob vielleicht gerade oberhalb von ihnen die ersten Nuklearsprengköpfe einschlugen und den Rest des Landes für die nächsten Jahrhunderte unbewohnbar machten. Aber nein, dachte er sich dann... das würde er zweifellos rechtzeitig mitbekommen. Jemand aus seiner Familie würde ihn wecken, und spätestens wenn die Feuerwalze ihn in seinem Schlaf überrollte, würde er vermutlich ohnehin wieder in seinen Körper zurückgezogen werden.

„Ähm... welche Krisen gibt's denn zur Zeit?“, wollte Spooky wissen, der es vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben bedauerte, nicht auf dem aktuellsten politischen Stand zu sein.

„Kämpfen die immer noch in Afghanistan?“

„Wer weiß...“, erwiderte Jacob. „Vielleicht gab es ja auch eine Geiselnahme oder einen Anschlag oder sowas.“

Seine Neugier näherte sich allmählich ihrem Höhepunkt, als der Politiker und sein Gefolge schließlich einen Saal betraten, in dessen Mitte sich ein großer, schwarz glänzender Tisch befand. Ansonsten waren ein hinter ihnen an der Wand hängender Plasmabildschirm, eine überdimensionale Weltkarte, die noch aus der Zeit des Kalten Krieges zu stammen schien, und eine daneben lehrende Deutschlandflagge die einzige Dekoration in dem ansonsten äußerst zweckmäßig, wenig liebevoll gestalteten Raum.

Um den Tisch herum saßen bereits ein gutes Dutzend Männer und Frauen, die plötzlich alle wie auf Kommando ihre Köpfe wendeten und die neu eingetroffenen Personen argwöhnisch musterten.

„Gott sei dank, da sind sie ja endlich! Sie wissen doch, wie sehr er Verspätungen hasst.“, rief eine streng dreinblickende Frau, die in der Mitte des Tisches saß, und die Jacob sofort als die designierte Bundeskanzlerin identifizierte.

„Ist ja nochmal gutgegangen.“, entschuldigte sich der neu eingetroffene Minister mit einem unsicheren Blick in Richtung des Monitors an der Wand. „Er scheint ja auch noch nicht da zu sein.“

„Sie wissen doch, das hat rein gar nichts zu sagen...“, murkte die Kanzlerin und bat den Minister und sein Gefolge mit einer schroffen Geste, die fünf noch leeren Stühle an der Seite zu besetzen.

„Wer sind diese ganzen Gestalten?“, fragte Spooky neugierig. „Den einen da kenne ich doch... ist das nicht...“

„Das da drüben ist der SPD-Vorsitzende.“, erklärte ihm Jacob geduldig. „Neben ihm ist unsere verehrte Kanzlerin, wie du ja sicher schon erkannt haben dürftest... und daneben sitzt der Innenminister, der Außenminister... der Kerl da links von ihnen ist glaub ich Wirtschaftsminister, oder war es zumindest mal... Das volle Programm.“

„Jetzt ne Bombe reinschmeißen.“, grinste Spooky amüsiert. Naturgemäß so ziemlich der einzige Gedanke, der ihn überkam, wenn er irgendwo mehrere Politiker auf einem Haufen sah.

„Ja, aber du hast ja gesehen, wie gut die hier abgesichert sind.“, erwiderte Jacob grimmig. „Die werden sich hier unten noch gemütlich versammeln können, wenn oben schon alles verbrannt ist von ihrer scheiß Politik.“

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als auf einmal ein akustisches Signal ertönte, das Jacob ein bisschen an den Pausengong in seiner alten Schule erinnerte.

„Meine Damen und Herren, es ist soweit!“, verkündete die Kanzlerin feierlich, während noch im selben Moment der an der Wand befindliche Monitor anging. „Ich erkläre die heutige Sitzung hiermit für eröffnet.“

Die Augen aller Anwesenden richteten sich wie ferngesteuert auf den großen Bildschirm, der zunächst nur die verschwommene Kontur einer Gestalt zeigte. Es dauerte einen Moment, ehe die Gestalt irgendeinen Knopf betätigte, so dass sie auf einmal scharf und in voller Größe zu sehen war.

Zu Jacobs und Spookys sichtbarer Überraschung trug der Typ auf dem Bildschirm einen langen, dunkelblauen Umhang mitsamt tief ins Gesicht hängender Kapuze, unter der weder Augen noch sonstige Details zu erkennen waren.

Die anderen Anwesenden im Saal schienen von dem Anblick deutlich weniger irritiert zu sein. Stattdessen erhoben sich auf einmal alle von ihren Sitzen und verbeugten sich in Richtung des Monitors, wie es Schüler vielleicht vor hundert Jahren noch taten, wenn der Lehrer das Klassenzimmer betrat.

Sogar die Kanzlerin hatte sich verbeugt und verharrte einen Moment in dieser Position, ehe sie mit ausdrucksvoller Stimme verkündete:

„Wir grüßen euch, Omega. Es ist uns eine Ehre, euch in unserer Runde willkommen zu heißen!“

„Sparen wir uns doch die Höflichkeitsfloskeln. Meine Zeit ist wie immer sehr kostbar.“, erwiderte der Typ im Umhang, den die Kanzlerin mit „Omega“ angesprochen hatte, mit einer relativ jung klingenden Männerstimme. „Bitte setzen sie sich.“

Auf sein Kommando hin nahmen alle Beteiligten wieder still ihre Sitzpositionen ein.

„Omega... ich...“, ergriff nach einem kurzen Blickkontakt mit der Kanzlerin der Innenminister das Wort. „Ich wollte mich an dieser Stelle nur noch einmal persönlich bei ihnen bedanken, dass sie mich auf den Selbstmordversuch meiner Frau hingewiesen haben. Ohne ihre Unterstützung würde meine geliebte Gattin jetzt vermutlich nicht mehr unter uns weilen.“

Er verbeugte sich ein weiteres Mal, was den Kerl mit dem Umhang sichtlich zu amüsieren schien.

„Wie ich schon einmal sagte, werter Minister... es ist nur zu ihrem Besten, dass ich über sie alle Bescheid weiß. Sie überwachen ihre Bürger ja auch nur zu ihrem eigenen Schutz, nicht wahr? Um ihnen immer und jederzeit helfen zu können... und genau das tue ich eben auch.“

Aber tun sie mir bitte den Gefallen und ohrfeigen sie ihre Frau in Zukunft nicht mehr, in Ordnung? Denken sie daran, dass sie hier eine verantwortungsvolle Aufgabe für ihr Volk übernommen haben... da müssen sie einfach die Contenance wahren, sonst wird man sie früher oder später durch einen etwas weniger emotionalen Menschen ersetzen müssen.“

„Sehr wohl, eure Hoheit. Haben sie vielen Dank!“, schleimte der Minister und verbeugte sich ein weiteres Mal, ehe er sich kleinlaut wieder auf seinen Stuhl begab.

„Wow...“, murmelte Jacob baff. „Die kriechen dem ja alle förmlich in den Arsch. Sogar der Innenminister... und dabei dachte ich immer, das wäre so ein harter Hund.“
„Tja, es gibt immer einen, der noch härter ist.“, erwiderte Spooky. „Was meinst du, wer ist dieser Kerl da im Bildschirm?“

„Ich hab keinen blassen Schimmer.“, meinte Jacob wie gebannt, ohne auch nur für einen Moment den Blick vom Monitor nehmen zu können. „Aber wer immer er ist... er ist verdammt cool. Wie der Obermotz aus einem Videospiel. Würde mich nicht wundern, wenn er nachher auch noch Blitze aus seinen Augen verschießt oder so.“

Unterdessen bekam die Kanzlerin von einem ihrer Untergebenen einen dicken Aktenordner gereicht und setzte sich eine Brille auf, um den ihr vorgelegten Inhalt gewissenhaft zu prüfen.

„Wenn sie gestatten, würde ich dann zunächst einmal die strittigen Punkte der neuen Gesetzesvorhaben mit ihnen durchgehen.“, murmelte sie in Richtung von Omega, doch der geheimnisvolle Typ im Bildschirm stoppte sie mit einer schroffen Handbewegung.
„Verschonen sie mich mit Details!“, wies er die Kanzlerin zurecht. „Sie wissen doch, wie sehr mich dieser ganze Papierkram langweilt. Um ehrlich zu sein, habe ich sie heute vor allem deshalb hier hergebeten, weil mir ein paar besorgniserregende Gerüchte zu Ohren gekommen sind. Wie es heißt, ist ihre Regierung im Volk mittlerweile ziemlich unbeliebt geworden. Naja, und was soll ich sagen: Angesichts unserer fruchtbaren Zusammenarbeit in den letzten Jahren wäre es doch schade, wenn ab der nächsten Legislaturperiode die Konkurrenz die Macht in diesem Land übernehmen würde. Ich müsste denen erst wieder alles umständlich von vorne erklären, was ich ihnen damals erklärt habe... ich darf gar nicht daran denken, wie viel meiner wertvollen Zeit mich das kosten würde. Von daher können sie getrost davon ausgehen, dass es auch in meinem ureigensten Interesse ist, wenn ihre Regierung auch noch die nächsten vier Jahre im Amt bleibt.“

Er machte eine kurze Pause, in der er die um den Tisch versammelten Politiker kritisch zu mustern schien, ehe er mit deutlich energischerer Stimme weitersprach:

„Also, meine Damen und Herren... gibt es da vielleicht irgendein Problem, von dem ich wissen sollte?“

„Nun, äh, ja...“, meldete sich der Innenminister zu Wort. „Wie sie ja bereits wissen, mussten wir die Löcher im Haushalt, die auf der immer noch anhaltenden Wirtschaftskrise basieren, durch teils drastische Steuererhöhungen ausgleichen. Und da wir damit eines unserer wichtigsten Wahlversprechen gebrochen haben, gab es in den letzten Wochen einen massiven Meinungsumschwung in der Bevölkerung. Es scheint, jeden Tag kommen neue kritische Stimmen hinzu, mit immer neuen Vorwürfen, und immer mehr Bürger gehen gegen unsere Politik auf die Straße. All unsere Versuche, sie wieder zu beruhigen und ihnen unsere Lage zu erklären, sind bislang gescheitert.“

„Ach, wenn es weiter nichts ist.“, beschwichtigte ihn der geheimnisvolle Kerl mit der Kapuze. „So wie ich das sehe, haben die Menschen da draußen einfach zu viel überschüssige Energie. Vielleicht sollten wir ihnen noch ein paar mehr Gründe liefern, auf die Straße zu gehen, damit sie ihren Frust abreagieren können.“

„Aber...“, überlegte der Minister ratlos. „Wie soll uns das in unserer momentanen Situation weiterhelfen? Das Letzte, was wir jetzt brauchen, sind noch mehr Krawalle!“

„Nun, sie sollen ja auch nicht gegen uns Krawall machen, mein lieber Herr Minister.“, erklärte ihm Omega gelassen. „Muss ich ihnen wirklich noch erklären, wie Politik funktioniert? Angenommen, sie lassen die Muslime ein paar neue Moscheen bauen... am besten finanziert von Steuergeldern. Dann werden die Rechten noch wütender werden, als sie es ohnehin schon sind. Aber die Linken werden sich fortan nicht mehr getrauen, etwas gegen ihre Steuergelderverschwendung zu sagen, weil sie ja keine Rassisten sein wollen. Stattdessen werden sie sich vermutlich ganz den Aufmärschen der Rechten widmen und sich denen mit allem, was sie aufzubieten haben, in den Weg stellen.

Und dann sollten ein paar vom Geheimdienst eingeschleuste Provokateure genügen, damit es eine ordentliche Straßenschlacht gibt, bei der ganz viele Schaufenster und Autos von hart und ehrlich arbeitenden Bürgern kaputtgehen. Im Idealfall zeigen sie auch noch ein paar blutüberströmte Polizeibeamte in der Tagesschau, die von Steinen oder Knüppeln getroffen wurden, und erwähnen dann noch so nebenbei, dass es sich dabei um Familienväter handelt.

Was meinen sie, wie schnell die öffentliche Meinung kippen wird, wenn die Menschen erstmal vor Augen geführt bekommen, dass jeder Weg, der vom Weg der Mitte, also dem Weg ihrer Koalition, abweicht, letztlich nur in Chaos und Zerstörung enden wird?

Ich glaube, die Mittelschicht wird sich sehr schnell wieder darauf besinnen, dass ein paar Steuererhöhungen das deutlich geringere Übel sind.“

„Natürlich. Das war auch unser erster Gedanke, Omega.“, entgegnete die Kanzlerin mit skeptischem Blick. „Wir sind ja auch keine totalen Amateure. Aber wir leben nunmal nicht mehr in den 90ern. Die Zeiten haben sich geändert. Seit das Internet und diese sogenannten „Social Media“ aufgekomen sind, ist es ungleich schwieriger geworden, die Massen unter Kontrolle zu halten. Selbst unsere cleversten Analysten tun sich schwer damit, die Eigendynamiken, die das Netz manchmal entwickelt, rechtzeitig vorherzuberechnen und in die richtigen Bahnen zu lenken.

Es ist nunmal leider eine Tatsache, dass sich viele Menschen überhaupt nicht mehr über Medien informieren, die wir beaufsichtigen und kontrollieren können... Gerade die jungen Leute lesen doch meist nicht einmal mehr Zeitung oder schauen sich Nachrichten im Fernsehen an. Sie informieren sich auf irgendwelchen dubiosen Youtube-Kanälen und über sogenannte „Influencer“, und wir haben die Mechanismen, nach denen sich Meinungen dort verbreiten, immer noch nicht so richtig verstanden.

Nehmen sie beispielsweise diese neue Umweltschutz-Bewegung. Keiner unserer Geheimdienstleute hat es kommen sehen. Und jetzt blockieren junge Menschen auf einmal die Straßen und schwänzen ihre Schule, und...“

„Ach, vergessen sie die Jungen!“, fiel ihr Omega mit einer abwertenden Handbewegung ins Wort. „Vielleicht würde es ihnen gut tun, sich mal wieder unters gemeine Volk zu begeben, anstatt sich nur von ihren sogenannten Experten erzählen zu lassen, wie junge Menschen heutzutage drauf sind.

Ok, ein paar demonstrieren für den Umweltschutz, schön medienwirksam inszeniert von professionellen Imageberatern. Und es gab in den letzten Monaten ein paar Proteste gegen ihre Sparmaßnahmen an den Schulen. Aber das ist in keinsten Weise repräsentativ für die Durchschnittsjugendlichen.

Soll ich ihnen verraten, wie die drauf sind? Ich hatte neulich das unfreiwillige Vergnügen, in einem vollbesetzten Zug voller Schüler zu sitzen. Von denen hab ich jedenfalls keinen auch nur ansatzweise über irgendwelche politischen Themen reden hören.

Die haben sich alle nur gegenseitig ihre Smartphones gezeigt, und ständig gekichert und gegackert, als ob darin der beste Witz aller Zeiten erzählt worden wäre... dabei waren da nur irgendwelche Dicken zu sehen, die die Treppe herunterfallen oder Katzen, die mit einem Ball spielen, oder... keine Ahnung, was das alles war. Jedenfalls habe ich in all meinen Jahren auf diesem Planeten noch nie eine solche kollektive Albernheit unter jungen Menschen ausmachen können.

Die können sich vielleicht auf einer Clown-Schule anmelden. Aber politische Teilnahme brauchen sie von dieser Zielgruppe nicht länger zu befürchten. Wir leben schließlich nicht mehr 1968. Nein... alles, was die jungen Menschen heutzutage interessiert, sind lustige Katzenfotos, Ponys, Beauty-Produkte, Freundschaftsanfragen und Videos, in denen sie sich gegenseitig dabei filmen, wie sie Computerspiele spielen oder gegen Bäume rennen oder sowas in der Art.“

„Oh mein Gott!“, flüsterte einer der Minister mit besorgtem Blick zu seinem Nebensitzer. „Ich hatte ja keine Ahnung, dass es bereits so schlimm ist. Vielleicht hätten wir den Amis doch nicht erlauben sollen, mit ihren Flugzeugen dieses ganze Zeug in den Himmel zu sprühen.“

Der Angesprochene verzog nur unschlüssig seine Miene und wollte gerade eine zögerliche Antwort geben, als bereits wieder Omega das Wort ergriff:

„Keine Sorge, meine lieben Genossen... das spielt uns doch perfekt in die Karten. Was gibt es besseres für den Staat als Bürger, die allen möglichen Schwachsinn konsumieren und das Denken komplett ihren Idolen und Experten überlassen?

Wir müssen diese Bevölkerungsgruppe, diese sogenannten Influencer und ihr debiles Gefolge, nur irgendwie aktivieren und für unsere eigenen Zwecke einspannen. Ihre Energie in eine andere Richtung lenken.

Die Zeiten mögen sich vielleicht geändert haben, und die Jugend mag heute andere Interessen haben als früher... aber der grundsätzlichste und allerwichtigste Grundsatz der Politik, nämlich unterschiedliche Bevölkerungsgruppen für den eigenen Machterhalt gegeneinander aufzuhetzen, funktioniert zum Glück nach wie vor.

Vielleicht haben sie Recht, und wir sollten die gute alte Links-Rechts-Feindschaft nicht überstrapazieren. Was halten sie davon, stattdessen einfach ein paar neue Gräben zwischen der Bevölkerung aufreißen? Möglicherweise zwischen den Jungen und den Alten? Oder zwischen den Engagierten und den Unpolitischen?“

Er überlegte einen Moment, unschlüssig, ob er wirklich so weit gehen sollte, und empfahl dann den Politikern:

„Machen sie es folgendermaßen: Eliminieren sie einen von ihren Superstars! Am besten diesen zappeligen, pseudowitzigen Kerl, der im Internet immer Nachrichten für junge Leute vorliest.

Dann haben die schonmal was, worüber sie sich das Maul zerreißen können. Aber natürlich darf sein Tod in keinem Zusammenhang mit dem Staat oder einem ihrer Gesetze stehen.

Sagen wir... sagen wir, er wird von einem betrunkenen Autofahrer überfahren. Dann können die jungen Leute ihre überschüssige Energie für Petitionen aufwenden, wo Tempolimits und härtere Strafen für Alkoholsünder gefordert werden.

Oder... oder sie erzeugen bei der Jugend ein komplett neues Feindbild, in dem sie ihren Lieblingsclown von einem Angehörigen einer bisher kaum wahrgenommenen Minderheit umlegen lassen. Vielleicht mal wieder die guten alten Zigeuner, oder irgendwelche Transvestiten... oder nein, ich hab's: Er wird von einem dieser durchgeknallten Umweltschutz-Demonstranten abgestochen, weil der sich von einem seiner Nachrichtenbeiträge beleidigt gefühlt hat!

Damit schlagen sie dann gleich drei Fliegen mit einer Klappe: Erstens, die jungen Leute haben eine Quelle weniger, wo sie sich auf artgerechte Weise über das aktuelle Tagesgeschehen informieren können. Zweitens, es wird im Internet einen gewaltigen Shitstorm geben, und die öffentliche Meinung wird sich innerhalb kürzester Zeit gegen die neue Umweltschutzbewegung richten.

Und drittens, die Mitglieder der Protestbewegung werden so schnell nicht mehr zum demonstrieren kommen, weil sie erstmal für eine Weile damit beschäftigt sein werden, die Wogen wieder zu glätten und die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass sie keine extremistischen Gewalttäter sind. Na, was halten sie davon?“

Die Politiker steckten ihre Köpfe zusammen und begannen, aufgeregt miteinander zu tuscheln. Schließlich schienen sie sich weitestgehend geeinigt zu haben, und die Kanzlerin wandte sich wieder dem Bildschirm zu.

„Ihre Ratschläge sind wie immer Gold wert, Omega. Haben sie vielen Dank dafür... ich denke, genau so werden wir es dann wohl machen. Da ist aber noch eine weitere Sache, mit der wir sie heute belästigen müssen, fürchte ich.

Einer unserer Freunde vom ehemaligen KGB hat uns auf einen Überfall auf ein russisches Forschungslabor aufmerksam gemacht, bei dem wohl unter anderem ein gefährliches, streng geheimes Virus entwendet worden ist. Und eine der Spuren, die sie bei ihren Ermittlungen verfolgt haben, hätte sie bis zu uns nach Deutschland geführt... zu einem Informanten, der dann aber leider wohl kurzfristig verstorben ist.

Ich weiß, ihre Zeit ist kostbar, Majestät, aber wir würden sie nicht damit belästigen, wenn wir nicht Grund zur Annahme hätten, dass hier ein noch unbekannter Geheimdienst am Werke war, oder vielleicht sogar eine Verschwörung aus unseren inneren Reihen. Wenn sie also vielleicht kurz einmal einen Blick auf die Akten werfen könnten...“

Der Innenminister wollte gerade ein Dokument aus seinem Ordner hervorkramen, als ihn Omega ein weiteres Mal mit einer schroffen Geste unterbrach.

„Seien sie so gut, behalten sie es noch eine Weile für sich. Ich fürchte nämlich, wir sind heute Abend nicht ganz allein... da ist noch jemand mit ihnen im Raum, und zwar genau hier!“

Er deutete vom Monitor aus exakt auf die Stelle, an der Spooky und Jacob schwebten. Daraufhin blickten sich die beiden Freunde verwirrt an.

„Was zum Geier... hat das zu bedeuten?“, wollte Jacob wissen. „Heißt das etwa, der Kerl kann uns sehen? Sogar durch den Fernseher hindurch?“

Auch die Kanzlerin und die Minister schienen in Aufruhr zu geraten, schauten hektisch in die Richtung, die ihnen von Omega gezeigt wurde, und versuchten krampfhaft, irgendetwas in der Luft erkennen zu können.

„Geben sie sich keine Mühe, meine Damen und Herren...“, versuchte Omega den versammelten Politikern klarzumachen. „Sie können diese Eindringlinge nicht sehen. Sie sind gewissermaßen Astralspione... vielleicht von den Russen oder unseren amerikanischen

Verbündeten. Das vermag ich noch nicht mit letzter Gewissheit zu sagen. Aber zerbrechen sie sich keinen Kopf darüber, sie haben bei mir ja nicht umsonst das Rundum-Sorglos-Sicherheitspaket erworben. Zeit, ihnen ein weiteres Mal zu demonstrieren, dass ich das in mich gesetzte Vertrauen durchaus wert bin.“

„Vielleicht sollten wir langsam wirklich aufbrechen...“, flüsterte Spooky mit einem unguuten Gefühl in der Magengegend. Er wollte Jacob gerade packen und mit sich fortziehen, als auf einmal wie aus dem Nichts eine klebrige, Spinnennetz-artige Substanz auf ihre schwebenden Körper herabfiel.

„Was zur Hölle ist das?“, rief Jacob und versuchte aufgeregt, das eklige Zeug von seiner Schulter zu wischen. Doch je stärker er sich anstrengte, desto mehr schien sich sein Körper in dem klebrigen Objekt zu verfangen.

Spooky hingegen versuchte, sich nicht beeindrucken zu lassen.

„Was immer es ist, Jacob... es ist nicht real. Es kann nicht real sein. Denk dran, was ich dir beigebracht habe, wie die Dinge hier in der Astralwelt funktionieren! Du allein gibst ihnen die Macht, indem du daran glaubst.

Wenn du dieses Netz anblickst und glaubst, dass es klebrig ist und dich am fortgehen hindert, dann wird es dich auch daran hindern. Aber wenn nicht...“

Er schwebte einen Meter nach links, wodurch das über ihm gesponnene Netz auf den Boden plumpste und sich in ein paar harmlose Gänseblümchen verwandelte.

„Siehst du... genau wie ich es mir dachte.“

„Wow...“, lobte ihn Jacob angestrengt. „Du hast es echt drauf! Warte, ich versuch’s auch mal.“

„Nur keine Hektik“, murmelte Spooky, nicht halb so selbstbewusst, wie er sich anzuhören versuchte. „Stell dir vor, du hast alle Zeit der Welt und da ist nichts, was dir irgendeinen Schaden zufügen könnte.“

Er beobachtete mit wachsender Besorgnis, wie sich noch im selben Moment zwei schattengleiche Gestalten aus der Wand lösten und durch die versammelte Politikerriege auf die beiden zuschwebten.

Als Jacob sie bemerkte, versuchte er nur noch stärker, an dem klebrigen Netz zu ziehen, wodurch er jedoch abermals das Gegenteil von dem erreichte, was er eigentlich beabsichtigte.

„Was... was sind das für Kreaturen?“

„Ich hab keinen blassen Schimmer...“, erwiderte Spooky konzentriert. „Aber ich vermute mal, dass sie so ähnlich ticken wie die Geister, von denen ich dir mal erzählt hab. Erinnerst du dich?“

„Ja... ja...“, stammelte Jacob, dem angesichts der näherkommenden Schattenwesen das Herz gewaltig in die Hose rutschte. „Sie sind also... nicht real... genau wie das Netz, richtig?“ Er schaute skeptisch auf die klebrigen Überreste, die sich immer noch negativ auf seine Bewegungsfreiheit auszuwirken schienen.

„Nichts von dem, was sie tun, ist real. Aber sie werden definitiv versuchen, dir Angst zu machen.“, flüsterte Spooky. „Egal, was sie auch tun, du musst sie zuerst vertreiben, hörst du? Du darfst nicht an dein Zuhause denken, so lange sie an dir dran kleben, sonst werden sie dich bis in dein Bett verfolgen, und dann...“

„Dann werden sie mich im Schlaf töten?“, ergänzte Jacob sichtlich geschockt.

„Nein.“, erklärte Spooky. „Aber dann wissen sie, wo du wohnst. Und glaub mir, das willst du nicht, dass die das wissen.“

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als sich auch schon das erste Schattenwesen auf ihn zu stürzen versuchte.

Aber Spooky wich elegant aus und tänzelte um das seltsame Wesen herum, das ihn daraufhin wütend anblickte und mit einer blitzschnellen Bewegung nach seinem Herz griff. Doch Spooky konterte, indem er durch die Kraft seiner Gedanken sein T-Shirt in einen undurchdringlichen, stählernen Brustpanzer verwandelte.

Dann materialisierte er ein feuriges Schwert in seiner Hand, das zwar ebensowenig real war, aber auf den erschrockenen Schatten durchaus real wirkte, so dass er sich ängstlich davor hinwegduckte.

„Hast du gesehen?“, fragte Spooky und versicherte sich mit einem kurzen Blick zur Seite davon, dass sich sein Freund inzwischen ebenfalls des klebrigen Netzes entledigt hatte.

„Allein dadurch, dass ich wollte, dass dieses Schwert real wird, ist es auch für ihn real geworden... Anfänger!“

Er drehte sich wieder zu seinem schattengleichen Gegner, der sich inzwischen jedoch wieder berappelt hatte und inzwischen ein beinahe doppelt so großes Schwert in der Hand hielt, mit dem er nur Sekundenbruchteile später einen wütenden Schlag in Richtung von Spookys Kopf austeilte.

Gerade noch rechtzeitig gelang es Spooky, die Arme hochzureißen und den Hieb mit seinem Schwert zu parieren. Mit einem klirrenden Geräusch trafen die beiden Astralklingen aufeinander, und Spooky wurde von der unerwarteten Wucht des Aufpralls mehrere Meter nach hinten geschleudert.

„Hast du nicht gesagt, die können uns nichts anhaben?“, fragte Jacob irritiert, als er seinen Freund so in die Defensive gedrängt sah.

„Können sie auch nicht, so lange ich nicht daran glaube.“, murmelte Spooky, ehe er sich mühsam wieder berappelte und dem auf ihn zustürmenden Schatten abermals seine Klinge entgegenstreckte. „Aber der Scheißkerl ist verdammt überzeugend in dem, was er tut!“ Ein weiteres Mal parierte er einen Schlag des Angreifers, dem diesmal noch eine Serie weiterer Hiebe folgte.

Spooky war klar, dass er sich etwas einfallen lassen musste, wenn sie noch einmal heil aus dieser Situation herausschlüpfen wollten... etwas, was sehr real wirkte, und womit er dem Schatten ein bisschen mehr Angst einjagen konnte als mit seinem lächerlichen Astralschwert.

Ein Blick auf den immer noch vom Bildschirm auf sie herabblickenden Omega brachte ihn schließlich auf die rettende Idee.

„Du denkst, du kämpfst gegen einen harmlosen Jungen, ja?“, rief er dem weiter auf ihn einschlagenden Schatten entgegen. „Aber in Wirklichkeit... in Wirklichkeit bin ich jemand ganz anderes! Das ist nämlich alles nur ein kleiner Test gewesen, speziell für dich.“

Im selben Augenblick verwandelte sich sein Körper in eine dunkle, von Umhang und Kapuze bedeckte Gestalt, die wie eine exakte Kopie von diesem Omega wirkte.

Und sein Trick hatte Erfolg. Der Angreifer erschrak, plötzlich das Gesicht seines Meisters vor sich zu sehen, und zögerte einen winzigen Augenblick... ein Augenblick, der allerdings

genügte, damit ihn Spooky mit seinem Schwert durchbohren und in zwei Teile zerlegen konnte.

„Zurück mit dir, wo du hergekommen bist!“, rief Spooky erschöpft, während sich die schattengleiche Gestalt vor seinen Augen in ihre Bestandteile auflöste.

Doch davon bekam Jacob zunächst nichts mit, da er bereits selber mehr als genug damit beschäftigt war, mit einer imaginären Fackel, die er sich gerade noch rechtzeitig ausgedacht hatte, den ihn angreifenden zweiten Schatten auf Distanz zu halten. Der zweite Schatten hatte ein bedrohliches Maul mit scharfen, weiß blitzenden Zähnen, und er knurrte wie ein hungriger Rottweiler, wohl weil er glaubte, auf einen jugendlichen Astralreisenden damit ziemlich bedrohlich zu wirken.

Und zunächst hatte er mit seiner Taktik auch Erfolg, denn Jacob schwenkte zunehmend panischer mit seiner Fackel und schrie: „Du verdammtes Drecksvieh, komm mir bloß nicht zu nahe!“

Mit jeder Bewegung schien seine Fackel mehr an Strahlkraft zu verlieren, bis sie schließlich komplett erlosch und sich das Monster mit fletschenden Zähnen in Jacobs Arm festbiss. Jacob spürte einen brennenden Schmerz, der sich überaus real anfühlte und sich zunehmend durch seinen gesamten Körper bis in den Kopf auszubreiten begann.

„Du darfst ihn nicht gewinnen lassen!“, rief ihm Spooky angestrengt zu. „Wenn es ihm gelingt, deine Gedanken zu lesen, sind wir geliefert.“

„Ich versuch's ja!“, antwortete Jacob und stieß den Schatten mit aller Kraft von sich weg.

„Gib auf, Junge!“, grinste der Schatten siegesgewiss und machte sich bereit, um sich abermals auf Jacob zu stürzen.

Nun versuchte es Jacob auch mit Spookys Methode und materialisierte ein scharfes, glitzerndes Schwert... doch anstatt den Schatten zu treffen, ging es einfach nur durch ihn hindurch.

„Dein Glaube ist nicht stark genug!“, rief Spooky mahnend in Jacobs Richtung. „Versuch es mit etwas anderem. Etwas, wovor er sich fürchten kann.“

„Leichter gesagt als getan...“, fluchte Jacob, während er im letzten Moment vor einer weiteren wütenden Attacke des Schattens zur Seite weghechtete, so dass der Schatten haarscharf an ihm vorbei gegen die Wand sprang.

Doch Jacob wusste, dass das seinen Kontrahenten nicht lange aufhalten würde. Er musste sich definitiv etwas einfallen lassen. Etwas, was besser war als eine Fackel oder dieses verdammte Schwert... etwas wahrhaft Furchteinflößendes.

„Dead Space!“, schoss ihm plötzlich der Gedanke an eins seiner früheren Lieblingsspiele durch den Kopf. Und so kam es, dass aus seinem Körper zwei schleimige Tentakel wuchsen und den Schatten geradewegs aufspießten, was diesen kurzzeitig tatsächlich ins Straucheln brachte. Aber dann besann er sich sofort wieder und zerfetzte die Tentakel mit einem einzigen Hieb seiner schattengleichen Pranke.

„Verdammt...“, schrie Jacob, der den Schmerz bis hinauf in seine Schultern spüren konnte.

„Hey!“, vernahm er auf einmal Spookys Stimme neben sich. Er drehte sich um, genau wie der Schatten... doch da stand nicht Spooky, sondern dieser Kerl aus dem Bildschirm, der den sichtlich geschockten Schatten mit seiner Klinge durchbohrte.

Für einen Moment schien die Zeit um sie herum still zu stehen... dann löste sich auch der zweite Schatten in seine Bestandteile auf, während sich der uniformierte Kerl zeitgleich wieder in Spooky zurückverwandelte.

„Alles klar bei dir?“, fragte Spooky.

„Denke schon...“, antwortete Jacob verwirrt. „Aber wie... wie hast du das gemacht?“

„Naja... ich dachte mir einfach, dass die Kerle wahrscheinlich vor niemandem soviel Angst haben wie vor ihrem eigenen Meister. Aber jetzt komm, wir können später weiterreden. Lass uns erstmal abhauen. Nochmal werden die auf diesen Trick sicher nicht reinfallen!“

Er wartete erst gar nicht auf eine Antwort, sondern packte Jacob am Ärmel und zog ihn mit sich durch die Decke nach oben, bis sie schließlich wie eine Rakete über Berlin flogen und kurze Zeit später wieder erschöpft, aber unversehrt, in ihrem vertrauten Felsenversteck im beschaulichen Kalbsbach ankamen.

Sie rätselten noch eine ganze Weile darüber, was das für eine merkwürdige Zusammenkunft gewesen sein könnte, und wie es diesem Omega gelungen war, scheinbar der gesamten Bundesregierung Befehle zu erteilen. Aber damit war die Sache für Spooky dann auch erledigt.

Es erschien ihm schlicht und ergreifend als zu gefährlich, und er sah keinen Nutzen für sich darin, so dass er in Zukunft einfach einen großen Bogen um das Gebiet machen würde. Die Welt war schließlich groß genug... kein Grund, mit diesen durchgeknallten Astralfreaks um ihr Revier zu streiten.

Und so verabschiedete sich Spooky wenig später von deinem Bruder, in der festen Überzeugung, dass auch der daraufhin genau wie er selbst in seinen Körper zurückkehren und dieses Ereignis ziemlich schnell abhaken würde.

Doch Jacob war viel zu fasziniert von dem, was er da gerade gesehen hatte. Fasziniert von dem Thrill und dem bei dem Kampf ausgeschütteten Adrenalin... aber noch deutlich mehr von Omegas einnehmendem Wesen und der Vorstellung, dass ein einzelner Mensch über so viel Macht verfügen konnte, dass selbst der Innenminister in seiner Gegenwart zu zittern begann.

Oder war Omega am Ende gar kein Mensch, sondern etwas... etwas anderes? Ein mächtiger Dämon? Ein Geist? Oder gar ein Außerirdischer?

Jacob wusste, es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden, wenn er nicht den Rest seines Lebens damit verbringen wollte, über diese eine Sache nachzugrübeln. Davon abgesehen hatte er aus irgendeinem unerklärlichen Grund auch das Gefühl, dass ihm dieser Omega nichts zu leide tun würde, weil da irgendeine seltsame Verbindung zwischen ihnen bestand. Vielleicht hatte er sich das auch alles nur eingebildet, oder er war noch vernebelt vom Schmerz der imaginären Wunde, die ihm der Schatten in den Arm gerissen hatte.

Jedenfalls ging er in dieser Nacht nur nach Hause, um sich ein paar Stunden auszuruhen und seine Kräfte zu regenerieren, und machte sich dann kurz vor Morgengrauen noch einmal auf die Reise nach Berlin, durch die Wände des Reichstags und den tiefen Aufzugsschacht... bis er sich abermals in dem geheimen, inzwischen aber völlig menschenleeren Konferenzsaal wiederfand.

Kapitel 9 - Omega

Der Tisch, auf dem vor kurzem noch unzählige Ordner und Zettel lagen, war mittlerweile komplett abgeräumt, der Monitor ausgeschaltet. Nichts deutete mehr auf die konspirative Versammlung hin, die dort noch wenige Stunden zuvor stattgefunden hatte.

Vermutlich würde nicht einmal die Existenz dieses Saales jemals an die Öffentlichkeit gelangen, überlegte Jacob, während er über den Tisch hinwegschwebte... selbst wenn er zur Zeitung gehen und denen alles erzählen würde. Wer würde einem Jugendlichen wie ihm schon Glauben schenken?

„Eine geheime Anlage unter dem Reichstag, in der irgendein kapuzenbehängener Zauberer der Bundesregierung Befehle erteilt? Und man gelangt nur dort hin, wenn man im Aufzug einen bestimmten Schlüssel benutzt?“

Jacob konnte schon das Gelächter hören, das er mit dieser Geschichte ernten würde. Vielleicht würde man sogar die Existenz dieses Saales bestätigen, wenn irgendjemand beharrlich danach fragen sollte. Ein alter Bunker für den Atomkrieg, angelegt irgendwann vor vielen Jahren, aber seitdem niemals wieder in Betrieb gewesen... ein abgeschotteter Sicherheitsraum für den unwahrscheinlichen Fall eines Terroristen-Angriffs oder Staatsstreiches...

Mögliche Erklärungen gab es sicher mehr als genug. Und nichts von dem, was Jacob gesehen hatte, war in irgendeiner Form als Beweis tauglich. Es gab keine Beweise, wenn man auf Astralreise ging.

„Das ist wirklich ungewöhnlich!“, vernahm Jacob auf einmal eine Stimme in seinem Rücken, und drehte sich erschrocken um. „Normalerweise kommen Spione nicht mehr zu dem Ort zurück, an dem sie einmal enttarnt worden sind.“

Da stand, nur wenige Meter von ihm entfernt, dieser Kerl mit dem Umhang... das heißt, genau genommen schwebte er dort, etwa zwanzig Zentimeter über dem Boden, was Jacob sofort zu der Schlussfolgerung veranlasste, dass auch dieser Omega über die Fähigkeit der Astralreise verfügen musste.

„Ich bin kein Spion!“, rechtfertigte sich Jacob, während er versuchte, möglichst ruhig und gelassen zu wirken. Eigentlich hätte er eine Heidenangst haben müssen... aber irgendwas an Omegas Stimme signalisierte ihm, dass von dem unbekannten Wesen keine unmittelbare Gefahr ausging.

„Ich wollte nur mal mit eigenen Augen sehen, was ihr hier so treibt. Sagen wir einfach, ich bin ein besorgter Bürger.“

„Ein besorgter Bürger?“, lachte die Gestalt im Umhang herzlich. „Besorgte Bürger schicken uns üblicherweise Petitionen mit ein paar tausend Unterschriften und solchen Unfug. Aber sie kommen nicht einfach so in unsere Dienstbesprechung hineingeschwebt und setzen dann noch zwei meiner besten Leute außer Gefecht... nein, irgendwie will ich nicht so recht daran glauben, dass das alles nur mal eben so aus Versehen passiert ist.“

„Glaub doch, was du willst.“, entgegnete Jacob trotzig, darum bemüht, sein langsam näherkommendes Gegenüber durch eine ausweichende Bewegung nach hinten auf Sicherheitsabstand zu halten. „Aber davon ganz abgesehen... wenn hier irgendwer eine

Erklärung schuldig ist, dann ganz sicher nicht ich! Die Frage ist doch: Was machst du hier? Wieso weiß die Öffentlichkeit nichts von deiner Existenz?“

Er warf seinem Gegenüber einen eindringlichen Blick zu und versuchte vergeblich, unter der schattenspendenden Kapuze irgendwelche Gesichtszüge erkennen zu können.

„Bist du etwa einer dieser Echsenmenschen?“

Jetzt schien sich Omega erst richtig zu amüsieren.

„Du gefällst mir, Junge... ehrlich!“, grinste er kopfschüttelnd. „Entweder bist du der mutigste Mensch, der mir seit langem untergekommen ist... oder du bist einfach nur unfassbar dumm. Wobei... ich hab den ganzen Tag mit dummen Menschen zu tun. Die sind nicht so wie du, glaube ich.“

Mit diesen Worten griff er nach seiner Kapuze und zog sie zurück, so dass Jacob zum ersten Mal das dahinterliegende Gesicht in Augenschein nehmen konnte.

Zu seiner Überraschung steckte dahinter kein runzliger Imperator und auch kein schuppenbehafteter Echsenkopf, sondern ein jugendlich frisch aussehender junger Mann, vielleicht nur wenig älter als Jacob es war, mit leuchtenden grünen Augen, nach hinten gekämmten, silbern schimmernden Haaren, und einem makellosen Gesicht, so perfekt, dass es irgendwie fast schon wieder unecht und künstlich wirkte.

„Ich bin Omega!“, stellte er sich höflichkeitshalber noch einmal vor und streckte Jacob auffordernd seine ziemlich blasse, zierliche Hand entgegen. „Und mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Äh... Jacob.“, erwiderte der Angesprochene nach kurzem Zögern und griff schließlich vorsichtig, als ob er davon einen elektrischen Schlag erleiden könnte, nach der in seine Richtung gehaltenen Hand. Zu seiner Überraschung fühlte sie sich sehr fest und warm an, gar nicht wie die eines durchsichtigen Geistwesens.

„Das ist nicht deine wahre Gestalt, Omega... hab ich Recht?“, hakte er neugierig nach. „Ich meine... du scheinst hier den ganzen Laden unter Kontrolle zu haben, aber du wirkst kaum älter als ich, und...“

„Das sind alles nur Äußerlichkeiten.“, unterbrach ihn Omega. „Diese Gestalt habe ich gewählt, weil ich glaube, dass sie für unseren ersten Kontakt angemessen ist. Ich könnte mich natürlich auch in einen sabbernden Reptiloiden verwandeln, wenn dir das irgendwie weiterhilft.“

„Nicht nötig.“, wiegelte Jacob ab. „Ich meinte ja nur, dass ich gerne wüsste, wie du...“

„Wie ich wirklich aussehe?“, führte Omega Jacobs Gedankengänge zu Ende. „Damit du mich einordnen kannst in eine deiner etablierten Denkschubladen? Glaub mir, du würdest für das, was ich bin, keine geeignete Schublade in deinem Gehirn finden.“

Er machte eine kurze Pause, in der er für eine Weile nur abwesend auf den Boden starrte, als wäre er in irgendwelchen Erinnerungen versunken. Aber dann richtete er seine Augen wieder auf Jacob und sprach:

„Um ehrlich zu sein... ich hatte schon so ein bisschen im Gefühl, dass einer von euch noch einmal hierher zurückkommen würde. Aber ich habe eher damit gerechnet, dass es dein Freund sein würde. Wie war doch gleich sein Name?“

„Ich, äh...“, erwiderte Jacob zögernd. „Ich glaube nicht, dass er das gutfände, wenn ich dir seinen Namen verrate. Er, ähm... er ist nicht so der Draufgänger wie ich. Ich glaube, den hast du zum ersten und zum letzten Mal gesehen. Also mach dir keine Sorgen wegen ihm.“

„Oh, ich mache mir keine Sorgen.“, versuchte ihm Omega klarzumachen. „Ich war nur ziemlich angetan von seinen Fähigkeiten und hätte ihn gern in meinem Team gehabt. Aber Sorgen... nein... Sorgen mache ich mir wegen euch ganz sicher nicht. Du und ich, wir wissen doch beide, dass euch das, was ihr hier unten gesehen habt, in der Welt da draußen ohnehin keiner glauben würde, nicht wahr?“

„Ja... das lässt sich wohl schwer leugnen.“, antwortete Jacob frustriert. Mittlerweile hatte sich seine anfängliche Anspannung etwas gelegt, und er fing an, im Umgang mit dem mysteriösen Fremden etwas lockerer zu werden. „Wenn ich’s mir recht überlege, kannst du mir dann eigentlich auch gleich verraten, was genau du hier treibst und was deine Ziele sind. Ich meine, ich werde es schon nicht weitererzählen, und selbst wenn, wird man mich dafür ohnehin nur auslachen. Also sag schon... was treibst du hier unten mit den ganzen Politikern? Was habt ihr mit der Menschheit vor? Welchem Zweck dienen eure geheimen Zusammenkünfte?“

Omega lachte abermals angesichts von so viel Naivität seines jugendlichen Gegenübers. „Welchem Zweck, fragst du? Welchem Zweck dient schon Macht? Macht ist wie Geld, Jacob. Diejenigen, die keine haben, versuchen verzweifelt, welche zu bekommen... und diejenigen, die sie haben, benutzen sie, um sie zu vermehren und ihr Leben dadurch angenehmer zu gestalten. Das ist alles. Das ist das komplette Geheimnis von jeglicher Politik.

Die Opposition verspricht den Menschen das Blaue vom Himmel herunter... meistens irgendwas mit mehr Freiheit und besseren Lebensbedingungen... aber das ist im Grunde völlig austauschbar, weil sie eigentlich nur an die Macht wollen.

Und wenn sie dann erstmal an der Macht sind, tun sie alles Mögliche, um diese Macht zu festigen. Notfalls werden sie auch das komplette Gegenteil von dem machen, was sie einst versprochen haben, aber das ist in dem Moment vollkommen nebensächlich.

Es geht einzig darum, die Macht zu erhalten und im Idealfall noch weiter auszubauen.

Und ich... ich helfe ihnen eben ein wenig dabei, ihre Macht zu erhalten. Ich berate sie...“

„Beraten?“, unterbrach ihn Jacob skeptisch. „Für mich hat das eher so ausgesehen, als ob du sie komplett unter deiner Kontrolle hast. Die haben doch schon das große Zähneklappern bekommen, wenn sie nur deinen Namen erwähnt haben.“

„Nun...“, versuchte ihm Omega zu erklären. „Ich will es mal so formulieren: Damit ich in diese inoffizielle Berater-Position gelangen konnte, musste ich natürlich zunächst einmal das eine oder andere Detail aus dem Privatleben meiner Klienten in Erfahrung bringen, um ihre volle Aufmerksamkeit zu erhaschen. Ein paar von ihnen fanden das wohl ziemlich unheimlich... ich gebe zu, ich kann es ihnen auch nicht verdenken, aus ihrer begrenzten Wahrnehmung heraus. Ich kannte ihre geheimsten Geheim-Konten, ich wusste, mit wem sie ins Bett gehen, ich konnte ihnen sogar die Farbe ihrer Unterhose verraten... und wenn sie ein Killerkommando losgeschickt haben, um mich zu erledigen, dann wusste ich das natürlich auch schon. Und dann... spätestens als sie die Köpfe ihrer obersten Geheimdienstleute mit der Post an ihre Privatadresse zugestellt bekamen... spätestens da hatte ich ihre Aufmerksamkeit. Und seitdem entwickelt sich unser Geschäftsverhältnis eigentlich ganz positiv und zu unserem beiderseitigen Nutzen.“

Jacob startete den unbekümmert lächelnden Geist ungläubig an.

„Heißt das etwa, du hast sie einfach erpresst?“, fragte er mit einer Mischung aus Bewunderung und Abscheu. „Du bist mit deinem Astralkörper in ihre Wohnungen

geschwebt und hast alles, was du dort beobachtet hast, gegen sie verwendet? Aber wozu? Um dir dadurch ein besseres Leben zu ermöglichen?“

Im Prinzip erinnerte das Jacob auf frappierende Weise an seinen Freund Spooky... nur, dass dieser Omega das alles scheinbar in einem weitaus größeren Rahmen und wesentlich konsequenter durchgezogen hat.

„Wenn du es so profan ausdrücken möchtest... ja.“, gestand Omega amüsiert und scheinbar komplett ohne Reue oder irgendwelche Schuldgefühle. „Ich habe es schon immer überaus faszinierend gefunden, wie leicht sich Menschen manipulieren lassen, wenn man nur erstmal ihre verborgenen Ängste und ihre intimsten Geheimnisse kennt. Anfangs habe ich es nur getan, um zu überleben. Aber im Lauf der Zeit bin ich immer besser darin geworden. Es begann mich zu langweilen, und so habe ich nach neuen Herausforderungen gesucht.

Und was könnte eine größere Herausforderung sein, als diese ganzen Wichtigtuer und Aasgeier, die sich als die Elite dieses Planeten betrachten, so sehr in Panik zu versetzen, bis sie einem komplett aus der Hand fressen? Sieh es dir an!“

Omega deutete auf die hinter ihnen an der Wand befindliche Weltkarte, auf der sämtliche Hauptstädte mit etwas veraltet wirkenden, leuchtenden Glühbirnen markiert waren. Dazu war eine gestrichelte Trennlinie zu sehen, die den westlichen Teil der Welt von den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion abgrenzte.

„Als dieser Bunker gebaut wurde...“, erzählte Omega weiter. „Da hatten sie alle noch echte Existenz-Ängste... Angst davor, dass sie vom Weltgeschehen überrollt werden könnten... Angst, dass irgendein General auf der anderen Seite den falschen Knopf drückt, und es nichts mehr gab, was sie dann noch tun könnten, um den drohenden Untergang zu verhindern. Sie waren sich ihrer Vergänglichkeit bewusst. Hatten vielleicht auch noch so etwas wie Demut.

Aber dann endete der Kalte Krieg, und all das hier geriet in Vergessenheit. Und mit dem Vergessen kam die Dekadenz und der Hochmut. Die deutschen Politiker kannten keine wirkliche lebensgefährliche Bedrohung mehr, der sie sich gegenübersahen... ja, selbst die RAF hatte sich zwischenzeitlich aufgelöst. Alles, was diese Schreibtischhengste noch kummerte, war, dass am Ende der Legislaturperiode die Zahlen stimmten, damit sie wiedergewählt wurden.

Und wenn man sich keiner echten Bedrohung mehr gegenüber sieht, über Jahre, über Jahrzehnte hinweg... dann wird man schwach. Bequem. Unselbständig.

Ich war fast ein bisschen enttäuscht, wie einfach es für mich war, in die Schaltzentrale ihrer Macht einzudringen und den Laden hier zu übernehmen. Wie kleine Schulkinder hab ich sie gemaßregelt, und sie haben den Kopf gesenkt und es artig über sich ergehen lassen.

Und jetzt sind sie meine Puppen, und ich spiele mit ihnen... wie man es mit Puppen eben so macht. Ein nettes, unschuldiges Kinderspiel.“

Jacob ballte grimmig die Hand zur Faust. Er konnte einfach nicht glauben, dass da ein geistig hochentwickeltes, übernatürliches Wesen vor ihm stand, das seine zweifellos enormen mentalen Fähigkeiten offensichtlich nur dafür einsetzte, um sich die Menschen gefügig zu machen und dann mit ihnen irgendwelche dämlichen Spiele zu spielen.

„Aber das... das ist verdammt egoistisch!“, machte Jacob schließlich seiner aufgestauten Empörung Luft. „Ich meine... da draußen leiden und hungern Menschen! Was ist mit den

ganzen Konflikten, mit dem Krieg, der nur entsteht, weil irgendwelche Politiker irgendwelche dämlichen Entscheidungen treffen, um ein paar Jahre länger an der Macht bleiben zu können? Wenn ich so viel Macht hätte wie du, dann... dann würde ich dafür sorgen, dass sich etwas ändert auf der Welt, anstatt die Politiker dabei zu unterstützen, ihre scheiß Politik zu machen, und ihnen dafür auch noch irgendwelche Ratschläge zu erteilen.

Ich würde meine Macht höchstens dafür einsetzen, damit sowas niemals wieder passieren kann!“

„Das würdest du zweifellos.“, bestätigte ihm Omega emotionslos. „Deshalb bist du auch vermutlich nur ein unbedeutender Schüler, der nichts zu melden hat, und ich dinniere morgen Abend mit dem Papst im Vatikan. Wie gesagt, Macht ist genau wie Geld. Wer am Geld achtlos vorbeiläuft, weil es ihm nicht wichtig genug ist, der wird auch nie welches besitzen. Genauso wird auch immer nur derjenige das Sagen haben, der Macht und deren Nützlichkeit zu schätzen weiß. Die anderen hingegen... tja, denen bleibt dann eben nur noch, sich zu wundern, warum sie immer noch nichts zu melden haben, und ab und zu ein paar selbstgemalte Protestplakate in die Luft zu halten. Ändern werden sie dadurch nichts, weil es eben ein Naturgesetz ist, dass immer nur diejenigen an der Gesamtsituation etwas ändern wollen, die nicht dazu in der Lage sind... während die, die dazu in der Lage wären, in der Regel recht gerne in dieser Lage sind und daher auch nicht unbedingt etwas Grundsätzliches an der Gesamtsituation zu ändern gedenken.

Wenn dir irgendwas an diesen Naturgesetzen nicht gefällt, beschwer dich nicht bei mir, beschwer dich bei Gott. Wenn du willst, richte ich dem Papst etwas aus... vielleicht kann er das ja für dich weiterleiten.“

Omega grinste wieder... ein jugendliches, freches Grinsen, das irgendwie so gar nicht zu einem eiskalten Illuminaten und elitären Strippenzieher zu passen schien.

Aber Jacob war bei diesem Thema ganz und gar nicht zum Scherzen zumute.

Schon von Kindesbeinen an war Jacob ein Mensch gewesen, der sich immer für Schwächere eingesetzt hat. Kein Unrecht konnte in seiner Gegenwart geschehen, ohne dass er sich zumindest lautstark protestierend zu Wort gemeldet hätte... und das ganz gleich, ob es sich dabei um unfaire Lehrer, verständnislose Eltern oder ältere Jugendliche handelte, die auf dem Spielplatz einen der Jüngeren hänselten oder wehrlose Tiere quälten.

Jacob konnte einfach nicht anders, als sich einzumischen, auch wenn er sich dadurch schon so manche aufgeplätzte Lippe eingefangen hatte. Aber er hatte sich nunmal schon immer mehr mit den Schwachen als mit den Starken verbunden gefühlt... vielleicht, weil er noch all zu genau in Erinnerung hatte, wie es sich anfühlte, selber zu den Schwachen zu gehören... ein wehrloses Kind zu sein, das den Launen der Erwachsenen und den Gefahren einer viel zu komplizierten Welt nahezu hilflos ausgeliefert war.

Diese Erfahrung machte zwar jeder im Lauf des Heranwachsens, doch anders als Jacob schienen die meisten seiner Altersgenossen irgendwann zu vergessen, wie es gewesen ist, schwach zu sein. Genauer gesagt wollten sie es wohl vergessen, denn zu vergessen, wie sich Schwäche anfühlte, bedeutete für sie, stark zu sein. Und stark musste man sein in einer Welt wie dieser.

Doch für Jacob war dies nicht akzeptabel. Für ihn war Stärke kein Freilos, um auf den Schwächeren rumzuhacken... eher eine ritterliche Verpflichtung, die Schwachen zu schützen... und wer immer dieser Verpflichtung nicht nachkam, der war in Jacobs Augen nicht stark, sondern einfach nur ein schwacher Mensch mit viel zu viel Macht.

Um so wütender machte es ihn nun, ein Wesen wie Omega erleben zu müssen... jemanden, der zweifellos die Möglichkeit hätte, durch seinen Einfluss so viele Dinge auf der Welt zum Besseren zu verändern, und der sich trotzdem keinen Deut anders zu verhalten schien als Generationen von Politikern und Karrieristen vor ihm. Die eigene Macht sichern, verwalten und ausbauen, um sich auf Kosten anderer ein schönes Leben zu machen.

Schon allein die bloße Vorstellung, dass es da draußen ein höheres, übernatürliches Wesen gab, das sich auf solch primitive Weise verhielt, widerstrebte Jacob zutiefst und kratzte auch gewaltig an seinem humanistischen Weltbild.

„Wenn ich deine Möglichkeiten hätte...“, meinte Jacob schließlich, nachdenklich die an der Wand leuchtende Weltkarte betrachtend. „Ich würde so viel Gutes damit tun! Ich würde diese reichen Politiker-Säcke dazu bringen, ihr Geld mit anderen zu teilen... ich würde... ich würde das ganze Vermögen den Menschen geben, anstatt damit irgendwelche protzigen Prachtbauten zu errichten, die nur einigen wenigen zugute kommen. Ich würde für soziale Gerechtigkeit sorgen!“

Er dachte mit Gänsehaut an die Panik der Ertrinkenden, die sie vor einigen Wochen auf dem sinkenden Flüchtlingsboot beobachtet hatten, und die Verzweiflung der Demonstranten, die umgeben von Tränengas-Wolken für ihre Freiheit kämpften, und ballte entschlossen die Hand zur Faust.

„Ich würde meinen Einfluss geltend machen, dass niemand mehr aus seiner Heimat fliehen muss... ich würde den Hunger bekämpfen und dafür sorgen, dass Polizisten nur noch dafür da sind, um die Bevölkerung vor brutalen Verbrechen zu schützen, aber nicht mehr dazu, um die Reichen vor dem Zorn der Armen in Schutz zu nehmen oder den Staat vor seinen Bürgern. Ich würde das Schulsystem umkrempeln, damit die Kinder nicht mehr irgendeine unnütze Wirtschaftsschleife lernen, sondern die wichtigen Dinge... wie man ein guter Freund ist, wie man richtig liebt... oder wie man eine Astralreise macht. Ich würde dieses ganze Geheimwissen mit den Menschen teilen, anstatt es nur für mich zu behalten. Und ich würde das Militär abschaffen, und zwar weltweit, und jeden, der trotzdem noch Krieg führen will, den würde ich mit allen anderen kriegsgeilen Sadisten, Nationalisten, religiösen Fanatikern und Psychopathen auf irgendeine einsame Insel verbannen, damit sie sich dort gegenseitig abmassakrieren können... und dann... dann würde ich dafür sorgen, dass sich die gesellschaftlichen Strukturen ändern, damit niemals wieder ein Einzelner so viel Macht über so viele Menschen haben kann. Ich würde jedenfalls nicht bei diesem dreckigen Politik-Spiel mitspielen oder gar noch meine Hände dafür schmutzig machen, damit alles so bleibt wie es ist!“

Er warf Omega einen zornigen Blick zu. Doch dieser blieb davon völlig unbeeindruckt, hörte sich Jacobs Vorwürfe aufmerksam an, und erwiderte dann mit einem knabenhaften Lächeln:

„Du bist ganz schön naiv, Kleiner. Ehrlich. Soziale Gerechtigkeit... dass ich nicht lache!“

Hast du eine Ahnung, was auf dieser Welt los wäre, wenn wir soziale Gerechtigkeit hätten und es jedem gleichermaßen gut ginge?

Denk nur mal an die ganzen Autos. Entweder müsstest du das Autofahren für alle verbieten, was wiederum vielen Menschen ganz und gar nicht gefallen würde... oder du müsstest dafür sorgen, dass jeder Afrikaner und jeder Chinese auch sein eigenes Auto bekommt... denn glaub mir, die haben noch eine Menge nachzuholen, und möchten auch gerne mal fünfzig Jahre in Saus und Braus leben dürfen, ehe sie anfangen, über Dinge wie Umweltschutz, Nachhaltigkeit und sonstige Luxusprobleme nachzudenken.

Und wenn wir schon dabei sind, wollen die armen Leute natürlich auch unseren Lebensstandard und mindestens zweimal im Jahr ans Meer fliegen. Sag, hast du eine Ahnung, wie voll es an den Stränden dieser Welt sein würde, wenn sich jetzt auch noch die Armen und Verhungerten eine Woche Pauschal-Urlaub auf Ibiza leisten könnten? Ich glaube, ganz viele Menschen würden daraufhin die Lust am Baden verlieren und erstmal ganz viele andere Menschen abmassakrieren wollen, damit wieder genug Platz an den Stränden ist.

Und den Krieg abschaffen? Ich bitte dich... weißt du, für wie viele Menschen, die notorisch unbegabt sind, keine Fantasie haben und ohne sinnvolle Aufgabe in Depressionen versinken würden, der Militärdienst die letzte Möglichkeit darstellt, sich selbst zu verwirklichen?

Ebenso wie die ganzen Religionen...

Meinst du, die sind über tausende von Jahren so erfolgreich gewesen, nur weil sie den Menschen irgendwelche diffusen Heilsversprechungen machen?

Nein, Jacob... denn in Wirklichkeit geht es den meisten religiösen Menschen gar nicht darum, an was sie glauben. Es geht darum, einen Freibrief zu haben, anderen die eigenen Werte aufzudrücken... oder anders formuliert, diese Welt mitzugestalten... ein Mit-Schöpfer zu sein, jemand, der etwas bewirkt und nicht nur konsumiert. Und sei es auch nur, dass sie ihre Kinder schlagen oder ihre Frauen in Teppiche hüllen... dadurch haben sie immer noch mehr Einfluss auf ihre Umwelt, als es jemand wie du jemals haben wird. Auch wenn du diese Menschen noch so sehr verachten magst... sie leben! Sie gestalten mit. Sie prägen ihre Welt.

Denk nur mal an die Nazis, was die damals in Deutschland auf die Beine gestellt haben innerhalb von wenigen Jahren...

Natürlich, dieses Reich war krank und pervers, da will ich dir ganz sicher nicht widersprechen... aber diese Leute haben sich zumindest wahrhaft selbst verwirklicht. Sie haben ihren Traum von der rassistischen Überlegenheit ausgelebt bis zum Gehtnichtmehr.“ Es schien Jacob, als würden Omegas smaragdgrüne Augen beim Gedanken daran regelrecht zu Leuchten beginnen.

„Und die vielen anderen, die sie getötet haben?“, erwiderte Jacob aufgebracht. „Die Juden? Die Kommunisten? Die Andersdenkenden? Was ist mit deren Träumen, hä? Was hätten die alles für schöne Träume haben können, wenn man sie nur gelassen hätte?“

„Das ist doch genau meine Rede, Junge!“, konterte Omega uneinsichtig. „Genau das, was ich dir klarzumachen versuche. Wenn sich jeder auf dieser Welt selbstverwirklichen würde, könnte sich am Ende niemand mehr selbstverwirklichen, weil sie alle nur noch damit beschäftigt wären, aufeinander Rücksicht zu nehmen und ja niemand anderem auf die Füße zu treten.“

Keiner könnte mehr König sein, keiner könnte mehr verrückt sein, keiner könnte mehr Angst haben oder anderen Angst einjagen, keiner könnte mehr mehr sein als sein Nachbar... wir alle wären nur noch austauschbare Nummern, schlimmer als in einer jeden Diktatur.

Kein Kind könnte mehr so stark werden, wie man es nur werden kann, wenn man von den Erwachsenen wie Dreck behandelt wird.

Kein Jugendlicher könnte mehr das wunderbare Gefühl erleben, ein Rebell zu sein, der auf alle Normen und Gesetze scheißt... außer eben dadurch, dass er zu genau jener Sorte Mensch werden würde, die du am liebsten alle zum Sterben auf eine Insel schicken würdest. Ich glaube, das wäre eine verdammt öde Welt... kein Abenteuerspielplatz, kein gefährliches Pokerspiel, in dem man sowohl alles gewinnen als auch alles verlieren kann.“

Omega zögerte einen Moment, um darüber zu sinnieren, wie weit er deinen Bruder wirklich in seine Gedanken einweihen wollte.

Normalerweise war er zu Menschen nicht so ehrlich wie zu Jacob. Nein, üblicherweise versuchte er nicht, sie zu Verstehern zu machen, sondern er genoss es, dass sie ihn eben nicht verstanden... dass sie ihn einfach nur fürchteten für seine Unberechenbarkeit. Aber irgendwas an Jacob gefiel ihm wohl... erinnerte es ihn doch an einen längst vergessenen geglaubten Traum aus seiner eigenen Jugend.

„Weißt du, Junge... Jacob... Ich kannte mal ein paar junge Rebellen, die waren auch so ähnlich wie du. Sie wollten für die Freiheit kämpfen... für ihre Ideale. Und ich, ich war einer von ihnen, auch wenn du es vielleicht nicht glauben magst. Aber wenn es eine Sache gibt, die ich im Lauf meiner Existenz gelernt habe, dann die, dass die meisten Menschen gar nicht frei sein wollen.“

Er zeigte zur Verdeutlichung auf die Weltkarte mit den leuchtenden Städten an der Wand, bevor er mit deutlich gereizter Stimme weitersprach.

„Die wollen nicht frei sein! Die wollen was zum Fressen und Ficken haben und wissen, wie sie den morgigen Tag verbringen... im Idealfall sehen sie darüberhinaus noch irgendeinen höheren Sinn in ihrem Leben. Das ist alles, was die Menschen wollen, und was sie brauchen. Und das gebe ich ihnen.“

Aber Freiheit? Freiheit sollte man sich verdienen, Jacob... man muss sie sich erkämpfen, jeden Tag aufs Neue, sonst ist sie nichts wert! Sonst ist sie einfach nur ein altes Wort, das in irgendwelchen Liedern oder Gesetzestexten erwähnt wird, aber dessen wahre Bedeutung niemand so richtig begriffen hat.“

„Meinst du wirklich?“, antwortete Jacob, entschlossen, diesem manipulierenden Weltenlenker seine verschrobene Weltanschauung nicht unwidersprochen durchgehen zu lassen. „Ich glaube, es gibt da draußen mehr als genug Menschen, die in Freiheit leben wollen... die alles versuchen, um frei zu werden, die sogar ihr Leben für die Freiheit riskieren.“

Ich hab sie gesehen, auf den Flüchtlingsbooten, bevor sie untergegangen sind... sie wollten nicht viel. Sie wollten einfach nur frei sein.“

„So, wollten sie das?“, hakte Omega wenig beeindruckt nach. „Ich glaube, du interpretierst da mehr rein, als tatsächlich da ist. Die meisten von denen wollen einfach nur ein besseres Leben haben... weniger harte Arbeit, mehr zu essen, bessere Hygienebedingungen, vielleicht ein bisschen weniger Krieg und Gewalt... und ja, wem kann man es verdenken? Natürlich strebt jeder Mensch danach, seine Lebensbedingungen zu optimieren.“

Aber Freiheit?

Ein Großteil von denen trägt irgendwelche albernsten Kleider, weil es ihnen ihre Religion so vorschreibt. Sie sind total in ihren Traditionen verhaftet, klammern sich förmlich daran, lassen sich von den Alten diktieren, wen sie zu heiraten haben, und betrachten sich als stolze Bürger eines bestimmten Landes, nur weil irgendwann vor ein paar hundert Jahren irgendein Diktator willkürlich eine Grenze gezogen hat.

Oh nein, die meisten von denen wollen keine Freiheit, die wollen einfach nur ein angenehmeres Leben haben, etwas mehr Rechtssicherheit und materiellen Wohlstand... und dafür sind die meisten auch gern bereit, auf ein bisschen Freiheit zu verzichten, denn die ist ihnen letztlich gar nicht so wichtig, wie du vielleicht glaubst.“

„Aber mir ist sie wichtig!“, konterte Jacob erregt. „Und da draußen sitzen genügend Menschen in irgendwelchen Gefängnissen und vegetieren vor sich hin, weil ihnen ihre Freiheit auch wichtiger war als irgendwelche sozialen Normen oder das Geschwätz der Alten. Was ist mit denen, hä? Denkst du nicht, dass du deine Macht zumindest dafür einsetzen solltest, um diese Menschen aus ihrer misslichen Lage zu befreien?“

„Oh, ich verstehe dich durchaus. Besser, als du vielleicht glauben magst...“, erwiderte Omega schließlich einfühlsam. „Es macht dich total irre, die Menschen leiden zu sehen. Weil du dann dich selbst siehst... weil dir klar wird, dass auch du genauso leiden könntest, wenn du an ihrer Stelle wärst.“

Du willst diesen Gedanken aus dem Kopf kriegen. Den Gedanken daran, dass diese Welt ein grausamer Ort ist... dass du nicht Mit-Inhaber einer perfekten Welt bist, sondern nur Schiffbrüchiger auf einer kleinen Wohlstands-Insel, umgeben vom Meer des Elends. Vielleicht hast du auch ein klein bisschen ein schlechtes Gewissen, weil du vermeintlich in eine bessere Ausgangssituation hineingeboren wurdest als sie.

Und deshalb musst du ihnen einfach helfen. Wann immer du einen siehst, der mit den Armen rudert und um Hilfe schreit, wirfst du ihm einen Rettungsring zu. Am liebsten würdest du den ganzen Ozean mit Rettungsringen zuflastern, bis niemand mehr darin untergehen kann.“

„Wenn es nötig ist, ja!“, gestand Jacob mit kämpferischem Blick. „Und wenn das alle so machen würden...“

„Dann würde keiner mehr Schwimmen lernen.“, unterbrach ihn Omega unwirsch. „Du hättest irgendwann ein Volk voller Inselbewohner, die das Wasser fürchten. Ein Volk, das gerade so lange überlebensfähig wäre, bis irgendwer die Luft aus deinen aufgeblasenen Rettungsinseln lässt. Du würdest sie dazu verdammen, ihre Existenz bedingungslos von der Qualität deiner Rettungsringe abhängig zu machen.“

Omega zögerte einen Moment, wohl, weil er realisierte, dass er den jungen Idealisten mit schönen Metaphern allein nicht überzeugen würde.

„Damals in Afrika...“, fuhr er schließlich mit seiner Rede fort. „Als im Fernsehen ständig Bilder von hungernden Kindern gezeigt wurden... da spendeten viele Menschen Geld, und zahlreiche Hilfsorganisationen strömten ins Land, um den Hungerleidenden zu helfen. Es gab ein Dorf, in dem davor das totale Elend herrschte, doch durch die Hilfe einer gut betuchten Organisation wurde zuerst ein Brunnen gegraben... dann wurden Dorfbewohner zu Facharbeitern ausgebildet. Ja, man baute sogar eine für die dortige Gegend ziemlich moderne Schule. Alles funktionierte wunderbar, so lange die Spendengelder flossen. Doch

irgendwann versiegt das öffentliche Interesse der Menschen, andere Themen wurden wichtiger, und zu allem Übel wurden auch noch Gelder von einem Mitarbeiter der Organisation veruntreut, so dass sie schließlich Pleite ging.

Fünf Jahre später waren die meisten der Brunnen versandet, die Kinder arbeiteten wieder auf dem Feld, und in den ehemaligen Räumen der Schule hatte man einige halb verhungerte Ziegen untergebracht. Ach ja, und eine Albino-Frau aus dem Nachbardorf wurde als Hexe verbrannt, weil man sie für das Ausbleiben der ausländischen Hilfe verantwortlich machte.“

„Und was willst du jetzt damit sagen?“, fragte Jacob genervt, der schon oft solche Argumente gehört hatte, wie dass es ja alles eh nichts bringt, und dass jeder für sein Schicksal selbst verantwortlich war. Meist kamen sie von Menschen, die sich in Wahrheit für nichts anderes interessierten als für sich selbst. „Soll uns alles, was auf der Welt passiert, völlig gleichgültig lassen, nur weil wir nicht immer und überall helfen können?“ „Vielleicht sollten wir damit aufhören, aus unserem westlichen, europäischen Überlegenheitsgefühl heraus Menschen am anderen Ende der Welt Konzepte beizubringen, für die sie von ihrer geistigen Entwicklung her noch überhaupt nicht bereit sind.“, erwiderte Omega unbeirrt. „Mal ganz abgesehen davon, dass viele der sogenannten Entwicklungsländer inzwischen auch schon deutlich weiter in ihrer Entwicklung wären, wenn irgendwelche gebildeten, moralisch überlegenen Invasoren nicht über Jahrhunderte hinweg versucht hätten, sie zu kolonialisieren und ihnen etwas über Zivilisation, Jesus oder den Kommunismus zu erzählen.

Es gibt einfach Dinge, die kannst du Menschen nicht beibringen... die müssen sie lernen durch Erfahrung, durch eigenes Nachdenken, durch die eigenen Tränen und das eigene vergossene Blut.

Du kannst natürlich hingehen und ihnen diese essentiellen Erfahrungen vorenthalten, weil es oft grausame, leidvolle Erfahrungen sind. Aber würdest du ihnen damit langfristig betrachtet wirklich einen Gefallen tun?

Oder, lass es mich anders formulieren: Angenommen, du würdest in der Zeit zurückreisen und Adolf Hitler töten, bevor er an die Macht kommt, so hättest du dadurch höchstwahrscheinlich den Zweiten Weltkrieg verhindert und Millionen Menschen das Leben gerettet. Herzlichen Glückwunsch!

Aber gleichzeitig hättest du auch die Wahrscheinlichkeit dafür, dass irgendwann später ein neuer Hitler an die Macht kommt, in einer Zeit, in der Deutschland bereits über Atombomben verfügt, deutlich erhöht... denn die Menschen hätten ja nie gelernt, dass Faschismus zu solch schlimmen Dingen führen kann. Und vielleicht gäbe es dann nicht nur 6 Millionen tote Juden, sondern vielleicht wäre dann ganz Amerika und ganz Russland von der Landkarte getilgt worden. Alles nur, weil du den Deutschen diese schlimme, existenzielle, aber auch irgendwie heilsame Erfahrung des Nationalsozialismus vorenthalten hast.

Also glaubst du immer noch, dass es eine gute Idee wäre, Hitler zu töten? Oder sollte man nicht eher dazu beitragen, dass er seine Maske fallen lässt und tut, was ein Hitler eben tun muss in einer Welt wie dieser?

Denkst du nicht, dass Menschen, die einem wie Hitler Macht über ihr Leben anvertrauen, einige ganz grundsätzliche Lektionen erst noch zu lernen haben?“

„Ich... ähm...“, stammelte Jacob, dem es zunehmend schwerer fiel, mit den wortgewaltigen Ausführungen des seltsamen Astralwesens mitzuhalten. „Ich denke jedenfalls, dass es... dass es einfacher ist, seine Lektionen zu lernen, wenn man noch am Leben ist. Egal, welche Lektionen das auch immer sein mögen. Und es sind ja nicht nur die deutschen Doofköpfe gewesen, die unter Hitler leiden mussten, sondern auch viele, die ihre Lektion vielleicht schon längst gelernt hatten. Was ist mit denen, die gegen Hitler waren? Und was ist mit den Kindern, hä? Was können die Kinder dafür... egal, ob jetzt deutsche Kinder oder jüdische Kinder oder afrikanische Kinder... was können die Kinder dafür, wenn die Erwachsenen irgendwelche Schwachsinn-Kriege veranstalten?

Wie sollen sie ihre Lektion lernen, wenn ihnen ständig Bomben auf den Kopf fallen?“

Er schaute Omega wutschnaubend an, mit dem Gefühl, endlich die richtigen Worte gefunden zu haben, die sein Gegenüber nicht so einfach vom Tisch wischen konnte. Omega verzog daraufhin leicht das Gesicht, so als ob ihm allein schon das Anhören von Jacobs Argumenten körperliche Schmerzen bereiten würde, und seufzte:

„Die Kinder... ja, da hast du natürlich Recht. Kinder können nichts für die Welt, die ihnen die Alten hinterlassen haben. Aber weißt du... hast du überhaupt eine Ahnung, wie viele Generationen von Kindern schon gelitten haben unter der Welt der Alten? Wie viele Generationen es gehasst haben, morgens zur Schule zu gehen und sich von irgendwelchen Arschloch-Lehrern die Welt erklären zu lassen? Wie viele Generationen es gehasst haben, bestraft zu werden und in ständiger Angst vor der Welt der Erwachsenen leben zu müssen? Vor den ganzen Bomben, die ihnen wegen irgendwelchen dämlichen Erwachsenen-Kriegen auf den Kopf fallen?

Und doch... sobald sie dann selber alt genug waren und dafür hätten sorgen können, dass sich die Dinge ganz grundsätzlich ändern, machten sie alles ganz genauso wie die Generationen vor ihnen.“

„Weil sie zu diesem Zeitpunkt längst gebrochen waren...“, versuchte Jacob verzweifelt, gegen Omegas Argumente anzureden. „Sie haben es eben jahrelang nicht anders gelernt... weil Leute wie du dafür sorgen, dass sie auch gar keine Chance haben, aus diesem System auszubrechen und einen anderen Weg einzuschlagen. Aber wenn man sie lassen würde... wenn man sie nicht ständig mit der Peitsche vor sich hertreiben würde, dann... dann würden sie sich später als Erwachsene auch ganz anders verhalten...“

Jacob wischte sich angestrengt den Schweiß von der Stirn, auch wenn sein Astralkörper strenggenommen gar nicht hätte schwitzen dürfen. Doch die Tatsache, dass er sich außerhalb seines Körpers befand, hatte dein Bruder zu jenem Zeitpunkt längst vergessen gehabt.

Omega schnippte kurz mit dem Finger, woraufhin sich der Bildschirm im Hintergrund wie durch Magie anschaltete und eine typische Schulhof-Szene zeigte... glückliche, ausgelassene Kinder und Jugendliche, die in ihren Smartphones herumrührten und sich gegenseitig irgendwelche lustigen Sachen im Internet zeigten.

„Was hast du denn?“, fragte er währenddessen spöttisch. „So unglücklich und unterdrückt sehen die Kinder heutzutage doch gar nicht aus. Wenn ich daran denke, wie es damals im Krieg gewesen ist... wie sie halb verhungert und mit flehenden Blicken zu mir aufgeschaut haben, wenn ich an ihnen vorübergeschritten bin, obwohl ich selber auch nicht viel älter

war als sie. So viel Leid... so viele geplatzte Träume... so viel unausgesprochene Sehnsucht nach einem Messias..."

Während er diese Worte sprach, schien der geheimnisvolle Weltenlenker für einen kurzen Augenblick richtig melancholisch zu werden, versunken in längst vergessen geglaubten Erinnerungen.

Aber dann besann er sich sofort wieder auf seine eigentliche Aussageabsicht und sprach: „Heute hingegen... heute denken sie, sie sind der Mittelpunkt der Welt. Sie konsumieren teure Lifestyle-Produkte, und können es gar nicht erwarten, möglichst schnell genauso erwachsen und gutverdienend zu werden wie ihre spießigen Eltern. Also verrate mir doch bitte, Jacob: Wenn Generationen von Kindern, die in Leid und Elend aufgewachsen sind, später als Erwachsene immer noch nicht zornig genug waren, um alles in dieser kaputten Welt zu hinterfragen und die gesamte Gesellschaft auf den Kopf zu stellen... wie sollte das dann einer überbehüteten, verweichlichten Generation gelingen, die mit dem goldenen Löffel im Arsch aufgewachsen ist und sich eigentlich ganz gut mit den bestehenden Lebensverhältnissen arrangiert hat?“

Mit diesem Argument hatte Omega zweifellos einen wunden Punkt getroffen, denn Jacob hatte mit dieser Sorte Jugendlicher schon mehr als genug Erfahrungen gesammelt.

Die jungen Leute auf dem Monitor erinnerten ihn frappierend an seine Mitschüler, in deren Gegenwart sich Jacob zuweilen so fremd und unverstanden fühlte, als ob sie einer anderen Generation, ja, einer völlig anderen Spezies angehören würden.

Sie kamen morgens unausgeschlafen zur Schule - genau wie er.

Sie fluchten über Hausaufgaben, Nachmittagsschule und ungerechte Lehrer - genau wie er.

Sie waren klammheimlich fasziniert von all den Dingen, die ihnen verboten waren - genau wie er.

Doch anders als Jacob akzeptierten sie diesen Zustand als gottgegeben und unveränderlich. Vielleicht rebellierten sie mal vereinzelt dagegen, indem sie am Wochenende heimlich einen Joint rauchten, zu spät zum Unterricht erschienen oder dem Lehrer im jugendlichen Übermut eine freche Antwort gaben.

Vielleicht gingen sie auch ab und zu am Freitag auf eine Demo und machten Party für ein besseres Klima.

Aber wenn es dann ans Eingemachte ging... an ihre Noten, oder an ihr eigenes Konsumverhalten, oder wenn es darum ging, sich extra für Konfirmation, Jugendweihe oder den Abschlussball ein schickes Kleid zu kaufen... dann schien plötzlich jeder Gedanke an Rebellion und Widerstand aus ihren Köpfen verschwunden zu sein, und sie machten alles genauso, wie es bereits ihre Eltern taten.

Und Jacob verachtete sie für diese Inkonzsequenz... ahnte er doch, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sie das Spiel des Lebens irgendwann nach genau denselben Regeln spielen würden, die ihnen als Kinder noch so furchtbar gemein und ungerecht erschienen waren.

„Nanu? Du zögerst?“, hakte Omega nur scheinbar überrascht nach. „Aber du musst doch schon zugeben, dass das Leben der heutigen Jugendlichen weit weniger entbehrungsreich ist, als das Leben der Jugendlichen in früheren Zeiten. Führen nicht die meisten von ihnen heute ein wunderbar unbeschwertes Leben?“

„Unbeschwert... ja...“, entgegnete Jacob grimmig. „Wenn unbeschwert bedeutet, frei zu sein von der Last der Verantwortung... frei von dem Druck, einen eigenen Standpunkt

vertreten zu müssen... frei von dem Zwang, sich zu positionieren. Ja, dann sind die jungen Menschen heute wirklich ein Musterbeispiel an Unbeschwertheit. Aber ich meine... komm schon, soll das wirklich alles sein?

Sie könnten so viele Dinge tun... durchs Land reisen, Abenteuer erleben, spirituell wachsen... Sachen aufbauen, Sachen zerstören... ich meine, echte Sachen, nicht nur Klötzchen in Minecraft...

Stattdessen starren sie nur bei jeder sich bietenden Gelegenheit in ihre Smartphones und zeigen sich gegenseitig alberne Videos.

Und dass das so ist... dass sie sich gar nichts anderes mehr vorstellen können, als so zu leben... daran hat das System definitiv eine Mitschuld. Und damit Leute wie du und diese schmierige Politiker-Bande! Oder willst du das etwa abstreiten?"

Wer weiß, wenn Jacob, anstatt sich in den Frust über seine Altersgenossen hineinzusteigern, darauf verwiesen hätte, dass es längst nicht allen jungen Leuten so gut ging wie den zufriedenen Schafen auf dem Monitor... wenn er sich darauf beschränkt hätte, wie ein braver Jungkommunist die fehlende Verteilungsgerechtigkeit anzuprangern... dann hätten sie vielleicht noch ewig so weiterdiskutieren können.

Doch weil er darüber hinausging und die jungen Menschen für ihr naives, unbekümmertes Wesen kritisierte... weil er zeigte, dass er mehr wollte als nur eine gerechte Güterverteilung... wurde er anfällig für Omegas Gedankengift. Oder sagen wir doch gleich: Er öffnete sein Gehirn so breit wie ein Scheunentor, damit Omega mit seinem trojanischen Pferd direkt hineinrollen konnte.

Und dann... dann begann dessen unaufhaltsame Invasion von Jacobs Gedankenwelt.

„Weißt du...“, sagte Omega, während er deinen Bruder umkreiste wie ein Tiger seine Beute. „Die Menschen laufen nunmal so lange in eine Richtung, bis sie gegen eine Wand rennen oder sonstwie zum Umkehren gezwungen werden.“

Er schnippte mit dem Finger, worauf auf dem Bildschirm im Hintergrund eine Szene aus dem Computerspiel „Lemmings“ eingespielt wurde, in der mehrere wie geklont aussehende Wesen in Reih und Glied marschierten, bis sie zu einem Aufpasser kamen, der sie mit strengem Blick und hervorgestreckter Hand zum Umkehren zwang.

„Das System...“, erklärte Omega weiter. „Das System macht im Grunde nichts anderes, als die Weichen zu stellen und die Menschen umzuleiten. Mal hier hin, und mal dort hin. Das mag für die einen gut sein, für die anderen schlecht... Ist völlig einerlei. Man kann es eh nie allen gleichzeitig Recht machen.

Aber wenn das System irgendwann nicht mehr da wäre, um die Menschen zu leiten..."

Er deutete wieder auf den Bildschirm, der zeigte, wie die computergenerierten Pixelmännchen diesmal nicht umgeleitet wurden, und stattdessen einer nach dem anderen über eine hohe Klippe in ihr Verderben stürzten.

„Wenn das System nicht mehr wäre... wenn ich nicht mehr wäre, all die Politiker und deren uniformierte Helfer... würde das doch nicht das Geringste am Verhalten der Menschen ändern.

Sie würden immer noch blind in dieselbe Richtung laufen, in die sie irgendwann einmal von wem auch immer geleitet worden sind. Und umkehren würden sie erst, wenn es längst zu spät für sie ist.

Angesichts dieser Aussichten... willst du deine kostbare Lebenszeit ernsthaft damit vergeuden, das System zu bekämpfen? Oder wäre es nicht vielleicht an der Zeit, über deinen beschränkten Klassenkampf-Horizont hinausblicken und das große Gesamtbild zu betrachten?

Was diese Welt wirklich bräuchte, ist doch kein anderes System, sondern einen anderen Typus Mensch. Menschen in der Art, wie du einer zu sein scheinst... Abenteurer. Draufgänger. Freigeister, die über ihre Grenzen hinauswachsen, anstatt sich von anderen einpferschen und herumkommandieren zu lassen.“

„Einen anderen Typus Mensch...“, wiederholte Jacob, der zugeben musste, dass er dem Gedanken daran durchaus etwas abgewinnen konnte. „Aber bräuchte es dafür nicht erst einmal eine Revolution? Also wie willst du das anstellen, wenn du doch den Machthabern dabei hilfst, ihr System zu stabilisieren?“

„Denk nicht so kleingeistig, Junge!“, versuchte ihm sein Gegenüber klarzumachen. „Du willst wissen, wie man einen neuen Typus Mensch heranzüchtet? Im Grunde ist es doch ganz simpel... eine jahrtausendealte Technik. Wie haben die Menschen in früheren Zeiten etwa neue Hunderassen gezüchtet, die bestimmte Charaktereigenschaften haben? Man tut dies üblicherweise, indem man nach den Merkmalen sucht, die man bei seiner neuen Schöpfung stark ausgeprägt haben will... und dann bringt man sie zusammen mit anderen, die über ähnliche Eigenschaften verfügen. Und selektiert vielleicht ein paar aus, die sich nicht zum Züchten eignen. Das ist bedauerlich für die Betroffenen, aber anders geht es nunmal nicht, wenn man nach Perfektion strebt.

Man muss diejenigen finden, die die Eigenschaften, die einem wichtig sind, am allerbesten verkörpern.

Aber ich frage dich, Jacob: Wie findet man sie? Wie findet man edle, stolze Revolutionäre in einer weichgespülten Zeit wie der heutigen? Indem man den Menschen alle Steine aus dem Weg räumt? Oder nicht eher, indem man sie hart ran nimmt und für ihre Freiheit kämpfen lässt? Und diejenigen, die den besten Kampf abliefern, die wählt man aus, um beim Formen einer neuen Gesellschaftsordnung eine führende Rolle einzunehmen. Und damit meine ich Menschen wie dich, Jacob. Besondere Menschen. Wertvolle Menschen, die keine Lemminge sind. Also vergiss doch mal für einen kurzen Moment das bedauerliche Hier und Jetzt... und denk an das Morgen! An das, was sein könnte, wenn die Menschen über ihren beschränkten Horizont hinausblicken würden und es wagen, Pioniere zu sein. Aber dafür, Jacob... dafür braucht es eine erfahrene, wagemutige Elite. Keine devoten, inspirationslosen Jammerlappen wie dieses Politikergesindel, die zur Not auch mit dem Teufel paktieren würden, wenn sie dafür nur ein kleines bisschen länger an den Schalthebeln der Macht sitzen können.

So gesehen ist es vielleicht ein Zeichen des Schicksals, dass du heute so unvermittelt in unsere Sitzung geplatzt bist. Vielleicht könnten wir ja gemeinsam daran arbeiten... an diesem höheren Ziel einer neuen, gerechteren Weltordnung.“

Was soll ich sagen?

Jacob war nun wirklich keiner von der Sorte gutgläubiger Teenager, die leicht zu manipulieren waren. Aber wenn du jahrelang wegen deiner Ansichten nur belächelt und ausgeschimpft wurdest ... und plötzlich war da jemand, der scheinbar auf Augenhöhe mit dir diskutierte, und der dir das Gefühl gab, dass du nicht unbedeutend und nutzlos warst,

sondern dass genau du und deine Ansichten vielleicht den Unterschied ausmachen könnten, ob diese Welt sich weiterentwickeln würde oder unterging... das konnte einen jungen Menschen wie Jacob schon dazu bringen, zu vertrauen und den durch viele schlechte Erfahrungen erworbenen Schutzpanzer durchlässig werden zu lassen. Und so kam es, dass dein Bruder von dem geheimnisvollen Unbekannten in den Bann gezogen wurde. Am ersten Tag vielleicht nur ein klein wenig... da kehrte er noch trotzig und kämpferisch zu seinem zuhause im Bett liegenden Körper zurück, mit dem festen Vorsatz, sich beim nächsten Mal besser anzustellen und Omegas Argumente noch gründlicher auseinanderzunehmen. Am zweiten und dritten Tag begann er, in Omega allmählich einen heimlichen Verbündeten zu sehen, der genau wie er eine Veränderung erreichen wollte, nur dass seine Methoden eben völlig entgegengesetzt waren. Und nach ein paar Wochen stritt Jacob nicht einmal mehr über diese zweifelhaften Methoden mit Omega, sondern versuchte, dessen Sicht der Dinge nachzuvollziehen und verstehen zu können. Immer häufiger erfand er irgendwelche Ausreden, warum er nicht wie früher mit Spooky auf ihre nächtlichen Streifzüge gehen konnte, und traf sich stattdessen mit Omega in dessen unterirdischem Gebäudekomplex, um sich von ihm in die Geheimnisse des Lebens einweihen zu lassen.

Kapitel 10 - Leonies Schicksal

„Ach, könntest du nur die Ironie hinter all dem vergeblichen Streben der Menschen erkennen.“, meinte Omega einmal, als ihn Jacob darauf ansprach, wie gerne er nach wie vor das Leid der Menschen auf der Welt lindern würde. „Die Komik ihres selbstverschuldeten Scheiterns... du würdest so wie ich über die Vorgänge in dieser Welt lachen, anstatt Trübsal zu blasen und dich deswegen andauernd selbst zu martern. Etwa die wunderbare Ironie, dass genau derselbe Mechanismus, der den jungen, kindlichen Menschen wachsen und reifen lässt, ihn später daran hindert, mehr zu sein als die Menschen in seiner Umgebung.

Ich rede von „Beobachten und Nachahmen“. Nichts anderes tut der Säugling, wenn er zu seinen Eltern aufschaut und deren Laute vernimmt. „Beobachten und Nachahmen“. So lernt er schließlich das Laufen, so lernt er das Sprechen, so lernt er, was Humor ist, was Trauer ist, was Liebe ist, so lernt er, zwischen „Mein“ und „Dein“ zu unterscheiden und zwischen „Recht“ und „Unrecht“.

„Beobachten und Nachahmen“... das befähigt den Menschen überhaupt erst dazu, in diese Welt hinauszutreten und ihr seinen Stempel aufzudrücken.

Und doch hindert ihn genau dieses „Beobachten und Nachahmen“ auch daran, jemals über einen gewissen geistigen Level hinaus zu wachsen.

„Beobachten und Nachahmen“ seiner Altersgenossen wird ihn jede Menge sinnlosen Unsinn machen lassen. Durch „Beobachten und Nachahmen“ wird er seine Rolle in dieser Schmierenkomödie finden und das Spiel des Lebens fortan nach denselben Regeln spielen, wie die arroganten Vollidioten in seiner Umgebung. Durch „Beobachten und Nachahmen“ kommt er irgendwann zu der Erkenntnis, dass er jetzt ein fertiger, ausgereifter

Erwachsener ist, der nicht länger zu beobachten und nachzuahmen braucht, da er ja jetzt alles weiß, was es jemals zu wissen gab. Er verlernt seine Neugier und seine Beobachtungsgabe.

Von da an verwaltet er nur noch das bisschen Wissen, welches er in den ersten Jahren seines Lebens aufgeschnappt hat... und weil das eben in den seltensten Fällen genug ist, wird er dazu verdammt sein, im weiteren Verlauf seiner Existenz immer und immer wieder auf die Schnauze zu fallen.

Man kann also in gewisser Weise sagen: Das, was den Menschen wachsen und gedeihen lässt, führt gleichzeitig zu seinem unvermeidlichen Untergang. Und da ist nichts, was du dagegen tun kannst.

Der Mensch ist nunmal ein Herdentier. Die Herde zieht ihn groß, und die Herde hält ihn klein.

Und wir Außenstehenden, wir Elitären, die wir gelernt haben, ohne eine Herde zu leben... wir können nichts dagegen tun. Wir können vielleicht um die Menschen trauern... oder über sie lachen... oder mit ihnen spielen wie mit einer Marionette. Aber wir können sie nicht von ihrem Schicksal, ihrer Natur abbringen... nicht ohne sie zu zerbrechen, jedenfalls. Aber das braucht dich nicht weiter zu kümmern. Ich nehme an, du hast noch keine Kinder, über deren Zukunft du dir Sorgen machen müsstest... also gibt es ja eigentlich auch keinen Grund für dich, dir über solche Dinge den Kopf zu zerbrechen.“

Er warf Jacob einen verschmitzten Blick zu, aber der wirkte alles andere als begeistert.

„Ich... ich habe eine kleine Schwester.“, gestand er nach einer kurzen Bedenkpause. „Sie ist jetzt bald 13. Und ich weiß nicht, wie sie sich in Zukunft entwickeln wird. Manchmal glaube ich, sie sehnt sich insgeheim danach, das Leben eines normalen Mädchens zu führen. Mit ihren Freundinnen Oberflächlichkeiten auszutauschen, sich in einen gutaussehenden Schwachkopf zu verknallen und sich von dem dann schwängern zu lassen. Eben denselben Weg, den fast alle irgendwann gehen.“

Aber andererseits... andererseits bewundert sie mich auch irgendwie und versucht, mich zu kopieren und so zu sein wie ich. Beobachten und Nachahmen, wie du schon sagtest. Ist das nun gut oder schlecht?“

„Das ist... menschlich.“, erwiderte Omega amüsiert. „Und genauso menschlich ist es, dass Menschen in diesem Alter sehr wankelmütig sind. Glaub mir, nichts ist so kurz wie die Halbwertszeit eines Teenager-Idols. Irgendwann wird deine kleine Schwester erwachsen sein. Und das, was sie jetzt noch an dir bewundern mag... deine Kreativität, deine Träume, deine Unangepasstheit... genau das wird sie irgendwann an dir verachten. Weil dein Anblick sie an etwas erinnern wird, was sie nicht länger sein möchte... oder einfach nicht mehr sein kann. Also wenn du mich fragst: Hak sie ab. Vergiss sie.“

„Du kennst sie doch überhaupt nicht!“, echauvierte sich Jacob über Omegas vorschnelles Urteil. „Also wie kannst du dir da so sicher sein?“

„Das sind einfach nur Erfahrungswerte, Jacob. Wer zwischen zwei Welten hin und her schwankt, entscheidet sich meistens für die falsche. Nur die, die instinktiv wissen was sie wollen, werden so werden können wie du oder ich. Aber wer nur so werden will, um dem älteren Bruder zu gefallen... der wird nicht weit kommen auf diesem Weg, glaub mir.“

Jacob blickte hilflos umher. Das konnte einfach nicht sein! Leonie war etwas Besonderes. Sie war doch seine kleine Schwester. Andererseits... Omega hatte sich bislang noch nie

geirrt. Seine Argumente und Vorhersagen trafen immer voll ins Schwarze. Warum sollte er also ausgerechnet diesmal falsch liegen?

„Pass auf, ich mach dir ein Angebot.“, meinte Omega, dem Jacobs Angespanntheit nicht entgangen war. „Du zeigst mir deine Schwester, und ich zeig dir dann, wie ihre Zukunft aussehen wird.“

Er deutete auf den Bildschirm im Hintergrund.

„Nur zu... du musst dich einfach nur auf sie konzentrieren. Denk an irgendeine Erinnerung, die dir besonders greifbar und real erscheint. Und dann projezierst du sie durch deinen Willen auf diesen Gedankenmonitor.“

Nach einem kurzen Zögern tat Jacob, wozu er aufgefordert wurde. Er konzentrierte sich auf eine besondere Erinnerung, und nach nur wenigen Sekunden erschien die Szenerie zu seiner Überraschung tatsächlich auf dem an der Wand befestigten Bildschirm.

Bruder und Schwester, wie sie gemeinsam am Fenster standen und einen heftigen Gewittersturm beobachteten, der draußen am Himmel tobte. Als einer der Blitze über ihre Köpfe hinwegzuckte und nur Sekundenbruchteile später ein heftiger Donnerschlag zu hören war, griff sie ganz instinktiv nach seiner Hand. Er schaute zu ihr runter mit einem Lächeln auf den Lippen, und so standen sie für eine ganze Weile da und beobachteten regungslos das Naturschauspiel.

„Ach du lieber Gott, wie ihr euch anschaut. Man könnte ja fast meinen, du bist in sie verknallt.“, spottete Omega nach Betrachten der Szene amüsiert.

„Blödsinn!“, entgegnete Jacob brüskiert. „Ich will sie nur beschützen... ich will...“

„Du willst, dass sie so ähnlich wird wie du?“, hakte Omega weiter nach. „Etwa so?“

Er deutete auf den Bildschirm, auf dem jetzt plötzlich zwei junge Erwachsene zu sehen waren, in schwarze Kapuzen gehüllt, die auf einer Brücke standen und einen unter ihnen auf den Straßen stattfindenden Aufstand beobachteten. Bruder und Schwester vereint im Kampf für eine bessere Welt. Sie warfen sich gegenseitig einen entschlossenen Blick zu, dann nahmen sie ihre Molotovcocktails aus der Tasche und stürzten sich mutig in die erbarmungslose Schlacht.

„Wow, cool!“, kommentierte Jacob die Szene fasziniert. „Das ist also unsere Zukunft?“

„Nein.“, grinste Omega kopfschüttelnd. „Das ist kompletter Bullshit! Hab ich mir gerade eben ausgedacht, weil ich schon vermutet habe, dass dir das gefallen würde. Aber das wird ganz sicher nicht passieren. Und weißt du auch warum? Aus demselben Grund, aus dem die meisten Kinder anders werden, als ihre Eltern es sich für sie ausgedacht haben.

Wie ich schon sagte... Beobachten und Nachahmen. In den ersten Jahren ihres Lebens sind Kinder nunmal sehr fixiert auf die Personen in ihrer nächsten Umgebung. Eltern, Großeltern, Geschwister...

Sie beobachteten sie und versuchen, so zu sein wie sie. Dachtest du echt, das ist was Besonderes, dass deine Schwester dich als Vorbild erkoren hat? Das ist völlig normal, dass sich Kinder so verhalten. In der kleinen, abgeschotteten Welt, in der sie aufwachsen, suchen sie sich eben die eine Person, die ihnen am ehesten das Gefühl vermittelt, alles unter Kontrolle zu haben und da zu sein, wenn man sie braucht... von ihr erhoffen sie sich Schutz und eine Ausrichtung im Leben. Für manche ist es die Mutter, oder der Vater, oder eben der ältere Bruder.

Doch dann, irgendwann, wird ihre Welt größer werden. Sie werden unzählige weitere Menschen kennenlernen und unterbewusst das Gefühl bekommen, etwas Wichtiges verpasst zu haben in all den Jahren, in denen sie zuhause mit den immer gleichen Menschen eingesperrt waren. Und so werden sie mit großen, weit geöffneten Teenager-Augen durch die Welt streifen, und alles, was sie dort wahrnehmen in sich aufsaugen wie ein trockener Schwamm nach jahrelanger Dürre.

Und das meiste davon ist Mist! Zumal sie sich hauptsächlich mit ungebildeten, ebenso ratlosen Gleichaltrigen herumtreiben. Von den Medien bekommen sie Rollenbilder serviert, die sie zwar nie gänzlich ausfüllen können, die aber so idiotensicher und überzeugend wirken, dass ihnen diese künstlich generierten Identitäten wie die beste Idee auf der ganzen Welt erscheinen.

Und die übrigen Erwachsenen, mit denen sie außer der Familie noch Kontakt haben, sind größtenteils von Berufswegen an ihnen interessiert, und können ihnen nicht viel mehr weitergeben als auswendig zu lernende Theorien, Formeln und das Wissen darüber, was man warum alles nicht tun darf, und ab wann vielleicht doch, und wenn nicht, wieso das alles trotzdem seine Richtigkeit hat.

So taumeln die Heranwachsenden von einem ungeeigneten Vorbild zum nächsten, probieren dieses und jenes mal aus, bis ihnen irgendwann die jugendliche Kraft dazu ausgeht und sie so bleiben, wie sie in diesem Moment eben sind... ein chaotisches Mischmasch aus Vorbildern aus der Familie, Erlebnissen mit Gleichaltrigen, Medienmanipulation und den Impulsen fremder Fachidioten, die sich nur von Berufswegen für sie interessiert haben.

Und deine Schwester... deine Schwester wird da keine Ausnahme sein. Ohne dich jetzt unnötig frustrieren zu wollen... aber das ist schon rein statistisch betrachtet nahezu unmöglich. Oder kennst du viele Familien, wo gleich beide Kinder irgendwie rebellisch und aus der Art geschlagen sind?

Wenn, dann trifft das nur auf eines der Kinder zu... eben das sogenannte schwarze Schaf. Also in diesem konkreten Fall du.

Aber mehrere schwarze Schafe unter demselben Dach? Sowas passiert einfach nicht in dieser Welt.

Aber gut, wenn du mir nicht glauben willst... schauen wir halt mal, was die Zukunft für deine Schwester so bereithält.“

Omega legte sich zwei Finger auf die Stirn, wohl um sich besser konzentrieren zu können, und wandte sich dem Monitor zu, auf dem schon wenige Sekunden später ein verschwommenes Bild erschien, das immer mehr an Konturen gewann.

Da waren mehrere Personen in schwarzer Trauerkleidung zu sehen, die um einen Sarg herumstanden.

In einer von ihnen erkannte Jacob sofort die Gesichtszüge seiner Schwester, auch wenn sie nun gut zwanzig Jahre älter zu sein schien und sowohl im Gesicht als auch um die Hüften eine ordentliche Speckschicht angelegt hatte.

Neben ihr stand ein großer hagerer Typ mit Halbglatze und Brille, der ihre Hand hielt, und der Jacob schon auf den ersten Blick unsympathisch war.

Dann ging auf einmal eine Tür auf, und ein langhaariger Kerl mit Stoppelbart, Jeanshose und einer wenig festlich wirkenden Lederjacke kam hereingetorkelt.

Jacob ahnte schon, dass es sich dabei um die zukünftige Version seiner selbst handelte. Der Kerl schien betrunken oder bekifft zu sein. Er schlappte auf seine Schwester zu, ohne auf die herumstehenden Personen zu achten, zupfte sie am Ärmel und fragte, ob sie ihm etwas Geld vom Erbe vorschießen könnte.

Als Antwort hagelte es eine schallende Ohrfeige.

„Du... du mieser Junkie!“, flüsterte seine Schwester mit giftig funkelnden Augen. „Papa ist tot... und das Einzige, was dich kümmert, ist nur, Geld für deine beschissenen Drogen zu bekommen? Nicht zuletzt deshalb hat Paps am Ende die Kraft gefehlt... weil er jeden Tag mit deiner gescheiterten Existenz konfrontiert war!“

Der zukünftige Jacob wollte sich unbeholfen entschuldigen, doch sie kehrte ihm nur verächtlich den Rücken zu. Als er sie gerade packen wollte, um sie mit Gewalt wieder in seine Richtung zu drehen, stellte sich auf einmal der spießige Kerl mit der Halbglatze zwischen sie und ihn.... ganz offensichtlich ihr Macker.

„Denkst du nicht, dass du schon genug angerichtet hast?“, fragte er vorwurfsvoll.

„Vielleicht solltest du erstmal nach Hause gehen und ein Bad nehmen...“

„Du hast mir überhaupt nix zu sagen, du verickter Bonzen-Snob!“, schrie der zukünftige Jacob und versuchte dem Kerl einen Faustschlag zu verpassen. Doch der wehrte dessen Schlag unerwartet ab und schickte Jacob mit einem eleganten Judogriff auf den Boden, direkt vor die Füße der entsetzten Trauergemeinde.

„Furchtbar!“, flüsterte eine der umstehenden Alten zu ihrem Begleiter. „Die arme Leonie. Wenn du so eine gescheiterte Existenz als Bruder hast, bist du echt gestraft.“

„Ja... wie gut, dass sie Magnus kennengelernt hat. Der ist das genaue Gegenteil von ihrem Bruder... so zuverlässig und charmant...“

Jacob wäre am liebsten vor Wut in den Bildschirm gesprungen und hätte dieser alten Schnepfe die Meinung gegeigt.

Stattdessen blickte er nur zornig in Richtung von Omega und rief: „Genug! Ich hab genug gesehen. Das ist... das ist alles nicht wahr, oder? Ich meine... meine Schwester... Leonie... sie ist total fett geworden und...“

„Sie ist schwanger.“, konterte Omega amüsiert. „Sie hat schon zwei Kinder und erwartet bald ihr drittes. Mit Magnus, einem bodenständigen, vielleicht manchmal etwas langweiligen Assistenz-Arzt, den sie bei ihrer Ausbildung zur Krankenschwester kennengelernt hat. Und du...“

„Fuck. Ich sehe aus wie ein Junkie...“, murmelte Jacob frustriert. „Wie... wie kann sowas passieren... ich meine...“

„Na, was glaubst du denn?“, erwiderte Omega. „So rebellische Träumer wie du werden entweder irgendwann ihre Träume begraben, einen seriösen Job annehmen und erwachsen werden... oder sie enden eben als notorisch erfolglose, zunehmend frustrierte Künstler, die Schulden machen und irgendwann aus Frust über ihr nutzloses Dasein anfangen, sich jede Menge Drogen einzuwerfen, durch die sie bald noch viel mehr Schulden haben werden.“

So läuft das nunmal. Wir leben nicht mehr 1968. Niemand hat im einundzwanzigsten Jahrhundert noch Bedarf an verträumten Revolutionären. Außer, wenn diejenigen richtig viel Kohle haben und irgendein hippes Produkt anbieten können, dann verzeiht man ihnen sogar dieses alberne Che Guevara-Gehabe. Aber wenn du nichts vorzuweisen hast und dich

trotzdem nicht anpassen willst, dann bist du einfach nur ein gesichtsloser Niemand, der erst dann von seinen Mitmenschen wahrgenommen wird, wenn er zu stören beginnt. Also entweder findest du dich damit ab, für immer ein Verlierer zu sein in dieser Welt, oder... oder du fängst an, das Spiel so zu spielen wie ich es tue... die Menschen nicht länger als arme Opfer zu sehen, die du erretten musst, sondern als Konkurrenten, die sich nicht im Geringsten um dich kümmern würden, wenn du am Boden liegst. Also warum dieses ganze Gefasel von Solidarität und Brüderlichkeit? Glaub mir, diejenigen, die darauf ihr Leben verwettet haben, die hatten am Ende weniger als alle anderen... und gedankt hat es ihnen keiner.

Wenn du hingegen anfangen würdest, die Menschen zu manipulieren und nach deiner Pfeife tanzen zu lassen... ich glaube, dann könntest du es mit deiner zweifellos überdurchschnittlichen Beobachtungsgabe, Fantasie und Intelligenz ziemlich weit bringen. Du könntest dir jeden Wunsch erfüllen..."

Jacob zögerte, unschlüssig, ob er diesen Gedanken wirklich weiterdenken wollte. Aber schließlich ließ er sich dann doch auf Omegas Sicht der Dinge ein und hakte nach:

„Jeden Wunsch? Dann würde ich mir wünschen, dass meine Schwester mehr so wird wie ich... und nicht so ein Ekelpaket von Klugscheißer-Arzt heiratet, und nicht so ein belangloses normales Leben führt! Gibt es denn keinen Weg, sie auf die andere Seite zu ziehen? Vielleicht... wenn ich sie einfach mal mitbringen würde, hier her zu dir, und..."

„Du hast mich scheinbar nicht ganz verstanden.“, unterbrach ihn Omega abrupt. „Wenn du die Natur der Menschen verstehst, kannst du sie geschickt um den Finger wickeln und dir ihre Natur zu nutze machen. Aber was du willst, ist ihre Natur zu verändern.“

Er schüttelte grinsend den Kopf. Doch Jacob schaute ihn mit durchaus ernstgemeintem Blick an.

„Wäre sowas denn möglich? Die Natur der Menschen verändern? So wie du gesagt hast... einen anderen Typus Mensch erschaffen?“

„Auf globaler Ebene... wenn man den Reset-Knopf drückt, alle fehlgeleiteten Gedanken aus den Hirnen der Menschen herausaugt, und nochmal ganz von vorn anfängt... mit einer neuen, unverdorbenen Generation... ja, vielleicht wäre das tatsächlich möglich.“, erwiderte Omega amüsiert. „Aber im Einzelfall... einen einzelnen Menschen verändern, der schon so viel Dreck abbekommen hat wie deine Schwester, während alles um ihn herum gleich bleibt... die ganzen negativen Einflüsse, die ganzen Dogmen und Moralvorstellungen, die ihn ein Leben lang geprägt haben? Das dürfte ungleich schwieriger werden.“

„Es ist schwieriger, einen einzelnen Menschen zu ändern, als die gesamte Menschheit?“, wiederholte Jacob überrascht. „Das kapiere ich nicht.“

„Brauchst du auch nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt.“, erwiderte Omega. „Stell dir einfach vor, du nimmst eine Saat und steckst sie in ein frisch gepflügtes, unverbrauchtes Stück Land. Dann ist die Chance nicht schlecht, dass sie zu einer Blume wird und erblüht in ihrer schönstmöglichen Form.“

Aber was du versuchst, ist eine hässliche Pflanze, die auf einer radioaktiv verseuchten Müllkippe wächst, durch gutes Zureden dazu zu bringen, dass sie nicht so verkommen aussieht wie alles um sie herum.“

Omega grinste allein schon beim Gedanken an die Absurdität dieses Vorhabens.

„Also ist es nicht möglich?“, seufzte Jacob niedergeschlagen, an die vor ihnen liegende, trostlose Zukunft denkend, in der er dann also ein Junkie sein wird, und seine Schwester so eine fantasielose Wurfkuh.

„Ich sagte, es ist schwierig.“, antwortete Omega nachdenklich. „Schwierig... aber nicht unmöglich. Zweifellos ist es vorstellbar, mit den richtigen Mitteln aus einem typischen Mitläufer, der sich für die Meinung anderer mehr interessiert, als ihm guttut, einen unangepassten, zornigen Eigenbrödlers zu machen.

Einfach, indem du ihn längere Zeit von der Herde isolierst, ihn für die Herde unattraktiv werden lässt... und besser noch, ihn dazu bringst, die Herde abgrundtief zu hassen. Ja, das wäre möglich. Aber es wird umso schwieriger, je länger die besagte Person schon in dem Selbstverständnis lebt, dass die Herde wichtig für sie ist. Und es erfordert großen Aufwand und Hingabe... mehr als du dir vielleicht vorstellen kannst.“

Jacob bekundete, dass er dazu bereit wäre... bereit, alles zu geben dafür, dass seine Schwester einen anderen Lebensweg einschlug.

„Und...“, fügte er noch trotzig in Richtung von Omega hinzu. „Ich schaffe das allein! Ohne deine tollen Ratschläge.“

„Wie du meinst.“, erwiderte Omega amüsiert. „Ich wünsch dir viel Spaß dabei. Aber vergiss nicht... die Zeit läuft gegen dich. It's just a question of time... wie schon Depeche Mode gesungen haben. Nur eine Frage der Zeit, bis die anderen sie zuerst erreichen, sie entjungfern... und ihren Charakter versauen. Tick, tick, tick...“

Jacob hörte nicht weiter auf Omegas Ratschläge und begann stattdessen, sich Argumente auszudenken, mit denen er sich vollends auf seine Seite ziehen wollte.

Doch drei Monate später war von seiner anfänglichen Euphorie nicht mehr all zu viel zu spüren.

„Ich hab den Eindruck, sie versteht es einfach noch nicht.“, vertraute er sich dem neugierig blickenden Omega bei einem ihrer inzwischen immer häufiger stattfindenden Treffen an.

„Sie hört zwar aufmerksam zu, bei allem, was ich sage... aber ich fürchte, das tut sie auch in der Schule. Es ist halt einfach ihre Art. Vielleicht fehlt ihr auch noch die Fähigkeit, die Verknüpfungen zu erstellen, weil das in dem Alter einfach noch nicht vorgesehen ist.“

„Natürlich.“, antwortete Omega geduldig. „Das kommt erst mit der Zeit. Mit den ganzen neuen Einflüssen und Erfahrungen, vor denen du sie ja bewahren willst.“

„Ich will sie doch gar nicht davor bewahren, eigene Erfahrungen zu sammeln, verdammt! Ich will sie bis dahin nur stark genug machen, dass sie nicht mehr so leicht auf irgendwelche Verlockungen hereinfällt.“, korrigierte ihn Jacob gefrustet, der langsam verstand, wie hilflos sich Eltern fühlen mussten, die versuchten, ihr Kind optimal auf das Leben da draußen vorzubereiten. Denn du kannst deine Kinder nicht vorbereiten auf das, was da draußen lauert. Nicht einmal ansatzweise.

Alles, was du als Elternteil tun kannst, ist deinen Kindern ein Päckchen zu schnüren, mit einer großen Portion Liebe, Selbstvertrauen und einem grundlegenden Verständnis dafür, wie die Welt funktioniert, als Wegzehrung. Nicht zu viel Zweckoptimismus, aber auch nicht zu viele Zweifel mit einpacken, denn die wiegen viel zu schwer und werden das Erste sein, von dem sich die Kinder entledigen. Und dann schickst du sie in die Welt hinaus, mit einem mulmigen Gefühl im Bauch... mit dem Gefühl, dass du vielleicht dein Bestes gegeben hast, aber dass es lange nicht genug war, weil diese Welt zu hart ist, und dein Kind viel zu zart.

Und dann ist es da... dieses Gefühl der Ohnmacht. Dieser Wunsch, Stärke vermitteln zu wollen, dein Kind abhärten zu wollen, aber zu wissen, dass Abhärtung sehr weh tun kann... doch du willst deinem Kind nicht wehtun, und du weißt auch, dass es höchstwahrscheinlich Schaden nehmen wird, wenn du es zu hart nimmst. Daher lässt du es lieber ein bisschen schwächer und hoffst und betest, dass das ausreicht hat.

Irgendwann kommt einfach der Punkt, an dem man sich damit abfinden muss, dass man es nicht selbst in der Hand hat, wie sich geliebte Menschen weiterentwickeln.

Aber Jacob konnte das nicht akzeptieren. Vielleicht, weil er selbst noch zu jung war.

Vielleicht auch, weil er nicht der Typ war, der sich jemals mit irgendetwas abfinden konnte. Und so steigerte er sich immer mehr in diese selbstaufgelegte Mission hinein, was nicht nur seine schulischen Leistungen und die Beziehungen zu seinem Umfeld gefährdete, sondern ihn auch immer fanatischer werden ließ und ihn letztlich auch zunehmend anfälliger machte für Omegas Psychospielchen.

„Was für ein erbärmlicher Versager du doch bist.“, spottete Omega eines Nachts, als sie wieder einmal zusammengekommen waren und Jacob ihm kleinlaut eingestehen musste, dass er bei seinen Versuchen, Leonies Wesen zu verändern, seit ihrem letzten Gespräch kein bisschen weiter gekommen war. „Du willst also die ganze Welt verändern... und schaffst es nicht mal, einen einzigen schwachen, wankelmütigen Menschen auf deine Seite zu ziehen?“

Jacob blickte seinen übernatürlichen Bekannten mit grimmigem, entschlossenem Blick an. Er hatte in den letzten Tagen so wenig geschlafen, dass selbst sein Astralkörper schon dicke Augenringe bekommen hatte, was ihn ein bisschen wie einen schlechtgeschminkten Geist aus irgendeinem billigen Horrorfilm aussehen ließ.

„Was muss ich tun?“, fragte er Omega schließlich schweren Herzens. „Sag es mir! Wie würdest du an meiner Stelle vorgehen?“

Omega hatte auf diese Frage natürlich nur gewartet, wenngleich er auch wusste, dass Jacob die Antwort kaum gefallen würde.

„Wie gesagt...“, begann er leise zu antworten. „Sie hat ihre Mädchenzeitschriften... sie hat ihre kindischen Mitschüler, denen sie sich zugehörig fühlen möchte... ihr ganzes Denken kreist hauptsächlich um ihre Schule, um Klassenarbeiten, Stress mit Lehrern, oder wer ihrer Mitschüler gerade mit wem geht und wer wen süß findet...“

Und du bist den Großteil des Tages nicht dabei und kannst nichts dagegen unternehmen. Eigentlich... eigentlich müsstest du sie da rausholen, sie entführen, in eine verlassene Hütte sperren oder einen Keller.

Dieses eine Mädchen aus Österreich ist auch ganz nett und intelligent geworden dadurch, dass sie ein paar Jahre bei dem Perversen im Keller gelebt hat. Findest du nicht auch?

Wahrscheinlich wäre sie sonst nur ein halb so interessanter Mensch geworden. Nachteil: Du musst sie einsperren, und sie wird dich dafür hassen. Und wenn sie irgendwann wieder frei kommt, wird sie sofort wieder versuchen, Anschluss an ihre Gruppe zu finden, um ihre von dir geraubte Jugend nachzuholen.

Also schlechte Idee... wenn du mich fragst: Schütte ihr lieber ein bisschen Säure ins Gesicht, oder hacke ihr eine Hand ab.“

„Was?!“, fragte Jacob schockiert, der zuerst glaubte, nicht richtig gehört zu haben. „Du bist ja völlig durchgeknallt!“

„Bin ich das?“, antwortete Omega spöttisch. „Oder bist nicht eher du der Durchgeknallte hier? Ich sage dir: Nimm die Menschen, wie sie sind, und berausche dich an der Einfachheit, mit der man ihre Schwächen benutzen und für die eigenen Zwecke einsetzen kann.“

Das willst du aber nicht... du willst stattdessen einen Übermenschen erschaffen, der nicht mehr anfällig ist für solche Manipulationsversuche. Du versuchst es also mit guten Argumenten, aber dieses arme Kind ist nicht in der Lage, dein theoretisches Gefasel auf ihr reales Leben zu übertragen, und außerdem scheint ihre Abhängigkeit von der Gruppe schon ziemlich weit fortgeschritten zu sein.

Darauf sage ich dir: Du musst sie von ihrer Gruppe isolieren, aber nachhaltig, so dass weder sie noch einmal zurück in die Gruppe will, noch dass die Gruppe sie überhaupt jemals wieder bei sich haben möchte. Und das geht in einer so oberflächlichen Welt wie der Welt irgendwelcher pubertierender Teenager, wo alles nur auf das Aussehen reduziert ist, nunmal am besten durch körperliche Deformation.

Vergewaltigung ist theoretisch auch ein gutes Mittel, aber das ist nicht sicher genug... das verdrängen viele auch einfach und geben sich dann erst recht irgendwelchen Arschlöchern hin, um sich durchnudeln zu lassen.

Nein, du musst sie zeichnen, brandmarken... etwas, was ihrem Umfeld sofort signalisiert, ich bin anders als ihr, und was ihr selbst auch bei jedem Blick in den Spiegel signalisiert, dass sie nie wieder ein Teil der anderen sein wird.

Im Idealfall machst du das maskiert, so dass sie dich nicht erkennt. Du lauerst ihr maskiert auf, überfällst sie, richtest sie übel zu... dann gibst du ihr viel Zeit zum Heulen und Nachdenken, sperrst sie irgendwo ein, bis sie richtig schön traumatisiert ist... und dann hinterher, wenn sie von dir gerettet wird, wenn sie so leer und hoffnungslos ist wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, dann bist du da, als liebender Bruder, der sich um sie kümmert, der Einzige, der noch zu ihr hält in einer Welt voller Menschen, die sie nur verachten für ihre Andersartigkeit... und ich verspreche dir, sie wird auf ewig an deiner Seite sein!

Was ist? Ist doch genial, oder?“

Omega breitete die Arme aus wie ein gefeierter Bühnenstar, der sich im Applaus einer tobenden Menge sonnte.

„Das ist einfach nur krank!“, schimpfte Jacob mit zunehmender Verzweiflung in der Stimme. „Sowas würde ich niemals tun. Ich könnte sie nie... deformieren oder verstümmeln. Warte es nur ab, ich werde dir beweisen, dass es auch anders geht. Ich werde... ich werde... ich werde schon Mittel und Wege finden, sie zum Nachdenken zu bringen und aus ihrem Alltagstrott rauszureißen. Aber ich... ich werde ihr nicht weh tun! Jedenfalls nicht körperlich... Ich lass mir was anderes einfallen, damit sie zum Nachdenken kommt! Dafür brauche ich weder dich noch deine ganzen gestörten Ideen. Es gibt immer eine Alternative.“

Dann gingen sie ohne weitere Worte auseinander, und Omega sah ihm mit einem siegesgewissen Lächeln hinterher.

Ob er wusste, dass dein Bruder zu diesem Zeitpunkt bereits ernsthaft mit dem Gedanken spielte, sich das Leben zu nehmen? Höchstwahrscheinlich. Wer weiß... vielleicht war das sogar von Anfang an Omegas Plan gewesen. Denn er war der größte Manipulator aller Zeiten... ein Hexer, dem sogar Präsidenten und Diktatoren aus der Hand fraßen.

Wie hätte er von Jacobs Reaktion überrascht sein können?

Überrascht waren am Ende lediglich deine Eltern, Spooky, und du.

Was mich zu der einen Frage bringt, die mich schon seit ich von dieser faszinierenden Geschichte gehört habe, nicht mehr loslassen will:“

Henry beendete seine Erzählungen und schaute Leonie forschend in die Augen.

„Hat es denn funktioniert? Hat er dich geläutert durch sein selbstloses Opfer?“

„Er... hat das alles... wegen mir getan?!“, murmelte Leonie apathisch zu sich selbst, ohne den Raben wahrzunehmen, der sich krächzend von ihr verabschiedete und aus dem Fenster flog. Alles, worum Leonies Gedanken noch kreisten, waren ihr Bruder und dieses unaussprechliche Gefühl, dass sie in gewisser Weise sein Blut an ihren Händen trug... einfach, weil sie so gewesen ist, wie sie war... ein ahnungsloses, unschuldiges kleines Mädchen.

„Aber ich habe ihm doch nie einen Grund dafür gegeben...“, stammelte Leonie wie weggetreten. „Ich meine, er war doch ein und alles für mich. Ich hätte mich nie von ihm abgewandt... ich... nein, das hätte ich nicht... niemals! Obwohl... ich war schon anders als er. Ich hatte meine Freundinnen in der Schule, ich ging sogar gern dort hin... kaum zu glauben... ich... ich war damals ganz anders als heute. Ich habe... habe ich ihn verraten?“ Sie schaute fragend in Richtung des Landstreichers, der nun wieder ganz er selbst zu sein schien... doch der warf ihr nur selber einen ratlosen Blick zu und murmelte:

„Heilandsack! Des isch mir alles zu hoch...“

Dann begann er hastig damit, seine Habseligkeiten zusammenzupacken.

„Der Vogel isch weg. Ond i bens glei au. Lassed mi in Zukunft oifach in Ruah mit euerm Psycho-Scheißdreck!“

Henry spuckte demonstrativ vor ihr auf den Boden, ehe er mit seinen gesammelten Tüten im Schlepptau die Hütte verließ und Leonie allein in dem trostlosen Raum zurückließ, umgeben von unzähligen leeren Bierdosen und einer ganzen Wagenladung Ratlosigkeit.

Sie saß noch eine gute halbe Stunde da auf dem Stuhl, den Blick ins Leere gerichtet... darum bemüht, die sich überschlagenden Gedanken irgendwie zu ordnen und dem Chaos in ihrem Kopf eine gewisse Struktur zu verleihen.

Jacob hatte sich also umgebracht, weil er ihr etwas geben wollte... etwas von sich selbst... ein Gefühl der Verlorenheit, einen Schmerz, der so tief ging, dass sie ihn ohne seine Tat vielleicht nie erfahren hätte.

Er hat das ultimative Opfer gebracht, um sie, um seine kleine Schwester, auf seinen Level zu bringen.

Und der geheime Weltenlenker Omega hat ihn dazu angestachelt. Omega, der irgendwo in der Hauptstadt in einem tiefen Bunker saß und seine Spielchen spielte mit den Politikern und den Bürgern dieses Landes.

Und als wäre das alles noch nicht genug, war da auch noch Spooky, dieser miese Scheißkerl, der sie von vorne bis hinten belogen hat. Nicht um sie zu beschützen, sondern einfach nur um sie flachzulegen! Weil er sie nackt vor dem Spiegel gesehen hat... und vielleicht auch beim Kacken auf dem Klo... oder in der Dusche beim Spielen mit der Brause. Leonie konnte nicht einmal mehr sagen, was von all den Dingen, die sie von dem Raben soeben erfahren hatte, sie nun am meisten aus der Bahn geworfen hat...

Der Verlust jeglicher Privatsphäre? Das Gefühl, dass in den letzten drei Jahren ständig ein perverser Spanner über ihrem Bett geschwebt ist, ganz egal, ob sie gerade heulte oder lachte oder einfach nur normal zu sein versuchte?

Oder war es die schockierende Wahrheit über die Tat ihres Bruders? Über dessen zunehmend verzweifelter gewordenen Versuche, einen Menschen in seine Gedankenwelt einzuführen, die vielleicht nie für diesen Menschen bestimmt war?

Oder das Wissen darüber, dass alles, was in der Politik geschah, möglicherweise nur deshalb passierte, weil ein übersinnlich begabter Meister-Erpresser die geheime Kinderporno-Sammlung irgendwelcher machtgieriger Politiker entdeckt hat?

Letzteres fand Leonie sogar fast noch erheiternd. Jedenfalls, wenn es nicht alles so eng mit dem Tod ihres Bruders zusammenhängen würde.

Urpötzlich war es in der kleinen Hütte unangenehm warm geworden, und Leonie fiel auf, wie stickig die Luft hier drin eigentlich war. Sie musste unbedingt raus an die frische Luft, um nicht an dieser ganzen Gedankenscheiße zu ersticken.

Sie erhob sich, als ihre Augen unter all den leeren Bierdosen noch ein paar ungeöffnete erspähnten, die der Landstreicher wohl bei seinem überhasteten Aufbruch vergessen haben musste.

Mit zitternden Händen griff Leonie nach ihnen, steckte sich zwei der Dosen in die Tasche, öffnete eine andere und leerte sie fast in einem einzigen Zug.

Dann wischte sie sich den Schaum vom Mund, hustete und machte sich benommen auf den Weg Richtung Garten.

Alles drehte sich um sie herum... aber nicht aufgrund des Alkohols, den sie durchaus gewohnt war. Es waren diese Gedanken. Diese verdammten Gedanken, die ihr das Gefühl gaben, in einem riesigen Karussell zu sitzen und sich jeden Moment übergeben zu müssen. Mit letzter Kraft schleppte sich Leonie über den Zaun, und riss sich dabei am Stacheldraht ein Stück Stoff aus ihrer Hose... doch das war nun wahrlich ihre geringste Sorge. „Scheiße!“, fluchte sie nur kurz, und eilte dann so schnell sie konnte davon.

Mehr stolpernd als laufend flüchtete sie über die Felder... ohne Plan, ohne Ziel, ohne Zukunft. Einfach nur irgendwohin, wo keine Gedanken waren.

Unterwegs kippte sie sich die zweite Bierdose in den Schlund, stürzte über einen Maulwurfshügel, landete im Dreck, stand wieder auf und stolperte weiter, eine steile Böschung hinunter, zurück in den Wald.

Hatte sie ernsthaft geglaubt, wenn sie nur eine Antwort bekäme auf all ihre Fragen, würde sich ihr Leben auf magische Weise zum Besseren wenden... wäre alles vergeben und vergessen, und der Tod von Jacob leichter zu verkraften?

Nun hatte sie ihre Antworten. Aber nichts war leichter geworden. Nichts!!!!

Leonie spürte, dass sie kurz davor war, komplett den Verstand zu verlieren und hysterisch herumschreien. Sie musste sich irgendwo hinsetzen, beruhigen... schlafen...

Zu allem Überfluss fing es nun auch noch an zu regnen. Erst nur ein paar verirrte Tropfen, dann immer mehr... ein kalter, unangenehmer Regen, der Leonie nur noch mehr das Gefühl vermittelte, auf dieser Welt komplett unerwünscht zu sein. Als ob selbst der beschissene Himmel nun auch noch auf sie herabspucken würde.

Glücklicherweise tauchte wenig später der Bach mit dem vertrauten Holzsteg vor Leonie auf, und da ihr klar war, dass sie, bis sie zuhause ankam, längst völlig durchnässt sein würde, beschloss sie, sich noch einmal zur nahen Grotte zu begeben, die Trockenheit und Schutz vor dem unangenehmen, schneidenden Wind versprach.

„Nur kurz ausruhen“, dachte Leonie. „Nur kurz... ausruhen... und trocken werden...“

Über ihr war ein bedrohlicher Donnerschlag zu hören, der erahnen ließ, dass das Schlimmste erst noch bevorstand. Während der Regen immer stärker auf sie einprasselte, kämpfte sich Leonie mit letzter Kraft den zunehmend morastiger werdenden Trampelpfad hinauf, und rettete sich gerade noch rechtzeitig, bevor es um sie herum richtig ungemütlich wurde, unter das schützende Felsendach des Unterschlupfs.

Sie wollte sich gerade im hinteren Teil der Grotte nach einer halbwegs trockenen Sitzgelegenheit umsehen, als ihr aus dem Halbdunkel auf einmal Spooky entgegenkam, der ob ihres unerwarteten Besuchs ziemlich überrascht wirkte.

„Wow, wo kommst du denn auf einmal her?“, fragte er lächelnd, den Ernst der Lage nicht einmal ansatzweise begreifend. „Na das nenne ich mal Gedankenübertragung! Hab gerade an dich gedacht. Wir müssen unbedingt reden, wegen Fox, und wegen...“

Leonie starrte ihn mit zorn erfüllten Augen an.

Er hatte sie verarscht... hatte ihr die ganze Zeit über nur ein Theaterstück vorgespielt. Das Märchen vom traurigen Stadtmädchen, das sich auf dem Land unverstanden fühlte und dankbar war, als ein junger Prinz, der ihr natürlich rein zufällig mitten im Wald begegnete, sich ihrer annahm und begann, sie in die Geheimnisse des Lebens einzuweihen.

Er zeigte ihr seine Zauberkräfte, er flog mit ihr um die Häuser... und wenn sie nicht gestorben wären, dann wäre sie wahrscheinlich früher oder später in seinem Bett gelandet, hätte ihn als ersten Mann an sich rangelassen, und er hätte diebisch gelacht, weil er das alles von Anfang an exakt so geplant hatte, seit er sie auf einer seiner Astralreisen halbnackt vor dem Spiegel stehen sah, sie lüstern beobachtete und seine schmutzigen, kranken Pläne schmiedete...

Langsam dämmerte es auch Spooky, dass mit Leonies Stimmung irgendwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Sein Blick fiel auf ihr dreckverschmiertes Gesicht, die rotgeheulten Augen, die Reste von verschüttetem Bier und klebriger Spucke auf ihrer Jacke... und dann, als er weiter oben auf einem vom Regen geschützten Felsvorsprung den schwarzen Raben sitzen sah und dessen spöttisches Krächzen vernahm, ahnte er schließlich, was die Stunde geschlagen hatte.

„Hör zu...“, meinte er beschwichtigend in ihre Richtung gewandt. „Ich kann dir alles erklären. Ich...“

Weiter kam er nicht, denn im selben Moment traf ihn Leonies geballte Faust mitten auf die Nase, mit einer solchen Wucht, dass es Spooky von den Beinen riss und er nach hinten gegen die steinerne Höhlenwand prallte.

Er versuchte noch, sich instinktiv abzufangen und irgendwo festzuhalten, aber ein weiterer Schlag, der reichlich ziellos seinen Hinterkopf traf, brachte ihn endgültig zu Fall.

„Du dreckiger Lügner!“, zeterte Leonie mit tränenerstickter Stimme los, während sie dem sich schon am Boden krümmenden Jungen noch mehrere brutale Tritte in die Seite verpasste. „Du hast mich komplett zum Narren gehalten! Du hast das alles nur inszeniert,

damit du mich ins Bett kriegst, weil du wahrscheinlich sonst keine abbekommst! Weil sie dich nämlich alle für einen durchgeknallten Spinner halten!
Und genau das bist du auch. Ein armseliger, kranker, perverser, durchgeknallter Spinner! Fahr doch zur Hölle mit deinen ganzen billigen Taschenspielertricks, deinem verlogenen Getue und diesem verfluchten Dreckschiff hier!“

Erst jetzt bemerkte sie die Tränen, die ihr während sie sprach über die Wangen kullerten... Tränen, wie sie sie eigentlich nie wieder vergießen wollte. Schon gar nicht, während ihr andere dabei zusahen und insgeheim über sie lachten.

Ihr verschwommener Blick fiel wieder auf den am Boden liegenden Spooky, der sich mit einer Hand die blutende Nase hielt, und die andere Hand schützend vor sich hinstreckte, um nicht noch einmal einen solchen Treffer abzubekommen.

Einen Moment überlegte Leonie, ob sie noch einmal mit voller Kraft nachtreten sollte, so wie sie es auf dem Schulhof gelernt hatte, entschied sich dann aber dagegen... eher aus Selbstschutz als aus Mitleid mit dem schwächlichen Jungen, der nur noch „Bitte... bitte... hör auf...“ winseln konnte.

Niemand sollte Leonies Tränen sehen!

Und so rannte sie schließlich so schnell sie konnte hinaus in den immer stärker werdenden Regen. Weg von diesem Ort. Weg von dieser kranken Geschichte. Und weg von Spooky und all seinen Lügen.

Der blieb allein in der Grotte zurück... mit gebrochener Nase, blutverschmiertem Gesicht, in dem mittlerweile auch noch einige Reste von Moos und Dreck klebten, und der schmerzhaften Erkenntnis, dass seine jahrelang in mühevoller Kleinarbeit ausgearbeiteten Pläne gerade allesamt in Rauch aufgegangen waren.

Es war alles komplett schiefgegangen... schiefgegangen auf die schlimmstmögliche Weise. „Fuck...“, seufzte Spooky, hielt sich den schmerzenden Kopf und schloss entkräftet die Augen. Und er ahnte, nichts, aber auch gar nichts, was er sagen würde, würde Leonie jemals wieder von seinen guten Absichten überzeugen können.
Er hatte es einfach verkackt.

Kapitel 11 - Abrechnung

Während sie planlos irgendwelchen matschigen Wegen folgend durch den verregneten Wald stapfte, sprangen Leonies Gedanken hin und her wie ein Sack voller Flöhe mit ADHS. Sie wusste gar nicht, wen sie zuerst hassen sollte... sich selbst, weil sie zu unfähig und einfach noch zu sehr Kind gewesen war, um ihrem Bruder in irgendeiner Weise beistehen zu können? Ihren Bruder, weil er ihr das alles angetan hat, weil er durch seinen Selbstmord ihre Kindheit zerstörte... und das nichtmal aus Versehen, sondern scheinbar völlig bewusst und mutwillig?

Spooky, dafür, dass er ihr diese ganzen Lügengeschichten erzählt hat... und wer weiß, was er noch alles angerichtet hätte, hätte ihr der Rabe nicht rechtzeitig die Wahrheit erzählt? Oder Omega, der ihrem Bruder diese ganzen Flausen überhaupt erst in den Kopf gesetzt hatte... dieses verfluchte Überwesen, das wohl einfach nur jemanden zum Spielen suchte, und dem ihr Bruder in keinsten Weise gewachsen gewesen war?

Aber die anderen zu hassen, ja die ganze Welt zu hassen, war vergleichsweise billig, das konnte jeder dahergelaufene Idiot... die wahre Kunst bestand darin, sich selbst zu hassen, sich so lange einzureden, eine Missgeburt, ein Fehler, eine perverse Laune der Schöpfung zu sein, bis man es schließlich selber glaubte und es bei jedem Blick in den Spiegel auf seine Stirn geschrieben sah.

Und Leonie beherrschte diese Kunst mittlerweile in Perfektion.

Sie hatte sie schon damals beherrscht, nach Jacobs Tod. Schon damals hatte sie instinktiv gespürt, dass irgendwas daran mit ihr zu tun haben musste... hat den Fehler bei sich gesucht, auch wenn ihr die Erwachsenen immer und immer wieder gebetsmühlenartig vorgeseiert haben, dass es nicht an ihr liegen würde... dass das alles nur die Schuld der kranken Psyche ihres gestörten Bruders war.

Leonie hatte es schon damals geahnt, dass ihr eigenes Versagen mindestens genauso viel zum Tod ihres Bruders beigetragen hatte, wie das Versagen ihrer Eltern und der Schule und der gesamten restlichen Welt.

Eine Zeit lang waren ihr Zweifel gekommen, und sie war kurz davor gewesen, den anderen Glauben zu schenken, die sie von aller Schuld reinwaschen wollten. Doch nun, mit dem Wissen von heute, musste sich Leonie endgültig eingestehen, dass sie Recht hatte... dass sie sich aus gutem Grund als Vierzehnjährige schon die Arme mit einer Rasierklinge aufgeschnitten hatte... dass sie aus gutem Grund manchmal einfach ausgetickt war und Stühle durch das Klassenzimmer geschleudert hatte... und dass sie aus gutem Grund einmal, als sie besoffen war, mit geschlossenen Augen über eine gefährliche Straßenkreuzung gelaufen war, in der Hoffnung, dass sie irgendein Auto erfassen und ihrem jämmerlichen Dasein ein Ende bereiten würde.

Sie wünschte nur, sie wäre damals konsequenter gewesen. Dann wäre das alles heute nicht mehr ihr Problem, und Spooky hätte sich ein anderes Opfer für seine perversen Spielchen suchen können.

Irgendetwas knackte im Gebüsch hinter ihr.

Instinktiv ballte Leonie die Hand zur Faust, um sofort zuzuschlagen, falls sich Spooky noch einmal bei ihr blicken lassen würde.

Aber das konnte nicht sein. Sie war so schnell gelaufen, niemand war ihr gefolgt, und Spooky hatte nicht die geringste Ahnung, wohin sie überhaupt lief. Sie wusste es ja selber nicht einmal.

Es sei denn natürlich, er...

Leonie blieb stehen und starrte suchend in den grauen, verregneten Nachmittags-Himmel... inspizierte die Baumwipfel, die ganz ähnlich wirkten wie jene, über die sie erst vor Kurzem noch mit Spooky so ahnungslos hinweggeflogen war.

Da war nichts zu erkennen. Aber natürlich würde sie es auch nicht sehen können, wenn er da oben herumschweben und sie beobachten würde... sie würde es ja nicht einmal verhindern können, wenn sie Zuhause aufs Klo ging, dass der perverse Typ da schon wieder auf sie lauerte und dabei seinen kleinen verschrumpelten Astralpenis auf und ab bewegte. Einen Moment lang überlegte Leonie, ob sie irgendwas nach oben schreien sollte...

irgendwas, was sie ihm nicht schon vorher in der Grotte gesagt hatte.

Aber da war nichts, was sie ihm noch sagen wollte, außer vielleicht:

„Lass mich in Ruhe, hörst du? Für immer! Ich brauche dich nicht, du kaputtes Arschloch! Ich brauche niemanden!“

Natürlich erfolgte keine Reaktion. Wie denn auch... selbst wenn er irgendwo da oben war und antworten wollte, Leonie würde ihn ja doch nicht hören können. Davon abgesehen war es ja nicht einmal sicher, dass sich Spooky tatsächlich schon wieder soweit erholt hatte, dass er hier spionierend durch die Gegend fliegen konnte.

Vermutlich lag er immer noch zitternd im Dreck und jammerte vor Schmerzen, überlegte Leonie. Vermutlich war sie einfach nur paranoid. Aber das konnte man auch leicht werden an Tagen wie diesen.

Eher durch Zufall, als weil sie einen konkreten Plan gehabt hätte, wo sie eigentlich hinlaufen wollte, erreichte Leonie nach mehreren Stunden Fußmarsch wieder vertrautes Gelände, und kurze Zeit später auch ihr Zuhause, das ihr nach all den Wochen immer noch eher wie das merkwürdig riechende Haus ihres Großvaters erschien, als dass sie sich dort wirklich heimisch gefühlt hätte.

Müde und völlig durchnässt schlappte sie mit ihren dreckigen Schuhen die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf. Die Notiz, die ihr Vater neben die Kommode gelegt hatte, und auf der stand, dass es wohl diesen Abend berufsbedingt etwas später werden würde, bis er wieder nach Hause kam, und dass sich noch Essen im Kühlschrank befand, nahm sie dabei überhaupt nicht wahr.

Leonie fühlte sich wie ein Zombie, der gerade eben erst aus seinem matschigen Grab im Friedhof der Kuscheltiere emporgeklettert war und nur noch gewohnheitsmäßig die Tätigkeiten nachahmte, die er früher in ähnlichen Situationen immer ausgeübt hatte. Sie zog sich die nassen Klamotten vom Leib, schlüpfte in eine zufällig gerade herumliegende graue Jogginghose und das passende Oberteil, ehe sie sich die Haare notdürftig trockenrubbelte und sich dann samt Handtuch auf ihr Bett fallen ließ. Während sie da lag, zusammengekauert dem noch immer gegen das Dach prasselnden Dauerregen lauschend, kehrte in ihre Gedankenwelt ganz allmählich wieder ein bisschen Ruhe ein... vielleicht war es auch nur die fatalistische Ruhe vor einem todbringenden Orkan.

Egal, wie sie es auch drehte und wendete... ganz gleich, wem sie nun konkret die Schuld an den ganzen Ereignissen gab... es änderte nichts an der Tatsache, dass sich Leonie niedergeschlagen eingestehen musste, dass ihr Leben gelaufen war.

Ihr Bruder war tot... der einzige Mensch, der ihr je wirklich etwas bedeutet hatte. Der Mensch, der ihr von kleinauf Ersatz gewesen war für die immer etwas abwesend wirkende Mutter, die sich irgendwann nach Jacobs Tod aus dem Staub gemacht hatte, und den zwar herzlichen, aber mit der Erziehung eines rebellischen Teenagers heillos überforderten Vater.

Ihr Bruder war tot, und nichts würde ihn wieder lebendig machen. Punkt.

Spooky war viel zu unbedeutend, als dass sie noch einmal irgendeinen Gedanken an ihn verschwenden wollte. Er war schlicht nur ein Trittbrettfahrer. Einer, der aus der Tragödie um ihren Bruder Kapital schlagen wollte, indem er sich dessen kleine Schwester angelte. Nein... er war es ganz sicher nicht wert, weiter auf dieser Welt zu verweilen.

Und sonst?

Was erwartete sie schon, wenn sie weiter durchhalten würde? Was gab es als Lohn für jahrelanges Stillsitzen in der Schule und nett sein zu fremden Arschloch-Erwachsenen, denen man eigentlich viel lieber ins Gesicht treten wollte?

Im besten Fall bekam man später irgendeinen Bürojob, der einen ausreichend ablenkte, und dank dem man sich viele Hobbys, Reisen und Konsumgegenstände leisten konnte, um sich noch mehr abzulenken.

Aber es würde nie wieder so sein, wie es war.

Dieses Gefühl, als kleines Mädchen an Jacobs Seite zu sitzen... seinen Gedanken zu lauschen... sich zu gruseln bei den Geschichten, die er erzählte, oder den ganzen verrückten Videospiele... zu der wilden Musik zu tanzen...

Oder einfach nur still dazuliegen und dem Regen zu lauschen, so wie jetzt... allerdings mit dem naiven Glauben, dass es keine Endlichkeit gab, dass dieses Paradies für immer da sein würde, und sie keiner jemals daraus vertreiben konnte... dieses Paradies namens Kindheit. Leonie begriff, dass es gar nicht so sehr Jacobs aufmüpfiges, aber auch sensibles Wesen gewesen ist, dem sie so lange schon nachtrauerte. Eigentlich trauerte sie um ihre verlorene Kindheit... und Jacob war eben das Symbol für all das, für dieses Paradies, für diese Unschuld, dieses Abenteuer. Und als er fort ging, verschwand mit einem Schlag auch alles andere.

Vielleicht, so überlegte Leonie, wäre es ein Segen, wenn alle Menschen nach ihrer Kindheit sterben würden. Einfach tot umfallen, sobald sie volljährig wurden... vielleicht nicht in kompletter Unschuld, aber eventuell ja kurz nach dem ersten Sex oder dem ersten Joint, wie so ein quiekendes Opfer in einem dieser klischeebeladenen Teenie-Horrorfilme. Abgeschlachtet auf dem Höhepunkt des Lebens.

War das wirklich ein so schlimmes Schicksal, wenn es danach doch jahrzehntelang nur noch bergab ging und sich alles, egal wie sehr es einen einst auch fasziniert haben mag, nie wieder so intensiv anfühlen würde wie während der Zeit, als man noch Kind gewesen ist?

Leonie summte leise eine Melodie vor sich hin, die ihr Jacob einst auf der Gitarre vorgespielt hatte. In Gedanken versunken, beinahe zärtlich, streichelte sie die Narben auf ihrem Unterarm... die Narben, die sie an drei verlorene Jahre erinnerten... drei Jahre, die sie sich eigentlich ebensogut hätte sparen können, wo sie doch jetzt kein bisschen weiter war als damals, als sie die Nachricht von Jacobs Tod erhalten hatte. Die Nachricht vom Ende ihrer Kindheit.

„Was würdest du an meiner Stelle tun, Jacob...?“, flüsterte sie leise. „Bleiben oder gehen? Kämpfen oder aufgeben?“

Natürlich bekam sie keine Antwort. Zumindest nicht direkt. Aber als sie die Augen schloss und sich wieder einmal wie so oft ihr altes Zimmer vorstellte, und Jacob, wie er gerade zur Tür hereinkam und sie anlächelte... da kam es ihr so vor, als ob er ihr auf einmal aus der Dunkelheit zuzwinkerte und sagte: „Was ich tun würde? Ich würde alles wieder genauso machen. Bis auf eine Sache... bevor ich gehe... bevor ich gehe, würde ich allen nochmal gründlich in die Suppe spucken!“

Allen in die Suppe spucken?

Ja, überlegte sich Leonie... ja, das klang ziemlich nach ihrem Bruder. Nach dem alten Jacob... nach dem, der er war, bevor ihm dieser Omega mit seinen Psychospielchen jeglichen Kampfgeist geraubt hatte.

Leonie grub ihre Fingernägel tief in das Bettlaken, als würde sie einen imaginären Feind erwürgen.

Genau das... genau das war es, was Jacob vor seinem Abgang getan hätte, wenn er da noch Herr seiner selbst gewesen wäre. Er hätte Omega gehörig in die Suppe gespuhlt... hätte diesem selbstherrlichen Möchtegern-Gott und all jenen, die ihm hörig waren, gezeigt, dass sich nicht alle Menschen so einfach versklaven ließen. Er hätte ihnen die Macht der Anarchie gezeigt!

Leonie verzog ihre Miene zu einem grimmigen Lächeln.

Was hatte sie schon zu verlieren? Jetzt, wo ihr ihr Leben nichts mehr bedeute und keiner da war, für den es sich noch weiterzuleben lohnte...

Ok, da war noch ihr Vater, dem sie eigentlich nicht wehtun wollte... aber so wichtig, um allein für ihn noch jahrelang stumm weiterzuleiden in dieser entzauberten Welt, so wichtig war ihr sein Wohlbefinden dann auch wieder nicht.

Nein... bei genauerer Betrachtung war da niemand mehr, der noch einen Platz in ihrem erkalteten Herzen hatte.

Kurzum, sie war der perfekte Racheengel, wie in einem dieser Actionfilme. Keine moralischen Bedenken, die sie zurückhielten. Nichts, was ihr noch Angst machte. So würde sie dort auftauchen, und der Welt einen letzten Gruß von ihrem Bruder überbringen. Basierte Omegas Macht nicht nur darauf, dass er mit den Erwartungen der Menschen spielte? Dass er ihnen Versprechungen machte, ihre Geheimnisse ausspionierte, und mit ihren Ängsten musizierte wie ein virtuoser Pianist auf seinem scheißteuren Elfenbein-Klavier?

Aber wenn man keine Erwartungen mehr hatte, und auch nichts mehr zu verlieren... wenn es einem scheißegal war, ob er aller Welt die intimsten Geheimnisse ausplauderte, weil man sowieso nicht mehr all zu lange an dieser Welt teilzunehmen gedachte... dann würde sich seine ganze angebliche Macht schnell als völlig unbrauchbares Blendwerk herausstellen.

Leonie war natürlich nicht so überheblich, zu glauben, ihn und das ganze System allein durch ihre Entschlossenheit zu Fall bringen zu können. Nein, dafür bräuchte es vermutlich hunderte von ihrer Sorte.

Aber sie wollte ihm doch zumindest eine schmerzhafteste Erinnerung hinterlassen... ein Andenken, gegen das Spookys gebrochene Nase nur ein harmloses Wehwehchen sein würde. Ein ewiges Andenken an Jacob und Leonie... die denkbar falschen Leute, mit denen man sich anlegen sollte, selbst wenn man so eine Art Halbgott war und selbstherrlich über das Schicksal des gesamten Landes bestimmte.

Eine ganze Weile lag Leonie noch so in ihrem Bett, grübelte hin und her, wie sie dem geheimen Weltenlenker am besten den Tag versauen konnte, und dachte sich alle möglichen Grausamkeiten aus, was sie am liebsten mit ihm anstellen würde, falls es ihr irgendwie gelingen würde, seinen realen Körper in die Finger zu bekommen.

Doch irgendwann übermannte sie der Schlaf.

Leonie konnte nicht sagen, ob es nur Sekunden waren oder mehrere Stunden. Das nächste, was sie wieder bewusst mitbekam, war der vertraute Klang einer Gitarre, die direkt neben ihr gespielt wurde.

Verschlafen öffnete Leonie die Augen und erkannte ihren Bruder, wie er direkt neben ihr am Fuß des Bettes saß, schwarzgekleidet und mit langen, ungekämmten Haaren, und ihr mit der Gitarre in der Hand aufmunternd zulächelte.

„Hey, Leo... bist du wach?“

„Nicht so richtig...“, murmelte Leonie wie in Trance. „Was machst du in meinem Zimmer?“

„Es ist unser Zimmer, Leo.“, kam als Antwort zurück. „Wir sind doch eine Familie, nicht wahr? Wir teilen alles miteinander. Alle Freude, und allen Schmerz.“

Er schaute verträumt auf seine Gitarre und spielte ein paar Akkorde, ehe er wieder zu Leonie blickte und sein unschuldigstes Lächeln aufsetzte.

„Ich hab ein neues Lied geschrieben. Über die Ungerechtigkeit in dieser Welt. Es handelt von einem Flüchtling, der sich im Ozean an ein Stück Treibgut klammert, während Gott über ihm mit seinen Puppen spielt. Magst du es hören?“

Zuerst wollte Leonie begeistert antworten... ihn wissen lassen, dass sie dieses Lied nur all zu gerne hören würde.

Doch beim Gedanken an den mit Puppen spielenden Gott musste sie sofort wieder an Omega denken. Und beim Gedanken an Omega war sofort auch das Wissen wieder da, dass ihr Bruder längst tot war und seine zermatschten Überreste in irgendeiner tiefen Erdgrube vor sich hin moderten.

Es war nur ein weiterer grausamer Traum. Ein weiterer Versuch ihres Unterbewusstseins, sie zu verarschen und mit ihren Gefühlen zu spielen.

Und so riss sie Jacob schließlich kurzentschlossen die Gitarre aus der Hand, und schlug sie ihm dann mit voller Wucht über den Schädel, worauf das Gehäuse zerbrach und die gespannten Saiten aus ihrer Verankerung sprangen.

„Fick dich, verdammte Traumgestalt!“, fluchte sie wütend, während Jacob mit einer blutigen Nase in den Trümmern seines Musikinstruments lag und leise vor sich hinjammerte.

„Warum bist du so gemein zu mir, Leo? Warum tust du mir das alles an?“

„Weil du nicht real bist!“, erwiderte Leonie zornig. „Und selbst wenn du es wärst...“

Sie überlegte einen Moment, was sie ihm unbedingt noch sagen wollte. Aber wenn dies nur eine Traumgestalt war, dann hatte das alles ohnehin keine Bedeutung. Also warum überhaupt ihre Zeit damit verschwenden, mit einer imaginären Kreation ihrer Fantasie über irgendwas zu diskutieren?

Andererseits... wenn dies nur ein Traum war, und sie sich gerade völlig bewusst war, dass sie träumte... dann waren dies doch eigentlich die besten Voraussetzungen, um ganz so, wie es ihr Bruder immer getan hatte, auf diese Weise ihre Astralreise zu starten.

Sie überlegte angestrengt, was ihr der Rabe alles über Jacobs Astralreise-Technik verraten hat. Doch ihr fielen beim besten Willen keine Details mehr ein.

„Fein...“, sagte Leonie zuversichtlich zu sich selbst. „Dann werde ich eben improvisieren.“

Sie schaute entschlossen auf die Wand auf der anderen Seite des Zimmers.

„Da ist keine Wand. Diese Wand existiert nicht. Es gibt keine Wände in einem Traum!“

„Warte!“, versuchte sie der noch immer am Boden liegende imaginäre Jacob aufzuhalten.

„Wenn da keine Wand ist, was ist es dann?“

„Was auch immer ich mir vorstelle.“, antwortete Leonie total fokussiert auf ihr wagemutiges Vorhaben. „Da ist alles, was ich mir vorstelle. Denn es ist mein Traum! Und wenn ich mir vorstelle, dass diese Wand keine Wand ist, sondern die Grenze zwischen meinem

physischen und meinem astralen Körper, dann ist das so. Und dann werde ich diese Grenze jetzt einreißen und durch diese verflochtene Wand direkt nach Berlin fliegen!“ Mit diesen Worten erhob sich Leonie von ihrem Bett, scharrte mit den Füßen wie ein wildgewordener Stier, der sich darauf vorbereitete, auf das rote Tuch des Toreros zuzustürmen... dann rannte sie mit einem lauten Kampfschrei los, bis sie ungebremst in die Wand donnerte... und dahinter verschwand.

Die Sitzung im geheimen Bunker unter dem Reichstag war gerade zu Ende gegangen, als Omega mit einer Handbewegung die letzten verbliebenen Teilnehmer zum Verlassen des Saals aufforderte.

„Wenn ihr mich jetzt entschuldigen würdet... es hat sich noch ein unerwarteter Besucher angekündigt.“

„Sollen wir Maßnahmen ergreifen?“, fragte einer seiner Untergebenen dienstbeflissen.

„Das wird nicht nötig sein.“, stellte Omega klar. „Ich werde mich persönlich darum kümmern.“

„Sehr wohl, eure Hoheit!“, antwortete die Wache, verneigte sich, und verließ dann zusammen mit dem Rest des Gefolges den Raum.

Als der Letzte gegangen war, kam Omega mit seinem dunklen Umhang und der Kapuze, unter der man sein Gesicht nur erahnen konnte, von der Decke geschwebt, und landete wenige Meter vor der kampfbereiten Leonie.

„Da ist jemand aber sehr tapfer...“, murmelte er mit eiskalter Stimme. „Sehr tapfer... oder sehr unvorsichtig.“

„Die Gespenster-Nummer kannst du dir sparen.“, entgegnete Leonie genervt. „Ich hab keine Angst vor dir!“

„Ach nein?“, meinte Omega neugierig. „Weil du denkst, dass du nichts mehr zu verlieren hast?“

Spontan war Leonie geneigt, ihm zuzustimmen... aber sie war nicht hier hergekommen, um sich mit diesem eingebildeten Popanz freundlich zu unterhalten und ihm dann auch noch in irgendwas Recht zu geben.

„Ist das deine Taktik, ja?“, fragte sie ungehalten. „Herauszufinden, woran die Menschen am meisten hängen... und wenn du es weißt, dann machst du ihnen Angst, dass sie es verlieren könnten... bis sie dir alles glauben und dir willenlos an den Lippen hängen?“

„Ich zeige nur Möglichkeiten auf.“, korrigierte sie Omega gelassen. „Die Ängste kommen nicht von mir. Die sind schon lange vorher da. Dein Bruder, übrigens, hat vor so gut wie nichts Angst gehabt. Das fand ich schon sehr bemerkenswert. Nur eine Sache... eine Sache hat ihn fast in den Wahnsinn getrieben...“

„Du... weißt wer ich bin?“, fragte Leonie verwirrt. „Kannst du etwa meine Gedanken lesen oder sowas?“

„Ach, das brauch ich gar nicht.“, antwortete Omega amüsiert. „Weißt du, so arg viele Teenager kommen hier nicht vorbeigeflogen. Und davon ganz abgesehen... hast du seine Augen!“

Er kam näher, worauf Leonie instinktiv einen Schritt zurückwich... bis ihr wieder einfiel, dass sie ja eigentlich nichts zu befürchten hatte, und daraufhin wieder trotzig ein Stück näher an ihn heranschwebte.

„Du hast kein Recht, über meinen Bruder zu reden! Du hast ihn umgebracht!“, rief Leonie zornig und riss ihm mit aller Kraft die Kapuze vom Leib, um sein Gesicht zu sehen. Zu ihrer leichten Verwunderung funktionierte es tatsächlich.

Die Kapuze ließ sich anfassen, sie spürte den Stoff, und zum Vorschein kam... das Gesicht ihres Bruders... das Gesicht von Jacob.

„Überrascht?“, fragte Omega, amüsiert ihr erschrockenes Zucken beobachtend.

„Das... das ist ein billiger Trick!“, schimpfte Leonie. „Jeder in der Astralebene kann seine Gestalt verändern.“

Sie selbst konnte es zwar nicht, zumindest hatte es Leonie noch nie wirklich versucht... aber das musste sie dem miesen Möchtegern-Halbgott ja nicht unbedingt auf die Nase binden. Stattdessen setzte sie darauf, möglichst souverän zu wirken, um so vielleicht ihrerseits bei ihrem Gegenüber eine Schwachstelle ausmachen zu können.

Vielleicht sein unstillbarer Hunger nach Macht? Seine Selbstherrlichkeit? Seine Freude daran, andere Menschen zu manipulieren?

„Ich hab deinen Bruder nicht umgebracht, falls dich das beruhigt.“, korrigierte sie Omega sachlich. „Wenn er auf mich gehört hätte...“

„Wenn er auf dich gehört hätte...“, regte sich Leonie auf. „Dann hätte ich jetzt keine Hand mehr, oder ein entstelltes Gesicht.“

„Ja, ganz genau.“, bestätigte Omega mit einem Augenzwinkern. „Dann wärest du wahrscheinlich noch angepisster, als du es eh schon bist. Doch wer weiß... vielleicht wärest du ja auch dankbar... auf ewig dankbar deinem Bruder, dass er dich gerettet hat, und dass er immer zu dir hält trotz all deiner Makel. Ja... ich glaube, du wärest ein dankbares kleines Anhängsel geworden. Und dein Bruder wäre jetzt immer noch am Leben.“

Noch während er sprach, griff er nach Leonies blasser Hand, worauf binnen Bruchteilen von Sekunden eine eisige Kälte in ihr emporgekrochen kam.

„Sag, wäre dieses kleine Händchen nicht ein bescheidener Preis dafür, dass dein Bruder jetzt noch immer an deiner Seite weilen würde, und euch beide eine Kraft verbindet, die kein menschliches Wesen jemals wieder zu durchtrennen vermag? Würdest du nicht bereitwillig deine Hand dafür opfern? Oder bist du eben doch das undankbare Schwesterlein, das, wenn es erst einmal erwachsen ist, nur noch Verachtung für ihren Bruder übrig haben wird?“

Auch wenn sie tief in sich drin ahnte, dass er Recht hatte, und sie alles dafür gegeben hätte, ihren Bruder zurückzubekommen... Leonie dachte nicht daran, dem Widerling zuzustimmen. Stattdessen riss sie ihre Hand von ihm los und ballte eine Faust, um sie ihm mitten ins Gesicht zu schlagen.

„Na, na...“, spottete Omega wenig beeindruckt und deutete auf sein wie Jacobs aussehendes Antlitz. „Du wirst doch nicht etwa deinen eigenen Bruder verprügeln?“

Doch das machte Leonie nur noch wütender.

„Das hab ich heute schonmal gemacht! Außerdem bist du nicht mein Bruder! Und du hast es nicht verdient, sein Gesicht zu tragen!“, brüllte sie, bevor sie sich auf ihn stürzte und ihn mit einer Serie wütender Hiebe eindeckte.

Omega wurde von ihrem ungefilterten Zorn hin und her gerissen und stolperte schließlich in eine Ecke des Raumes, wo er zunächst nach Luft schnappte, und sich nur ganz langsam wieder aufrichtete.

Jacobs Gesicht hatte ein paar Risse abbekommen... so, als wäre es aus Porzellan, und würde irgendwann in tausend Teile zersplittern. Doch noch hielt es, und Omega fasste sich prüfend an die Backe.

„Junge... du gehst ja ganz schön zur Sache...“, keuchte er. „Nicht schlecht dafür, dass du dir das alles nur einbildest.“

Aber Leonie dachte gar nicht daran, sich jetzt von ihm einlullen zu lassen und darüber nachzudenken, ob es überhaupt möglich war, mit einem Astralkörper einen anderen Astralkörper kaputtzuschlagen.

Soweit sie sich an Spookys Worte erinnerte, war das durchaus möglich, so lange ihre Überzeugung, dass es funktionierte, nur größer war als seine Überzeugung, dass ihm ihre Schläge nichts anhaben konnten. Und den Rissen auf seiner Maske nach zu urteilen, war seine Überzeugung längst nicht über jeden Zweifel erhaben.

„Wie gefällt dir das?“, fragte Omega, packte Leonie an der Gurgel, und hob ihren gesamten Körper Richtung Decke.

Auch wenn sie sich einzureden versuchte, dass dies nicht real war, fing Leonie dennoch unwillkürlich an, nach Luft zu ringen. Vermutlich funktionierte es nach beiden Seiten.... und wenn sie ihn verletzen konnte, konnte er es auch.

Da musste sie eben ein paar Tricks aus dem Kampfsporttraining anwenden, das sie als kleines Mädchen ein paar Jahre lang erfolgreich betrieben hatte.

Sie verpasste ihm einen Handkantenschlag auf die Nase, packte seinen Arm, und nutzte dann die Hebelwirkung, um ihn in Richtung des großen Tisches zu schleudern.

Erstaunlich, wie gut das auch in der feinstofflichen Welt funktionierte.

Noch ehe sich Omega wieder gefangen hatte, setzte sie schon nach und verpasste ihm ein paar weitere Schläge.

Doch wieder das gleiche Ergebnis. Da waren vielleicht zwei, drei kleine Risse mehr in der Maske. Aber Omega zeigte sich ansonsten noch immer ziemlich unbeeindruckt.

„Komm schon! Ist das alles, was du drauf hast?“, spottete er und zog sich mit einer eleganten Armbewegung seine Kutte aus, hinter der ein muskelbepackter Körper zum Vorschein kam, der eindeutig durchtrainierter war als der Körper ihres realen Bruders.

„Jetzt zeig, was du kannst!“

Leonie schlug abermals zu. Sie trat, biss, zerrte, schleuderte ihn durch den Raum, duckte sich unter seinen Schlägen hinweg... sie flog, hüpfte und sprang von einem Stuhl zum anderen, um sich schließlich wieder auf Omega zu stürzen und ihn mit einer weiteren Salve von Schlägen einzudecken.

Sie kämpfte sich in einen regelrechten Rausch, der sie Raum und Zeit vergessen ließ. Alles, was für Leonie noch von Bedeutung war, war Rache zu nehmen an Omega... Rache für ihren toten Bruder... Rache für die vergeudeten Jahre... Rache für die unverschämte Behauptung, sie selbst sei Schuld an Jacobs Tod gewesen.

Rache für jede heimliche Träne ihres Vaters, Rache für Spookys dreiste Lügen, Rache für diese dämliche Landeier-Schule, auf die sie gehen musste... Rache dafür, dass ihre Familie auseinandergebrochen war, Rache für jede beschissene Sitzung beim Psychologen... Rache an der ganzen Welt, für alles, was je geschehen und nicht geschehen war...

Und Omega verkörperte diese Welt. Er regierte sie. Und ihn traf nun Leonies geballter Zorn. Zorn, der stärker sein musste als jede seiner beschissenen Illusionen.

Sie konnte nicht sagen, wie lange sie so miteinander kämpften.... wie oft sie sein Gesicht betrachtete und sich nicht sicher war, ob diese verdammte Maske wieder von alleine zusammenwuchs, oder ob sie ihn einfach nur noch nicht hart genug getroffen hatte. Wäre der physische Raum um sie herum von ihren herumwirbelnden Astralkörpern manipulierbar gewesen, er hätte vermutlich längst einem Schlachtfeld geglichen, und jegliches Mobiliar wäre kurz und klein geschlagen und als Waffe verwendet worden. So hingegen prügeln sie sich noch immer gegenseitig durch den nahezu unversehrten Besprechungs-Saal, und vermutlich hätte Leonie noch ewig so weiterkämpfen können... doch plötzlich ahnte Omega ihren nächsten Schlag voraus. Er wich elegant zur Seite aus und packte dann ihren Arm. Und diesmal war der Griff stärker... unbarmherziger... und kälter als jede seiner Berührungen zuvor.

Leonie versuchte, sich loszureißen, zerrte und rüttelte, aber Omega gab keinen Millimeter mehr nach.

Stattdessen sah er sie mit seinem von den Rissen entstellten Gesicht an und grinste nur. „Sag, kleine Schwester... hat dir denn niemand erzählt, dass es nicht gesund ist, sich als Anfänger zu lange in der Astralwelt aufzuhalten?“

Sie schaute ihn ratlos an und versuchte ein weiteres Mal, sich irgendwie loszureißen... obgleich sie das Gefühl hatte, mit jeder Bewegung schwächer und schwächer zu werden.

„Weißt du, was dein realer Körper gerade macht?“, sprach Omega unnachgiebig weiter.

„Bumm! Bumm! Bumm! Bumm! Bumm!... Dein Puls ist auf über 200, seit schätzungsweise fünfzehn Minuten. Dein zarter Körper ist total verschwitzt, ja, das ganze Bettlaken ist längst feucht, und keine Menschenseele kommt vorbei, um dich wieder aufzuwecken.“

So langsam kam Panik in Leonie auf. Sie versuchte, sich auf ihren Körper zu konzentrieren. Laut Spooky hätte das ausreichen sollen, um sofort wieder unversehrt zurück nach Hause zu gelangen.

Doch es passierte nichts. Nur, dass sie jetzt auf einmal ebenfalls ihren abartig schnellen Herzschlag hören konnte. Und sie spürte einen stechenden Schmerz in der Brust.

„Ach, du dummes Ding... hast so viel Energie in die Vorstellung gesteckt, dass das alles hier real ist.“, erklärte Omega gelassen weiter. „Und jetzt wünschst du dir plötzlich, es wäre nur ein Traum, und alles, was du mir heute Nacht angetan hast, wäre niemals möglich gewesen. Ich würde sagen, du brauchst Stunden, um von diesem Trip wieder runterzukommen. Aber dein Körper da draußen... der hat nur noch wenige Minuten... Na, hörst du schon, wie das Herz immer schneller und schneller wird? Bumm! Bumm! Bumm! Bumm...“

„Ich glaube dir nicht... das ist alles nur... ein billiger Trick...“, entgegnete Leonie. Aber es klang nicht sehr überzeugend, nicht mal für sie selbst. Sie versuchte ein weiteres Mal, ihren Arm aus seiner Umklammerung zu befreien... aber nichts. Nicht der geringste Effekt. Nur dass ihr beim letzten Versuch im selben Moment heiß und kalt wurde, als ob sie eine schlimme Fieberattacke erlebte. Ihre Sicht wurde zunehmend verschwommen, und dann begann der Boden unter ihr nachzugeben... oder waren es ihre Beine, die nachgaben und immer tiefer im Untergrund versanken, wie in einem schlammigen Sumpf?

„Hey, Arschloch! Lass sie sofort los!“, hörte Leonie auf einmal eine vertraute Stimme von der Seite.

Sie wandte sich um, und erblickte zu ihrer Erleichterung Spooky, der sich neben ihnen aufbaute, mit einer Art schwarz schimmernden Rüstung, wie ein Ritter aus einem Anime... und einem großen, silber glänzenden Schwert in den Händen, dem man seine Schärfe schon auf den ersten Blick ansah.

Omega drehte den Kopf in Spookys Richtung, ohne jedoch die Position seines Körpers und des zupackenden Arms auch nur minimal zu verändern.

Dann lächelte er.

„Ah... du bist doch der Junge von damals! Der Junge mit den beeindruckenden Kräften, dessen Namen mir Jacob nie verraten wollte. Wer weiß, vielleicht können wir ja irgendwann zusammenarbeiten. Es ist nur...“

Mit diesen Worten blickte er wieder auf die immer blasser und schwächer werdende Leonie, deren Unterarm er nach wie vor fest umklammert hielt.

„Ich bin gerade noch beschäftigt. Also wenn du dich noch ein wenig gedulden würdest... es dauert auch nicht mehr lang...“

Er schien ernsthaft zu glauben, dass sich Spooky so einfach vertrösten ließe.

Aber der dachte nicht im Traum daran. Stattdessen hob er sein Schwert drohend über Omegas Kopf, und mahnte ihn mit entschlossener Stimme:

„Das ist meine allerletzte Warnung, du Anfänger! Lass sie gehen... andernfalls wirst du die Schärfe meines legendären Schwertes Excalibur kennenlernen!“

„Hahaha....“, lachte Omega herzhaft. „Das hast du wohl vorher im Wald aus einem Stein gezogen, was? Glaubst du ernsthaft, du könntest mich damit verletzen?“

„Dich nicht.“, erwiderte Spooky mit grimmiger Miene. „Aber sie!“

Dann sauste sein Schwert auf Leonie herunter und trennte mit einem sauberen Schnitt ihren Astralarm vom Körper ab.

Leonie schrie instinktiv vor Schmerz und starrte geistesabwesend auf ihren abgeschlagenen Unterarm, den der mindestens ebenso verdutzte Omega ratlos in den Händen hielt.

„Und jetzt lauf!“, schrie Spooky und gab ihr einen kräftigen Stoß. „Lauf und flieg nach Hause, ohne dich noch einmal umzudrehen.“

„Ja... ja...“, stammelte Leonie verwirrt und stieß sich mit den Beinen vom Boden ab, so kraftvoll wie es ihr in ihrem Zustand noch möglich war. Sie stürmte auf die Wand mit dem Monitor zu und machte sich bereit, hinein zu springen.

Aus dem Augenwinkel nahm sie Omega wahr, der ihr zornig hinterherstürmen wollte, aber von dem zu allem entschlossenen Spooky, der sich ihm mit einem lauten Kampfschrei in den Weg stellte, daran gehindert wurde.

„Nicht umschauen, sagte ich! Hau ab!“, hörte sie Spooky noch rufen, ehe er von Omegas wütender Faust getroffen wurde und mitsamt seinem Schwert durch den halben Raum kullerte.

Dann prallte Leonie frontal gegen die vor ihr befindliche Wand und verlor das Bewusstsein.

Kapitel 12 - Auf der Flucht

Sie erwachte auf dem Boden ihres Zimmers... mit völlig nassgeschwitztem Gesicht und einem laut pochenden Herzen, das ihr förmlich aus der Brust zu springen schien.

„Oh shit!“, stammelte Leonie, bevor sie sich zur Seite drehte, um ihren verloren geglaubten Arm zu begutachten.

Er schien völlig eingeschlafen und taub zu sein, doch zum Glück war alles noch an einem Stück... nur ein heftiger blaugrüner Bluterguss oberhalb des Handgelenks, dort wo Omega zugepackt hatte, war zu erkennen.

Leonie ließ erleichtert ihren Kopf nach hinten sinken und fasste sich vorsichtig an die Brust, um irgendwie ihren Herzschlag zu beruhigen.

„Ich muss wieder runterkommen...“, flüsterte sie zu sich selbst. „Muss... runterkommen...“

Vielleicht wäre es angebracht, erstmal ein Glas Wasser zu trinken, überlegte sie sich.

Ihr Blick wanderte suchend durch ihr vertrautes, im Halbdunkel der gedimmten Lampe noch gut sichtbares Zimmer. Da stand eine Wasserflasche auf der anderen Seite ihres Bettes, doch die erschien Leonie in jenem Moment meilenweit entfernt zu sein... zu sehr hatten die Ereignisse der letzten Stunden und ihr Kampf mit Omega an ihren Kräften gezehrt.

Sie schloss müde die Augen... riss sie aber sofort wieder auf, als ihr klar wurde, dass sie jetzt garantiert nicht einschlafen wollte. Was, wenn sie im Traum plötzlich wieder ihren Körper verließ? Was, wenn Omega ihr irgendwie gefolgt war und plötzlich neben ihr am Bett stehen würde?

Leonie massierte sich fluchend die heißgelaufene Stirn. In was für eine Scheiße hatte sie sich da nur wieder reingeritten? Dabei hatte sie geglaubt, eine echte Chance zu haben... sie dachte wirklich, sie hätte Omega am Rande einer Niederlage gehabt.

Oder hatte er das alles von Anfang an so geplant?

Wollte er sie erst aus der Reserve locken, nur um sie dann kaltblütig umzubringen, weil sie von ihm und seinen Plänen wusste? Oder hatte er nur mit ihr gespielt?

Und Spooky... er hatte sie gerettet... aber wieso?

Jetzt erst realisierte Leonie, dass er sie nicht nur gerettet hatte, sondern zweifellos auch sein eigenes Leben dafür aufs Spiel setzte... und sie konnte nur hoffen, dass er wieder heil aus dem ganzen Schlamassel rausgekommen war.

Dann klingelte es stürmisch an der Tür.

Nicht ein- oder zweimal, sondern gleich ganze acht Mal wurde die Glocke betätigt. Und als nicht sofort jemand reagierte, noch einmal von vorn.

„Stimmt ja...“, stöhnte Leonie. „Dad ist wahrscheinlich noch gar nicht Zuhause.“

Sie schlüpfte in ihre Pantoffeln, zog eine über dem Stuhl hängende Jacke über ihren immer noch nassen Schlafanzug, und machte sich mit unsicheren Schritten auf den Weg zur Treppe.

„Ja... ich komme ja schon...“, murmelte sie vor sich hin, als es weitere Male klingelte und dann jemand wie wild von außen gegen die Tür trommelte.

Sicherheitshalber blickte sie erstmal durch den Spion... und erkannte Spooky, der ziemlich aufgeregt zu sein schien und abermals heftig gegen die Tür klopfte.

Dann legte Leonie die golden glänzende Absperr-Kette zur Seite und öffnete ihrem Lebensretter.

„Hey...“, begrüßte sie ihn mit einem bemühten Lächeln, aber er stieß sie nur unsanft zur Seite und verschloss sofort die Tür hinter sich.

„Los, pack deine Sachen! Wir müssen hier weg. Sofort!“, rief er, während er mit einem nervösen Blick die Wohnung inspizierte.

„Weg? Aber... warum? Und... wohin?“, fragte Leonie verunsichert.

„Warum? Ich mag nicht viel über diesen Omega wissen... aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er nicht gern verliert.“, erklärte Spooky grimmig. „Und wir haben ihn vorhin wie einen ziemlichen Verlierer aussehen lassen. Na, denkst du, das ist Grund genug?“

Er machte eine auffordernde Bewegung in Richtung Treppe, was wohl bedeutete, dass Leonie schnell in ihr Zimmer gehen sollte, um zu packen.

Jetzt erst bemerkte sie das breite Pflaster auf Spookys gekrümmter Nase und das blau-grün angeschwollene Auge, das sie ihm wohl am Nachmittag verpasst hatte.

Leonie wollte sich irgendwie entschuldigen für die grobe Behandlung, die ihr jetzt im Nachhinein, nachdem er sie offensichtlich gerettet hatte, doch ein wenig unangebracht erschien, und rang nach den passenden Worten, aber Spooky achtete gar nicht darauf und schubste sie sanft, aber bestimmt nach oben.

„Komm schon, wir können später reden. Die können jeden Moment hier sein. Zieh dir was Vernünftiges an und pack ein bisschen Verpflegung ein, am besten auch noch Geld. So viel, wie du auftreiben kannst! Ich weiß nicht, wie lange wir weg sein werden.“

„Aha...“, murmelte Leonie wenig begeistert. „Und... was sag ich meinem Dad? Dass ich mich mit dem heimlichen Herrscher der Welt angelegt habe und leider untertauchen muss?“

„Schreib ihm... schreib ihm einfach, dass du unschuldig bist. Und dass der Typ aus seinen Träumen bei dir ist.“, erwiderte Spooky, der scheinbar nie um eine Antwort verlegen war.

„Und nein... das musst du jetzt nicht verstehen. Schreib es ihm einfach. Es wird ihm das Gefühl geben, dass alles wieder in Ordnung kommt.“

„Na, wenn du meinst...“, sagte Leonie und griff nach Zettel und Stift. „Woher weißt du so viel über meinen... ach, vergiss es, ich will's gar nicht wissen.“

Die Vorstellung, dass er schon über längere Zeit ungesehener Gast in ihrem Haus war, bereitete ihr immer noch Gänsehaut, auch wenn sie zugeben musste, in gewisser Weise auch froh darüber zu sein, dass er jetzt hier bei ihr war und sie nach dem Schockerlebnis mit Omega nicht ganz alleine mit ihren Ängsten und Dämonen sein musste.

Auf einmal flackerte draußen blaues Licht auf, und es waren mehrere Polizei-Sirenen zu hören.

„Mist!“, fluchte Spooky. „Die sind schneller als ich dachte. Los, komm, wir gehen hinten über den Garten raus.“

Es gelang Leonie gerade noch, Hose und Schuhe überzuziehen und etwas Geld in die Tasche zu stecken, als sie Spooky auch schon mit sich fort riss.

Sie eilten die Treppe hinunter, durch die im blauen Flackerlicht wie eine Disco strahlende Wohnung. Gerade, als sie die Tür zur Terasse öffneten, wurde auch schon hinter ihnen mit brachialer Gewalt die Haustür aufgebrochen.

„Schnell jetzt! Und nicht zurückschauen.“, rief Spooky, während sie hektisch über Zäune und kleine Mauern sprangen, mehrere Vorgärten durchquerten und schließlich zu einem an einer Seitenstraße am Waldrand geparkten SUV kamen.

Wie zur Begrüßung flackerten die Lichter des Wagens auf, und Leonie erkannte die Zündschlüssel in Spookys Händen.

„Das ist... dein Auto?“, fragte sie außer Atem.

„Es gehört dem Baierle.“, antwortete Spooky. „Hab ich mir... ausgeliehen. Naja, er wollte erst rumzicken und einen auf Autoritätsperson machen, aber ich hatte einfach die besseren Argumente. Außerdem gefiel ihm glaube ich die Idee, dass mir auf der Flucht irgendwas zustoßen könnte und er niemals wieder von mir hören wird.“

Diese Auskunft überzeugte Leonie nur teilweise.

„Okay... aber kannst du das Teil auch fahren?“

„Ich hab mir erst neulich ein Tutorial auf Youtube angeschaut.“, gestand Spooky. „Aber ich selber... ich hab noch nie... also noch nie in echt. Aber virtuell bin ich ziemlich gut in sowas, ehrlich!“

„Virtuell. Na toll.“, erwiderte Leonie mit einem flauen Gefühl in der Bauchgegend.

Ruckartig setzte sich der Wagen in Bewegung, der Motor gab ein kurzes Brummen von sich, verstummte aber sofort darauf wieder.

„Fuck!“, fluchte Spooky. „Das passiert mir auf der Konsole nie.“

Er drehte den Schlüssel abermals um, und beim zweiten Mal klappte es. Der Motor sprang an, und der Wagen rollte unsanft auf die Hauptstraße zu.

„Vielleicht sollten wir etwas Radio hören... nur um auf dem Laufenden zu bleiben.“, meinte Spooky, nachdem sie das um diese Zeit nahezu ausgestorbene Ortszentrum hinter sich gelassen hatten, und fummelte unbeholfen an den Knöpfen herum, während er jedoch gleichzeitig konzentriert die Straße im Auge behielt.

Auf den ersten beiden Sendern ertönte nur Musik, dann etwas Werbung. Doch gerade, als sie das Ortsschild von Kalbsbach passierten, unterbrach der Sender sein Programm plötzlich für eine Sondermeldung.

„Die Polizei bittet um Mithilfe auf der Suche nach zwei flüchtigen Jugendlichen. Wie die Polizei mitteilte, werden die beiden Teenager aus dem schwäbischen Kalbsbach dringend verdächtigt, dem Terrornetzwerk Al-Qaida anzugehören und Anschläge auf Weihnachtsmärkte und andere öffentliche Einrichtungen vorbereitet zu haben. Die Flüchtigen sind vermutlich bewaffnet und extrem gefährlich. Bitte nehmen sie in der Gegend keine Anhalter mit und melden sie sich bei den Behörden, wenn ihnen irgendetwas verdächtig erscheint. Weitere Hinweise soll es im Lauf der Nacht in einer Pressekonferenz geben.“

„Al-Qaida? Echt jetzt?!“, fragte Leonie baff. „Damit kommen die nicht durch! Ich meine... jeder, der nicht völlig verblödet ist, sieht doch auf den ersten Blick, dass wir keine Islamisten sind. Die haben keine Beweise!“

„Hast du einen Computer?“, erwiderte Spooky nicht wirklich überrascht.

„Natürlich. Aber was hat das jetzt...“

„Wenn du einen Computer hast, dann haben sie auch alle Beweise, die sie brauchen. Die werden wahrscheinlich gerade im Moment auf deine Festplatte hochgeladen.“

Irgendwelche Anleitungen zum Bombenbauen, Enthauptungsvideos mit religiöser Musik im Hintergrund, gefakte Emails, in denen wir uns schreiben, dass wir nicht länger tatenlos dabei zusehen wollen, wie unsere Glaubensbrüder von Israel und den USA unterdrückt werden. Irgendsowas in der Art.“

„Aber...“, stammelte Leonie hilflos. „Aber... die... mein Vater, der wird ihnen sagen, dass das unmöglich stimmen kann! Der kennt mich doch und weiß, dass ich mit so nem Schwachsinn nix am Hut habe und unmöglich eine Islamistin sein kann...“

„Bist du dir da sicher?“, hakte Spooky mit skeptischem Blick nach. „Dein Vater hat seit drei Jahren nicht viel mehr von dir gesehen als deinen Rücken, wenn er nach Hause kommt und du dich in deinem Zimmer einschließt. Er weiß nicht, was du da drin machst, er weiß nicht, mit wem du dich in der Schule rumtreibst... er weiß vermutlich deutlich weniger von dir als du von ihm. Früher oder später wird er es ihnen glauben. Und unsere Klassenkameraden werden vermutlich auf Nachfrage bereitwillig bestätigen, dass ich ein zwielichtiger, unsozialer Psychopath bin, der ihnen schon immer unheimlich gewesen ist. Und auf dich wird man in Gelsenkirchen vermutlich auch nicht viel besser zu sprechen sein. Ich meine, du bist aus nichtigen Anlässen auf deine Mitschüler losgegangen, hast dich immer mehr zurückgezogen und irgendwann auch damit aufgehört, dich zu schminken und wie ein typisches Mädchen zu kleiden. Also wenn du mich fragst, gibt es da draußen eine Menge Leute, die uns so ne Scheiße durchaus zutrauen würden.“

Leonie zuckte ratlos mit den Schultern. Gut möglich, dass Spooky Recht hatte und alles ziemlich plausibel wirkte. Dennoch wollte sie nicht wahrhaben, dass einem in einem Rechtsstaat so einfach ein Verbrechen in die Schuhe geschoben werden konnte.

„Aber... spätestens bei der Gerichtsverhandlung merkt man doch, dass das alles erstunken und erlogen ist...“, überlegte sie weiter. „Ich meine...“

„Es wird keine Gerichtsverhandlung geben!“, konterte Spooky energisch. „Kapierst du’s nicht? Wir sind auf der Abschussliste! Besser gesagt, auf der „Auf der Flucht erschossen“-Liste. Oder sollte ich sagen, auf der „Tot in einem ausgebrannten Wohnmobil aufgefunden“-Liste?“

Weiß der Himmel, warum ich mich da eingemischt und dir auch noch geholfen habe... naja, vermutlich, weil mich Omega früher oder später sowieso aufgespürt hätte.“

Er rieb sich die übermüdeten Augen und seufzte leise, während Leonie durch die Heckscheibe nervös die Scheinwerfer der dicht hinter ihnen herfahrenden Autos beobachtete... noch immer fassungslos, dass man scheinbar so einfach zur Zielscheibe für den gesamten Staatsapparat werden konnte.

„Meinst du, sowas kommt häufiger vor? Dass die nach jemandem suchen und einfach irgendeinen Vorwand erfinden?“

„Natürlich!“, bestätigte Spooky überzeugt. „Oder was meinst du, warum die Bullen bei Hausdurchsuchungen ständig irgendwelche Waffen und Bomben finden? Warum liegt das ganze Zeug immer nur irgendwo rum und wird nie benutzt? Vermutlich, weil die meisten Verdächtigen weder Bomben haben noch Islamisten oder gewaltbereite Neonazis sind... sondern vielleicht einfach ein paar Hacker, die sich in Regierungscomputer gehackt haben und irgendwelchen Schweinereien auf die Schliche gekommen sind. Oder so Leute wie wir, die irgendwo rumschweben, wo sie eigentlich nicht sein dürften. Ich hab mal in einem Internetforum gelesen, dass...“

Plötzlich verstummte Spooky mitten im Satz. Hinter einer Kurve, keine fünf Kilometer vom Dorf entfernt, standen mehrere Polizeiwagen quer und stauten den Verkehr auf.

Er bremste abrupt, wollte instinktiv zurücksetzen und wenden, doch die dicht hinter ihm auffahrenden anderen Verkehrsteilnehmer machten ihm einen Strich durch die Rechnung.

Und just in diesem Moment bog auch noch hinter ihnen ein weiteres Polizeiauto aus einem Waldweg heraus auf die Landstraße, um darauf zu achten, dass sich keiner der Kontrolle seiner Personalien entziehen konnte.

„Fuck!“, fluchte Leonie aufgeregt. „Was machen wir denn jetzt?“

Die Aussichten waren wahrlich beschissen.

Rechts von ihnen befand sich ein Graben und der im Dunkeln liegende Wald, und links ging es eine ziemlich steile Böschung hinab.

Unterdessen wurde eines der Autos nach ausgiebiger Untersuchung durchgewunken, und zwei Beamte machten sich mit drohendem Griff an ihr Waffenholster auf zum nächsten Verkehrsteilnehmer... einem Lieferwagen, der vier Autos vor Leonie und Spooky stand.

Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis schließlich auch sie an der Reihe waren, und Leonie sah sich schon in Handschellen auf dem Rücksitz eines Polizeiwagens sitzen.

Nach einem hastigen Blick nach hinten und einem frustrierten Schlag gegen das Lenkrad drehte Spooky seinen Kopf zur Seite und warf Leonie einen fragenden Blick zu.

„Was ist... vertraust du mir?“

„Zur Hölle... nein!“, kam sofort die energische Antwort zurück. „Du hast mich belogen und verarscht, und ok, du hast mir vorhin auch das Leben gerettet... aber ohne dich wäre ich vermutlich gar nicht erst in diese beschissene Lage gekommen...“

„Schon klar.“, seufzte Spooky. „Ich bin der Böse in diesem Spiel, und du bist das ahnungslose Opfer. Aber weißt du... ich könnte allmählich echt mal ein bisschen Zuspruch vertragen.“

Ach, was soll's... scheiß drauf. Gut festhalten!“

Mit diesen Worten riss er das Lenkrad herum, drückte das Gaspedal durch und steuerte den Wagen frontal den abschüssigen Hang hinunter.

Da war eine Herde Schafe... mindestens zwanzig Stück, denen Spooky nur mit höchster Not ausweichen konnte.

Zwei der Polizeiwagen hinter ihnen machten sich auf, ihnen auf einer anderen Route den Weg abzuschneiden, während einer direkt die Verfolgung aufnahm und ebenfalls die Böschung herunterfuhr.

„Einer von denen verfolgt uns!“, informierte Leonie Spooky panisch nach einem Blick in den Rückspiegel.

„Was?“, erwiderte Spooky, während er verkrampft das Lenkrad festhielt und einem im Weg stehenden Baum auswich. „Sind die Kerle etwa lebensmüde?“

Auch das Polizeiauto passierte die Schafherde. Zweien der Tiere konnte der Fahrer allerdings nicht mehr ausweichen, oder hatte es gar nicht erst ernsthaft versucht... worauf sie laut blökend durch die Luft flogen und irgendwo weiter hinten hart auf dem Boden aufschlugen.

„Diese Bullen sind ganz schön rücksichtslos.“, kommentierte Leonie die Szene im Rückspiegel. Dann durchbrach ihr Fluchtwagen einen Lattenzaun, und die Böschung wurde nochmal ein gutes Stück steiler.

„Unten... weiter unten sollte wieder eine Art Straße kommen...“, versuchte Spooky sich und seiner Beifahrerin Mut zuzusprechen.

„Ich hoffe mal, die Typen kennen sich hier nicht so gut aus wie du.“, antwortete Leonie skeptisch.

„Das ist sehr unwahrscheinlich.“, erwiderte Spooky, bevor er mit wachsender Besorgnis realisierte, wie das Polizeiauto immer näher zu ihnen aufschloss. „Los, mach was, Leonie!“ „Und was?“, erwiderte sie ratlos. „Hast du ne Waffe oder sowas?“

„Schmeiß irgendwas nach den Arschlöchern!“, rief Spooky. „Schau, was sonst noch im Wagen ist.“

„Ok...“

Leonie sah sich um und entdeckte im Handschuhfach eine volle Getränkedose, sowie nochmal zwei Sprudelflaschen auf dem Rücksitz. Dann kurbelte sie das Fenster runter und versuchte, mit einem beherzten Wurf das hinter ihnen fahrende Auto zu erwischen. Die Dose und die erste Flasche gingen voll daneben.

Mit der zweiten traf sie immerhin den Außenspiegel des Polizeiwagens, was der Beamte auf dem Beifahrersitz nicht besonders witzig zu finden schien. Denn er entsicherte seine Waffe und machte sich nun ebenfalls daran, das Seitenfenster zu öffnen und nach vorne zu zielen.

„Die... die schießen gleich auf uns.“, fluchte Leonie. „Halt den Kopf unten, hörst du?“ Sie überlegte kurz, was sie noch tun könnte, und kam schließlich auf die reichlich aussichtslos erscheinende Idee, ihre Jacke als letztes Wurfgeschoss zu verwenden. Und so beugte sie sich ein weiteres Mal aus dem Fenster, zielte und warf die Jacke so kräftig sie konnte.

Mehr zufällig als beabsichtigt wurde sie vom Fahrtwind aufgewirbelt und landete mitten auf der Windschutzscheibe des Polizeifahrzeugs, was den Fahrer so irritierte, dass er einen der umstehenden Bäume zu spät erkannte und erst im letzten Moment das Steuer herumreißen konnte.

Die Reifen blockierten, und der Wagen prallte seitlich gegen den massiven Baumstamm. Mit diebischer Freude beobachtete Leonie im Rückspiegel, wie der Motor ihrer Verfolger zu rauchen anfang und die beiden Beamten frustriert ausstiegen.

„Die haben wir abgehängt!“, triumphierte Leonie, hielt sich aber gleich darauf erschrocken den Arm vor's Gesicht, als ein dorniges Gebüsch vor ihnen auftauchte und Spooky mit voller Wucht hindurchbretterte.

Für einen Moment schien es, als würde ihr Auto abheben und in Richtung des halbvollen Mondes am Himmel fliegen wollen, doch dann kam der Wagen auch schon mit einem heftigen Ruck auf einem steinigen Waldweg zum Stehen.

Sie hatten es tatsächlich geschafft. Hinter ihnen lag eine Schneise der Verwüstung, vor ihnen ein komplett im Dunkeln liegender, verlassener Waldweg, den vermutlich nicht einmal die Navigationsgeräte der Polizei kannten.

„Los, schnell weiter!“, murmelte Leonie. Erst jetzt bemerkte sie, wie Spooky leichenblass und zitternd noch immer das Lenkrad in der Hand hielt.

„Ich... ich pack das nicht mehr...“, gestand er und wischte sich den angesammelten Schweiß von der Stirn. „Weißt du... wenn ich mich vorbereiten kann... wenn ich meinen Feind kenne und einen Plan ausarbeiten kann... drüben in der Astralwelt... dann bin ich so gut wie unbesiegbar. Aber hier... in dieser Welt... hier bin ich nur ein Versager. Schon immer gewesen.“

Er blickte skeptisch auf seinen zitternden Arm.

„Da, siehst du? Nicht mal mein Körper gehorcht mir mehr... und wahrscheinlich... wahrscheinlich werde ich mich gleich übergeben und...“

„Du hast das toll gemacht!“, versuchte Leonie ihrem Retter Mut zuzusprechen. „Ehrlich... das gerade eben war wie in irgend so einem krassen Actionfilm. Aber jetzt müssen wir dringend weiter, sonst haben die uns gleich wieder eingeholt.“

„Ach, die kriegen uns doch sowieso...“, erwiderte Spooky resigniert. „Wir kommen keine zehn Kilometer mehr. Wahrscheinlich suchen die uns bald auch noch mit Hunden und Helikoptern. Wie im Film, was?“

Er lachte verbittert... hatte oft genug solche Jagdszenen beobachtet, aber nie gedacht, dass er einmal selber so enden würde.

„Komm schon...“, erwiderte Leonie und rüttelte an seinem Ärmel. „Lass dir noch einmal was einfallen. Eine letzte gute Idee, Spooky, bitte! Ein letzter magischer Zaubertrick... dann werde ich dir auch für immer dankbar sein. Kannst du nicht nochmal ein anderes Auto organisieren? Ist da noch irgendwer, der dir einen Gefallen schuldet?“

„Eine letzte gute Idee...“, murmelte Spooky. „Wenn wir im Ort wären, vielleicht. Aber hier draußen ist praktisch nichts, nur Wald und ein paar Bauernhöfe und...“

Er zögerte einen Moment, dann kehrte wieder so etwas wie Zuversicht in sein verbeultes Gesicht zurück, und er drückte das Gaspedal durch.

„Ok, mir ist da gerade tatsächlich noch etwas eingefallen.“

Sie fuhren mit einem Höllentempo weiter bis zu einer Kreuzung, an der Spooky in einen weiteren Feldweg einbog, der sie schließlich nach knapp dreiminütiger Fahrt an einen ziemlich alt wirkenden Schuppen brachte.

Spooky stieg aus und öffnete das große Scheunentor.

Dahinter kamen mehrere landwirtschaftliche Gerätschaften zum Vorschein, eine Art Pflug und zwei Traktoren, von denen einer noch einen Anhänger mit einem großen Güllefass angeschraubt hatte.

Sie parkten das Auto in einer dunklen Ecke, damit man es nicht schon beim Vorbeifahren sofort entdecken würde. Dann kletterte Spooky auf den Traktor mit dem Güllewagen, setzte sich einen nebendran liegenden grauen Bauernhut auf, und begann, irgendwo unter dem Sitz nach einem Schlüssel zu suchen.

„Sag mal... sicher, dass das eine gute Idee ist?“, fragte Leonie skeptisch.

„Na klar!“, erwiderte Spooky jetzt wieder deutlich zuversichtlicher, ehe er mit einer weiteren Handbewegung den Motor startete und schwarzer, stinkender Rauch aus dem Auspuff kam.

„Schon vergessen? Ich bin hier in der Gegend aufgewachsen. Ich weiß schon, was ich tue.“

Er reichte ihr die Hand, und Leonie schwang sich nach kurzem Zögern zu ihm auf den Fahrersitz.

„Hier...“, meinte Spooky und stülpte ihr eine alte, stinkende Felldecke über den Kopf. „Du bleibst schön in Deckung, wenn jemand kommt.“

„Das ist doch voll dämlich!“, erwiderte Leonie. „Es ist schon weit nach Mitternacht. Kein Bauer wird um diese Uhrzeit noch unterwegs sein, um seine Felder zu düngen.“

„Du kennst die Mentalität der Schwaben nicht.“, konterte Spooky. „Wer arbeitet, ist immer im Recht und grundsätzlich nie verdächtig. Nur wenn jemand nichts tut, schauen sie alle ganz genau hin.“

Dann fuhren sie mit knatterndem Motor los. Eine gute Stunde lang über holprige Wald- und Feldwege, die geteerten Straßen meidend, so gut es eben ging.

Nur einmal kam ihnen auf einem der Wege ein schon von weitem durch seine Scheinwerfer zu erkennendes Polizeifahrzeug entgegen. Aber Spooky reagierte instinktiv und lenkte den Traktor sofort auf den am Wegrand befindlichen Acker.

Als er aus dem Augenwinkel bemerkte, wie das Polizeiauto langsamer wurde, wohl weil man auf den Traktor aufmerksam geworden war, drückte Spooky in Seelenruhe einen Knopf und begann, die Gülle aus dem Fass auf das Feld zu spritzen.

Und tatsächlich... die Polizisten beschleunigten wieder und setzten ihre Suche fort, ohne noch einmal zu ihnen zurückzuschauen.

„Puh...“, kommentierte Spooky für die nahezu komplett in die stinkende Pferdedecke gehüllte Leonie. „Die sind weitergefahren. Kannst wieder rauskommen.“

Als nach einer weiteren Sicherheits-Runde um den Acker herum immer noch keine neuen Scheinwerfer aufgetaucht waren, entschlossen sie sich schließlich zur Weiterfahrt.

„Sag mal...“, meinte Leonie, vorsichtig aus ihrer Decke hervorlugend. „Wohin fahren wir eigentlich? Wir können uns doch ohnehin nirgendwo blicken lassen. Die suchen sicher überall nach uns.“

„Hab dir ja gesagt... pack ein bisschen Geld ein.“, erwiderte Spooky konzentriert. „Ich hab knapp über 2000 zusammenkratzen können. Und du?“

„300 irgendwas, wenn's hochkommt.“, erwiderte Leonie.

„Passt schon. Das sollte bis Kiew reichen.“

„Kiew?“, fragte Leonie verwirrt. „Was zur Hölle willst du in Russland?“

„Ukraine.“, erklärte ihr Spooky. „Und von da aus noch bisschen mit dem Bus, bis zu einer Kleinstadt namens Novikrasnoschewsk... Fox soll da angeblich wohnen. Ich hab mir überlegt... es ist ein komischer Zufall, dass er einfach so verschwindet. Ausgerechnet jetzt. Meinst du nicht auch? Vielleicht... vielleicht gibt es da ja irgendeinen Zusammenhang. Vielleicht haben ihn die Kerle erwischt und er braucht unsere Hilfe.“

„Unsere Hilfe?“, wiederholte Leonie skeptisch. „Ich glaube, wir sind hier gerade diejenigen, die am allermeisten Hilfe benötigen!“

Spooky verzog nachdenklich das Gesicht.

„Ich kenne sonst niemanden, Leo.“, versuchte er Leonie klarzumachen. „Ich meine, niemanden, der uns unsere Geschichte glauben würde. Niemand, der so ist wie wir. Fox ist der Einzige. Der einzige Mensch auf dieser Welt, dem ich vertraue.“

Und... da ist noch etwas. Ich hatte gestern einen seltsamen Traum. Ich wollte dir davon bereits in der Grotte erzählen.

Da war ein winterlicher, schneebedeckter Wald. Und lauter Menschen mit Fuchsmasken. Oder Füchse in Menschenverkleidung. Irgendwie sowas. Sie leben in diesem Wald. Und sie brauchen unsere Hilfe. Wir müssen... etwas für sie tun. Etwas sehr Wichtiges.“

„Und das bedeutet... was?“, fragte Leonie, der noch immer nicht so ganz klar war, auf was Spooky eigentlich hinaus wollte.

„Fox...“, versuchte Spooky zu erklären. „Als ich ihn das erste Mal traf, auf einer Waldlichtung gar nicht weit von hier... da hatte er auch eine solche Fuchsmaske auf. Sein richtiger Name war... schwieriger zu merken. Irgendwas mit Lisaci, Lisitya, oder so ähnlich.“

Er hat gesagt, es bedeutet Fuchs auf Ukrainisch. Ich meinte dann zu ihm, Fox wäre leichter zum Aussprechen. Und er fand den Namen cool. Seitdem nenne ich ihn Fox.

Jedenfalls träume ich sonst immer klar... ich kann meine Träume kontrollieren und nach Belieben verändern. Aber dieser Traum war anders. Es war mehr, als ob der Traum mich kontrollierte. Es war... ich glaube, es war ein Hilferuf.“

„Von Fox?“, hakte Leonie neugierig nach. Sie hatte so ihre Zweifel, ob es wirklich Sinn machte, aufgrund eines ungewöhnlichen Traumes in ein fremdes Land zu reisen, wo keiner genau sagen konnte, was sie dort erwarten würde. Allerdings hatte sie zu diesem Zeitpunkt auch nicht wirklich eine bessere Idee.

„Ja... ich glaube, er hat mir auf diese Weise eine Nachricht geschickt.“, antwortete Spooky.

„Und ich glaube, er braucht uns gerade noch mehr, als wir ihn brauchen. Aber... es ist auch nur so ein Gefühl... ich hab ehrlich gesagt keine Ahnung, ob ich nach allem, was in den letzten Stunden passiert ist, überhaupt noch klar denken kann.

Ich weiß nur eins... Fox hat mich immer aufgeheitert, wenn es mir mal dreckig ging. Fox hat immer einen Sack voller toller Ideen bei sich. Und ich wäre verdammt froh, wenn er jetzt hier an unserer Seite wäre. Verstehst du?“

„Verstehe.“, nickte Leonie einsichtig. „Dann fahren wir eben in die Ukraine und schauen mal nach. Warum auch nicht? Je weiter wir von diesem Scheißkaff wegkommen, umso besser. Von mir aus auch bis in die Mongolei.“

Und so fuhren sie noch die ganze Nacht hindurch, bis sie schließlich kurz vor Morgengrauen den Traktor in der Nähe des Bahnhofs einer schwäbischen Kleinstadt abstellten und sich auf den Weg zu einem Fahrkartenautomaten machten.

„Wir sollten uns noch irgendwie tarnen.“, meinte Spooky, während er sich nach einem geeigneten Kandidaten für einen möglichen Klamottentausch umsah.

Schließlich entdeckten sie zwei lässig am Geländer lehrende Schwarze, die aussahen, als ob sie sich in ihren billigen Markenimitaten für die größten Checker des Bahnhofs halten würden.

Nach ein bisschen hin und her handeln zahlte ihnen Spooky schließlich 400 Euro für ihre aufgeplusterten Jacken, ihre Checker-Kappe und drei ebenso geschmacklose wie unechte Goldketten, was natürlich eindeutig zu viel war... aber es musste schnell gehen, da konnte man nicht wählerisch sein. Außerdem sahen die Typen danach aus, als ob sie das Geld gut gebrauchen konnten und keine nervigen Fragen stellten.

Auf dem Männer-Klo reichte Spooky dann schließlich einen Teil der Sachen an Leonie weiter.

„Hier, zieh das an!“

„Was? Ich dachte, das Zeug wäre für dich...“, erwiderte Leonie, skeptisch die für ihren Geschmack etwas zu auffälligen Proleten-Klamotten betrachtend.

„Nein, mein edles Fräulein!“, verbesserte sie Spooky. „Das hier ist speziell nur für dich. Denn du bist ab jetzt ein krasser Checker namens Leon. Kapiert?“

„Was?“

Leonie glaubte, nicht richtig gehört zu haben... doch da packte Spooky auch schon sein Schweizer-Taschenmesser aus und fing an, sich mit der kleinen Schere an ihren Haaren zu schaffen zu machen.

„Stillhalten, sonst tut es weh!“, murmelte er routiniert, als ob er sowas schon viele Male gemacht hätte.

Leonie wollte sich empört von ihm losreißen, aber Spooky griff nach ihrem noch immer leicht schmerzenden Handgelenk und schaute ihr streng in die Augen.

„Jetzt hör mal gut zu, Leon: Die suchen nach einem unauffällig gekleideten Pärchen... nach einem Mädchen, das in Begleitung eines Jungen unterwegs ist. Zwei Jungs in stylischen Gangster-Klamotten sind deutlich weniger verdächtig, nicht wahr? Und ehrlich gesagt, mit kurzen Haaren könntest du durchaus als jugendlicher Milchbubi durchgehen... während ich deutlich größere Probleme hätte, mich mal eben auf die Schnelle in ein attraktives Mädchen zu verwandeln. Also, was ist?“

„Meinetwegen.“, knurrte Leonie nach einer kurzen Bedenkpause wenig begeistert und streckte ihm ihren Kopf hin, worauf sich Spooky wieder auf ihre Haare konzentrierte, bis davon nur noch ein paar ungekämmte Stoppel herumstanden.

„Ist nicht besonders hübsch geworden, aber vielleicht wird das ja der neueste Trend.“, kommentierte Spooky schließlich sein Werk, bevor er ihr die Mütze verkehrt herum überzog, so dass sie auf einmal wirklich wie ein jugendlicher Möchtegern-Gangster aussah.

„Also Leon, wie sieht's aus... bereit für die große Fahrt?“

„Yo, Spook-Dogg!“ antwortete Leonie mit künstlich tiefer gestellter Stimme. „Lass uns in die Ukraine fahren und ein paar Nuten klarmachen.“

So machten sie sich schließlich auf den langen Weg in eine ungewisse Zukunft. Und als sich die Türen des Zuges schlossen und sich die Landschaft vor dem Fenster langsam in Bewegung setzte, ahnte Leonie, dass dies erst der Anfang von einem noch weitaus größeren Abenteuer gewesen sein sollte... ein Abenteuer, das sie mit Geheimnissen und Begebenheiten konfrontieren würde, deren Existenz sie noch vor wenigen Tagen für völlig unmöglich gehalten hätte. Doch nach allem, was ihnen in den letzten Stunden widerfahren war, erschien Leonie auf einmal nichts mehr unmöglich... nicht einmal, in einem fremden, vom Krieg gebeutelten Land einen unbekannten Jungen mit einer Fuchsmaske zu finden, dem sie in der realen Welt noch nie zuvor begegnet waren. Alles war möglich, so lange die eigene Vorstellungskraft nur größer war als die des geheimen Weltenlenkers... so viel glaubte Leonie mittlerweile verstanden zu haben.

Kapitel 13 - Unwillkommen

Der erste Teil ihrer Reise über München und Wien verlief ohne besondere Vorkommnisse. Außer von einer Bahnmitarbeiterin, die gleich zu Beginn der Fahrt ihre Fahrkarten sehen wollte, wurden Leonie und Spooky von niemandem behelligt, und auch die Grenzen passierten sie glücklicherweise, ohne in irgendeine Kontrolle zu geraten.

Wohl auch, weil beide nach dem Umsteigen in Budapest recht schnell einnickten und im Schlafwagen-Abteil des Nachtzugs aus Erschöpfung in einen langen, Astralreise-losen Schlaf sanken, verschliefen sie die komplette restliche Fahrt durch Ungarn und einen Großteil der Ukraine, und erreichten so schneller als erwartet den Hauptbahnhof von Kiew, von dem aus es in einem wenig vertrauenserweckenden Autobus weiter in Richtung Novikrasnoschewsk ging.

Leonie konnte sich nicht daran erinnern, sich jemals zuvor in ihrem Leben so dermaßen fremd gefühlt zu haben.

Die Gesichter der Menschen, ihre Kleidung, die mit jedem Kilometer, den sie sich von der Hauptstadt entfernten, immer schäbiger werdenden Gebäude am Straßenrand... alles wirkte auf eine seltsam befremdliche Weise aus der Zeit gefallen.

Der Bus war nicht einmal zur Hälfte gefüllt, vor allem mit depressiv dreinschauenden Soldaten, die wohl aus ihrem Heimaturlaub an die Front zurückkehrten, und dem einen oder anderen zahnlosen Alten.

Um so auffälliger mussten Leonie und Spooky in ihren ausgeliehenen Gangster-Klamotten erscheinen, die ihnen zwar in Deutschland und Österreich gute Dienste geleistet hatten, um sich vor eventuell nach ihnen suchenden Polizisten zu tarnen... doch hier, am ärmlichen Rande Europas, wirkten sie darin eher wie zwei aufstrebende HipHop-Stars, die auf dem Weg zu einem Drehtermin für ihr neuestes Musikvideo den falschen Bus erwischt hatten. Leonie bemühte sich, die Gefahr, für einen Popstar oder gar für ein Mädchen gehalten zu werden, durch einen möglichst grimmigen Gesichtsausdruck auszugleichen. Allerdings wurde sie das Gefühl nicht los, dass sie trotz ihrer Schnute und den kurzgeschorenen Haaren nicht einmal halb so abgefuckt aussah wie der Rest der Businsassen.

Spooky hingegen schien das deutlich besser hinzubekommen. Mit dem Pflaster auf der Nase, der verbeulten Visage, den dicken Augenrändern und dem verlorenen Blick aus dem Fenster wirkte er schon fast wie einer der Einheimischen.

Während über ihnen ein stolzer Rabe seine Kreise in dem grauen, wolkenverhangenen Himmel zog, fuhren sie stundenlang durch die ukrainische Pampa, ohne auch nur ein einziges Wort miteinander zu wechseln.

Leonie wusste nicht so recht, wie sie mit ihrem Lebensretter umgehen sollte. Ja, Spooky hatte sie in der Nacht zuvor zweifellos gerettet, er hatte ihre Flucht organisiert und dabei sein eigenes Leben riskiert, um das ihre zu schützen.

Andererseits hatte er sie davor auch nach Strich und Faden verarscht. Nicht nur, dass er sie nackt im Badezimmer beobachtet hatte. Er hatte ihr alles verschwiegen, was er über ihren Bruder wusste... er hatte sie im Unklaren gelassen, obwohl er genau wusste, wie viel ihr die Sache mit ihrem Bruder bedeutete.

Nein, das alles war für Leonie wahrlich kein Grund, jetzt mit ihm auf einmal auf gut Freund zu machen oder ihn wie ein neugieriges Mädchen auszufragen, auch wenn sie zweifellos brennend daran interessiert war, aus seinem Mund noch mehr Details darüber zu erfahren, wie es gewesen ist, mit Jacob durch die Lüfte zu fliegen, und über was die beiden dabei so geredet hatten.

Spooky wiederum hatte ebenfalls kein großes Interesse an einer Konversation. Da war zu vieles, was ihm durch den Kopf ging... zu viel, worüber er nachdenken musste. Er hasste es, nicht vorbereitet zu sein, nicht unsichtbar von einem Winkel der Decke herab beobachten zu können, sondern sichtbar zu sein und selber agieren zu müssen. Und ihm gefiel ganz und gar nicht, wie sich die ganze Geschichte entwickelt hatte. Was immer er auch geplant gehabt hatte, im Bezug auf sich und Leonie... dieser tolle Plan war durch die Ungestümheit seiner Begleiterin und deren Rachsucht längst komplett implodiert, und übrig blieb ein einziges staubiges Trümmerfeld, aus dem Spooky keuchend und hustend hervorblickte und irgendwie wieder einen klaren Blick zu bekommen versuchte.

Auf einmal wurden sie von einer kratzigen Frauenstimme aus ihren Gedanken gerissen. Sie drehten sich um und blickten in das Gesicht einer älteren Bäuerin, deren faltige Haut und buckliger Rücken vermuten ließen, dass sie schon weit jenseits der 70 war... zumindest nach deutschen Maßstäben. Aber vielleicht war sie in Wirklichkeit auch deutlich jünger und hatte einfach nur zu lange auf dem Feld gearbeitet.

„I don't understand.“, versuchte ihr Spooky klarzumachen, dass sie mir ihrem russisch oder ukrainisch oder was auch immer sie da vor sich hin brabbelte, weder von ihm noch seiner gegenüber sitzenden Mitreisenden verstanden werden würde. „Do you speak English?“ Doch statt zu antworten, warf ihnen die Alte nur einen Blick zu, als hätte sie gerade einen Außerirdischen gesehen.

„English?“, versuchte es Spooky erneut. „Oder Deutsch? Wir sind from Germany, you know?“

„Ah... deutsch... aus Deutschland seid ihr also.“, erwiderte die Alte plötzlich zu Spookys und Leonies sichtbarer Überraschung. „Seid ihr Nazis? Seid ihr hier, um gegen die Russen zu kämpfen? Nur Verrückte und Nazis kommen aus Deutschland freiwillig hier her.“

„Wir sind keine Nazis!“, erwiderte Leonie brüskiert, darum bemüht, möglichst männlich zu klingen, was irgendwie so wirkte wie ein pubertierender Junge, der sich noch im Stimmbruch befand, aber gerne erwachsen sein wollte. „Ich meine...“

Sie warf Spooky einen fragenden Blick zu, da sie sich auf einmal nicht mehr so ganz sicher war, ob „Nazi“ in dieser Gegend des Landes eher als Beleidigung oder als Ehrentitel aufgefasst werden sollte.

„Wir sind völlig unpolitisch. Wir... wir wollen nur einen Freund besuchen.“, versuchte Spooky die Unterhaltung auf ein etwas weniger verhängliches Terrain zu lenken.

„Also verrückt.“, murmelte die Alte rechthaberisch, während sie die ganze Zeit irgendwelche Kaubewegungen machte, als ob sie einen Kaugummi im Mund hatte.

Vielleicht war dies ja hier Sitte bei den alten Leuten auf dem Land, überlegte Leonie.

„Kann schon sein.“, antwortete Spooky kopfschüttelnd. „Möglicherweise haben sie Recht. Aber wir haben nicht wirklich eine Wahl.“

Er zögerte einen Moment, ehe er mit etwas unsicherer Stimme weiterfragte:

„Sagen sie... ist es denn sehr gefährlich dort, wo wir hinfahren? In Novikrasnoschewsk?“

„Für Fremde, die Fotos machen oder sonstwie herumschnüffeln, auf jeden Fall.“, erwiderte die alte Frau. „Sehr gefährlich! Aber wenn ihr nur einen Freund besucht... Haha! Dann wird man dafür sicher Verständnis haben. Wir sind ja hier keine Unmenschen.“

Sie lachte herzlich und klopfte Spooky aufmunternd auf die Schulter, ehe sie sich wieder auf einen der weiter hinten befindlichen Sitze zurückzog, auf dem sie zuvor gesessen war.

„Nett...“, meinte Spooky mit vielsagendem Blick zu Leonie, die erst kurz lächelte, sich dann aber schnell wieder in Richtung des Fensters abwandte.

„Ich hoffe nur, wir finden deinen Freund schnell...“, murmelte sie leise. „Dieses Land beginnt mir auf den Sack zu gehen. Wenn es so weiter geht, fange ich noch an, mich nach Kalbsbach zurückzusehnen.“

„Auf jeden Fall.“, bestätigte Spooky. „Wenn ich dran denke, wie ich jetzt gemütlich zuhause im Bett liegen könnte und...“

Er unterbrach in der Mitte des Satzes, weil er Leonie nicht das Gefühl vermitteln wollte, dass er es insgeheim schon wieder bereute, sie gerettet zu haben. Außerdem hatte er auch

nicht den Eindruck, dass sie sich gerade besonders für seine Befindlichkeiten interessierte. Daher murmelte er nur leise „Ach, vergiss es!“, und wandte sich ebenfalls wieder der an dem Fenster vorbeiziehenden, zunehmend einsamer werdenden Landschaft zu.

Als sie nach knapp siebeneinhalbstündiger Busfahrt endlich in Novikrasnoschewsk angekommen waren, einer kleinen Stadt im instabilen, vom Bürgerkrieg gespaltenen Osten des Landes, starrten sie erst einmal irritiert auf die großen Einschusslöcher, die die Fassade jedes zweiten Hauses zierten.

Teilweise standen noch Barrikaden auf den Seitenstraßen, und Gebäudetrümmer und ausgebrannte Autos erweckten den Eindruck, als ob hier vor kurzem noch heftige Feuergefechte stattgefunden hatten.

Da die wenigen Menschen, denen sie begegneten, jedoch alle ihren Alltagsgeschäften nachzugehen schienen und keiner dabei besonders panisch oder gehetzt wirkte, gingen Spooky und Leonie davon aus, dass einem hier zumindest für den Moment keine unmittelbare Gefahr drohte.

Allerdings war es auch nicht gerade leicht, aus den wortkargen Einheimischen irgendwelche brauchbaren Informationen herauszubekommen.

Die ersten paar Leute, die sie nach Fox fragten, schienen weder englisch noch deutsch zu verstehen, und machten nach wenigen Sätzen in ihrer Heimatsprache nur noch abweisende Handbewegungen. Viel mehr als die Worte „Rossija“ und „Njet“ konnte Leonie dabei nicht aus ihren Antworten heraushören.

Eine etwas korpulente Frau, der sie ebenfalls dieselbe Frage stellten, schien zumindest ein paar Brocken Deutsch sprechen zu können, denn sie rief drohend in Spookys und Leonies Richtung „Geht nach Hause! Ihr hier nichts zu suchen!“, ehe sie die hölzerne Tür hinter sich zuschlug.

„Ich glaube, die mögen unsere Outfits nicht...“, murmelte Leonie frustriert.

„Ja... oder unsere Fragen.“, erwiderte Spooky, bevor er einen kleinen, vielleicht fünf oder sechs Jahre alten Jungen erblickte, der am Straßenrand mit einem hölzernen Kinder-Gewehr spielte. „Warte mal... fragen wir doch den da drüben! Kann mir nicht vorstellen, dass die Kinder hier schon ähnlich zugeknöpft sind wie die Alten.“

So kam es, dass sich Leonie kurz darauf zu dem Kleinen herunterbeugte und ihn lächelnd fragte:

„Hey, junger Mann... kennst du einen Jungen namens Fox? Er ist ein Freund von uns, und kommt wohl hier aus der Gegend...“

Der Knirps schaute sie skeptisch an, so als ob er sich nicht sicher war, ob die Frage wirklich ernstgemeint war.

Erst, als sich Spooky ebenfalls zu ihm runterkniete und noch einmal langsam „Fox? Jun-ge? Li-si-ci? Li-sit-ya?“ fragte, reagierte der Kleine und deutete auf die gegenüberliegende, halb eingestürzte Häuserfront, auf der mit roter Farbe eine Art stilisierter Fuchskopf aufgesprüht worden war.

„Lisitsya!“, flüsterte er dabei mehrmals aufgeregt. Doch noch bevor Spooky oder Leonie dazu kamen, weiter nachzuhaken, packte er sein Spielzeuggewehr, rannte wie von der Tarantel gestochen los und verschwand in einer der engen Häuserschluchten.

„Besonders gesprächig sind die hier irgendwie alle nicht.“, murmelte Leonie ratlos, und machte sich dann auf den Weg zu der gegenüberliegenden Straßenseite, um die Wand mit dem Fuchskopf-Symbol ein wenig genauer in Augenschein zu nehmen.

„Dieses Zeichen... das ist mir schon vorhin am Ortseingang aufgefallen.“, überlegte Spooky, während er Leonie über die Straße folgte. „Ich frage mich, ob es irgendeine bestimmte Bedeutung hat. Vielleicht hat Fox ja hier sein Revier markiert...“

„Vielleicht bedeutet das auch einfach nur, die Bewohner dieses Hauses wurden von der Tollwut dahingerafft.“, vermutete Leonie beim Blick in die hinter der halb eingestürzten Mauer befindliche, wohl schon länger nicht mehr benutzte Wohnung.

„Ich fürchte, so kommen wir nicht weiter. Wie wäre es, wenn wir irgendwo ne Schule suchen und uns dann dort mal umhören... falls die hier sowas überhaupt noch haben.“

„Ja, gute Idee!“, erwiderte Spooky mit einem flauen Gefühl im Magen.

Vielleicht lag es ja auch an der allmählich hereinbrechenden Dämmerung.... aber er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich die Straßen seit ihrer Ankunft deutlich geleert hatten.

Genaugenommen schien mittlerweile außer ihnen niemand mehr da draußen unterwegs zu sein, abgesehen von einer zerrupften, rotbraunen Straßekatze, die nach einem kurzen Blickkontakt mit Spooky und Leonie jedoch ebenfalls hastig das Weite suchte.

„Sag mal...“, fragte Spooky mit skeptischem Blick zu einem der Fenster im ersten Stock, hinter dem just in diesem Moment die verwitterten Fensterläden zugeschlagen wurden.

„Hattest du schonmal das Gefühl, irgendwo so richtig unerwünscht zu sein?“

„Ja... das hab ich genaugenommen schon mein halbes Leben lang.“, antwortete Leonie mit einem sarkastischen Lächeln. „Aber so schlimm wie hier war es glaub ich noch nie. Meinst du etwa, dass...“

Weiter kam sie nicht, denn urplötzlich bog ein braun-grüner Geländewagen um die Ecke, auf dem drei uniformierte und bewaffnete Milizionäre saßen.

„Oh, oh... das gibt Ärger!“, ahnte Spooky beim Anblick der grimmigen Gestalten, die den Wagen unmittelbar vor Spooky und Leonie abstellten und dann breitbeinig und mit den Waffen im Anschlag ausstiegen.

Mit ihren kurzgeschorenen Haaren, den Tarnjacken und den nicht so recht dazu passen wollenden gestreiften Trainingshosen wirkten sie genau wie die typischen marodierenden Klischee-Söldner, denen man bei seinem Balkan- oder Osteuropaaufenthalt nach Möglichkeit nicht begegnen wollte.

Der Größte von ihnen, der offensichtlich auch der Anführer war, kam unmittelbar vor Spooky und Leonie zum Stehen und begann, sie in einem barschen Tonfall anzubrüllen.

Spooky wünschte, er hätte sich von Fox ein bisschen was von seiner Landessprache beibringen lassen... aber alles, was er aus der Schimpfkanonade heraushören konnte, war „Shto ty djelajesch?“, was wohl auf russisch so viel wie „Was macht ihr hier?“ oder „Was habt ihr hier zu suchen?“ bedeutete.

Weil ihm nichts Besseres einfiel, hob er daraufhin erstmal die Hände hoch, um den Kerlen zu zeigen, dass von ihm und Leonie keinerlei Gefahr ausging, und meinte dann beschwichtigend:

„Peace! Friede! Wir suchen nur einen Freund. Einen Freund, versteht ihr? Freund... a friend!“

Der Anführer schaute kurz achselzuckend zu seinen Kollegen zurück, wandte sich dann aber gleich wieder zu Spooky und redete weiter im selben barschen Tonfall auf ihn ein. Dabei deutete er wild gestikulierend mal hierhin und mal dorthin, was seine Aussageabsicht auch nicht unbedingt verständlicher machte.

Spooky meinte aber, mehrmals den Namen „Lisitsya“ aus dem Redeschwall herausgehört zu haben.

„Lisitsya? Kennen sie ihn?“, fragte er schließlich in der vagen Hoffnung, doch noch eine völkerverbindende Verständigung zu ermöglichen, und deutete auf seine Brust.

„Fox... Lisitsya... Freund... Freund von mir! Verstehen? Wo Lisitsya?“

Doch statt einer Antwort bekam er nur einen brutalen Schlag mit dem Gewehrkolben gegen die Brust, woraufhin Spooky erstmal keuchend auf die Knie ging und nach Luft schnappen musste.

Leonie wollte ihm instinktiv zur Hilfe eilen, doch da packte sie bereits einer der anderen Soldaten von hinten und umklammerte ihre Arme, so dass sie sich trotz größter Anstrengung nicht mehr aus seinem Griff lösen konnte.

„Lass mich los, du Wichser!“, schrie Leonie wütend und mit deutlich höherer Stimme, als es für die Aufrechterhaltung ihrer Tarnung als Gangster-Junge eigentlich angebracht war.

Prompt kam auch schon der bullige Anführer auf sie zumarschiert und fing an, sie zuerst zärtlich am Kopf zu streicheln, und dann an ihre unter der Jacke verborgenen Brüste zu fassen. Dann grinste er dreckig und sagte irgendwas zu seinen Kameraden, was sich wie irgendein versauter Soldaten-Macho-Spruch anhörte.

Er wurde jedoch gleich darauf schlagartig wieder ernst und zeigte dann drohend mit dem Finger auf sie, während er wieder irgendetwas Unverständliches brüllte, was sich allerdings diesmal nicht an sie zu richten schien, sondern an die hinter ihren verschlossenen Fensterläden hockenden Bewohner des Ortes.

„Hey, wie schnell kannst du rennen?“, flüsterte Leonie währenddessen, angespannt in Richtung des immer noch nach Atem ringenden Spooky schielend.

Der schüttelte als Antwort nur unauffällig mit dem Kopf und suchte nach den richtigen Worten, um Leonie wissen zu lassen, dass er Widerstand in dieser Situation für keine besonders kluge Idee hielt.

„Vergiss es... das sind keine Schulhofschläger.“, flüsterte er eindringlich. „Das sind....“

Aber da schnellte auch schon Leonies Fuß nach vorne und traf den eben noch herumbrüllenden Anführer genau zwischen die Beine, woraufhin auch dessen Tonlage plötzlich deutlich höher wurde als beabsichtigt, und er schmerzerfüllt stöhnend zu Boden sank.

Nahezu gleichzeitig sauste Leonies harter Schädel nach hinten und deformierte die Nase des sie festhaltenden Milizionärs. Noch ein Pferdetritt gegen das Schienbein des Aggressors, und der Kerl löste mit einem russischen Fluch auf den Lippen seine Umklammerung.

Ohne weiter nachzudenken, spurtete Leonie los und rammte dem mit hochrotem Kopf am Boden kauern den Anführer im Vorbeirennen noch ihr Knie ins Gesicht, ehe sie sich den nur mühsam wieder auf den Beinen stehenden Spooky schnappte und mit sich fortzog.

„Los, komm schon!“

„Oh Scheiße... Scheiße!“, rief Spooky, als er aus dem Augenwinkel sah, wie der dritte, beim Geländewagen gebliebene Soldat sein Sturmgewehr entscherte.

Doch da es jetzt wohl ohnehin zu spät war, um noch irgendwas zu verhandeln, rannte er Leonie so schnell er eben konnte hinterher, auf eine der vielen von der Hauptstraße abzweigenden Seitengassen zu.

Der Anführer der Soldaten stieß im Hintergrund wüste Drohungen aus.

Dann hallte eine ganze Salve von Schüssen durch die menschenleeren Straßen und schlug dicht hinter Spooky in eine der ohnehin schon ziemlich zerschossen wirkenden Häuserwände ein.

Im allerletzten Moment gelang es Spooky und Leonie, um die Ecke zu biegen und so den tödlichen Geschossen zu entgehen.

„Schnell weiter! Immer weiter!“, keuchte Leonie, besorgt über die Schulter zu dem kaum noch hinterherkommenden Spooky blickend. „Oder willst du das mit den Kerlen ausdiskutieren?“

„Ich kann nicht so schnell! Ich bin doch kein beschissener Hase...“, zischte Spooky.

Sie bogen in eine dunkle Gasse ein, die im weiteren Verlauf immer enger und verwinkelter zu werden schien.

Dem Schreien der Soldaten und dem Trampeln ihrer Stiefel zufolge mussten sie ihnen noch immer dicht auf den Fersen sein.

„Hier entlang!“, rief Leonie und wollte den etwas hilflos hinterherstolpernden Spooky gerade mit sich ziehen, als auf einmal direkt neben ihnen eine hölzerne, grüne Tür aufgestoßen wurde.

„Los schnell, kommt rein.“, flüsterte eine hektische Frauenstimme. „Kommt rein, wenn ihr leben wollt!“

Das ließen sich Spooky und Leonie natürlich nicht zweimal sagen. Sie schauten sich kurz in die Augen, nickten einander entschlossen zu, und verschwanden dann hastig in der Häuseröffnung.

Sofort verriegelte jemand hinter ihnen die Tür, und es dauerte keine dreißig Sekunden, bis man die Stiefel der Soldaten draußen auf der Gasse vorüberrennen hörte, gemeinsam mit ihren Kommando-Rufen und wilden, fremdsprachigen Verwünschungen.

Ganz offensichtlich hatten sie die Spur von Spooky und Leonie verloren und suchten jetzt erstmal irgendwo anders weiter.

„Puh, das war knapp!“, stöhnte Leonie noch immer völlig außer Atem, während Spooky noch mit Hyperventilieren beschäftigt war und nur erschöpft seinen nassgeschwitzten Kopf an die Wand lehnte.

Die Frau, die sie gerettet hatte, griff in einen etwas antiquiert wirkenden Schrank und holte mehrere Gläser und zwei Flaschen hervor, bei denen es sich augenscheinlich um Wodka und irgendeine Limonade handelte.

„Falls ihr was trinken wollt...“, murmelte sie mit nicht wirklich begeistert klingender Stimme und deutete auf die Getränke, die sie vor Leonie und Spooky auf einen kleinen Tisch stellte. „Was anderes haben wir nicht.“

„Ist schon ok...“, erwiderte Leonie und begutachtete die Frau mit der Schürze und den nach hinten zusammengebundenen, rotbraunen Haaren, deren Alter sie auf ungefähr dreißig schätzen würde, und die verglichen mit den anderen Leuten, denen sie in den letzten

Stunden begegnet waren, ein erstaunlich gutes Deutsch sprach. „Ich glaube, sie haben uns gerade das Leben gerettet. Vielen Dank!“

Leonie wollte höflich sein, doch die Frau verzog nur misstrauisch das Gesicht.

„Das habe ich ganz sicher nicht wegen euch getan. Großvater hat mich gebeten, euch zu retten. Wenn ihr mich persönlich fragt... ihr seid nicht überlebensfähig. Ihr werdet früher oder später sowieso krepieren. Entweder hier, oder halt an einem anderen Ort. Wer einmal so dumm ist und sich freiwillig in eine solche Situation begibt, der wird es auch ein zweites Mal tun. Und dann wird vermutlich niemand mehr hier sein, um euch zu retten.“

„Was denken sie denn?“, meldete sich auf einmal Spooky zu Wort, in dessen Gesicht allmählich wieder etwas Farbe zurückkehrte, während er sich vorsichtig aufrappelte, um nach einem Glas Limonade zu greifen. „Denken sie etwa, wir sind hier, um Urlaub zu machen? Weil wir die weltberühmte ukrainische Gastfreundschaft unbedingt mal am eigenen Leib erfahren wollten?“

„Ts.“, erwiderte die Frau kopfschüttelnd. „Ich hab ehrlich gesagt keinen Plan, warum ihr hier seid. Aber ich wette, es hat etwas mit Großvaters Geschichten zu tun. Das hat es eigentlich fast immer, wenn hier in der Gegend merkwürdige Dinge geschehen.“

„Großvaters Geschichten?“, hakte Spooky ein wenig irritiert nach. „Um ehrlich zu sein, hab ich keine Ahnung, wer ihr Großvater ist und was er für Geschichten erzählt. Wir sind einfach nur auf der Suche... auf der Suche nach einem Jungen. Einem Freund von mir. Er ist ungefähr zwei, drei Jahre jünger als ich. Hellblonde Haare. Und sein Name ist Fox... Fuchs, oder Lisitsya, glaube ich, wie sie ihn hier nennen.“

„Ts.“, antwortete die Frau abermals, ehe sie ohne weitere Worte den Raum verließ, und Leonie und Spooky ratlos zurück blieben.

Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die dunkle Stube, in der zwar eine alte Deckenlampe hing, die aber entweder, um Strom zu sparen, oder um keinen Verdacht zu erregen, nicht in Betrieb zu sein schien. Wer weiß, vielleicht gab es in diesem Teil der Stadt auch gerade überhaupt keinen Strom.

Die Einrichtung wirkte sehr spartanisch, aber nicht ohne Charme. Die dunkelgrüne Sitzgarnitur und der in einer ähnlichen Farbe gehaltene Teppich, auf dem ein niedriger ovaler Tisch stand, wären vielleicht nicht gerade als ultramodern durchgegangen, ebenso wenig wie die beigefarbene Tapete, wie man sie in Deutschland vielleicht zuletzt in den 70er Jahren gehabt hatte... aber Leonie empfand es zumindest gemütlicher als irgend so eine moderne, sterile Designer-Wohnung.

An den Wänden waren mehrere Bilder befestigt, die irgendwelche schneebedeckten Berge und idyllischen Wälder zeigten. Gegenüber der Tür hing in einem Rahmen eine alte Fotografie, auf der mehrere junge Männer mit dicken Wintermänteln und Gewehren zu sehen waren, die ein wenig so wirkten, als ob die ganze Ausrüstung für sie mehrere Nummern zu groß war. Der Qualität der Aufnahme nach zu urteilen stammte sie noch aus dem Zweiten Weltkrieg, oder davor.

„Was sagt deine Menschenkenntnis?“, wollte Leonie von Spooky wissen, der sich gerade gierig das vierte oder fünfte Glas Limo einverleibte. „Können wir ihr vertrauen? Besonders herzlich scheint sie ja nicht zu sein.“

„Schätze, wir haben gerade echt nicht viele Alternativen.“, erwiderte Spooky leise, nachdem er ausgetrunken und sich den Mund abgewischt hatte.

„Das weiß ich auch.“, bestätigte Leonie. „Aber ich meine... was spürst du bei ihr? Ich dachte eigentlich, du kennst dich aus mit Leute beobachten und so...“

Aber Spooky winkte nur ab und lehnte seinen Kopf erschöpft nach hinten an die Wand zurück.

„Ich spüre garnichts, um genau zu sein... Ich fühle mich gerade einfach nur beschissen, ok? Das alles ist seit gestern komplett eskaliert. Und das... das war eigentlich genau das, was ich immer vermeiden wollte! Der Grund, weshalb ich mich auch von Omega immer ferngehalten habe. Weil ich wusste... ich wusste genau, dass dann nichts mehr so sein würde wie davor.“

Dabei warf er Leonie einen Blick zu, als ob er gleich losheulen oder seinen Kopf gegen die Wand schlagen wollte.

Leonie hielt dem Augenkontakt nicht all zu lange stand und griff erstmal ebenfalls nach einem Glas, eher um sich mit irgendetwas zu beschäftigen, als weil sie wirklich Durst gehabt hätte. Irgendwie war ihr die ganze Situation unangenehm. Hier zu sitzen in diesem engen, stillen Raum... mit ihm. Mit ihm, der sie so verarscht hatte. Mit ihm, der ihr das Leben gerettet hat. Mit ihm, der ihr gerade irgendwie wie ein kleiner verängstigter Bruder vorkam, den irgendjemand ganz dringend in den Arm nehmen und trösten musste.

Aber Leonie würde dieser jemand ganz sicher nicht für ihn sein! Sie hoffte einfach nur, dass ihre ukrainische Retterin möglichst schnell zurückkehren würde, so dass ihnen weitere Peinlichkeiten erspart blieben.

„Denkst du... denkst du, dass ich es nicht anders verdient habe? Ist es das?“, hakte Spooky weiter nach, um den Grund für ihr seltsames Schweigen zu erfahren, während er sich mit dem leeren Glas den noch immer schmerzenden blauen Fleck unter seinem Auge kühlte. „Ich glaube ehrlich gesagt, ich habe inzwischen genug gebüßt... ich meine... sieh mich an, meine Visage ist total verbeult. Ich kann nicht mehr nach Hause zurück. Meine ganzen Ersparnisse sind draufgegangen. Ich wäre vorhin beinahe erschossen worden. Was muss denn noch...“

In diesem Moment kehrte ihre Lebensretterin aus dem oberen Teil des Hauses zurück und unterbrach Spooky in seiner weinerlichen Selbstbemitleidung. Keine Sekunde zu früh, wie Leonie erleichtert fand.

„Großvater ist jetzt bereit, euch zu empfangen.“, sagte die Frau und deutete auffordernd in Richtung der Treppe, die hinter der Tür nach oben in den ersten Stock führte. „Wenn ich euch einen Rat geben darf: Lasst ihn immer ausreden, stellt keine dummen Zwischenfragen, und vor allem: Widersprecht ihm nicht! Das mag er nicht besonders.“

„Klar.“, antwortete Spooky fatalistisch, davon überzeugt, dass es ohnehin nicht mehr viel schlimmer kommen konnte.

„Wir sind ja froh, dass hier zur Abwechslung überhaupt mal jemand mit uns reden will.“, ergänzte Leonie, ehe sie ihrer Gastgeberin neugierig nach oben folgten.

Sie betraten ein im hinteren Teil des Hauses liegendes Zimmer, vor dessen einzigem Fenster die Jalousien runtergelassen waren.

Daneben befand sich ein hölzernes, reichlich altmodisch wirkendes Bett sowie ein kleines Nachttischchen, auf dem eine kleine Lampe Licht spendete.

An den Wänden befanden sich mehrere eingerahmte Portätfotos von vermutlich längst verstorbenen Persönlichkeiten. In einem glaubte Leonie, den russischen Anarchisten

Michail Bakunin zu erkennen, von dem sie einmal in einem Buch ihres Bruders gelesen hatte... könnte aber auch Bud Spencer gewesen sein. So genau war dies im Halbdunkel des Zimmers nicht auszumachen.

„Ah, da seid ihr ja endlich. Willkommen in Novikrasnoschewski!“, wurden sie von einem dünnen, alten Mann mit schütterten weißen Haaren begrüßt, der aufrecht im Bett saß und trotz seines offensichtlich angeschlagenen Gesundheitszustandes einen geistig wachen und offenherzigen Eindruck auf Leonie machte.

Er deutete auf die freie Fläche auf seinem Bett und forderte Leonie und Spooky mit einer Handbewegung auf, näher zu kommen.

„Entschuldigt, dass es hier so dunkel ist. Aber ich vertrage das Licht nicht mehr so gut auf meine alten Tage. Kommt, Kinder, kommt. Setzt euch zu mir! Seid nicht schüchtern.“

Leonie und Spooky warfen erst sich, dann der hinter ihnen stehenden Frau einen etwas ratlosen Blick zu, da sie es etwas ungewöhnlich fanden, einem fremden Mann, den sie überhaupt nicht kannten, so nah auf die Pelle zu rücken.

„Wir haben nicht genug Stühle hier.“, stellte ihre Retterin nüchtern fest. „Also macht besser, was er sagt.“

„Keine Angst, ich beiße nicht.“, meinte der Alte freundlich lächelnd, bevor er sich langsam zur Seite drehte, um aus der Schublade eine dicke Lesebrille hervorzukramen.

„Meine Augen sind nicht mehr die besten, müsst ihr wissen. Naja, genaugenommen ist nichts mehr an mir auch nur annähernd das, was es einmal war. Aber noch hat das alte Partisanen-Herz nicht aufgehört zu schlagen.“

Er warf Spooky und Leonie einen warmherzigen Blick zu, und die beiden konnten gar nicht anders, als näher zu kommen und sich wie ihnen geheißen wurde zu ihm auf die Bettkante zu setzen... einfach, weil sie nicht wollten, dass sich dieser nette alte Mann ihretwegen überanstrengen musste.

„Ich bin Nikolaj!“, meinte der Alte und streckte ihnen auffordernd seine faltige, leicht zitternde Hand entgegen.

„Ich äh... ich bin Leonie.“, erwiderte Leonie, zögernd nach der sich seltsam vertraut anfühlenden Hand greifend, die sie irgendwie an ihren eigenen Großvater erinnerte.

„Ich bin... also mich nennen alle Spooky. Am besten nennen sie mich einfach auch so.“, sagte Spooky kurz darauf, als er an der Reihe war.

„Spooky...“, wiederholte der alte Nikolaj gedankenversunken. „Ein seltsamer Name. Ein seltsamer Name für einen seltsamen Menschen. Du bist nicht wie die anderen Kinder in deinem Alter, hab ich Recht?“

„Ich gebe mir jedenfalls Mühe.“, antwortete Spooky, allmählich wieder etwas lockerer werdend. Irgendwie erschien ihm die Gegenwart des Alten angenehm. Er strahlte so etwas Beruhigendes aus... etwas, was ungemein gut tat, wenn man kurz davor um ein Haar erschossen worden war und verzweifelt um sein Leben rennen musste.

„Spooky kann seinen Körper verlassen und wie ein Geist durch die Nacht fliegen.“, lächelte Leonie, die sich ebenfalls von der Lockerheit anstecken ließ. „Aber psst! Nicht weitersagen, das ist ein Geheimnis.“

„Natürlich.“, antwortete Nikolaj schmunzelnd. „Ich hab dir sofort angesehen, dass du ein Traumwandler bist, mein Junge. Keine Sorge, eure Geheimnisse sind bei mir gut aufgehoben. Ich habe selber nämlich auch ein paar. Wer weiß... vielleicht teile ich sie ja mit euch, wenn ihr mir ein bisschen Zeit mitgebracht habt.“

Ach übrigens, die Frau, die euch gerettet hat, ist meine bezaubernde Enkelin Xenia. Wie ich sie kenne, hat sie sich euch noch nichtmal richtig vorgestellt.“

Ihre Retterin schaute nur grimmig und murmelte:

„Das wird sie kaum interessiert haben in dem Moment. Ist nämlich wirklich knapp gewesen.“

„Ja...“, meinte der Alte verständnisvoll. „Ja, vermutlich. Aber Hauptsache, du hast sie hergebracht, und sie sind noch an einem Stück.“

„Wer waren diese Arschlöcher, die uns beinahe abgeknallt hätten?“, platzte es schließlich aus Leonie heraus. „Waren das Ukrainer oder Russen?“

„Mach das denn irgendeinen Unterschied?“, antwortete Nikolaj achselzuckend. „Die laufen mit Waffen herum und terrorisieren jeden, der sich von ihnen nichts vorschreiben lassen will. Also für mich sind das Besatzer! Und Faschisten. Wisst ihr, was wir früher mit Faschisten gemacht haben, als ich noch jünger war? Wir haben sie draußen vor der Stadt aufgeknüpft, als Warnung für jeden, dass dieses Gebiet tabu für sie ist. Aber jetzt... jetzt bin ich zu alt... und die Zeiten, sie haben sich geändert. Zu viele Faschisten, zu wenig Stricke.“

Er machte eine eindeutige Handbewegung an seinen Hals und zwinkerte Leonie beinahe spitzbübisch zu, wurde dann aber gleich darauf deutlich ernster und ergänzte:

„Es ist nicht einfach, nichts mehr tun zu können... den Jüngeren diese Welt überlassen zu müssen, obwohl man das Gefühl hat, sie sind nicht vorbereitet auf das, was sie erwartet.“

„Vorbereitet ist man immer erst hinterher.“, mischte sich Xenia in die Unterhaltung ein.

„Das waren deine eigenen Worte, Großvater.“

„Ja... ja, da hat sie wohl Recht, meine Kleine.“, antwortete der Alte, und es wirkte so, als müsse er für einen Moment seine Gedanken sortieren.

„Wir... der Grund, warum wir eigentlich hier sind...“, versuchte Spooky ungeduldig zur Sache zu kommen. „Wir suchen einen Freund. Ein Junge namens Fox, oder Lisitsya. Er hat mir gesagt, dass er von hier ist. Von Novikrasnoschewsk.“

Er blickte den Alten forschend an.

„Kennen sie ihn?“

Nikolaj lächelte nur und murmelte:

„Ich fürchte, es gibt hier keinen Jungen mit diesem Namen. Lisitsya ist kein Junge.“

Dann krepelte er langsam seinen Ärmel hoch.

Dort, auf der Höhe des Unterarms, vom Zahn der Zeit in Mitleidenschaft gezogen, aber trotz allem noch deutlich zu erkennen, befand sich eine einfarbige Tätowierung in Form eines Fuchskopfes. Dasselbe Zeichen, das Spooky und Leonie schon an der Häuserfront aufgefallen war.

„Lisitsya heißt einfach nur Fuchs auf ukrainisch. Und das hier... das ist das Zeichen der Fuchsbande. Füchse... so haben wir uns genannt. Weil wir so schlau waren wie die Füchse, und uns keiner erwischen konnte. Bis heute wird dieser Name hier in der Gegend mit Ehrfurcht ausgesprochen. Bis heute bekommen Faschisten das große Zähneklappern, wenn sie dieses Zeichen sehen.“

„Die Füchse waren Partisanen.“, ergänzte Xenia, da sie nicht davon ausging, dass Spooky und Leonie die Erklärung ihres Großvaters genügen würde. „Damals im Zweiten Weltkrieg, als die Deutschen unser Land überrannten. Sie lebten im Verborgenen, in den weitläufigen

Hügeln und Wäldern rund um Novikrasnoschewsk. Einen ganzen Winter lang hielten sie dort die Stellung und haben den deutschen Invasoren das Fürchten gelehrt. Man erzählt sich, dass ihre Augen und Ohren überall waren, und dass niemand auch nur einen Fuß in ihr Gebiet setzen konnte, ohne dass es die Fuchsbande mitbekommen hätte. Egal, was die Wehrmacht auch versuchte, um sie zu fassen zu kriegen... sie waren dem Feind immer um mindestens zwei Schritte voraus. Und so wurden sie hier in dieser Gegend zur Legende.“

„In gewisser Weise...“, nahm Nikolaj wieder das Wort an sich. „...bin ich mit meinen Freunden in diesen Wäldern geblieben... bis heute. Auch als man unseren Wald längst abgeholzt hatte. Ich habe nie damit aufgehört, ein Fuchs zu sein. Und als später, viele Jahre nach Kriegsende, dann die Jungen und Mädchen aus der Stadt kamen, und die Geschichten von damals hören wollten, da hab ich sie ihnen erzählt. Ich dachte, dadurch könnte ich uns in gewisser Weise für immer am Leben halten... mich und meine Freunde von der Fuchsbande.“

Spooky und Leonie blickten den Alten ratlos an.

„Aber... aber wieso kenne ich dann einen Jungen, der sich mir gegenüber als Fuchs ausgab? Und wieso hat er mir neulich im Traum diesen Ort genannt?“, fragte Spooky ungläubig.

„Dieser Junge...“, antwortete Nikolaj niedergeschlagen. „Es gibt da wohl jemanden in der Stadt, auf den deine Beschreibung passen könnte. Doch es ist... kompliziert...“

Er seufzte, schaute einen Moment abwesend auf den Fuchskopf auf seinem Unterarm, und krepelte dann wieder zitternd den Ärmel zurück.

„Ich hätte die alten Geschichten ruhen lassen sollen. Ich hätte schon viel früher aufhören sollen, jungen Menschen davon zu erzählen. Aber... das ist eben in gewisser Weise alles, was ein alter Fuchs noch tun kann für diese Welt... alles, was er tun kann, um seinem Dasein noch so etwas wie einen Sinn zu geben. Nämlich das weiterzureichen, was er gesehen und erlebt hat. Der Nachwelt davon zu berichten. Immer und immer wieder. Selbst auf die Gefahr hin, dass dieses Wissen den jungen Zuhörern nicht gut tut, weil sie in einer völlig anderen Welt leben müssen als der, der ihnen diese Geschichten erzählt. Und so habe ich die Geschichten erzählt. Vielleicht einmal zu oft. Vielleicht... vielleicht auch deinem Freund... dem Jungen, den du Fuchs nennst.“

Er machte eine kurze Pause, und es wirkte für einen Moment, als wäre sämtliche Fröhlichkeit und Wärme von ihm gewichen und nur noch Verbitterung übrig.

„Ich glaube, es ist besser, ich erzähle euch die Geschichte von vorne. Von Anfang an. Dann werdet ihr alles verstehen... und mir hoffentlich vergeben, was ich eurem Freund angetan habe. Was ist? Habt ihr ein wenig Zeit, mir für ein paar Stunden Gesellschaft zu leisten? Dann will ich euch die Geschichte erzählen. Ein allerletztes Mal, diese alte Geschichte...“

„Natürlich!“, versicherten ihm Spooky und Leonie neugierig. „Lassen sie sich ruhig Zeit. Wir sind ganz Ohr!“

Die noch immer im Hintergrund verweilende Xenia verdrehte genervt die Augen.

„Er sagt immer, es ist das allerletzte Mal. Ganz ehrlich, ich kann diesen Partisanen-Kram nicht mehr hören. Zur Abwechslung würde ich echt gern mal eine Geschichte erzählt bekommen, in der keine Nazis vorkommen und irgendwelche heroischen Partisanen, die so verdammt cool und durchgeknallt sind, dass jeder, der sie sich zum Vorbild nimmt, zwangsläufig daran scheitern muss.“

„Als du ein Kind warst, hast du diese Geschichten geliebt!“, erinnerte sie ihr Großvater mit dem Hauch eines Vorwurfs in der Stimme. „Ich habe sie dir immer und immer wieder erzählen müssen, sonst wolltest du nicht einschlafen. Und du hast es genossen, davon zu träumen, selbst wenn es grausame Träume wurden, die dich zu Tode erschreckt haben.“

„Ja.“, erwiderte Xenia nachdenklich. „Aber irgendwann war der Traum ausgeträumt, und ich musste zurück in die Realität. Zurück in mein eigenes Leben. Das ist das Teuflische an deinen Geschichten, Opa. Aber erzähl sie den beiden ruhig. Ich schätze ihre Überlebenschancen ohnehin ziemlich gering ein... da macht es eigentlich kaum noch einen Unterschied. Ich wünsche euch allen noch einen schönen Abend... und nehmt bitte nicht alles für bare Münze, was er erzählt. Manche Dinge sind etwas... ausgeschmückt... und haben so garantiert nicht stattgefunden.“

Sie nickte ihnen kurz zu, ehe sie sich abwandte, ohne ein weiteres Wort das Zimmer verließ und die Tür ziemlich ungestüm hinter sich ins Schloss fallen ließ.

„Warum ist sie so angepisst?“, fragte Leonie irritiert. „Haben wir vorhin irgendwas falsch gemacht?“

„Och, das hat nichts mit euch zu tun. Zerbrecht euch darüber nicht den Kopf.“, versuchte ihr Nikolaj klarzumachen. „Xenia... sie ist nicht meine richtige Enkeltochter, müsst ihr wissen. Ich habe sie damals aufgezogen, als ihre Eltern bei einem schlimmen Unfall ums Leben gekommen sind. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fing ich damit an, ihr Geschichten aus meinem Leben zu erzählen. Vielleicht früher, als ich es hätte tun sollen. Das waren keine besonders geeigneten Geschichten für ein achttjähriges Mädchen, müsst ihr wissen. Aber ich habe sie ihr erzählt.

Vielleicht ist sie deshalb anders geworden als die anderen Kinder in ihrem Alter. Vielleicht war sie deshalb so oft allein, und heute ist sie immer noch hier und sorgt für mich, anstatt auszugehen, sich einen Mann zu suchen und Kinder zu bekommen... all diese Dinge, die junge Frauen normalerweise tun, wenn sie älter werden.

Ich habe ihr eine Kraft gegeben, die Gabe und Fluch zugleich ist. Ich habe ihr Stärke und Träume gegeben, um zu überleben, aber die Kehrseite... die Kehrseite davon ist Einsamkeit und Wahnsinn.

Jedes Mal, wenn ich meine Geschichten erzähle, gebe ich den Menschen, die sie hören wollen, beides.

Und am Ende eines langen Lebens stellt man sich dann die Frage, was überwiegt... die Menschen, die durch meine Geschichten überleben konnten? Oder die Menschen, die ich durch meine Geschichten ins Verderben gestürzt habe?“

„Mein Bruder hat mir auch immer Geschichten erzählt, die nicht unbedingt für kleine Mädels geeignet waren!“, versuchte ihn Leonie aus seinen dunklen Gedanken zu reißen.

„Er wollte immer, dass ich anders werde als die Tussen in seiner Klasse. Und jetzt bin ich hier, auf der Flucht vor Polizei und Soldaten, in einem abgefuckten Kriegsgebiet, und höre einem alten Partisanenkämpfer zu. Ich denke... mein Bruder wäre in diesem Moment mächtig stolz auf mich.“

Sie lächelte bitter in sich hinein... ja, für einen kurzen Augenblick glaubte sie sogar, so etwas wie einen Sinn hinter allem erkennen zu können. Aber dann wurde ihr gleich wieder bewusst, wie unglaublich hoch der Preis war, den Jacob dafür bezahlt hatte, und wie gern

sie wieder einfach nur ein unwissendes kleines Mädchen gewesen wäre, das ehrfurchtsvoll den Worten seines großen Bruders lauschte.

„Dein Bruder... ist tot?“, fragte der Alte mitfühlend.

„Ja. Er hat sich umgebracht, damit ich ihn nie vergesse. Damit ich nie so werde wie die anderen. Können sie... können sie sowas nachvollziehen, oder ist das einfach nur krank?“

Nikolaj zog nachdenklich die Augenbrauen hoch.

„Nun... wie es aussieht, hat er damit ja Erfolg gehabt. Du hast ihn nicht vergessen, und du bist auch nicht wie die anderen Mädchen... ja, irgendwie Erinnerst du mich sogar ein bisschen an meine kleine Xenia damals. Zumindest kann ich dann wohl beruhigt sein, dass dich meine Geschichten nicht mehr aus der Bahn werfen dürften. Und dein Freund?“

Er blickte fragend in Richtung von Spooky.

„Das ist nicht mein Freund!“, entfuhr es Leonie empört, und Spooky stellte nahezu gleichzeitig klar „Ich bin nicht ihr Freund. Also zumindest nicht im sexuellen Sinn.“

Er grinste, worauf Leonie sich demonstrativ von ihm abwandte und spöttisch zu Nikolaj sagte:

„Spooky beobachtet perverse Pädophile beim Wichsen und erpresst sie dann hinterher. Er schleicht sich in die Alpträume anderer Menschen. Und er schaut gern alten Leuten beim Sterben zu. Also wenn sie so direkt fragen... nein, ich glaube nicht, dass ihn irgendeine ihrer Geschichten aus der Bahn werfen würde. Das Einzige, was ihn definitiv ziemlich schnell aus der Bahn wirft, ist körperliche Anstrengung.“

„Ha ha, sehr witzig.“, konterte Spooky mit übertrieben gespielter Verärgerung.

„Also ich finde, ihr beiden gebt ein interessantes Gespann ab. Wenn ich das so sagen darf.“, antwortete der Alte wieder etwas heiterer als zuvor.

„Kommen sie, erzählen sie endlich ihre Gruselgeschichte... sonst fang ich noch an, zu sehr über meine eigene nachzudenken!“, forderte ihn Spooky halb im Spaß, halb im Ernst auf.

„Nun gut.“, seufzte der alte Mann. „Ich werde euch alles erzählen... von Anfang an. Ich hatte schon lange keine Zuhörer mehr wie euch. Wenn ich nur wüsste, wo ich anfangen soll...“

„Fangen sie doch einfach mit ihrer Kindheit an!“, versuchte ihm Leonie einen Hinweis zu geben.

„Natürlich!“, erwiderte der Alte barsch. „Die ganze Geschichte spielt während meiner Kindheit. Wie könnte ich da mit etwas anderem anfangen? Aber unterbrich mich nicht noch einmal, sonst verliere ich komplett den Faden... es ist immerhin schon... schon... wie lange her? Über 75 Jahre muss das nun her sein... damals, als ich auf die anderen traf... das, was später einmal die legendäre Fuchsbande werden sollte.“

Kapitel 14 - Geheimnisse

„Unsere Geschichte beginnt im Jahre 1938 in einem Waisenhaus am Rande der Stadt. Heutzutage ist das längst eine von Bäumen und Pflanzen umwucherte Ruine, in die vielleicht ab und zu ein paar abenteuerlustige Jugendliche einsteigen. Aber damals war es ein stattliches Anwesen mit einer für eine solche Einrichtung ziemlich noblen Fassade, was vor allem daran lag, dass es einst als Sanatorium für Adlige und besserbetuchte Leute aus

der Großstadt gedient hatte. Doch dann kam die Revolution, und Orte der Dekadenz wie dieser wurden anderen, sozialistischeren Verwendungszwecken zugeführt.

Was jedoch nicht heißen soll, dass es in jenem Haus besonders sozialistisch zugegangen wäre. Ganz im Gegenteil.

Es herrschte ein rauer Umgangston, die Älteren schubsten die Jüngeren herum, und die Jüngeren die noch Jüngeren. Und das Erste, was man als Neuankömmling in diesem Waisenhaus zu lernen hatte, war, sich in die bestehenden, streng hierarchischen Strukturen einzufügen... sie zu akzeptieren, und besser niemals laut zu hinterfragen. Im Grunde genau wie in der Welt der Erwachsenen auch, nur eben im Kleinformat und ohne die geringste Aussicht auf Revolution.

Ganz oben waren die Unantastbaren, die Lehrer und unser Direktor, Alexey Karaslov. Sie mussten sich nicht für ihre Handlungen rechtfertigen, und keiner stellte ihren Status in Frage, denn sie waren schon immer da... länger als jeder Einzelne von uns. Ihre Worte waren Gesetz, und auch, wenn die allerwenigsten der Kinder sie besonders sympathisch fanden, so sehnten sich doch die allermeisten insgeheim danach, dass ihnen mal einer von ihnen väterlich durch die Haare strich und ihnen ein paar Süßigkeiten statt der üblichen Prügel und strengen Worte zukommen ließ.

Dann kamen die „Wölfe“... das waren in unserer kleinen Welt so etwas wie die Aufpasser, die im Alltag bestimmten, wo es langging. Ältere Heimkinder, die den Mangel an Liebe und Geborgenheit in ihrem Leben bevorzugt dadurch ausglich, dass sie anderen gegenüber besonders gewalttätig und unnahbar auftraten.

Ihre Existenz war von offizieller Seite weder geplant noch verordnet, aber so lange sie hauptsächlich nur ihre schwächeren Mitschüler triezten und schikanierten, die grundlegende Ordnung jedoch nicht in Frage stellten, ließ man sie weitestgehend unbehelligt gewähren.

In gewisser Weise könnte man auch sagen, dass es zwischen Lehrern und den Wölfen eine Art stillschweigende Übereinkunft gab.

Die Lehrer drückten ein Auge zu und duldeten die fast schon mafiösen Strukturen, die Viktor Volkov, der brutale Rädelsführer der Wölfe, im Lauf der Jahre in diesem Heim aufgebaut hatte. Im Gegenzug sorgten die Wölfe dafür, dass unwillige Querulanten und Regelbrecher hart bestraft wurden, ohne dass sich die größtenteils unmotivierten Lehrkräfte persönlich die Hände dafür schmutzig machen mussten.

Dann gab es eine breite Mittelschicht. Normale Jungs eben, die Sport trieben, Träume hatten, sich gegenseitig harmlose Streiche spielten, aber größtenteils darum bemüht waren, möglichst nicht aufzufallen und weder den Lehrern noch den Wölfen all zu viel Angriffsfläche zu bieten.

Ganz unten in der Nahrungskette kamen dann diejenigen, die keiner der oben genannten Gruppen zugehören konnten oder wollten. Die Schwachen, die Behinderten und die Außenseiter, die man nach Belieben misshandeln und verarschen konnte, ohne deswegen auch nur ein kleines bisschen ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, weil sie nunmal die geborenen Verlierer waren, deren einzige Existenzberechtigung sich daraus ergab, dass in einer hierarchisch gegliederten Welt wie dieser jeder manchmal einen Blitzableiter brauchte... einen, an dem man die aufgestauten Aggressionen auslassen oder erlittene Ungerechtigkeiten weiterreichen konnte.

Zu dieser letzten Gruppe gehörten ich und meine Freunde. Das heißt, anfangs waren wir noch keine Freunde, denn seit wir denken konnten war ein jeder von uns mutterseelenallein durch sein jämmerliches Dasein gestolpert.

Da war etwa Vanja... ein dürrer, zartbesaiteter Junge mit ständig scheuem, ängstlichen Blick wie eine Katze, die jeden Moment auf dem Sprung war, um vor den Gefahren dieser Welt auf einen der nächsten Bäume zu flüchten.

Abgesehen von seinem Auftreten, das ihn schon allein zum Mobbingopfer prädestinierte, war er auch noch eines Nachmittags von Mitschülern auf dem Dachboden erwischt worden, als er dort heimlich alte Frauenkleider anprobierte. Ein Gerücht, das sich schneller im Heim verbreitete als ein Steppenfeuer nach jahrelanger Trockenheit.

Kein Zweifel, mit einem von seiner Sorte wollte keiner etwas zu tun haben, außer die zwei, drei Wölfe, die ihn aufgrund seines fast mädchenhaften Äußeren und in Ermangelung weiblicher Alternativen gerne mal mit in die Duschräume schleppten, um ihn... na ja, ihr könnte es euch sicherlich denken, was sie dort mit ihm anstellten.

Der Zweite von uns war Aris. Aris stammte von Zigeunern ab, aber das war nicht der Hauptgrund, weshalb er von allen gemieden wurde.

Seit er als kleiner Junge eine heftige Explosion überlebte, war er blind und hatte zahlreiche Narben im Gesicht und am Oberkörper. Seine überforderten Eltern hatten ihn irgendwann wie einen ausgesetzten Hund an einen Baum gekettet und waren mit ihren Wagen weitergezogen. So landete er schließlich hier im Waisenhaus.

Anfangs bemühte man sich noch, ihm richtig sprechen beizubringen und ihn an den Aktivitäten der Klasse zu beteiligen, doch da es in jenen Tagen weder Bücher in Blindenschrift gab noch jemanden, der sich dafür zuständig gefühlt hätte, saß er bald nur noch still und unbeteiligt in der Ecke und hörte den anderen zu.

Freunde hatte er keine, und wenn er sich mit seinem kleinen Blindenstock durch die Gänge tastete, wurde ihm nicht selten ein Bein gestellt oder andere böse Streiche gespielt, weshalb er es vorzog, sich wann immer es möglich war unten in den weitläufigen, ungenutzten Kellerräumen zu verstecken.

Aufgrund seiner Behinderung, seines etwas dunkleren Teints und dem vernarbten Gesicht entging er zumindest der sexuellen Belästigung durch die Älteren, denn mit einem wie ihm wollte keiner von ihnen Kontakt haben, zumal Zigeuner damals in den vorurteilsbelasteten Augen der meisten Menschen sowieso als verlaust und dreckig galten.

Die Dritte im Bunde war Kira... ein Mädchen. Etwas, was es an einem Waisenhaus für Jungs eigentlich gar nicht geben durfte, und die sich deshalb einen Großteil des Tages in der Dunkelheit versteckte. Aber zu ihr komme ich später noch, im weiteren Verlauf der Geschichte.

Und dann war da noch ich... Nikolaj. Ich war gut einen Kopf kleiner als andere in meinem Alter, trug eine dicke Brille und war interessiert an Literatur und Geschichte. Ich weiß selbst nicht genau, warum ich irgendwann zu den Außenseitern und nicht zu den Normalos gezählt wurde... ich denke, es war ein schleichender Prozess der Entfremdung von meinen Mitschülern. Je mehr ich mich für andere Dinge interessierte als sie, desto weniger

beteiligte ich mich an ihren Gesprächen. Und je weniger ich an ihren Gesprächen teilnahm, desto weniger Ahnung hatte ich davon, wie man sich zu verhalten hatte, um nicht schief angeschaut zu werden, und wem man in den Hintern kriechen musste, um dazuzugehören. Stattdessen verkroch ich mich in meiner Freizeit lieber hinter allen Büchern, die ich in die Finger bekommen konnte. Am allerliebsten waren mir Abenteuergeschichten und alles, was mit Fantasie oder antiken Heldensagen zu tun hatte.

Ja, ich wäre gerne selbst einer dieser Helden gewesen. Aber lange Zeit deutete nichts darauf hin, dass ein Streber wie ich jemals Gefühle wie Angst oder Bewunderung in anderen Menschen auslösen könnte.

Doch wir vier waren so etwas wie harmlose Zutaten, von denen, wenn man jede für sich allein betrachtete, keinerlei Gefahr ausging. Doch wenn man sie zusammenmischte, bekam man ein hochexplosives Gemisch... einen geheimnisvollen Zaubertrank mit der Kraft, alles auf den Kopf zu stellen und diese kleine Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Denn ein jeder von uns hatte sowas wie seine ganz speziellen Talente. Talente, die wir nie mit anderen geteilt hatten, und die uns teilweise auch selbst noch gar nicht so wirklich bewusst waren, weil es nie jemand für nötig befunden hatte, sie zu entdecken oder gar zu fördern... weil es die Außenwelt nämlich in Wahrheit einen Scheiß interessierte, was aus uns wurde, und ob wir später einmal einen sinnvollen Platz im großen Ganzen einnehmen würden oder als Ausschussware der Gesellschaft in irgendeinem Schützengraben krepieren.

Wer weiß... wenn sie uns früher ernstgenommen hätten... vielleicht hätte sich unsere Kraft und unsere Wut nie auf solch unerbittliche Weise entfalten können.

Wenn sie uns anständig gefüttert hätten mit den Dingen, die ein Mensch eben so zum Leben benötigte, nicht nur mit Essen und Trinken, sondern auch mit Liebe, Geborgenheit, Respekt... wenn sie uns nicht so hätten verhungern lassen, vielleicht wären wir nie in Verlegenheit gekommen, auf Raubzug zu gehen und uns das, was wir zum Leben benötigten, notfalls mit Gewalt anzueignen.

Doch so... so schufen sie durch ihr Unterlassen und ihre Demütigungen ein gewaltiges Ungeheuer... ein Ungeheuer, das aus vier ausgehungerten Individuen bestand, und vor dem bald das gesamte Waisenhaus erschauern sollte.

Alles begann damit, dass Vanja vor Verzweiflung laut schluchzend in den im Halbdunkeln liegenden Keller gestolpert kam. Es war wieder passiert. Der fast vier Jahre ältere Oleg hatte ihn in die Toilette gezogen, geschlagen und dann wie eine Frau vergewaltigt. Vanja ahnte, dass das niemals enden würde, so lange er lebte, und dass er immer ein Opfer bleiben würde. Und so schlug er mehrmals verzweifelt mit der Faust gegen die Wand, bis er erschrocken bemerkte, dass er nicht alleine hier unten war... denn in einer Ecke des dunklen Raumes saß Aris, der blinde Zigeunerjunge, unauffällig zwischen mehreren hölzernen Kisten, und spielte mit einer beinahe handtellergroßen, haarigen Spinne, die er auf seinem Arm auf und ab krabbeln ließ.

„Keine Sorge, ich sag niemandem, dass du geheult hast.“, murmelte er leise. Aber das war Vanja in dem Moment reichlich egal.

„Wie kannst du nur immer so ruhig bleiben?“, fragte er mit tränenerstickter Stimme. „Ich meine, wo doch alle immer so gemein zu dir sind? Wie machst du das? Ich... ich halte das hier nicht mehr länger aus. Keinen Tag länger!“

Aris legte vorsichtig seinen Arm auf eine der Kisten, damit die Spinne sich wieder zurück in ihre vertraute Umgebung flüchten konnte.

Er war es nicht gewohnt, dass ihm jemand solche Fragen stellte. Üblicherweise interessierte sich überhaupt niemand für seine Meinung, und so bemühte sich Aris, eine gute Antwort zu formulieren, auch wenn es eigentlich keinen Unterschied machte.

„Man hat mir immer gesagt, ich soll lernen. Also lerne ich... oder ich versuche es zumindest. Zu lernen... zu verstehen... Zu verstehen, warum die Menschen so sind, wie sie sind. Jeder neue Schlag ist eine Lektion, die ich verstehen muss... das lenkt mich ab von dem Schmerz. Ich versuche es zu begreifen... warum Menschen einander so schlimme Dinge antun.“

Und dann, andererseits, haben sie Angst vor Spinnen. Kannst du dir das vorstellen? Sie sind selber die größten Monster, aber hier runter trauen sie sich nicht, wegen so einem kleinen, harmlosen Tierchen...“

Er lächelte still in sich hinein.

Vanja wischte sich unauffällig mit dem Ärmel die restlichen Tränen aus dem Gesicht.

„So klein war die gar nicht!“, rechtfertigte sich Vanja, weil ihm die Spinne ebenfalls nicht gerade klein und harmlos erschienen war, für den Fall, dass dem blinden Jungen die wahren Ausmaße des Viechs entgangen waren. „Aber ich weiß schon, was du meinst. Ich habe auch manchmal das Gefühl, dass ich in einem Dschungel voller wilder Tiere mehr Freundlichkeit erfahren würde, als hier an diesem Ort.“

Er war wieder kurz davor, loszuheulen und gegen die nächste Wand zu treten.

„Weißt du, meine Eltern...“, erwiderte Aris gedankenversunken. „Sie haben mich damals zum Betteln geschickt, weil sie dachten, ich würde durch mein Aussehen das Mitleid der Menschen erregen. Aber die meisten haben nur einen großen Bogen um mich gemacht, weil ich ihnen nicht niedlich genug war.“

Meine Eltern sagten, dass ich zu nichts zu gebrauchen sei. Und dann haben sie mich an einen Baum gekettet und sind einfach weitergezogen.“

Er hatte diese Geschichte bis dahin noch niemandem erzählt, aber irgendwas veranlasste ihn an jenem Nachmittag dazu, gegen seine üblichen Gewohnheiten zu verstoßen.

Vielleicht, weil ihm mit Vanja zur Abwechslung mal jemand gegenüber stand, der ihm noch erbärmlicher und wehrloser vorkam als er sich selbst. Also wem hätte er die Geschichte jemals erzählen sollen, wenn nicht diesem geschundenen Häufchen Elend?

„Und... bist du sauer auf sie?“, fragte Vanja, auch wenn er es eigentlich als selbstverständlich erachtete, dass man in so einer Lage mächtig sauer sein würde.

Aber Aris zuckte nur mit den Achseln und meinte:

„Am Anfang hatte ich einfach nur Angst... später war ich dann sauer. Aber jetzt nicht mehr. Weißt du, es ist so... sie haben mich zwar verlassen. Doch ihnen geht es glaube ich auch nicht anders. Sie sind ebenfalls verlassen worden... verlassen von ihren Mitmenschen, schon vor langer Zeit. Lange vor meiner Geburt. In gewisser Weise sind wir alle verlassen, du und ich und meine Eltern und all die anderen auch.“

„Vielleicht...“, überlegte Vanja, ehe er langsam näher an den blinden Jungen herantrat. „Vielleicht haben wir uns ja alle gegenseitig verlassen. Keiner möchte es sich eingestehen, aber im Grunde seines Herzens ist jeder einsam in dieser Welt.“

Er blickte sich vorsichtshalber nach der großen Spinne um, die er aber nirgendwo mehr entdecken konnte, und fragte dann:

„Was ist, darf ich mich kurz zu dir setzen? Nur ein bisschen... ich kann jetzt noch nicht wieder nach oben...“

„Tu es einfach.“, erwiderte Aris gleichgültig. „Sowas brauchst du nicht zu fragen. Niemand fragt mich sowas.“

„Aber ich frage!“, rechtfertigte sich Vanja und hockte sich vorsichtig im Schneidersitz vor eine der Kisten. „Ich will nicht, dass du dich von mir... irgendwie belästigt fühlst oder so...“

„Du bist ein schräger Vogel.“, meinte Aris kopfschüttelnd. „Hast noch immer nicht verstanden, wie das alles hier funktioniert, hä? Wer stärker ist, der bestimmt, was er machen darf, und der Schwächere muss sich fügen. Du bist vermutlich stärker als ich, weil du sehen kannst. Also kannst du dich neben mich setzen, vor mich, oder auch auf mich drauf, wenn es dich glücklich macht.“

„Meinst du das wirklich ernst?“, fragte Vanja, nicht sicher, ob es nur Zynismus des blinden Jungen war, oder ob der Glaube, dass die Starken über die Schwachen herrschen sollten, tatsächlich seinem Weltbild entsprach. „Ich persönlich finde ja, niemand sollte einen anderen Menschen schlecht behandeln dürfen. Auch nicht, wenn er stärker ist. Genosse Lenin hat gesagt, dass wir alle Brüder sind!“

„Genosse Lenin? Wo hast du denn den Quatsch her?“, fragte Aris nicht besonders beeindruckt. „War einer dieser Parteibonzen überhaupt schonmal draußen in der Stadt? Da draußen kämpft jeder ums nackte Überleben. Fressen und gefressen werden. Und wenn du Zigeuner bist oder schlimmer noch, Bettler, oder so wie ich... dann will keiner dein Bruder sein.“

„Ja, ich weiß, hast wohl Recht...“, entgegnete Vanja niedergeschlagen. „Aber... aber das heißt ja nicht, dass die Idee dahinter falsch ist, oder?“

Für einen Augenblick hellte sich seine Miene auf, als er sich an seine Mutter erinnerte, und an die Geschichten, die sie ihm früher erzählt hatte.

„Meine Mutter... sie war immer davon überzeugt, dass es richtig ist. Die Revolution, der Sozialismus... und sie hat mir gesagt, dass es irgendwann keine Kriege und keinen Hunger mehr geben wird, weil die Menschen hier im Land jetzt alle zusammenarbeiten für eine bessere Welt. Auch wenn es schwer war und wir manchmal kaum genug zu essen hatten... sie hat immer gesagt: Das ist richtig so. Wir müssen jetzt unsere eigenen Bedürfnisse zurückstellen und all unsere Kraft in die Errichtung der neuen Welt stecken, damit es die Generationen nach uns einmal besser haben werden.“

Denk an später, hat sie immer gesagt, wenn mir mal wieder der Magen geknurrte. Denk daran, was die Partei gesagt hat. Denk an die schöne Zukunft, die wir alle einmal haben werden.

Und dann, irgendwann, ist sie krank geworden und innerhalb weniger Wochen gestorben.“ Er zögerte einen Moment, unschlüssig, ob er wirklich weitererzählen sollte, denn auch er hatte seine Geschichte noch nie zuvor einem der anderen Kinder anvertraut. Noch nie hatte er den Eindruck gehabt, dass es irgendjemanden überhaupt interessieren würde. Aber bei Aris war er sich nicht so sicher.

„Ich hab damals gedacht...“, fasste sich Vanja schließlich doch ein Herz und sprach leise weiter. „Ich hab geglaubt, meine Mutter wäre der Partei genauso wichtig wie umgekehrt. Habe geglaubt, die würden sie vermissen und ihr mindestens ein Staatsbegräbnis organisieren. Aber niemand kam. Und ich wollte niemandem Bescheid sagen, verstehst du... vielleicht weil ich insgeheim schon gehnt habe, dass sie mich dann an einen solchen Ort wie diesen hier schicken würden.“

Und so hab ich einfach weitergelebt, als ob nichts gewesen wäre. Zusammen mit meiner Mutter. Obwohl sie längst tot war.

Irgendwann fing ich an, mir ihre Kleider anzuziehen und so zu tun, als wäre ich sie. Ich hab mit mir selbst gesprochen. Ich hab mir erzählt, dass es gut war, dass ich Hunger hatte... dass es gut war, wenn ich leiden musste, damit es uns allen irgendwann besser geht.

Nachts bin ich raus, um etwas zu essen aufzutreiben. Aber irgendwann haben sie mich erwischt und ins Heim gesteckt. Sie meinten nur, meine Mutter sei verrückt gewesen... und dass sie in Wahrheit nicht einmal Mitglied der Partei war. Und sie meinten noch, ich wäre genauso verrückt, und dass man mir das hier schon austreiben würde. Manchmal glaube ich, sie haben Recht. Ich bin... ich bin einfach nicht für dieses Leben gemacht. Für diesen Körper... für diese... diese ganze Scheiße hier...“

Er fing wieder an, leise zu schluchzen und den Kopf vor Scham über seine jämmerliche Existenz hinter den schwächlichen Händen zu vergraben. Am liebsten hätte er sich komplett aufgelöst und wäre nie wieder zurückgekommen.

Aris hörte sich alles erstmal schweigend an.

In einer anderen Welt hätte er vielleicht das instinktive Bedürfnis verspürt, seinen Arm um den fremden Jungen zu legen, um ihn irgendwie zu trösten.

Aber dies war eine harte, kaltherzige Welt. Und ihn hatte damals ja auch niemand getröstet.

„Für mich hört sich das nicht so an, als ob deine Mutter verrückt war.“, meinte er schließlich trotzdem leise in Richtung von Vanja. „Ich glaube, sie hat dir nur Märchen erzählt, damit du nicht völlig ohne Hoffnung aufwachsen musst. Und du... du hast es ihr geglaubt... weil du ihr glauben wolltest.“

„Schon möglich...“, schniefte Vanja nach einer kurzen Bedenkpause. „Ich wollte einfach... wollte, dass es die Wahrheit ist. Dass wir für ein besseres Morgen hungern.“

„Für ein besseres Morgen hungern...“, wiederholte Aris nachdenklich die Worte seines Mitschülers. „Klingt wie eine gute Inschrift auf einem Grabstein. Aber es ist ein beschissenes Lebensmotto.“

„Hast du denn ein besseres?“, fragte Vanja, irritiert von der Abgeklärtheit, mit der sein Gegenüber zu ihm sprach, und der irgendwie geheimnisvollen Aura, die von ihm auszugehen schien.

Der blinde Zigeunerjunge nickte wortlos, tippte kurz mit dem Finger auf das Holz hinter sich und streckte seinen Arm dann langsam in Richtung der Kiste aus. Es dauerte keine drei Sekunden, bis die große dunkle Spinne wieder erschien und ihm zu Vanjas sichtlichem Erstaunen wie ein dressiertes Haustier auf die Hand krabbelte.

„Überwinde deine Ängste.“, antwortete Aris schließlich, als er die haarigen Beine der Spinne auf seiner Haut fühlte. „Und dann... nutze die Ängste deines Feindes, um ihn fertig zu machen.“

„Ich versteh nicht ganz...“, erwiderte Vanja und rutschte sicherheitshalber einen halben Meter zur Seite, weil ihm die Spinne auf Aris' Arm alles andere als geheuer war.

„Na, es ist doch ganz einfach.“, ließ Aris schließlich die Katze aus dem Sack. „Oleg hat dir weh getan. Also ist er dein Feind. Und wie es der Zufall will, hat der gute Oleg geradezu panische Angst vor Spinnen.“

Aris lächelte geheimnisvoll, aber Vanja wurde das alles ein wenig zu viel.

„Woher weißt du das...? Woher weißt du von Oleg und... was er gemacht hat? Hat er es dir erzählt? Erzählt er es etwa jedem, der es wissen will?“

Vanja war schon wieder kurz davor, die Nerven zu verlieren und aus dem Keller zu rennen, um sich einen anderen Ort zu suchen, an dem ihn niemand an seine Erbärmlichkeit erinnerte.

Aber Aris packte ihn am Arm und sprach mit eindringlicher Stimme weiter:

„Ich weiß viele Geheimnisse, Vanja! Und wenn du willst, werde ich dir auch ein Geheimnis erzählen. Aber nur, wenn du versprichst, es keinem weiterzusagen. Was ist? Hab ich dein Wort?“

„Ist... ist ok...“, stammelte Vanja verunsichert, denn sein Fluchtinstinkt riet ihm eigentlich, sich loszureißen und dem blinden Jungen, der ihm zunehmend unheimlicher wurde, in Zukunft besser aus dem Weg zu gehen.

Aber irgendetwas veranlasste ihn dazu, sitzen zu bleiben, und noch einmal bestätigend „Ich werde es niemandem erzählen. Was ist dein Geheimnis?“ hinzuzufügen. Im Grunde hatte er ja ohnehin nichts mehr zu verlieren... und keinen Ort, an den er noch flüchten konnte, wenn selbst der Keller jetzt schon von einem anderen besetzt war.

„Ich kann sehen.“, begann ihm Aris schließlich zu erklären. „Also nicht wirklich, mit meinen Augen... aber nachts. Nachts, wenn ich träume. Dann fliege ich durch die Räume und kann euch allen beim Schlafen zusehen. Ich nehme alles wahr, sogar die Gedanken der Menschen kann ich manchmal hören, wenn ich mich darauf konzentriere.“

Am Anfang passierte es nur zufällig, ab und zu, wenn ich besonders heftige Träume hatte. Aber mit der Zeit lernte ich, es bewusst zu erzeugen. Und mittlerweile kann ich es sogar tun, wenn ich hier sitze und mich eine Weile einfach nur darauf konzentriere, meinen Körper zu verlassen.

Und so habe ich es eben mitbekommen... mitbekommen, was Oleg dir auf der Toilette angetan hat. Und ich habe früher schon im Schlafsaal der Älteren beobachtet, wie panisch er auf Spinnen reagiert. Und viele andere Dinge.“

„Das heißt...“, zählte Vanja eins und eins zusammen. „Das heißt... die Spinne... das ist kein Zufall, hab ich Recht? Und auch nicht, dass du hier bist. Du hast gewusst, dass ich in den Keller kommen werde... weil ich es nämlich immer tue, wenn... wenn mir alles zu viel wird... aber... warum? Warum tust du das? Ich meine... ich habe nichts, was ich dir für deine Hilfe anbieten könnte.“

Vanjas Skepsis kam nicht von ungefähr, immerhin hatte er in den letzten beiden Jahren im Heim gelernt, dass es an diesem Ort nichts ohne Gegenleistung gab... und dass du, wenn du nicht zufällig genügend Süßigkeiten oder Zigaretten gebunkert hattest, von niemandem Hilfe zu erwarten brauchtest.

„Ich bin einfach nur neugierig, ob es funktioniert!“, erklärte ihm Aris, um erst gar nicht den Eindruck entstehen zu lassen, dass er aus Mitleid oder Sympathie handelte. „Es würde mich

interessieren, ob man Menschen wirklich so leicht kontrollieren kann, wenn man nur erstmal ihre geheimsten Ängste kennt.“

„Hm...“, überlegte Vanja vorsichtig. „Mal angenommen... nur angenommen, ich würde zustimmen. Wie genau sieht dein genialer Plan aus?“

„Du freundest dich mit meiner Spinne an.“, antwortete Aris. „Du nimmst sie mit zu dir, und dann, wenn Oleg wieder kommt und dich anfassen will, wartest du einfach ab und lässt die Spinne den Rest erledigen.“

Vanja starrte skeptisch auf das haarige Monster, das es sich inzwischen auf Aris' Schulter bequem gemacht hatte.

„Ich... ich soll also... dieses Ding... an meinen Körper lassen? Das ist einfach nur... eklig!“

„Du hast mit deiner verwesenden Mutter zusammengelebt.“, erinnerte ihn Aris. „DAS nenne ich eklig.“

„Ich war doch noch ein Kind und...“, versuchte sich Vanja stotternd zu rechtfertigen. „Und... ich hab mir nichts dabei gedacht und...“

„Wer weiß, vielleicht gefällt es dir ja auch, was Oleg mit dir macht. Insgeheim.“, meinte Aris provozierend. „Vielleicht willst du ja gar nicht, dass es aufhört.“

Vanja warf ihm einen empörten Blick zu, realisierte aber noch im selben Moment, dass es nichts brachte, einen Blinden böse anzustarren, weil der es sowieso nicht mitbekam.

Dann nahm er seine ganze Wut zusammen, krepelte seinen Ärmel hoch und streckte seinen dünnen Arm auffordernd in Richtung der Spinne auf Aris' Schulter.

„Ich will, dass es aufhört! Und wenn es sein muss, würde ich mir sogar den Teufel persönlich auf den Rücken binden.“

Doch seine seltene Entschlossenheit schwand bereits wieder, als die Spinne ihre ersten beiden haarigen Beine auf seine Handfläche setzte.

„Wehe... wehe sie beißt mich...“, stammelte Vanja zu Aris' sichtbarer Erheiterung.

„Ich glaube nicht, dass sie dich beißen wird. Aber wer weiß... vielleicht beißt sie ja Oleg.“

Zwei Tage später, die Vanja größtenteils zusammen mit der ungewöhnlich anhänglichen Spinne in der Tasche verbracht hatte, war es dann soweit.

Oleg passte ihn auf dem Weg zur Essensausgabe ab und meinte nur:

„Los, mitkommen! Und keine Widerrede, du Schlampe, sonst wirst du echte Schmerzen kennenlernen.“

Vanja nickte, senkte den Kopf und ließ sich von Oleg durch den Gang stoßen.

„Bitte, liebe Spinne...“, dachte er währenddessen die ganze Zeit. „Bitte hilf mir und mach, dass er mich in Ruhe lässt!“

Aber dann schielte Vanja wieder aus dem Augenwinkel auf den viel größeren und muskulöseren Jungen, der ihn wie ein Stück Vieh vor sich hertrieb, und ahnte, dass Aris' Plan nicht aufgehen würde. Nie im Leben würde so ein Muskelprotz solche Angst vor einer Spinne haben, dass er in Zukunft von ihm abließ. Maximal würde er das Tier zertreten und Vanja dann erst recht eine reinhauen.

Schließlich waren sie bei den Toiletten angekommen.

Oleg verriegelte die Tür, ehe er seine Hose runterließ und mit fiesem Grinsen auf Vanja zulief.

„Bitte... das solltest du nicht tun...“, flehte Vanja. „Ich... ich habe jetzt nämlich jemanden, der mich beschützt!“

„Dich beschützen?“, lachte Oleg höhnisch. „Das mach ich doch schon, du kleine Göre.“ Er packte ihn grob am Rücken und riss auch Vanja die Hose runter. Dann steckte er sein bereits hartes Glied in Vanjas Hintern... das heißt, er versuchte es zumindest, und es gab einen kurzen Kontakt. Doch genau in dem Moment sprang auch schon die Spinne direkt auf seinen Schwanz, krabbelte über seine spärlich behaarten Eier hinweg und verkroch sich schließlich in seinem Hemd, wo sie sich weiter an ihm hocharbeitete bis knapp unterhalb des Halses.

Olegs darauffolgender Schrei war durch das ganze Heim zu hören.

Er riss sich panisch das Hemd vom Leib, entspernte die Tür und rannte dann nackt mit heruntergelassener Hose und steifem Schwanz kreischend wie eine hysterische Frau durch das Treppenhaus, in dem zur selben Zeit einige der älteren Schüler standen, die sich natürlich sofort feixend auf seine Fährte setzten und ihm hinterherjagten. Es gab nicht viel zu lachen an Tagen wie diesen... da musste man die wenigen Möglichkeiten, die sich einem boten, bis zum Gehtnichtmehr ausreizen.

So war Oleg fortan das Gespött des gesamten Heimes, und weder Vanja noch Aris war es jemals wieder zu Ohren gekommen, dass er sich an irgendeinem der Jüngeren vergangen hätte.

„Es hat tatsächlich funktioniert. Die Spinne hat ihn komplett in Panik versetzt!“, fielen Vanja eine ganze Tonne Steine vom Herzen, als er schließlich freudestrahlend bei Aris im Keller ankam.

Der lag in einer dunklen Ecke, den Kopf auf ein zusammengerolltes Handtuch gebettet, und wirkte, als ob er gerade erst ein Nickerchen gehalten hatte.

„Ich weiß...“, antwortete er schließlich, nachdem er sich langsam aufrappelte. „Ich hab sie ja schließlich gesteuert. Durch die Kraft meiner Gedanken“

Zur Verdeutlichung tippte er mit dem Finger auf seine Stirn.

„Du hast... sie gesteuert? Du hast mir nicht gesagt, dass du sowas kannst!“, erwiderte Vanja überrascht.

„Es funktioniert auch nicht immer.“, versuchte ihm Aris zu erklären. „Aber heute hatten wir Glück. Heute hat es funktioniert.“

Er lächelte selbstzufrieden und legte sich wieder auf seine provisorische Schlafstätte zurück.

Vanja konnte es noch immer nicht fassen.

„Das... das hat echt geklappt... und jetzt... jetzt lässt er mich in Ruhe, oder? Denkst du, er hat genug? Das war's also?“

„Der hat genug.“, bestätigte Aris. „Wenn du mir danken willst, besorg mir ein bisschen Käse aus der Küche. Ich hab Hunger. Kriegst du das hin?“

„Natürlich!“, versicherte Vanja und machte sich eilig auf den Weg. „Ich besorg dir alles, was du willst, Aris! Alles! Für dich werde ich mich sogar mit der dicken Köchin anlegen, wenn es sein muss.“

Aris nickte zufrieden.

Sein Plan hatte tatsächlich funktioniert. Für einen kleinen magischen Moment wirkte die Enge des Heimes ein bisschen weniger bedrückend, denn für einen kleinen magischen Moment war das Chaos in diese geordnete Welt voller Hierarchien und organisierter Quälerei getreten.

Die Wölfe würden sich in Zukunft in Acht nehmen müssen vor der Verschlagenheit eines jungen Fuchses.

Und nebenbei hatte Aris an jenem kalten Wintertag auch noch einen echten Freund gewonnen... etwas, was in einem sowjetischen Kinderheim damals noch weitaus wertvoller war als Süßigkeiten und Zigaretten.

Es muss um diese Zeit herum gewesen sein, als ich zum ersten Mal auf die beiden aufmerksam wurde. Natürlich kannte ich sie schon zuvor vom Sehen her, aber da waren sie für mich eben nur zwei weitere Kinder von vielen gewesen, mit denen einen nichts verband, außer dass man eben die Kindheit an dem selben tristen, gottlosen Ort verbrachte.

Doch an jenem Morgen im Speisesaal fing ich auf einmal an, sie mit anderen Augen zu betrachten.

Aris war gerade von einem rücksichtslosen Mitbewohner von hinten gestoßen worden und prompt gegen den Tisch geknallt, auf dem drei der Älteren, die zu den Wölfen zählten, gerade ihr Frühstück zu sich nahmen.

Der Aufprall war so heftig, dass einem von ihnen die Milch aus dem Becher schwappte und sich über sein Hemd ergoss.

Jedem, der diese Situation beobachtete, war sofort klar, dass es Ärger geben würde. Ärger für Aris. Und tatsächlich... Aris hatte noch nicht einmal richtig das Gleichgewicht wiedererlangt, da packte ihn auch schon einer der Älteren, ein grobschlächtiger Typ namens Sergej, am Kragen und stieß ihn aufgebracht vor sich her.

„Hast du keine Manieren, du dreckiger Zigeuner?“, schimpfte er und drückte den Schädel des blinden Jungen nach hinten gegen die Wand.

Wie immer ließ Aris alles still über sich ergehen... doch diesmal bekam er von unerwarteter Seite Hilfe.

Denn kaum hatte Sergej Aris gepackt, stürzte sich auch schon Vanja auf ihn, der ebenfalls alles beobachtet hatte, und riss ihn mit sich zu Boden.

„Lass gefälligst Aris in Ruhe! Aris ist mein Freund!“, rief er, während er unbeholfen versuchte, den deutlich älteren Sergej am Boden zu halten.

Aber es dauerte natürlich nicht lang, bis der sich aus Vanjas Griff befreit hatte und ihm eine ordentliche Schelle verpasste.

„Was glaubst du, wer du bist, du Pimpf?“, lachte Sergej. Dann kamen auch schon seine beiden Kollegen, und zu dritt knüppelten sie auf den wimmernd am Boden kauernenden Vanja ein.

Ich wartete darauf, dass Aris seinem Freund zur Hilfe eilte, da mir seine zur Faust geballte Hand nicht entgangen war. Aber er stand einfach nur da und japste nach Luft. Und natürlich, was hätte ein Blinder wie er schon gegen die Übermacht der stärkeren Wölfe ausrichten können?

Selbstverständlich kam mir nicht mal für einen Sekundenbruchteil in den Sinn, mich an seiner Stelle in die Angelegenheit einzumischen... es ging mich ja auch nichts an, und ich war heilfroh, gerade von keinem der Älteren gepiesakt zu werden, da wollte ich nicht unnötig auf mich aufmerksam machen.

Und doch... Vanjas zarter Versuch des Widerstands gegen die unmenschliche Hackordnung unseres Heimes hatte mich tief bewegt.

Und so schrieb ich am Abend vor dem Zubettgehen im Licht einer kleinen Öllampe in mein Tagebuch:

„Vanja Kuderowitsch. Ein halbes Mädchen... ein Schwächling. Aber mit dem Herz eines Helden. Endlich mal jemand, der sich wehrt. Auch wenn es ihm im Nachhinein sicher leid tut, wenn er bandagiert auf der Krankenstation liegt.“

Er lag da für zwei ganze Tage, in denen ihn niemand besuchte. Am dritten Tag kam er wieder raus, hinkend und mit einem weißen Verband um den Kopf.

„Warum hast du das getan?“, fragte ihn Aris emotionslos. „Das war total dumm und unüberlegt.“

„Aber du bist doch jetzt mein Freund!“, rechtfertigte sich Vanja. „Du hättest für mich das Gleiche getan... ich meine, wenn du dazu in der Lage wärst.“

„Hätte ich nicht.“, erwiderte Aris leise. „Ich hab dir doch gesagt, ich habe dir damals nur geholfen, weil ich das mit der Spinne ausprobieren wollte. Aber ich würde für dich ganz sicher keine Prügel einstecken. So wichtig bist du mir nicht.“

Vanja schluckte, und für einen Moment wirkte es, als würde er gleich wieder losheulen.

Aber dann besann er sich und murmelte nur: „Schon klar. Ich bin ja nur der Einzige hier, der sich überhaupt mit dir abgibt.“

„Hab dich nicht drum gebeten.“, erwiderte Aris trotzig.

Doch so schnell wollte Vanja nicht aufgeben, den einzigen Menschen, der ihm an diesem Ort jemals etwas Gutes getan hatte, zum Freund zu gewinnen.

„Ich könnte deine Augen sein! Ich könnte dir alles beschreiben, was ich sehe. Und du... du hilfst mir im Gegenzug mit deinen... deinen speziellen Fähigkeiten...“

Aris schüttelte wenig begeistert den Kopf.

„Wozu soll das gut sein, hä? Wenn wir zu zweit sind, bieten wir die doppelte Angriffsfläche. Das heißt, doppelt so viel Prügel, doppelt so viel Schmerzen. Und ich... ich will nicht deine Schmerzen auch noch fühlen müssen. Ich habe schon genug damit zu tun, meine eigenen auszuhalten. Verstehst du das?“

Er wollte eigentlich kalt und abweisend klingen, wie der harte Hund, zu dem ihn das Leben gemacht hatte... dabei war er in jenem Moment so offen und verwundbar wie vielleicht noch nie zuvor in den letzten Jahren.

Vanja legte vorsichtig seine Hand auf Aris' Schulter, nachdem er sich vergewissert hatte, dass sie niemand auf dem Gang beobachtete. Am liebsten hätte er nach seiner Hand gegriffen, aber so etwas tat man nicht in diesem Heim, das hatte Vanja schon mehrmals leidvoll erfahren müssen.

„Dann lass uns stärker werden!“, flüsterte er Aris ins Ohr. „Lass uns stärker werden, bis wir so stark sind, dass uns die anderen nichts mehr anhaben können!“

„Du bist verrückt.“, war Aris überzeugt. „Erst klammerst du dich an deine tote Mutter... und jetzt klammerst du dich an mich, was? Aber das ist... keine gute Idee... Ich... ich glaube, ich bin kein guter Mensch. Verstehst du das, Vanja? Ich bin nicht der Freund, den du suchst. Und wenn ich die Möglichkeit hätte... falls sich meine speziellen Fähigkeiten, wie du sie nennst, weiterentwickeln sollten... dann würde ich hier alles niederbrennen. Ohne Reue. Einschließlich dir.“

Er griff Vanjas Hand und wischte sie von seiner Schulter, ehe er sich aufrappelte, um einsam davon zu gehen... hinunter in den Keller, so wie er es gewohnt war.

Aber er hatte nicht mit der Hartnäckigkeit seines Mitbewohners gerechnet.

„Ein Grund mehr, an deiner Seite zu bleiben!“, meinte Vanja augenzwinkernd und heftete sich sofort an Aris' Fersen. „Wenn hier die Hölle losbricht und alles in Flammen aufgeht... dann möchte ich nicht dein Feind sein.“

Aris seufzte leise. So leicht schien sich Vanja nicht abschütteln zu lassen.

„Es sind genau 17 Stufen.“, erklärte Aris auf dem Weg nach unten. „17 Stufen runter in den Keller. Vom Schlafraum zu unserem Speisesaal sind es 55 Schritte, wobei ich nach 21 Schritten rechts abbiegen muss. Im Speisesaal angekommen sind es 7 Schritte geradeaus, 5 Schritte nach links und 4 nach rechts bis zu meinem Tisch.“

All das habe ich im Lauf der Zeit auswendig gelernt. Ich kann den Weg genauso sicher gehen wie jemand mit gesunden Augen. Und manchmal, wenn sie mir ein Bein stellen, höre ich sie vorher schon lachen. Ich weiß, was gleich kommen wird, aber ich falle dann trotzdem. Dann sind sie meistens zufrieden und lassen mich wieder für eine Weile in Ruhe. Das Einzige, worauf ich noch nicht reagieren kann, sind diese unerwarteten Attacken, so wie neulich beim Frühstück.“

Mit diesen Worten packte er Vanja, der vorausgelaufen war und gerade die klapprige Tür zu den Kellerräumen öffnen wollte, und drückte ihn mit aller Kraft gegen die Wand.

„So etwas in der Art, verstehst du?“

„Lass mich los...“, maulte Vanja. „Ich weiß ja, was du meinst.“

„Ich möchte lernen, ihren Angriffen zu widerstehen, egal wann und woher sie kommen!“, flüsterte Aris wie ein Besessener in Vanjas Ohr, während er den Druck noch einmal erhöhte und sein Gesicht brutal gegen die Wand presste. „Das werden wir üben! Und du machst genau das, was ich dir sage, verstanden? Im Idealfall lernst du vielleicht auch noch was dabei.“

Erst jetzt ließ er von Vanja ab, der sich noch etwas erschrocken von Aris' unerwarteter Brutalität an die schmerzende Wange fasste.

„Ja... ja...“, stöhnte er. „Ich mach alles, was du willst. Kein Grund, mich genauso rumzustoßen wie die anderen.“

„Du musst lernen, dich zu wehren, Vanja! Sonst bist du für mich vollkommen nutzlos.“, erwiderte Aris mit einem Tonfall, der keinerlei Zweifel daran aufkommen ließ, wie ernst es ihm mit seiner Aussage war.

Und so fingen sie an, gemeinsam ihre Wahrnehmung zu trainieren, und an der Schmerzempfindlichkeit und Reaktionsfähigkeit ihrer Körper zu arbeiten.

„Ich will, dass du mich schlägst, so hart du nur kannst!“, forderte Aris Vanja auf, während er sich mit dem Rücken zu ihm positionierte.

„Dich schlagen?“, erwiderte Vanja mit wenig begeisterter Miene. „Aber... wohin? Und wie stark?“

„Überrasch mich!“, antwortete Aris leise. „So wie mich die anderen auch überraschen...“

„Na gut. Aber auf deine Verantwortung.“, seufzte Vanja, da er seinen neugewonnenen Freund unter keinen Umständen verletzen wollte, und ballte grimmig die Hand zur Faust. Zuerst überlegte er, ihm einfach aufs Ohr zu hauen... dachte sich dann aber, dass Aris sein Gehör sicher dringender brauchte als er, so dass er stattdessen einen Schritt zurückging und ihm dann kraftvoll in den Hintern trat.

Aber Aris blieb unbeeindruckt stehen.

„Was sollte das denn? Glaubst du, das ist ein beschissenes Spiel, ja?“, schimpfte er. „Jedes achtjährige Mädchen hat vermutlich einen härteren Tritt als du, du verdammte Tucke!“ Daraufhin wurde es Vanja zu bunt. Er hatte es satt, sich ständig von allen beleidigen zu lassen... und dann auch noch von einem Blinden, der eigentlich noch ein gutes Stück unter ihm in der Hierarchie stand und besser froh sein sollte, dass sich überhaupt jemand freiwillig mit ihm abgab.

All die Demütigungen der vergangenen Monate schossen ihm nochmal durch den Kopf, ehe er sich mit einem wütenden Schrei auf Aris stürzte und ihn mit sich zu Boden riss. Beide schlugen schmerzhaft auf den harten Steinboden auf, aber Vanja dachte gar nicht daran, so schnell von ihm abzulassen. Stattdessen schlug er weiter außer sich vor Zorn auf Aris' Brust und Schulter ein, erwischte ihn unabsichtlich auch ein paar Mal im Gesicht... so lange, bis seine Faust auf einmal von Aris' starkem Arm abgefangen wurde. Dann verpasste ihm der blinde Junge einen Kniestoß in die Magengegend, und Vanja rollte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht zur Seite weg.

„Das... das war richtig gut...“, keuchte Aris völlig außer Atem und fasste sich an die schmerzende Stelle an seinem Kinn. „Genau sowas meinte ich! Du hast es ja doch drauf.“ „Wirklich?“, antwortete Vanja, ebenfalls sichtlich in Mitleidschaft gezogen. „Tut mir leid. Das... das kam einfach so über mich. Aber ich wollte das nicht. Ich will dir nicht weh tun.“ „Jetzt jammer nicht schon wieder rum.“, meinte Aris und rappelte sich langsam auf, ehe er seine Hand in die grobe Richtung des neben ihm kauernenden Vanjas streckte, um auch ihm aufzuhelfen. „Das war schon richtig so. Gleich nochmal von vorn das Ganze!“

Abgesehen von ihrem körperlichen Training bemühte sich Aris auch darum, seine übersinnlichen Fähigkeiten zu erweitern, und Vanja diese ebenfalls beizubringen. Doch Vanja schaffte es nicht einmal ansatzweise, Aris' Level zu erreichen... über ein leichtes Kribbeln in den Gliedmaßen gingen seine Versuche, den eigenen Körper zu verlassen und mit dem Geist auf Wanderschaft zu gehen, nie hinaus, weshalb ich mittlerweile zu der Überzeugung gelangt bin, dass die Veranlagung dazu angeboren sein muss. Entweder du kannst es von allein, oder du kannst es vergessen.

Aber wer weiß... vielleicht versuchte es Vanja auch einfach nur zu verkrampft. Wir alle versuchten es glaube ich zu verkrampft, weil wir unbedingt in derselben Liga spielen wollten wie Aris.

Doch dazu verfügten wir anderen weder über seine Gelassenheit, noch über seine Gleichgültigkeit. Genaugenommen würden wir die Welt ohnehin nie so wahrnehmen können, wie er es tat, weshalb wir uns, sobald wir uns dessen bewusst wurden, auch wieder auf unsere eigenen Talente konzentrierten und die übersinnlichen Dinge ihm überließen.

Seit der Sache mit der Spinne war Aris von der Idee fasziniert, auch größere Tiere übernehmen und bewusst steuern zu können.

Extra zu diesem Zweck hatte ihm Vanja aus dem meterweise im Keller herumliegenden, engmaschigen Draht eine Mausefalle gebastelt und jeden Abend mit etwas Käse gefüttert... so lange, bis tatsächlich eine kleine Ratte anbiss und von der herunterklappenden Käfigtür gefangen wurde.

Aris und Vanja versuchten, die Ratte mit dem grau-weißen Fell, der sie den Namen „Lenin“ gaben, an sie zu gewöhnen, damit sie, sobald sie Hunger hatte, immer wieder zu ihnen zurückkehren würde.

Dann legte sie Aris auf seinen Schoß und versuchte, mit der Kraft seines Geistes mit ihr in Kontakt zu treten.

„Und, was ist? Hat es geklappt?“, fragte Vanja voller Ungeduld, nachdem die Ratte urplötzlich laut fiepend aufgesprungen war und über die aufeinandergestapelten Kisten in den nächsten Raum flüchtete.

„Nicht wirklich...“, erwiderte Aris und gähnte frustriert. „Ich glaube, ich habe sie nur erschreckt. Immerhin, es sieht so aus, dass sie meinen Geistkörper wahrnehmen kann... so ähnlich wie es der Hund vom Hausmeister auch tut. Aber ich kann sie irgendwie nicht in eine bestimmte Richtung lenken. Los, hol sie nochmal zurück! Einmal versuch ich’s noch.“ „Ich glaube nicht, dass sie so schnell noch mal Vertrauen fasst.“, murmelte Vanja skeptisch, machte sich dann aber doch mit einem Stück Käse bewaffnet auf die Suche in den weiter hinten liegenden Kellerräumen, in die dank der mit einigen Brettern vernagelten Luftschächte nur eine äußerst geringe Menge Licht einfiel.

Noch dazu roch es hier unten nach Moder und es wurde kälter, je tiefer man in die labyrinthartigen Kellerräume vordrang.

Freiwillig hätte Vanja hier jedenfalls keinen Fuß reingesetzt, da er es doch ziemlich unheimlich fand... aber Aris meinte nur, es gäbe keinen Grund, sich vor irgendwas dort unten zu fürchten. Und schon gar nicht vor Geistern.

„Du solltest eher vor dem Licht Angst haben, wo jeder deine Schwäche sehen kann, Vanja... nicht vor der Dunkelheit! Die Dunkelheit bietet uns Schutz. Und davon ganz abgesehen sind lebendige Menschen sowieso grausamer und gefährlicher als jedes Gespenst. Sonst hätten die Toten ganz sicher schon längst die Weltherrschaft an sich gerissen, meinst du nicht auch? Immerhin dürften sie gehörig in der Überzahl sein.“

Vanja fand, dass Aris’ Argumente wie immer nicht von der Hand zu weisen waren, wirklich überzeugen tat ihn das in jenem Moment aber dennoch nicht, denn er konnte sich sehr gut vorstellen, dass Geister einfach kein all zu großes Interesse an der Weltherrschaft verspürten, aber trotzdem einem unvorsichtigen Menschen, der ihnen an ihrem Spukort zu nahe kam, ohne zu zögern nach dem Leben trachten würden.

„Lenin?“, flüsterte Vanja, während er über Berge von zusammengerollten Teppichen und Vorhängen, die noch aus der Zeit der bürgerlichen Dekadenz stammen mussten, in den hinteren, noch dunkleren Teil der Kellerräume kletterte. „Lenin... komm her... ich hab feines Fressen für dich!“

Auf einmal hörte er ein aufgeregtes Fiepen in seiner Nähe, gefolgt von einer schnellen Bewegung, als ob etwas Großes dicht hinter ihm vorbeihuschte, und einem knirschenden Geräusch, das nichts Gutes verheiß.

Erschrocken drehte sich Vanja um und... starrte direkt in das Gesicht eines etwa dreizehnjährigen, verwahrlost wirkenden Mädchens, aus deren kauendem Mund gerade noch etwas Fell und ein gekringelter Rattenschwanz hervorschaute.

„Wer... wer bist du?“, stammelte Vanja verwirrt. „Hast du... hast du gerade wirklich... unsere Ratte gefressen?“

Wie zur Antwort schlang das Mädchen auch noch den Rest des Nagetiers herunter... das heißt, eigentlich schlürfte sie den Rattenschwanz eher genüsslich runter wie zu lange Spaghetti.

Dann wischte sie sich den blutverschmierten Mund ab und streckte ihre knochige Hand nach Vanjas Haaren aus, der instinktiv mehrere Schritte zurückstolperte.

„Wir... wir haben auch Käse....“, rief Vanja mit pochendem Herzen und streckte ihr den Käsebrocken entgegen, als ob er sich davon Schutz erhoffte wie mit einem Kruzifix vor einem Vampir.

„Kä... se...“, wiederholte das unheimliche Mädchen, gierig auf das Käsestück in Vanjas Händen deutend.

„Ja, Käse.“, stotterte Vanja noch immer völlig verängstigt. „Du... du darfst ihn gern behalten. Hier! Nimm ihn!“

Er warf das Stück hastig in ihre Richtung, dann drehte er sich um und rannte, so schnell er konnte, durch die im Halbdunkeln liegenden Gänge zurück zu ihrem Treffpunkt, an dem Aris bereits ungeduldig auf ihn wartete.

„Was ist denn los?“, fragte Aris, als er Vanjas hastige Schritte und seinen schweren Atem wahrnahm. „Haste ihn endlich gefunden?“

Aber Vanja stammelte bloß „Da... da... drin ist ein G...G...Geister.... Geistermädchen!“, und griff nach Aris' Arm, um ihn eilig mit sich fort zu ziehen.

Widerwillig folgte ihm Aris einige Meter, bis er sich schließlich am Türrahmen festkrallte und keinen Schritt mehr weiterging.

„Hast du schon wieder vergessen, was ich dir neulich gesagt habe, Dummkopf? Geister sind völlig harmlos! Wenn es überhaupt sowas gibt. Ich hab bisher noch keine kennengelernt. Und ich war schon ziemlich oft hier unten.“

„Aber ich... ich weiß doch, was ich gesehen habe!“, ereiferte sich Vanja und überlegte, wie er es seinem Freund am besten begreiflich machen konnte. „Sie stand so nah vor mir wie du jetzt eben. Und sie... sie hat Lenin gefressen!“

Aris wurde hellhörig und fing an nachzudenken.

„Sie hat Lenin gefressen? Das ist ja... sehr interessant. Also, wer auch immer sie ist... denkst du nicht auch, dass wir uns mal etwas näher mit ihr unterhalten sollten?“

Jetzt war es Aris, der Vanja packte und ihn mit sich zurück in den Keller zog.

„Aber... aber was, wenn sie gefährlich ist?“, hakte Vanja ängstlich nach.

„Dann erst recht!“, entgegnete Aris überzeugt. „Schon vergessen? Wir müssen stärker werden, Vanja... viel stärker. Ein gefährliches Mädchen, das keine Angst vor Ratten hat... das wäre vielleicht genau die richtige Verstärkung für uns.“

„Keine Angst vor Ratten... das ist sehr beschönigend ausgedrückt, Aris.“, meinte Vanja nicht wirklich überzeugt.

Nur äußerst widerwillig, und eng an seinen vorausgehenden Freund geklammert, ließ er sich noch einmal zu einer Rückkehr in die unheimlichen Kellerräume überreden. Allerdings war Vanjas Vorsicht völlig unbegründet, denn die Kellerräume waren leer. Und das, obwohl sie eine halbe Stunde lang jeden Winkel absuchten.

Das seltsame Mädchen blieb verschwunden.

Ich bin ihr erst viele Monate später zum ersten Mal begegnet.

Damals war gerade Hochsommer, und eines Nachts hielt ich es in dem stickigen Schlafsaal einfach nicht mehr aus. Ich musste raus an die frische Luft, was uns allerdings generell verboten war... und in jenem Sommer ganz besonders. Denn in den Wochen davor war es zu mehreren merkwürdigen Vorfällen im Heim gekommen. Einer der älteren Wölfe, ein gewisser Fjodor Ivanov, war offensichtlich bei einer nächtlichen Kletteraktion an der Außenfassade ausgerutscht und zu Tode gestürzt. Und als wäre das noch nicht genug Aufruhr gewesen, brannte es wenige Tage später auch noch in einer der Lehrerunterkünfte, und es kam zu mehreren schweren Diebstählen, ohne dass je ein Verursacher zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

Die Stimmung war jedenfalls angespannt unter den Betreuern, und unter den jungen, abergläubischen Heimbewohnern kursierten alsbald wilde Gerüchte über die Geister des früheren Hotelpersonals, die sich des Nachts in unseren Gängen herumtreiben würden. Ich hatte nie an solche Geschichten geglaubt... war schon damals davon überzeugt, dass der Glaube an Götter und Geister nur darauf zurückzuführen war, dass die meisten Menschen ungebildet waren und nicht die richtigen Bücher lasen.

Dennoch ging mir all das natürlich durch den Kopf, als ich barfuß und nur mit meinem Schlafanzug bekleidet durch die alten Gänge schlich, um auf einem der Balkone nach Luft zu schnappen.

Und dann traf ich auf sie.

Zunächst hatte ich mir nur eingebildet, aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Doch als ich dann stehen blieb und nachschaute, konnte ich nichts erkennen. Vielleicht war es ja auch nur der Wind, da eines der Fenster zum Hof hinunter offenstand.

Dennoch... irgendwas an dem alten Vorhang mir gegenüber irritierte mich. War er sonst nicht stärker zusammengefasst?

Daher lief ich kurzentschlossen darauf zu und zog ihn mit einer schnellen Bewegung beiseite.

Ihr könnt euch sicher vorstellen, wie groß meine Verwunderung war, als mir gegenüber plötzlich dieses bleiche Mädchen stand, mit ihren verstruwelten rötlichen Haaren und ihren großen, rehbraunen Augen, aus denen sie mich einen Moment ansah, als ob sie kein Wässerchen trüben konnte.

Doch schon im nächsten Augenblick stürzte sie sich plötzlich auf mich und schleuderte mich mit einer Kraft zu Boden, wie sie eigentlich nur ein erwachsener Mann aufbringen konnte.

In der Hand hielt sie eine edle, verzierte Flasche, die vermutlich mit irgendeinem teuren Likör oder Wodka gefüllt war. Sie holte damit weit aus... und ich hielt mir schützend den Arm vors Gesicht, weil ich glaubte, dass sie mir die Flasche jeden Moment über den Schädel hauen würde.

Aber dann erklang auf einmal eine vertraute Stimme hinter mir.

„Lass ihn, Kira! Ich glaube, er wird uns nicht verraten. Wirst du doch nicht, Nikolaj, oder?“

Ich schaute erleichtert über die Schulter und erkannte Vanja, der sich zu mir herunterkniete und mir respektlos die Wange tätschelte. Seine Haare schienen länger geworden zu sein in den letzten Wochen, und irgendwie wirkte er auch ganz anders als sonst... nicht so schüchtern, eher gelassen und selbstbewusst. Ganz im Gegensatz zu mir.

„Ich... äh... nein, natürlich nicht...“, antwortete ich noch etwas unter Schock stehend angesichts der unerwarteten Heftigkeit der Attacke.

„Gut so. Alles andere wäre auch ziemlich dumm von dir.“, erwiderte Vanja, bevor er wieder aufstand und dem fremden Mädchen irgendwas zuflüsterte.

Sie schaute ihm kurz fragend in die Augen, nickte dann aber, griff nach der edlen Flasche und rannte in einer höllischen Geschwindigkeit, aber mit erstaunlich leisen Schrittgeräuschen, davon.

Ich fragte mich immer noch, von was ich da gerade Zeuge geworden war. Wer war dieses fremde Mädchen, und vor allem, woher hatte sie solche Kraft und eine solche Geschwindigkeit?

Vanja bemerkte wohl die Faszination, mit der ich ihr hinterherschaute, und fügte daher mahnend hinzu:

„Vergiss es einfach. Und vergiss sie! Du wirst sie sowieso nicht wiedersehen. Und keiner würde dir glauben.“

Mit diesen Worten wandte sich auch Vanja von mir ab, um davon zu gehen. Doch ich wollte nicht, dass er ging. Ich wollte eine Erklärung. Und mehr noch als das, wäre ich wohl einfach gern in ihrer Clique dabei gewesen... denn was immer sie da auch taten, es schien enorm spannend zu sein, und Vanjas verändertem Auftreten nach zu urteilen war es auch gut für das persönliche Wohlbefinden.

Daher nahm ich schließlich all meinen Mut zusammen und fragte ihn, während ich mich noch etwas benommen aufrappelte:

„Kann ich vielleicht... kann ich vielleicht bei euch mitmachen?“

Vanja lächelte geheimnisvoll, als er diese Worte aus meinem Mund hörte, schüttelte aber dann nur den Kopf und meinte:

„Vergiss es! Ich glaube kaum, dass er Verwendung für dich hätte. Du bist einfach... zu normal.“

Ich zögerte einen Moment. Hatte er gerade ernsthaft „zu normal“ gesagt?

Bislang hatte ich nämlich immer angenommen, mein Problem wäre eher, dass ich zu sehr von der Norm abwich und deshalb nirgendwo so richtig Anschluss fand.

„Wer ist er?“, hakte ich schließlich leise nach. „Meinst du den Blinden? Diesen Aris?“

„Ich... vergiss es.“, erwiderte Vanja wenig begeistert. „Ich hab schon viel zu viel gesagt. Hör einfach auf, nachts hier draußen rumzuschleichen, dann gibt es auch keine Probleme mit uns, kapiert?“

Er zwinkerte mir noch kurz zu, dann verschwand auch Vanja genauso schnell, wie er gekommen war, und ließ mich alleine auf dem verlassenem Gang zurück.

Diese Absage von einem zu erhalten, der sich gefühlt in der sozialen Hackordnung sogar noch eine Stufe unter mir befand, verpasste meinem ohnehin nicht so starken Selbstvertrauen zweifellos noch einen weiteren Knacks.

Andererseits konnte ich das geheimnisvolle Mädchen, das mich beinahe ins Jenseits befördert hätte, diese Kira, auch nicht so einfach vergessen. Und so schrieb ich wenig später mit zitternden Fingern in mein Tagebuch:

„Kira. Flink wie eine Katze, stark wie ein Bär und beängstigend wie ein Geist. Sie ist umwerfend, im wahrsten Sinne des Wortes. Das faszinierendste, absonderlichste Mädchen,

das mir je begegnet ist. Ich frage mich, was eine wie sie hier in unserem Heim verloren hat. Und vor allem: Was verbindet sie mit Vanja und Aris?“

Schon damals, kurz nach dieser schicksalhaften nächtlichen Begegnung, fühlte ich irgendwie, dass etwas in der Luft lag... etwas, was die scheinbar unantastbar in Stein gemeißelten Regeln des Zusammenlebens in unserem Heim für immer verändern sollte. Was ich damals jedoch noch nicht ahnte, war, wie gewaltig die Konsequenzen des Sturms sein würden, der sich da unbemerkt über unseren kindlichen Köpfen zusammenbraute... und dass ich schon sehr bald ein essentieller Bestandteil dieses unberechenbaren, alles verschlingenden Sturms werden sollte.

Kapitel 15 - Der Kuss des Zigeuners

Am folgenden Tag bestätigte Vanja dem im Keller wartenden Aris, dass sie die in der Nacht zuvor von Kira entwendete Flasche planmäßig an ihrem Bestimmungsort deponiert hatten, und schilderte seinem Freund bei der Gelegenheit auch gleich die Details von seiner überraschenden Begegnung mit mir.

„Und dann hab ich Nikolaj gesagt, dass er vergessen soll, was er gesehen hat. Ehrlich gesagt war er von Kiras Angriff so geschockt... ich glaube nicht, dass er so schnell nochmal nachts den Schlafsaal verlässt.“

„Und das war alles?“, fragte Aris skeptisch. „Er hat keine Entschuldigung oder zumindest eine Erklärung verlangt oder sowas?“

Vanja schüttelte mit dem Kopf, fügte dann aber nach kurzem Zögern leise hinzu:

„Er hat zum Abschied noch gefragt, ob er bei uns mitmachen darf...“

„Ob er bei uns mitmachen darf?“, erwiderte Aris aufgebracht. „Das heißt, er weiß, dass wir zusammen rumhängen? Und Kira hat er jetzt also auch gesehen... na prima. Weißt du, die Idee eines Geheimbundes ist eigentlich, dass er geheim bleibt und niemand die Namen seiner Mitglieder kennt. Und wenn jetzt schon einer weiß, dass wir drei miteinander zu tun haben, dann kannst du Gift drauf nehmen, dass es bald das halbe Heim wissen wird!“

„Keine Panik!“, versuchte ihn Vanja zu beruhigen. „Soweit ich weiß, ist Nikolaj auch nicht gerade der Beliebteste in seiner Klasse. Mit ihm gibt sich doch kaum einer ab. Außerdem hat er sich uns gegenüber noch nie irgendwie gemein verhalten, oder? Vielleicht sollten wir ihn einfach einweihen und zu einem von uns machen.“

Ihm war natürlich klar, dass Aris das für keine gute Idee halten würde. Aber Vanja wollte es zumindest einmal erwähnt haben.

Daraufhin legte ihm Aris die Hand auf die Schulter und erklärte geduldig, was er ihm schon so oft erklärt hatte:

„Allein die Tatsache, dass er unbeliebt ist und zurückhaltend, macht ihn noch nicht zu einem vertrauenswürdigen Menschen. Man kann nur ganz wenigen Menschen auf dieser Welt vertrauen. Dir kann ich vertrauen, Vanja. Und weißt du auch, warum?“

Vanja kannte die Antwort darauf bereits.

„Weil ich alles für dich tun würde. Weil du weißt, dass das nicht nur leeres Gerede ist... und weil sich sonst sowieso niemand mit mir abgeben würde.“

„Genau.“, bestätigte Aris. „Und Kira? Weißt du, warum ich ihr vertraue?“

Vanja schaute zu dem wilden Mädchen rüber, die nur wenige Meter von ihnen entfernt kopfüber an einem Balken von der Decke hing und irgendwelche Klimmzüge machte.

„Weil sie nicht in diese Welt gehört und es auch gar nicht möchte.“

„Genau.“, bestätigte Aris ein weiteres Mal. „Die anderen sind typische Waisenkinder... sie wollen einfach nur ein neues Zuhause und würden dafür alles und jeden verraten. Aber du und Kira... ihr seid beide so kaputt, dass ihr genau wisst, ihr würdet eh nie ein neues Zuhause bekommen können, außer dem hier... unserem kleinen Zuhause...“

Er deutete auf die vor ihnen liegenden Kellerräume, woraufhin Kira ihre Übungen kurz unterbrach und mit treuherzigem Blick in Richtung der Jungs schaute.

„Kira? Ihr redet von Kira? Was reden?“

„Er hat gesagt, dass du ganz toll bist.“, versuchte ihr Vanja Aris' Äußerungen in eine Sprache zu übersetzen, die sie verstehen konnte.

„Aris und Vanja auch toll!“, erwiderte sie mit einem unschuldigen Lächeln, ehe sie sich wieder mit den Beinen an die Decke hing und mit ihren Übungen weitermachte.

Kira hatte keine Ahnung, warum sie in der vorigen Nacht in die Quartiere des Direktors einbrechen und eine Flasche Wodka stehlen sollte. Und als Vanja es ihr zu erklären versuchte, wirkte sie so abgelenkt, als ob es sie überhaupt nicht interessierte, welcher tieferer Sinn hinter Aris' Plan steckte.

Für Kira reichte als Grund, dass es Vanja und Aris für eine gute Idee hielten und sie ihnen damit eine Freude bereiten konnte. Außerdem war es für sie nur ein leichter Spaziergang, ungesehen durch den Hof zu schleichen und an der Gebäudefassade hoch in den dritten Stock zu klettern. Wozu also weiter über den Sinn nachdenken und sich die Überraschung verderben?

Es war nur wenige Tage nach meiner nächtlichen Zusammenkunft mit Kira.

Noch ein wenig schlaftrunken trottete ich in einer Reihe mit einigen anderen Kindern in Richtung Speisesaal, wo das Frühstück auf uns wartete... also genaugenommen eine Tasse Milch, ein zwei Tage altes Brötchen und etwas Butter, was uns damals mehr als angemessen erschien, aber verglichen mit heutigen Standards wohl allenfalls als extrem ärmlich zu bezeichnen war.

Um mich herum nahm ich die üblichen Morgenrituale wahr.

Drei der älteren Kinder hatten einen der Jüngeren in die Mangel genommen und in die Ecke gedrängt. Irgendwo weiter hinten schleuderte jemand im Spaß ein Kissen nach seinen Mitbewohnern.

Mehrere Jungs unterhielten sich angeregt miteinander, als ob sie irgendein wichtiges weltbewegendes Geheimnis miteinander zu teilen hatten. Aber beim Vorübergehen nahm ich bruchstückhaft wahr, dass es dabei lediglich um irgendein junges Fräulein ging, die einem von ihnen wohl draußen auf der Straße ein Lächeln zugeworfen hatte. Vermutlich, weil sie immer zu lächeln pflegte, wenn sie jemand Fremdem begegnete... und jetzt glaubte der arme Tropf allen Ernstes, sie habe ihm irgendwelche geheimen Zeichen gesendet, dass sie mit ihm zusammen sein wollte. Als ob sich ein anständiges Mädchen freiwillig mit einem schmutzigen Heimkind abgeben würde.

Ich ging kopfschüttelnd weiter die Treppe hinunter bis zu dem langen Gang, der Richtung Speisesaal führte, und wo mich sogleich das nächste, nahezu allmorgendlich stattfindende Ritual erwartete.

Der blinde Zigeunerjunge wurde mal wieder von seinem ihm scheinbar fest zugeteilten Peiniger Sergej in die Mangel genommen.

„Hast du keine Augen im Kopf?“, schimpfte Sergej, nachdem er zunächst mit voller Absicht frontal in Aris hineingelaufen war. „Los, runter auf die Knie und entschuldige dich, du hässlicher Bastard!“

Ich und ein paar der anderen vor mir gingen gewohnheitsmäßig weiter, ohne genauer hinzuschauen. Denn Interesse zu zeigen, egal ob positiv oder negativ, erhöhte in solchen Fällen meist nur die Gefahr, dass man selbst zum nächsten Opfer der Wölfe auserkoren wurde.

Doch als ich gerade mit sturem Blick auf den Boden an Aris und seinem Peiniger vorbeigegangen war, hörte ich auf einmal einen dumpfen Schlag hinter mir, viel lauter als normal von einer der üblichen Backpfeifen.

Unwillkürlich drehte ich mich um, und blickte zu meinem Erstaunen auf den am Boden liegenden Sergej, der sich laut fluchend wieder aufzurappeln versuchte.

„Na warte, du mieser dreckiger...“, schimpfte er noch, dann sauste Aris' unbarmherzige Faust abermals auf ihn herab und traf ihn genau an der Schläfe.

Erneut sank Sergej zu Boden, und diesmal stürzte sich der blinde Junge mit einer solchen Zielstrebigkeit auf ihn, als ob er haargenau wusste, wo sich sein Ziel befand.

Erst schlug er ihm die Arme weg, so dass Sergej sich nicht mehr aufrichten konnte. Danach verpasste er ihm einen brutalen Ellbogenschlag direkt auf das Nasenbein, woraufhin der sonst so kraftstrotzende und dominante Sergej wie ein Baby zu schreien begann.

Aber Aris dachte noch nicht daran, von ihm abzulassen.

Stattdessen umklammerte er ihn, so dass sich der Muskelprotz nicht länger wehren konnte... und drückte ihm dann zu meiner sichtlichen Überraschung urplötzlich einen zärtlichen Kuss auf die Stirn.

Mindestens zehn Leute waren inzwischen um die beiden herum versammelt und starrten geschockt auf das sich ihnen bietende, bizarre Schauspiel. Darunter erkannte ich auch zwei von Sergejs Kumpels, die jedoch ebenfalls nur mit vor Staunen weit geöffneten Mündern dastanden, ohne dazu in der Lage zu sein, ihrem Gefährten zur Hilfe zu eilen.

Stattdessen löste sich auf einmal der ebenfalls hinzugekommene Vanja aus der Menge, kniete sich neben den wimmernden Sergej auf den Boden und hauchte ihm mit geisterhafter Stimme ins Ohr:

„Der Kuss eines blinden Zigeuners... Weißt du, was man sich darüber erzählt, Sergej? Das bedeutet sieben Jahre Unglück... sieben Jahre! Ich würde sagen, das hast du dir selbst zuzuschreiben.“

Er tätschelte den bewegungsunfähigen, fast einen Kopf größeren Jungen respektlos auf die Wange, ehe er sich wieder erhob und mit mahnendem Zeigefinger auf die ihn nun immer zahlreicher umringenden Schaulustigen deutete.

„Habt ihr gehört? Dieser Dummkopf ist ab heute verflucht. Verflucht vom Kuss eines Zigeuners! Sieben Jahre wird er seines Lebens nicht mehr froh werden. Und einem jeden von euch, der sich mit ihm verbündet, wird es genauso ergehen! Sieben Jahre Unglück, vergesst das nicht! Niemand wird in Zukunft mehr sicher sein, der sich mit Aris oder mir anlegt!“

Dann packte er den noch immer stolz über Sergej thronenden Aris am Ärmel und zerrte ihn mit sich fort, wie der pflichtbewusste Leibwächter eines hohen Politikers, auf den gerade ein Attentatsversuch ausgeübt worden war.

Die Menge machte ihnen bereitwillig Platz, und erst, als sie sich schon einige Meter weit entfernt hatten, besannen sich Sergejs Freunde und eilten zu ihm, um nach seinen Verletzungen zu sehen.

„Das werdet ihr bereuen, ihr verdammten Schwuchteln!“, brüllte einer von ihnen, ein gewisser Mikail, zornig in Richtung von Aris und Vanja, so dass es vermutlich im ganzen Haus zu hören war.

„Los, glotzt nicht so, verpisst euch!“, fügte der andere grimmig in Richtung der sie umgebenden, neugierigen Heimbewohner hinzu, worauf sich die Ansammlung auch schnell zu zerstreuen begann.

„Und noch was...“, ergänzte Mikail drohend, während er zusammen mit seinem Kumpel den immer noch benommenen Sergej aufzurichten versuchte. „Kein Wort von dem, was hier gerade passiert ist. Zu niemandem!“

Die noch verbliebenen Heimkinder nickten artig und kehrten kurze Zeit später ebenfalls wieder zu ihrem üblichen Tagesablauf zurück. Doch natürlich würden sie es weitererzählen... vielleicht jeder nur seinen besten Kameraden, heimlich, hinter vorgehaltener Hand. Aber das genügte vollkommen, dass es innerhalb kürzester Zeit das ganze Heim wissen würde.

Einer der älteren, einer von denen, die immer Stress machten, war von dem blinden Zigeuner und Vanja, der Schwuchtel, verprügelt worden. Und noch dazu hatte man ihn verflucht!

Die meisten, die diese Geschichte im Lauf des Tages noch zu hören bekamen, waren sich wohl ziemlich sicher, dass Vanja und Aris damit ihr eigenes Todesurteil unterzeichnet hatten.

Die Rache der Wölfe würde grausam sein. Und die einzige offene Frage schien eigentlich nur noch zu sein, wann es geschah... und wie viele Tage Krankenhaus es den beiden einbringen würde.

Nur ich... ich war mir da an jenem Morgen auf einmal gar nicht mehr so sicher, wie ich es normalerweise bei einer solchen Konstellation gewesen wäre. Denn anders als die anderen wusste ich ja, dass Aris und Vanja mit der wilden Kira noch ein Ass im Ärmel hatten. Und wer weiß, welche Überraschungen sie sonst noch aus dem Hut zaubern würden.

Ich wurde jedenfalls das Gefühl nicht los, dass hinter den scheinbar zufälligen Ereignissen der letzten Wochen ein größerer Plan steckte... ein Plan, der alles auf den Kopf stellen würde, was wir bislang für selbstverständlich gehalten hatten.

Oder zumindest hoffte ich das, weil ich einfach wollte, dass es so war.

Und so schrieb ich an jenem Abend mit sichtlicher Bewunderung in mein Tagebuch:

„Aris Gemo. Er ist nicht so blind, wie er aussieht, denn er hat den Durchblick. Er hält die Fäden in der Hand. Er ist derjenige, der bereits heute weiß, was morgen die Geschehnisse unserer kleinen Welt bestimmen wird. Wenn er dir seinen Kuss auf die Stirn drückt, bist du verflucht. Ich wünschte, ich hätte einen besten Freund wie ihn.“

Ich zögerte kurz und wollte schon alles wieder durchstreichen, ehe ich müde den Stift weglegte. Es war ja doch nur so eine Spinnerei. Denn Helden gab es nicht... nicht außerhalb meiner Abenteuerbücher. Nicht hier, an einem so gnadenlosen Ort wie diesem.

Und so legte ich mich schlafen, mit der unausgesprochenen Befürchtung, morgen beim Frühstück Aris' Körper halb totgeschlagen in einer blutverschmierten Ecke liegen zu sehen. Aber es sollte völlig anders kommen.

Noch bevor Sergej und seine Kumpane dazu kamen, irgendjemanden zu verprügeln, hallten an jenem Tag strenge Kommandos durch die Gänge des Waisenhauses.

Die komplette Lehrerschaft und einige der Älteren klopfen an jede Tür und forderten die Bewohner auf, ihre Betten zu verlassen und sich so, wie sie waren, draußen in der Mensa zu versammeln.

Offensichtlich war etwas im Büro des Direktors gestohlen worden... und nun machten sie eine große Razzia in der Hoffnung, den entwendeten Gegenstand bei einem von uns wiederzufinden. Um was genau es sich handelte, wollten sie uns zwar nicht sagen, aber ich konnte es mir schon denken.

Sicher ging es um die teuer aussehende Wodkaflasche, die dieses seltsame Mädchen neulich Nacht mit sich herumgetragen hatte, als ich mit ihr zusammengestoßen war. Und irgendwie hoffte ich, während ich gemeinsam mit den anderen nach unten ging, dass Aris und Vanja nicht so dämlich gewesen waren, die gestohlene Flasche bei sich unterm Bett zu verstecken. Auch wenn es mir ja eigentlich hätte egal sein können, immerhin hatte ich mit den beiden nichts zu schaffen, und daran würde sich vermutlich so schnell auch nichts ändern.

Unten in der Halle angekommen mussten wir uns alle in zwei Reihen aufstellen, und Genosse Karaslov, der Leiter unseres Heimes, stolzierte vor uns auf und ab wie ein General bei der Inspektion seiner Truppe, während er uns einen Vortrag über Anstand und Pflichtbewusstsein hielt und uns einmal mehr einbleute, dass von uns einmal das Schicksal unseres Vaterlandes abhängen würde, und wir uns daher auch entsprechend zu verhalten hätten.

Während der gut zehnminütigen Ansprache schielte ich mehrmals unauffällig in Richtung von Vanja und Aris, die ein paar Meter von mir entfernt dicht beieinander standen, und versuchte, aus ihren Gesichtern irgendeine Regung wie Schuldbewusstsein oder Angst herauszulesen. Aber sie wirkten eigentlich wie immer, den Kopf regungslos nach unten gerichtet, wie die meisten von uns, um ja keinen Verdacht auf sich zu ziehen.

Kurze Zeit später hörten wir Rufe von oben, dass man anscheinend gefunden hatte, wonach sie alle suchten. Ich blickte erschrocken zu Vanja und Aris... aber die einzige Reaktion, die ich erkennen konnte, war der Anflug eines diebischen Lächelns auf Vanjas Lippen.

Dann kamen zwei weitere Aufpasser in den Raum und tauschten ein paar leise Worte mit Karaslov aus, ehe der sich wieder der Menge zuwandte.

„So wie es aussieht, haben wir den Übeltäter ausfindig gemacht!“

Er marschierte grimmig an mir vorbei in Richtung von Vanja und Aris. Doch auch sie passierte er, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, bis er schließlich wenige Meter weiter unmittelbar vor Sergej und seinen Kumpanen zum Stehen kam.

Sergej schaute ihn nur komisch an, offenbar ein wenig zu komisch für Karaslovs Geschmack, denn noch im selben Moment sauste seine flache Hand auf den Jungen herab

und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige, die Sergej in die Arme seiner erschrockenen Freunde zurückprallen ließ.

Noch ehe er irgendwie reagieren konnte, packte ihn Karaslov am Ohrläppchen und zog ihn an der versammelten Menge vorbei hinter sich her.

„Ich hab’s dir gesagt... treib es nicht zu weit!“, schimpfte er währenddessen. „Aber du kleiner Klagscheißer wolltest ja nicht hören, und jetzt wirst du sehen, was du davon hast. Einfach so in mein Arbeitszimmer einbrechen und mein, ähm, Mineralwasser stehlen. Unfassbar...“

Zwar beteuerte Sergej seine Unschuld und winselte: „Ich war das nicht! Ich weiß überhaupt nicht, um was es geht. Bitte... ich hab damit nichts zu tun.“

Aber in den Augen der Obrigkeit war dies nichts als eine weitere Unverschämtheit.

„Auch noch lügen, ja? Dir werde ich helfen, Freundchen. Glaubst wohl, du kannst dir hier alles erlauben.“

Dann führte ihn der Direktor ab, und uns allen war klar, dass das für den Unglücklichen eine ordentliche Strafe nach sich ziehen würde.

Doch Sergejs Pechsträhne sollte mit dieser Begebenheit noch lange nicht zu Ende sein.

Als er ein paar Stunden später sein Zimmer betrat, sah er gerade noch mehrere Mäuse aus seinem Koffer flüchten. Die kostbare Salami, die ihm seine Großmutter mitgegeben hatte, und von der er sich immer nur zu besonderen Anlässen ein paar Scheiben gönnte, war jedoch nicht mehr aufzufinden.

Überhaupt bekam er immer häufiger Besuch von allem möglichen Ungeziefer, und schließlich erwischte ihn auch noch ein fieser Ausschlag an Hals und Gesicht, was dazu führte, dass auch seine einst treuen Gefährten Mikail und Aleksander immer mehr auf Abstand zu ihm gingen.

Nur wenige Wochen, nachdem Sergej von Aris verflucht worden war, war er kaum mehr wiederzuerkennen. Aus dem einst so kraftstrotzenden, lauten und überheblichen Jungen war ein scheuer, ausgemergelter Schatten seiner selbst geworden. Wann immer es irgendwo einen Dienst einzuteilen gab oder ein Schuldiger gesucht wurde... Sergej wusste schon im Voraus genau, dass es wieder ihn treffen würde. Und überhaupt, keiner nahm ihn mehr für voll, nicht einmal seine alten Wolfs-Kameraden. Alle hielten ihn für einen jämmerlichen Schwächling, der nicht mal mit einem blinden Zigeuner fertig werden konnte.

Und so kam es, dass er schließlich in einem unbeobachteten Moment draußen auf dem Hof an Aris und Vanja herantrat... nicht, um sie endlich zur Rechenschaft zu ziehen, denn dafür hatte er inzwischen viel zu viel Schiss vor Aris’ Zigeunermagie... sondern, um etwas für ihn gänzlich Untypisches zu tun und um Vergebung zu bitten.

„Bitte!“, flehte er mit gesenktem Blick, während er unruhig von einem Bein auf das andere wechselte. „Ich werde euch nie wieder etwas zu Leide tun... aber bitte, nimm diesen Fluch von mir. Ich halte das alles nicht länger aus.“

Doch es war nicht Aris’ Art, jemandem wie Sergej einen Gefallen zu tun.

„Wenn ich ihn nicht zurücknehme...“, murmelte er kalt wie ein Eisblock. „Dann wirst du nach meinen Berechnungen in spätestens drei Wochen Selbstmord begehen. Das ist eine gute Abschreckung für die anderen, findest du nicht auch?“

„Ich...“, stammelte Sergej nach Worten ringend. „Ich... ich meine, die wissen doch gar nichts von dem Fluch... oder zumindest... weiß es keiner so wie ich, wie es sich anfühlt, verflucht zu sein. Wenn ich sterbe, dann... dann wird sich bald keiner mehr dran erinnern, und dann... dann geht es bald wieder von vorne los.“

Aris wirkte nicht wirklich überzeugt, auch wenn das natürlich alles Teil seines Plans war.

„Heißt das, wenn du weiterleben würdest...“, sinnierte er weiter. „... dann würdest du allen erzählen, dass sie sich besser nicht mit uns anlegen sollen? Sogar Mikail, Aleksander und deinen anderen Freunden?“

„Denen hab ich’s schon gesagt!“, erwiderte Sergej sichtbar verzweifelt. „Ich sag es jedes Mal... legt euch nicht mit einem Zigeuner an! Ich schwöre es. Ich werde das auch weiterhin sagen... auch wenn sie dann alle lachen werden. Ich werde es sogar Viktor sagen. Viktor Volkov! Ich sag es ihm, gleich morgen!“

Vanja bekam schon richtig Mitleid mit dem Kerl und hätte ihn am liebsten in den Arm genommen, so verloren und zitternd wie er da vor ihnen in der Kälte stand. Doch er wollte Aris nicht den Spaß verderben, und hielt sich daher lieber dezent im Hintergrund.

„Typisch Wolf...“, bekundete Aris seine Abscheu. „Immer auf die Schwachen losgehen... immer seinen Frust an denen abreagieren, die weniger haben als man selbst.“

Aber weißt du... irgendwann kommt immer jemand, der stärker ist als er aussieht. Irgendwann kommt immer jemand, dessen wahre Natur du erst erkennst, wenn er zurückbeißt.

Und dann lässt er dich nicht mehr los... wie wenn du mit deiner Pfote in eine Bärenfalle geraten bist. Und egal, wie du dich auch winden magst, und egal wie sehr du um Hilfe schreist... du wirst in dieser Falle verenden.“

Er legte seinen Arm um den einen halben Kopf größeren Sergej, wie er es sich noch vor einigen Monaten nie getraut hätte, und zwang ihn, direkt in seine weißen Augen zu starren.

„Willst du das, Sergej? Soll das dein Lebensinhalt werden? So lange auf die Schwachen losgehen, bis der Eine kommt... der Eine, der zurückbeißt, der Eine, dessen Rache grausamer sein wird als du es dir jemals vorstellen kannst? Willst du das, Wolf?“

„Nein...“, jammerte Sergej. „Nein... Aris... ich will das nicht... bitte... ich will überhaupt kein Wolf mehr sein!“

„Dann mach was anderes aus deinem Leben. Was Besseres!“, antwortete Aris nun deutlich versöhnlicher. „Sergej?“

„Ja?“, antwortete dieser wie ein ängstliches Reh, ehe Aris seine Umklammerung löste und ihm aus dem Hinterkopf ein Büschel Haare ausrupfte, die er gleich darauf feierlich in den Wind streute.

„Der Fluch ist hiermit aufgehoben, Sergej! Aber denk daran: Wenn du noch einmal einen Zigeuner verärgerst, wird sein Kuss deinen Tod bedeuten.“

„Ja, ja.“, versicherte Sergej spürbar erleichtert. „Ich werde... ich werde alles machen, was du sagst. Danke, Aris... danke für alles!“

Er wischte sich eine Träne aus dem Gesicht und ging dann zögernd rückwärts zurück ins Haus, ohne den beiden Freunden auch nur kurz den Rücken zuzuwenden... als ob er befürchtete, dass ihn andernfalls irgendeine finstere Macht am Genick packen und von ihm Besitz ergreifen würde.

„Das war total faszinierend!“, kommentierte Vanja den Vorfall, als Sergej endlich aus ihrem Blickfeld verschwunden war. „Ich habe richtig Gänsehaut bekommen. Dabei war er doch immer so stark. Aber du hast ihn richtig zur Schnecke gemacht...“

„Sind sie das nicht alle?“, erwiderte Aris nachdenklich. „Schnecken... Schnecken mit einem hübschen Häuschen auf dem Rücken. Ein Häuschen, das ihnen Schutz verleiht, ein Häuschen, auf das sie stolz sind und unter dem sie sich bei Gefahr verstecken können. Ich glaube manchmal, je stärker sie sind... je schöner sie sind... je erfolgreicher sie sind, und je mehr sie sich wie die Herrscher dieser Welt aufführen... umso schockierter sind sie, wenn ihnen eines Tages jemand ihr Häuschen vom Rücken schlägt. Denn unter ihrem Häuschen sind sie nichts als eine nackte, hilflose Schnecke. Und anders als wir, die wir schon immer nackt und hilflos waren und uns langsam daran gewöhnen konnten... anders als wir werden sie an diesem Gefühl der Nacktheit zu Grunde gehen.“

Er lächelte still in sich hinein, und Vanja konnte nur einmal mehr staunend die Durchtriebenheit seines genialen Freundes bewundern.

„Du meinst, du könntest jeden so fertig machen? Selbst den Genossen Stalin?“, sprach er flüsternd, als ob die Steine in dem menschenleeren Hof Ohren hätten.

„Gib mir fünf Wochen... und ich würde ihn dazu bringen, dir die Füße zu lecken.“, antwortete Aris leise. Da musste Vanja laut loslachen.

„Stalin? Mir die Füße lecken? Oh Mann... das würde ich gern sehen, Aris!“

Aber Aris ließ sich von Vanjas ausgelassenem Gelächter nicht anstecken, das er in ihrer aktuellen Lage für reichlich unangebracht hielt.

Stattdessen grübelte er bereits mit ernster Miene über ihre nächsten Schritte nach...

schließlich war mit der Kaltstellung von Sergej noch nicht das Geringste gewonnen.

Er war nur einer von knapp hundertfünfzig. Und es hatte über drei Monate Vorbereitung gebraucht, bis sie ihn endlich da hatten, wo sie ihn haben wollten.

Nach Aris' Berechnungen würden sie, wenn es in diesem Tempo weiter ging, längst alte Männer sein, bis sie das Heim unter ihre Kontrolle gebracht hatten.

„Wir sollten nicht übermütig werden, Vanja... noch haben wir nichts erreicht. Noch sind wir ihnen haushoch unterlegen. Ohne den Überraschungseffekt sind wir nichts!“

„Ja, ja, ich weiß... wir sind schwach, und wenn wir auch nur einen einzigen Fehler begehen, werden sie uns zertreten wie Ungeziefer.“, wiederholte Vanja Aris' übliche Mahnungen, nun ebenfalls wieder etwas auf dem Boden der Tatsachen angekommen, und warf einen wehmütigen Blick in Richtung des Gebäudes, in dem mittlerweile die Lichter brannten und rege Betriebsamkeit herrschte. „Ich wünschte nur... ich wünschte nur, dass es irgendwann mal anders ist. Dass sie uns wie Menschen behandeln... besser noch, dass sie uns bewundern. Dass sie respektvoll Platz machen, wenn sie uns kommen sehen, anstatt uns ein Bein zu stellen. Und dass sich Kira nicht länger verstecken muss wie ein Tier... dass wir sie immer in unserer Mitte haben können, ganz selbstverständlich.“

Bei dem Gedanken daran, wie groß die Welt um sie herum war, und wie wenig sie doch im Grunde dagegen ausrichten konnten, hätte Vanja beinahe wieder heulen können. Aber er wusste auch... wenn es jemanden gab, der sie irgendwann in diesem Leben doch noch auf die Siegerstraße führen konnte, dann war es der geheimnisvolle Zigeunerjunge an seiner Seite. Das gab ihm die nötige Zuversicht, um auch die schweren Wochen, die vor ihnen lagen, tapfer und stolz ertragen zu können.

Kapitel 16 - Drei Musketiere

Von Sergejs unheimlichem Wandel hatte ich damals zunächst nur aus sicherer Entfernung erfahren. Aber die Gerüchte, die sich unter den Schülern wie ein Lauffeuer verbreiteten, waren natürlich auch mir zu Ohren gekommen.

Sergej war verflucht worden von dem blinden Zigeuner. Und dass man besser einen großen Bogen um Aris und Vanja machen sollte, weil sie mit dunklen Mächten im Bunde standen. Doch in demselben Maße, wie die Gerüchte viele der jüngeren Heimbewohner verängstigten, was natürlich durchaus in Aris' Sinne gewesen ist, fühlten sich die meisten älteren Jungs nun erst recht dazu angestachelt, es Aris und Vanja heimzuzahlen und das ganze Heim daran zu erinnern, wer hier tatsächlich das Sagen hatte.

Man merkte, dass etwas in der Luft lag.

Man sah es jeden Morgen, wie die Gespräche verstummten, sobald Aris und Vanja durch die Gänge zogen... wie hinter ihrem Rücken die neugierigen Blicke an ihnen haften blieben und manche ihnen sogar unauffällig folgten, in der Hoffnung, live dabei zu sein, wenn es endlich zur großen Abrechnung kam und die beiden Emporkömmlinge von den älteren Jungs krankenhaushausreif geprügelt wurden.

Man merkte es im Speisesaal, wie die Wölfe angeregt die Köpfe zusammensteckten, als ob sie irgendetwas furchtbar Kompliziertes ausheckten. Man merkte es daran, dass Aris und Vanja nach langer Zeit mal wieder ihr Essen genießen konnten, ohne dass im Vorbeigehen hineingespuckt oder ihnen von irgendjemandem der Tellerinhalt über den Kopf gekippt wurde.

Und nicht zuletzt merkte man es am Verhalten von Viktor Volkov. Mit seinen siebzehneinhalb Jahren war er eigentlich schon fast zu alt für diesen Ort, und würde unser Heim im nächsten Jahr ohnehin verlassen müssen... vermutlich, um dann in der Stadt eine Karriere bei irgendeinem lokalen Verbrechersyndikat anzustreben.

Seine Brutalität und die latente Aggression in der Stimme, die jeden von uns Jüngeren sofort zusammenzucken ließ, machten ihn zum geborenen Anführer der Wolfsbande. Darüberhinaus war er für einen Schlägertypen auch noch ziemlich redegewandt, konnte jeden, der ihm blödkam, in Grund und Boden brüllen wie ein Unteroffizier... und die Tatsache, dass seine Statur bereits mehr der eines Erwachsenen glich und die Lehrer und Aufseher ihn selbst bei grobem Fehlverhalten nicht einmal mehr anzufassen getrauten, trug ihr übriges dazu bei, dass ihn die meisten anderen Jungs bewunderten und sich in den Pausen um ihn versammelten wie Straßenkötter um ihren Rudelführer, zumindest, so lang man sie dort duldete und sie nicht von einem der Älteren gleich wieder unsanft weggestoßen wurden.

Viktor war seit der Sache mit Sergej mächtig angepisst... vor allem auch wegen der Zimmerdurchsuchung, bei der neben dem edlen Tropfen des Direktors auch noch etliche andere illegale Gegenstände wie Messer, Billigfusel, Zigaretten oder Postkarten mit leichtbekleideten jungen Tänzerinnen konfisziert worden waren. Eben alles, was ohne Viktors Einverständnis normalerweise nirgendwo hinging.

Und natürlich war ihm ebenfalls nicht entgangen, dass sich Sergej vom treuen Untertanen zum paranoiden Waschlappen entwickelt hatte, was er nicht ganz zu Unrecht als Angriff auf seine Autorität betrachtete.

Manchmal, wenn wir alle beim Essen saßen, hatte ich den Eindruck, dass Viktors Blicke besonders giftig in Richtung von Vanja und Aris schielten. Die Frage war nur: Worauf wartete er? Wollte er zunächst abwarten, wie sich alles entwickelte, um sicher zu gehen, dass an der Sache mit dem Fluch auch wirklich nichts dran war? Oder wollte er nur, dass sich die beiden zunächst in Sicherheit wiegen sollten, damit seine Rache dann umso unerwarteter und grausamer über sie hereinbrechen würde?

Tatsächlich vergingen knapp drei Wochen, ohne dass irgendetwas Außergewöhnliches geschah.

Dann aber, eines Morgens, als Aris und Vanja gerade den Speisesaal betreten hatten, schnappte die Falle ganz unvermittelt zu.

Noch während sich die beiden an ihren Tisch begaben, wurde der seitliche Eingang von mehreren der älteren Jungs mit einer schweren Holzlatte blockiert.

Einige der umherstehenden Unbeteiligten, die ahnten, was gleich passieren würde und sich in nichts mit reinziehen lassen wollten, erhoben sich unauffällig von ihren Tischen, um hastig hinter der großen Flügeltür am anderen Ende des Saals zu verschwinden.

Doch noch während sie auf dem Weg dorthin waren, wurde auch diese Tür von drei kräftigen Kerlen verrammelt, indem sie einen der Tische hochkant stellten und sich dann mit verschränkten Armen davor postierten, um auch den letzten Unentschlossenen klar zu machen, dass es hier in den nächsten Minuten kein Durchkommen geben würde.

Unruhig schaute ich in Richtung von Aris und Vanja, die sich ihre Brötchen schmecken ließen, als ob sie noch gar nichts von dem um sie herum stattfindenden Treiben mitbekommen hatten. Ja, Vanja nutzte sogar die Gunst der Stunde, um sich auch das Frühstück der abwesenden Kerle links und rechts von ihnen in aller Seelenruhe auf seinen und Aris' Teller zu schichten. Immerhin gab es nicht jeden Tag so eine reichhaltig gedeckte Tafel, da war es nicht verkehrt, jede Möglichkeit zu nutzen, sich den Magen einmal so richtig vollzuschlagen.

Ich überlegte schon, ob ich an den beiden vorbeilaufen sollte, um sie unauffällig zu warnen, vertraute aber dann mal darauf, dass sie unmöglich so naiv sein konnten, die aufziehende Bedrohung nicht zu bemerken, und dass sie schon wissen würden, was sie taten.

Währenddessen hatten sich die meisten Kinder sicherheitshalber im hinteren Teil des Saales versammelt, so dass es um Aris und Vanja herum mittlerweile ziemlich einsam geworden war.

Aus dem Augenwinkel nahm ich Viktor Volkov wahr, wie er sich am anderen Ende des Speisesaals auf seinen selbstgebauten Thron hockte, selbstherrlich die Beine auf dem Tisch ausbreitete und dann in Richtung von Mikail, Aleksander und drei anderen ehemaligen Kumpanen von Sergej eine auffordernde Handbewegung machte.

Das war das Signal, auf das die fünf so lange gewartet hatten.

Sie machten sich von ihren Hockern auf und marschierten gewaltbereit und mit bedrohlichen Mienen auf die noch immer arglos am Tisch sitzenden Aris und Vanja zu.

Doch noch ehe sie die beiden erreicht hatten, sprang auf einmal ein dunkler Schatten aus einem der Lüftungsschächte an der Decke des Saales und stürzte sich auf den ersten der Angreifer, der von einem harten Faustschlag am Kopf getroffen zu Boden ging.

Ich konnte keine Details erkennen, da sich die unbekannte Gestalt eine Art Fuchsmaske übers Gesicht gestreift hatte und in einen grauen, ausgefranzten Umhang gehüllt war... vermutete aber, dass es sich dabei eigentlich nur um Kira handeln konnte.

Offensichtlich hatte sie sich aus ein paar Fellresten und einer alten Gasmasken, die sie irgendwo im Keller gefunden hatten, eine reichlich unheimlich wirkende Maske zusammengebastelt, so dass sie darunter nicht nur gekonnt ihre Weiblichkeit verbarg, sondern bei abergläubischen Heimkindern geradezu den Eindruck erwecken musste, als ob sie ein aus irgendeiner alten Volkssage entsprungener Waldgeist war, der jedem das Herz herausreißen würde, der sich ihm in den Weg stellte.

Ich nahm an, dass es Teil von Aris' Plan war, schon allein durch Kiras unheimliche Kostümierung und ihre Kampfkraft alle Anwesenden dermaßen in Angst und Schrecken zu versetzen, dass sie sich niemals wieder an ihnen zu vergreifen getrauten.

Und zunächst verfehlte Kiras martialischer Auftritt seine Wirkung nicht. Nachdem sie auch noch einen zweiten der Wölfe mit einem engagierten Tritt in die Weichteile und einem nachfolgenden Fausthieb kampfunfähig gemacht hatte, gingen die verbliebenen drei erstmal vorsichtig auf Distanz und schauten verunsichert zu ihrem noch immer wie ein König auf seinem Thron dasitzenden Anführer zurück.

Doch anders als die meisten anderen Heimkinder war Viktor Volkov ein viel zu harter Hund, um sich von einer maskierten Gestalt, die einen guten Kopf kleiner war als er selbst und in irgendeiner selbstgebastelten Verkleidung steckte, aus dem Konzept bringen zu lassen.

„Davaj! Davaj! Auf, ihr Schlappschwänze!“, schimpfte er und forderte seine Leute verärgert auf, die Sache endlich zu Ende zu bringen. „Seht ihr nicht? Das ist doch nur irgendeiner von den Jüngeren in einem albernem Fuchskostüm! Davon werdet ihr euch ja wohl nicht ernsthaft aufhalten lassen, oder? Das ist nur ein Kind, verdammt noch mal!“

Daraufhin griff sich Mikail einen Besenstil und brach ihn wütend in der Mitte entzwei. Dann stürmte er zusammen mit seinen beiden verbliebenen Kameraden auf Kira zu.

Nun schalteten sich auch Aris und Vanja in den Kampf ein.

„Aleksander auf zwei Uhr, unbewaffnet.“, gab Vanja seinem blinden Freund eine ungefähre Richtungsangabe, ehe er selbst seinen Teller nahm und wie ein Geschoss in Richtung der Angreifer abfeuerte, worauf einer von ihnen auch sogleich mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden ging.

Mikail hatte unterdessen Kira erreicht und teilte mit den zwei Hölzern in seinen Händen mehrere Schläge aus, denen Kira jedoch geschickt auswich, um sich dann mit einer pfeilschnellen Bewegung von der Wand abzustoßen und einen Sprungtritt gegen Mikails Brust auszuführen.

Ich wusste gar nicht, wo ich zuerst hinschauen sollte. Zu der maskierten Kira und ihrem mutigen Kampf gegen den deutlich größeren Mikail... zu Aris, der sich entschlossen am Ärmel seines Gegners festklammerte und nicht mehr losließ, bis er ihn auf den Boden gerungen hatte, um ihn dann unnachgiebig mit seinen Fäusten zu bearbeiten... oder zu Viktor Volkov, der sich inzwischen kopfschüttelnd die Hände vors Gesicht hielt und ganz

offensichtlich kurz davor war, angesichts der Unfähigkeit seiner Untergebenen auszurasen und einen seiner berühmten Wutanfälle zu bekommen.

Als er dann auch noch mit ansehen musste, wie Kira Mikail einen der Stöcke aus der Hand riss und ihn mit seiner eigenen Waffe zu verprügeln begann, platzte dem Anführer der Wölfe endgültig der Kragen.

„Das genügt!“, brüllte er mit markerschütternder Stimme in den Saal hinein, worauf seine unfähigen Handlanger sofort den Kampf einstellten und sich in gehörigen Sicherheitsabstand zu ihren vermeintlichen Opfern begaben.

„Mikail... Mikail... was ist los mit dir, hä?“, fluchte Viktor und forderte seinen Lakai mit einer Geste auf, näher zu kommen. „Los, komm zu mir, Mikail!“

Der Angesprochene gehorchte, humpelte wie ein getretener Hund in Viktors Richtung, und murmelte dabei: „Bitte, Viktor... ich schaffe das schon. Bitte, lass mich noch ein paar mehr Jungs mitnehmen, und wir schaffen das!“

Doch Viktor streckte ihm nur auffordernd seine Stiefel entgegen und ein weißes Tuch, was als unmissverständliche Aufforderung galt, ihm die Schuhe zu putzen und die Schnauze zu halten.

„Ich... ich war nicht vorbereitet darauf...“, entschuldigte sich der sonst so stolze Mikail weiter, während er sich eifrig daran machte, die ohnehin schon wie geleckte aussehenden Lederstiefel seines Anführers auf Hochglanz zu polieren. „Aber ich werde es wiedergutmachen, Viktor... Ich werde...“

Doch Volkov hörte ihm gar nicht weiter zu, sondern stieß ihn mit seinen Füßen verächtlich von sich weg. Dann erhob er sich und machte sich, gefolgt von einigen seiner besten Leute, selbst auf den Weg in Richtung von Kira, Vanja und Aris, die mittlerweile Rücken an Rücken in Kampfstellung gegangen waren, und sich mit Stock, Buttermesser und zwei Tassen bewaffnet auf die nächste Angriffswelle vorbereiteten.

„Na schön. Ihr seid jetzt zu dritt.“, rief Viktor Volkov angepisst in ihre Richtung. „Und? Soll uns das irgendwie beeindrucken? Wenn ich will, habe ich über hundert Jungs hier, die euch die Fresse polieren, bis euch keiner mehr wiedererkennt! Also hört auf mit den Kindereien und ergebt euch, dann bin ich vielleicht nicht ganz so streng.“

„Wir hören nicht mehr auf dich und deine Stiefellecker!“, schleuderte ihm Vanja mit dem Mut der Verzweiflung entgegen. „Nie wieder! Außerdem, du hast doch gesehen, was passiert, wenn man sich mit einem Zigeuner anlegt. Willst du etwa auch verflucht werden? Oder die anderen, die ihr euch hinter eurem Meister verkriecht? Wollt ihr alle von uns verflucht werden? Wollt ihr das???“

Aber Viktor ließ sich davon nicht wirklich beeindrucken.

„Fluch? Zigeuner? Ich glaube nicht an Zauberei. Und meine Leute tun das ebenfalls nicht, außer diesem bekloppten Sergej vielleicht. Ist doch so, Leute, oder?“

Die um ihn herumstehenden Jugendlichen nickten sofort eifrig und versicherten: „Natürlich nicht, Viktor! Keiner hier glaubt an den Mist.“, auch wenn seine Frage rein rhetorisch gewesen war und er sich gar nicht wirklich für die Antworten seiner Anhänger interessierte. Stattdessen sprach er mit diesem bedrohlichen Unterton in der Stimme weiter, wo man nie genau sagen konnte, wann das Reden aufhörte und die Schläge begannen.

„Aber wisst ihr, woran ich glaube? Ich glaube an das Recht des Stärkeren! Ich glaube daran, dass es in einer jeden Gemeinschaft Konflikte gibt... und dass sich diese Konflikte nicht dauerhaft lösen lassen, wenn plötzlich die Schwachen anfangen, alle ihre eigenen Vorschläge zu unterbreiten und danach zu handeln. Dann haben wir irgendwann das totale Chaos. Jeder will irgendwas anderes... aber weil er zu schwach ist, um seinen Willen auch dauerhaft durchsetzen zu können, wird es ein ewiges Hin und Her geben. Wenn aber die Stärksten bestimmen, was gemacht wird, dann ist sichergestellt, dass ihre Vorschläge auch umgesetzt werden können.“

Er sprach diese Worte laut und ausdrucksvoll, und machte nach beinahe jedem zweiten Wort eine kleine Pause, um sie auf die Umherstehenden wirken zu lassen, wie ein Politiker bei einer Parteitagsrede.

„Deshalb ... hat unser großer Führer Stalin... die Macht an sich genommen. Damit es auf dem Weg zum weltweiten Sozialismus keine Verzettelung gibt, weil jeder kleine Arbeiter-Arsch irgendwas anderes möchte.“

Und deshalb habe ich, Viktor Volkov, hier in diesem Heim die Macht. Weil ansonsten jeder über jeden herfallen würde. Ich garantiere die Ordnung. Ich garantiere das Überleben der Gemeinschaft! Und weil wir alle überleben wollen... deshalb müssen wir an diejenigen ein abschreckendes Exempel statuieren, die sich dieser Ordnung entgegenstellen und sie einfach ersetzen wollen durch ihr eigenes chaotisches Weltbild, in dem die Schwachen plötzlich das Sagen haben sollen, nur weil sie mal irgendwann zufällig einen guten Tag erwischt haben.

Aber das werden wir nicht zulassen! Meine Freunde, meine Kameraden, meine Gemeinschaft, die hinter mir steht wie ein Mann... sie wissen, dass wir im Recht sind, denn wir sind die Stärkeren. Und deshalb fordern sie euer Blut! Euer Blut, um die Ordnung wiederherzustellen, in der jeder seinen sicheren Platz hat.“

Er streckte Aris und den anderen seinen drohenden Zeigefinger entgegen, und ich konnte nicht anders, als sein begnadetes Redetalent anzuerkennen. Wäre er in eine andere Zeit hineingeboren worden, Viktor Volkov hätte wahrlich ein großer Feldherr werden können, der seine Truppen mit einer heroischen Rede auf die kommende Schlacht einstimme.

„Los, sagt es laut! Was fordern wir?“, fuhr er in Richtung der versammelten Menge gewandt fort, worauf zunächst nur ein paar seiner engsten Freunde, dann immer mehr ihre Faust erhoben und laut skandierten: „Blut! Blut! Blut!“

Hinter mir bemerkte ich, wie einige der Älteren sich mit Messern bewaffneten und lange Latten aus den hölzernen Bänken brachen, um sie als Knüppel gegen Aris, Vanja und Kira einzusetzen.

Und dabei hallten ihre immer lauter werdenden Kriegsrufe durch den Speisesaal.

„Blut! Blut! Blut!“

Ich sah, wie sogar viele der Jungen mitriefen, die zuvor noch eher verängstigt und unsicher gewirkt hatten. Aber Viktors Rede und die Gewissheit, auf der Seite der Stärkeren zu stehen, schien sie regelrecht beflügelt zu haben.

Besorgt blickte ich rüber zu Aris, Vanja und Kira, die noch immer wie festgefroren in ihrer Kampfposition verharrten und einfach nur zu warten schienen, was als nächstes auf sie zukam.

Ich hatte mir ja ehrlich gesagt etwas mehr Widerrede von ihnen erhofft... hatte gehofft, dass sie mindestens genauso beeindruckend wie Viktor auf die aufgepeitschte Menge einreden würden, bis die meisten von ihnen irgendwann gar nicht mehr so sicher waren, wirklich auf der richtigen Seite zu stehen.

Aber es kam nichts. Stattdessen schielte Vanja nur verunsichert in Richtung von Aris und flüsterte:

„Schöne Scheiße. Wenn die wirklich ernstmachen, sind wir erledigt...“

„Ich weiß.“, erwiderte Aris leise. „Ich hab wirklich geglaubt, dass Kiras Auftritt genügen würde, damit sie sich alle in die Hosen machen und panisch davonrennen. Hätte nicht gedacht, dass Volkov so fest im Sattel sitzt. Tut mir leid, dass es nicht funktioniert hat. Aber ich werde nicht länger jeden Tag darauf warten, dass sie mir ein Bein stellen und mir mein Essen über den Kopf kippen. Ich werde so lange kämpfen, bis ich tot bin!“

„Kampf bis Tod!“, bestätigte Kira. „Ich bei dir im Tod.“

„Ich auch...“, flüsterte Vanja traurig. „Ich wünschte nur, da wäre ein bisschen mehr Leben gewesen... vor dem Tod... ein bisschen mehr Freude und so.“

„Wie gesagt...“, entgegnete Aris, während er sein Buttermesser entschlossen in Richtung der tobenden Menge streckte. „Das hier ist die Hölle. Nichts weiter. Wenn dir jemand etwas anderes erzählt hat, dann hat er gelogen. Gibt keinen Grund, länger als unbedingt nötig hier verweilen zu wollen.“

Ich riss mir in Gedanken jedes Haar einzeln raus. Das konnte doch nicht ihr Ernst sein! Sie konnten es doch nicht einfach so enden lassen, dieses kurze Aufflackern des Widerstands... diesen kurzen Traum von einem Leben ohne Schikane und Stiefellecken.

Doch während die Menge sich inzwischen fast vollständig mit irgendetwas bewaffnet hatte und weiter ihre „Blut! Blut!“-Rufe von sich gab, schien von den drei Freunden keinerlei Zuversicht mehr auszugehen. Sie wirkten auf mich eher wie Kaninchen, die vor der Schlange in Todesstarre verfielen und nur noch auf das Unvermeidliche warteten. Und da war niemand, der das große Blutvergießen jetzt noch hätte verhindern können... niemand, der den Mut hatte, aufzustehen und der aufgehetzten Menge ins Gewissen zu reden... niemand, der auch nur ansatzweise so gut mit Worten umgehen konnte wie Viktor Volkov.

Wobei mir in jenem Augenblick unwillkürlich in den Sinn kam, dass es da sehr wohl jemanden gab, der mindestens genauso gut mit Worten umgehen konnte ... allerdings nur, wenn er sie heimlich des Nachts in sein Tagebuch kritzelte.

Dieser jemand war ich. Ich, Nikolaj Goloschenko.

Und nun hatte ich noch ungefähr zehn Sekunden, um zu entscheiden, ob ich weiterhin mit den Wölfen heulen wollte, oder ob ich einmal in meinem unauffälligen Leben etwas tat, was ich im Nachhinein mit einem gewissen trotzigem Stolz in den Augen als „jugendliche Dummheit“ bezeichnen konnte.

In diesem Moment schoss mir urplötzlich der Satz in den Kopf, den Vanja einst zu mir gesagt hatte, als ich darum bettelte, in der Bande von Aris und ihm mitmachen zu dürfen. „Vergiss es. Ich glaube kaum, dass er Verwendung für dich hätte. Du bist einfach... zu normal.“

„Zu normal“, „Zu normal“, hallte es unablässig in meinem Schädel wider, so laut, dass die Rufe der kampfbereiten Menge für einen Moment kaum mehr wahrzunehmen waren.

Du bist zu normal, Nikolaj! Niemand wird jemals für dich eintreten, so wie Vanja, Aris und Kira füreinander eintreten. Du wirst immer nur weit hinten in der Masse stehen... irgendwo hin marschieren, wo du eigentlich gar nicht hin willst... Parolen rufen, die du eigentlich gar nicht rufen möchtest... Lieder singen, die du eigentlich gar nicht singen willst. Und dann, wenn du irgendwann ein alter Mann bist, dann wirst du dein Tagebuch finden, in das du als Kind deine Gedanken notiert hast. Du wirst darin lesen, und dann wirst du laut losheulen, weil du deine Worte der Bewunderung liest... deine Worte über Vanja, Aris und Kira... deine Worte über die drei Freunde, die du nie hattest, und die vor deinen Augen totgeprügelt worden waren, weil du nicht die Eier hattest, Partei zu ergreifen und all deine Gedanken, deine Träume und deine Sehnsüchte in die Welt hinauszuschreien, als ob es kein Morgen mehr gäbe.

Diese Vorstellung machte mir eine Heidenangst... mehr Angst als alle Prügel, alle Strafen und alle Hänseleien dieser Welt.

Und so nahm ich all meinen Mut zusammen, sprang wütend von meinem Tisch auf und machte mich auf den Weg nach vorne, bis ich schließlich genau zwischen den drei Freunden und der aufgestachelten Menge stand. Und dann brüllte ich, so laut wie ich nur irgendwie konnte:

„Haltet endlich die Klappe! Haltet die Klappe, ihr verfluchten Dummköpfe!“

Allmählich verstummte die Menge, und dutzende aufmerksame Augenpaare waren auf mich gerichtet... eine Situation, die ich eigentlich mein ganzes Leben lang zu vermeiden versucht hatte.

„Seht euch doch nur mal an!“, rief ich ihnen mit all meiner Kraft entgegen. „Ihr besitzt nichts außer den Klamotten, die ihr am Leib tragt. Ihr dürft nicht mal frei über eure Zeit bestimmen, und wenn ihr den Lehrern widersprecht, dann gibt es furchtbare Dresche. Ihr seid die Schwächsten der Schwachen... selbst wenn ihr eines Tages so stark seid wie Viktor, wärt ihr doch nur das vorletzte Glied in der Nahrungskette dieses Landes. Und ausgerechnet ihr wollt mir was vom Recht des Stärkeren erzählen?“

Wie blöd muss man denn sein, dass man das Fressen und Gefressenwerden auch dann noch verteidigt, wenn man selbst fast ganz am Ende der Nahrungskette steht? Sollten diejenigen, die ganz unten in der Nahrungskette stehen, nicht eher ein Interesse daran haben, diese Kette zu unterbrechen? Miteinander zu teilen? Einen Ort zu schaffen, an dem die grausamen Gesetze der Erwachsenen außer Kraft gesetzt sind?

Stattdessen führt ihr euch auf wie ein Haufen wilder Tiere, die es gar nicht erwarten können, dass ein paar von ihnen vor ihren Augen zerfleischt werden, weil sie glauben, am Ende des Tages dann mehr zum Fressen für sich selbst zu haben.

Und dann begründet ihr das auch noch mit der Idee des Sozialismus? Ernsthaft?

Habt ihr überhaupt mal richtig zugehört, wenn Genosse Karaslov uns etwas über den Sozialismus erzählt hat? Habt ihr überhaupt mal richtig in eure Bücher geschaut? Sozialismus beschreibt genau diese Idee... zusammenzuarbeiten... miteinander zu teilen... einander zu unterstützen, und für die Schwachen, die es nicht alleine schaffen, mitzuarbeiten.

Das ist Sozialismus!

Das was ihr tut... dem stärksten Wolf hinterherzutrotten, weil in seiner Spur das meiste Aas liegen bleibt... aus Angst, zu kurz zu kommen und nicht dazuzugehören, sämtliches Mitleid

über Bord zu werfen... einfach nur dem puren Überlebensinstinkt zu folgen, ohne Rücksicht auf Verluste... das ist Kapitalismus!

Ihr verhaltet euch wie beschissene Kapitalisten!

Ganz abgesehen davon, dass es einfach kompletter Schwachsinn ist, es gutzuheißen, wenn die Schwachen gefressen werden. Denn wenn die Schwachen weg sind... was passiert dann? Sind dann alle stark und glücklich? Nein! Dann sucht sich die Menge unter den ganzen überlebenden Starken diejenigen aus, die etwas weniger stark sind... und das sind dann die neuen Schwachen. Vielleicht du... oder du... oder du da hinten!“

Ich deutete in die Menge, deren Aufmerksamkeit ich inzwischen komplett genoss. Und allein, indem ich mit dem Finger auf einen von ihnen zeigte, ihn konkret benannte und so aus dem Schutz der anonymen Masse herausholte, bewirkte ich schon eine kurze Erschütterung in ihren Gesichtern.

Ich konnte es fühlen. Die meisten von ihnen waren nicht wirklich überzeugt von dem, was sie taten. Es brauchte nur jemanden, der den ersten Schritt machte und ihnen mal gründlich den Spiegel vorhielt.

Aber Viktor Volkov ließ sich davon natürlich nicht überzeugen.

Er hörte mir eine Weile mit offenstehender Kinnlade zu, wohl weil er es erstmal verdauen musste, dass einer der Jüngeren, noch dazu jemand so Unauffälliges wie ich, es wagte, ihm öffentlich zu widersprechen.

Doch irgendwann schien er sich wieder berappelt zu haben, und er unterbrach meine Rede, indem er sich einige Schritte auf mich zubewegte und dann in seiner typisch dominanten Art zu sprechen begann:

„Was redest du da? Und... wer bist du überhaupt, hä? Sollte ich dich irgendwoher kennen?“

„Ich bin Nikolaj Goloschenko!“, verkündete ich stolz, was Viktor jedoch nicht wirklich zu kümmern schien.

„Interessant...“, schleuderte er mir grimmig entgegen. „Ich hab nie darüber nachgedacht, dass du theoretisch auch einen Namen hast. Für mich warst du immer nur die Brillenschlange, für die sich keine Sau interessiert. Der Streber, der noch artig „Entschuldigung“ sagt, wenn man ihn aus dem Weg schubst.“

Und jetzt willst ausgerechnet du Bücherwurm uns was darüber erzählen, wie die Welt funktioniert? Was kennst du denn schon von dieser Welt außer deinen Büchern, hä?

Der Sozialismus ist eine Idee. Eine schöne Idee. Aber du musst ihn auch in Einklang bringen mit dem Wesen des Menschen. Denkst du, du bist klüger als Genosse Stalin? Was meinst du, warum er Hunderttausende einsperren ließ und in Gulags steckte? Weil er ein böser Mensch ist? Ein Kapitalist? Ein Faschist?

Nein, du verdammter Narr. Er hat es getan, weil es nötig war! Weil die menschliche Natur so ein Experiment wie den Sozialismus gar nicht zulassen würde, wenn du den Menschen nicht vorher ihre Eigensinnigkeit austreibst. Ohne Ordnung gibt es keine Sicherheit, und ohne Sicherheit müssen nicht nur die Schwächsten von euch Angst haben, morgen gefressen zu werden, sondern ein jeder von euch!

Keiner würde mehr auch nur ein Auge zutun können, weil er sich nicht mehr darauf verlassen könnte, dass diejenigen, die ihm des Nachts Böses wollen, aus Angst vor der Ordnung zurückschrecken.

Zugegeben, hier wird vielleicht ab und zu jemand rumgestoßen... und ein paar Heulsusen kriegen auch mal die Suppe über den Kopf geschüttet.

Na und? Das sind nur diejenigen, die in einer Welt ohne Ordnung sowieso als erstes ihre eigene Scheiße fressen müssten. Diejenigen, die sowieso zu schwach wären für ein Leben in Freiheit.

Aber die große Mehrheit... die große Mehrheit hat kein Problem mit der Ordnung hier, ist doch so? Es gibt immer was zu essen, und es gibt immer ein bisschen Spaß. Und wie gesagt... immer noch besser, es werden ein paar Kakerlaken zertreten, die eh schon kaputt sind, als dass es irgendwann keine Sicherheiten für niemanden mehr gibt.“

Ich sah, wie ihm viele kopfnickend zustimmten. Andere blickten nachdenklich zu Boden, schauten unsicher, was die anderen machten, oder tuschelten aufgeregt mit ihrem Nebenmann. Und die Ersten fingen schon wieder an, leise und wie in Trance „Blut! Blut! Blut!“ zu murmeln.

Alles in allem würde es wohl nicht ausreichen, an ihren jugendlichen Idealismus zu appellieren, um sie davon zu überzeugen, Aris und die anderen zu verschonen... dessen war ich mir in jener Situation durchaus bewusst. Denn mit einer Sache hatte Viktor Volkov nicht ganz Unrecht... die meisten Menschen sehnten sich nach Sicherheit und einer Welt, die sie verstehen konnten, weitaus mehr als nach echtem Sozialismus.

Und für die elternlosen Waisenkinder in diesem Haus galt das vielleicht sogar mehr als für jeden anderen. Sie wollten einen starken Führer... ein Idol... einen Held, der ihnen in schwierigen Zeiten Zuversicht vermittelte.

Diese Sehnsucht würde ich ihnen kaum mit ein paar dahingesagten Sätzen austreiben können.

Aber vielleicht konnte ich ja zumindest ein paar Zweifel in ihnen säen, ob der jetzige Führer, den sie sich ausgesucht hatten, auch wirklich der bestmögliche war.

„Es gibt bereits heute keine Sicherheit für irgendjemanden hier!“, versuchte ich der versammelten Menge klarzumachen. „Das Recht des Stärkeren... was hat es für einen Sinn, wenn nicht der Stärkste die Herde befiehlt, sondern der mit dem größten Maul?

Derjenige, der sich nur am besten darauf versteht, so zu tun, als ob er der Stärkste ist?

Ihr seht seine Muskeln und denkt: Ja, Viktor ist der Stärkste hier.

Ihr erinnert euch an seine Schläge und denkt: Ja, Viktor ist der Stärkste hier.

Ihr erzittert vor dem Klang seiner Stimme und denkt: Ja, Viktor ist der Stärkste hier.

Doch ich sehe ehrlich gesagt keinen besonders starken Menschen hier vor mir stehen. Ich sehe jemanden, der nur Reden schwingt und andere die Drecksarbeit erledigen lässt.

Vielleicht wird Viktor ja eines Tages ein guter Politiker werden. Aber ein guter Kämpfer ist er nicht!“

Das war natürlich ein bisschen dick aufgetragen, aber es verfehlte seine Wirkung nicht.

Ich hatte nicht mal zu Ende gesprochen, da stapfte Viktor schon wütend auf mich zu und holte mit seiner geballten Faust zum Schlag aus.

„Wie kannst du es wagen, du Schwächling?“, schimpfte er. „Los, ich zeig dir, wer hier der Stärkere ist!“

Ich versuchte erst gar nicht, mich gegen ihn zu wehren, sondern hielt nur schützend die Hände vors Gesicht und meinte:

„Hör auf, Viktor! Jeder hier weiß, dass du stärker bist als ich. Und auch ich weiß das. Ich hätte keine Chance gegen dich. Aber die drei da drüben...“

Ich deutete demonstrativ auf Vanja, Aris und Kira.

„Jeder Einzelne von ihnen würde dich besiegen im Kampf Mann gegen Mann. Und wenn du tatsächlich so ein starker Kämpfer bist, wie du immer behauptest... dann wirst du es uns sicher beweisen können. Heute Nachmittag, draußen auf dem Hof. Ein Duell... du gegen den Besten von uns! Das schont nebenbei auch das Mobiliar, und es wird nachher weniger Ärger geben, als wenn wir hier jetzt den ganzen Saal auseinandernehmen.“

„Ja, Wolf... zeig's diesen Großmäulern!“, begann in der Menge hinter Viktor einer zu rufen.

„Das schaffst du, Viktor!“

„Natürlich schaffe ich das!“, verkündete ihr Anführer sichtlich angepisst. „Ich kann es jederzeit mit jedem hier aufnehmen. Jederzeit!“

Am liebsten hätte er es wohl gleich an Ort und Stelle geregelt, doch aus dem Augenwinkel bemerkte er, wie vom Gang her immer stärker an der Tür gerüttelt wurde.

„Also gut. Heute Nachmittag, draußen im Hof. Und dich, Brillenschlange, knöpfe ich mir vor, wenn ich mit den anderen fertig bin. Darauf kannst du dich gefasst machen!“

Er spuckte vor mir auf den Boden... gerade noch rechtzeitig, bevor die große Flügeltür aufgestoßen wurde und Karaslov sowie ein weiterer Lehrer gemeinsam mit dem Hausmeister und der Köchin den Saal betraten.

„Was ist hier los?“, schimpfte Karaslov sichtlich in Rage, und stapfte direkt auf Viktor zu.

„Volkov! Was hat das zu bedeuten? Du als Ältester solltest hier eigentlich für Ordnung sorgen, wenn wir nicht da sind... und nicht selber irgendwelche dummen Streiche aushecken. Aber in den letzten Wochen scheint dir das alles hier komplett zu entgleiten. Sorg gefälligst für Ordnung, oder ich werde andere Saiten aufziehen!“

„Aber es ging doch eben um die Ordnung!“, rechtfertigte sich Viktor kleinlaut. „Außerdem war es nicht meine Absicht, sie auszusperren, Herr Genosse... ich wollte lediglich verhindern, dass einer der anderen vorzeitig abhaut.“

„Was auch immer.“, murmelte Karaslov gereizt. „In zehn Minuten sieht hier alles wieder aus wie vorher. Haben wir uns verstanden?“

„Natürlich, Genosse Karaslov!“, versicherte Viktor, ehe sich Karaslov wieder kopfschüttelnd seinen Kollegen zuwandte. Daraufhin stapfte auch Viktor zurück zu seinen Leuten... allerdings nicht, ohne mir im Vorübergehen noch zuzuflüstern:

„Das kriegst du zurück, du kleine Rattel! Das schwör ich dir.“

Noch ehe ich mich richtig besinnen konnte, ob ich mich nun über meinen Triumph freuen oder vor seiner angekündigten Rache erzittern sollte, war Vanja an mich herangetreten und legte mir freundschaftlich seine Hand auf die Schulter.

„Hey Nikolaj... das war große Klasse! Ich glaube, du hast uns gerade gewaltig den Arsch gerettet.“

„Ich habe uns zumindest etwas Zeit verschafft.“, erwiderte ich und lächelte ihm schüchtern zu. „Wo ist... wo ist denn eure Freundin?“, fragte ich weiter, da ich Kira nirgends mehr entdecken konnte.

„Sie ist wieder in ihr Versteck gehuscht.“, antwortete Vanja. „Aber keine Sorge, wenn wir sie brauchen, wird sie sofort wieder zur Stelle sein.“

Er stieß mich sachte in Richtung von Aris, der sich mittlerweile wieder an den Tisch gesetzt hatte und alles andere als begeistert wirkte.

„Was sollte das eben?“, fragte er leise. „Denkst du, wir wären damit nicht alleine fertig geworden?“

„Ja...“, gestand ich etwas irritiert von seiner Reaktion. „Der Gedanke war mir ehrlich gesagt schon in den Sinn gekommen. Euch nicht?“

„Vielleicht hätte es ja so enden sollen.“, erwiderte Aris. „Vielleicht wäre es besser gewesen für alle. Klare Verhältnisse.“

„Klare Verhältnisse?“, wiederholte ich kopfschüttelnd. „Die hätten euch einfach ein paar Knochen gebrochen, und wenn ihr aus dem Hospital gekommen wärt, wäre alles wieder genauso beschissen gewesen wie davor! Wenn ihr wollt, dass sich hier wirklich dauerhaft etwas ändert... für euch... für mich... für einen jeden von uns... dann müsst ihr die Herzen der Menschen gewinnen. Nicht Angst verbreiten mit irgendeinem Zigeunerhokuspokus.“

„Ist das so?“, entgegnete Aris mürrisch. „Also machst du jetzt hier die Pläne für uns?“

Ich wollte ihm irgendwas mit „Undankbarkeit“ und „Hochmut“ vorwerfen, aber Vanja kam mir zuvor und griff beschwörend nach Aris' Hand.

„Verdammt, Aris... er hat uns gerade den Arsch gerettet... er... du... kannst du nicht einmal jemandem einfach vertrauen? Ich meine, auch wenn der Plan ausnahmsweise nicht von dir stammt?“

Doch das schien den blinden Zigeunerjungen sichtlich Überwindung zu kosten.

Er zappelte unruhig mit den Beinen hin und her und wäre wahrscheinlich am liebsten aufgesprungen und davongegangen... aber schließlich besann er sich, drehte sich langsam in meine Richtung und sprach:

„Du bist der mit dem Tagebuch, hab ich Recht?“

Das kam für mich dann doch ziemlich überraschend, auch wenn ich mir eigentlich vorgenommen hatte, mich in Gegenwart der beiden nicht mehr so schnell über irgendetwas zu wundern.

„Du... du... du weißt von meinem... Tagebuch?“, fragte ich verwirrt und auf einmal sämtlicher Schlagfertigkeit beraubt. „Aber woher? Wie? Ich habe es noch niemals jemandem gezeigt... keiner weiß, wo ich es versteckt habe, und...“

„Ich hab dich beobachtet, wie du deine Träume hineingeschrieben hast.“, erklärte Aris, wodurch er mir nur noch unheimlicher erschien. „Ich bin nachts über deinem Bett geschwebt und habe alles gesehen.“

„Er hat da so eine gewisse Fähigkeit.“, versuchte mir Vanja klarzumachen, wohlwissend, dass es für die meisten Menschen wohl sehr unglaublich klingen würde. „Er kann... nun ja... er kann seinen Körper verlassen und rumschweben wie ein Geist, und...“

„Du hast sogar gesehen, was ich reingeschrieben habe?“, hakte ich erschrocken nach, wie jemand, der mit einem Schlag seiner intimsten Geheimnisse beraubt worden war und sich nun komplett bloßgestellt und nackt fühlte. Ob Aris beim Lesen meines Tagebuchs geschwebt ist oder nicht, war mir in diesem Moment eigentlich relativ gleichgültig.

„Ich kann nicht lesen.“, erklärte mir Aris zu meiner sichtlichen Beruhigung. „Aber in der Geisterwelt erscheint sowieso alles nur verschwommen. Also ich sehe... ich sehe, du schreibst etwas. Ich konzentriere mich auf das, was du schreibst. Aber ich sehe keine Buchstaben. Es ist eher so, dass ich deine Gedanken höre.“

„Und was... was für Gedanken hast du da so gehört?“, wollte ich von ihm in Erfahrung bringen, worauf Aris kurz verächtlich den Mund verzog, ehe er antwortete:

„Die Gedanken eines Kindes. Ritter. Helden. Sowas in der Art. Du glaubst daran, dass irgendwelche gutmütigen Deppen sich aufopfern werden für die Schwachen, die nicht von alleine ihren Arsch hochkriegen... mehr noch, du glaubst, dass wir diese gutmütigen Deppen sein könnten. Diese ganze Rede vorhin. Mal ehrlich: Was meinst du denn, wer wir sind? Die drei Musketiere oder sowas?“

Ich lächelte und sagte:

„Ja... warum nicht? Denkst du nicht, sowas fehlt in dieser Welt irgendwie?“

„Ts...“, erwiderte Aris kopfschüttelnd. „Als ob drei Musketiere einen Unterschied machen würden. Schau dich um, Nikolaj. Ich meine, nicht nur hier im Heim. Hast du eine Ahnung, wie groß die Welt da draußen ist? Hast du eine Ahnung, wie viele tapfere Musketiere du bräuchtest, damit sich wirklich etwas verändert? Hundert? Tausend? Zehntausend? Ich glaube, es ist eine Illusion. Ich glaube, wer sich da draußen für die Schwachen einsetzt, ist der Erste, der gehängt wird. Willst du, dass wir alle hängen, Nikolaj?“

„Ich... hör mal...“, versuchte ich ihm klarzumachen. „Ich hab gerade die Rede meines Lebens gehalten, um den Lynchmob davon abzuhalten, euch in eure Einzelteile zu zerlegen! Keine Ahnung, ob ich es heute Abend schon bitter bereuen werde... aber für den Moment hat es doch ganz gut funktioniert.“

„Es war zumindest... unkonventionell.“, bestätigte Aris nach einigem Zögern. „Aber wir sollten das besser woanders weiterbesprechen. Hier schwirren zu viele neugierige Ohren herum, kapiert?“

„Hey... komm doch einfach mit in unser Versteck. Was hältst du davon? Kira kommt dann später sicher auch noch vorbei.“, lud mich Vanja ein.

„Heißt das, ich darf bei euch mitmachen?“, fragte ich und warf erst Vanja, dann Aris einen hoffnungsvollen Blick zu.

„Ich kann dich nicht so einfach mitmachen lassen.“, murmelte Aris. „Nur weil du gut reden kannst und von den heiligen drei Musketieren träumst. Wir sind wie eine Familie, verstehst du? In einer richtigen Familie... da nimmt man nicht einfach den Postboten oder den Milchmann auf, bloß weil er nett war und mal bisschen geholfen hat. Familie steht über allem, und...“

„Warum lassen wir nicht Kira entscheiden?“, unterbrach ihn Vanja. „Erinnerst du dich? Du hast mal gesagt, sie hat die besten Instinkte von uns allen. Du hast gesagt, ihrem Urteil traust du mehr als dem klügsten Philosophen.“

„Da ist was dran.“, bestätigte Aris lächelnd. „Wenn sie dich nicht mag, wird sie es dich sehr schnell wissen lassen. Und dann möchte ich nicht in deiner Haut stecken, Nikolaj.“

Kapitel 17 - Familienbande

So kam es schließlich, dass ich zum ersten Mal ihr geheimes Kellerversteck betrat. Ich hatte mich schon öfters gefragt, wohin sie nach dem Unterricht immer so schnell verschwanden, und weshalb man ihnen nachmittags und abends so selten im Gang oder auf dem Pausenhof begegnete. Nun hatte ich also die Antwort.

„Nett habt ihr’s hier...“, meinte ich beeindruckt, nachdem sie die Türe hinter sich verriegelt hatten und damit begannen, mehrere Kissen und Decken aus einer der Truhen hervorzuholen.

Vanja hing unterdessen zwei Hängematten an die dafür vorgesehenen Halterungen. Sie waren schnell aufgebaut, und vermutlich genauso schnell wieder abgebaut, falls doch ausnahmsweise mal jemand die seit Jahren unbenutzten Kellerräume betreten würde.

„Ähm, wegen Kira...“, versuchte mich Vanja vorzubereiten. „Sie kann manchmal ein bisschen, naja, unheimlich sein. Als ich ihr das erste Mal begegnet bin, hier unten, gleich da drüben, hinter den Kisten... da habe ich mir vor Angst fast in die Hose gemacht. Naja, aber ich war da auch noch ein bisschen kleiner. Und mittlerweile... mittlerweile ist sie wie ne Schwester für mich, verstehst du?“

„Klingt toll.“, erwiderte ich fasziniert. „So eine Schwester zu haben. Überhaupt, Familie...“ Währenddessen ließ sich Aris mit einem unterdrückten Gähnen in eine der Hängematten sinken und meinte zu Vanja:

„Ich schau mal nach, was Viktor und seine Jungs vorhaben. Wenn’s geht, lass mich schlafen, bis ich von alleine zurückkomme. Und sieh zu, dass unser Gast nicht zu laut kreischt, wenn ihn Kira sich vorknöpft.“

„Geht klar!“, antwortete Vanja mit einem süffisanten Grinsen.

Ich versuchte mich zu entspannen und nicht weiter darüber nachzudenken, während Vanja nach einer hinter ihm stehenden Wodkaflasche griff, die ganz ähnlich aussah wie jene, die sie damals von Genosse Karaslov entwendet hatten, und sich einen ordentlichen Schluck daraus einverleibte.

Ich wollte ihn so viele Dinge fragen, vor allem wegen unserer nachmittäglichen Verabredung mit Viktor, doch noch ehe ich die richtigen Worte gefunden hatte, sprang gegenüber eines der Lüftungsgitter auf, und eine schlanke Gestalt bahnte sich, elegant wie eine Schlange, ihren Weg durch den schmalen Zugang in den Kellerraum.

Es war Kira, jetzt wieder unmaskiert, mit ihren kurzgeschnittenen rotbraunen Haaren und einem etwas zu großen Hemd, das sie vermutlich von einem der Älteren stibitzt hatte.

„Ah, da bist du ja.“, begrüßte sie Vanja erfreut. „Wir haben schon auf dich gewartet.“

Kira kam lächelnd näher, blieb dann aber urplötzlich wie angewurzelt stehen, als sie mich neben Vanja auf einer der Kisten sitzen sah.

Dann deutete sie ratlos in meine Richtung und fragte nur:

„Warum? Warum er hier?“

„Naja...“, versuchte ihr Vanja zu erklären. „Nikolaj möchte gern bei uns mitmachen, weil er uns immerhin gerettet hat. Ich finde ihn eigentlich ziemlich nett, und Aris meinte... er meinte, dass du entscheiden sollst, ob Nikolaj bei uns bleiben kann oder nicht.“

„Aris in Ordnung?“, wollte Kira mit einem besorgten Blick in Richtung des auf der Hängematte liegenden Jungen wissen.

„Ja, ich glaube, er fliegt nur ein bisschen herum. Auskundschaften, was die anderen aushecken. Kannst dich ja in der Zwischenzeit schonmal ein bisschen mit Nikolaj bekanntmachen...“

„Gut, ich probieren Nikolaj!“, sagte sie und kam langsam, gebückt und auf allen Vieren auf mich zugekrabbelt, wie ein neugieriges Tier.

Ich wusste nicht genau, was sie jetzt von mir wollte und wie ich überhaupt reagieren sollte, daher streckte ich ihr einfach meine Hand entgegen und meinte etwas förmlich:

„Hallo, ich bin Nikolaj! Freut mich, dich kennenzule...“

Doch sie griff nur nach meinem Handgelenk, hielt es hoch und begann, wie ein Hund an meinem Arm zu schnüffeln. Ich wollte mich gerade fragend zu Vanja drehen, als sie mich plötzlich an den Haaren fasste und zu streicheln begann. Instinktiv wich ich immer weiter nach hinten zurück, bis die Kisten in meinem Rücken keinen Millimeter mehr nachgaben.

„Keine Sorge...“, murmelte Vanja amüsiert. „Sie will nur wissen, wie du schmeckst.“

„Aha...“, antwortete ich nicht wirklich beruhigt.

Dann fing sie an, mein Hemd aufzuknöpfen und mit dem Mund über meine Brustwarzen zu lecken.

Ja, ich weiß... eigentlich hätte ich mich darüber freuen sollen, wann bekam man es als schüchterner Junge schonmal mit einem dermaßen aufdringlichen Mädchen zu tun. Doch ich war in dieser Hinsicht eher ein Spätentwickler und machte mir damals noch nicht viel aus solchen Dingen, und fand ihre Berührungen daher anfangs auch einfach nur völlig befremdlich.

Ich fühlte mich schutzlos einer wilden Urgewalt ausgeliefert... erst recht, als sie auch noch zwischen meine Beine griff und mich überall neugierig betastete.

Ich kniff die Augen zu, biss die Zähne zusammen und hoffte verkrampft, dass es schnell vorübergehen möge. Erst, nachdem sie gut zwei Minuten lang alles an mir genauestens überprüft hatte, löste sich meine Verkrampfung ein wenig, und ich machte blinzeln die Augen auf.

Daraufhin kam Kira mit ihrem Gesicht näher an meines heran, nahm mir die Brille ab und schaute fasziniert von allen möglichen Positionen in meine Augen. Irgendwie erschien sie mir wie ein Kind, das zum ersten Mal einem anderen Menschen begegnete. Bei dem Gedanken daran musste ich unwillkürlich lächeln. Sie lächelte zurück und stupste mit ihrer Nase zärtlich gegen meine, ehe sie plötzlich aufsprang und grinsend zu Vanja rannte.

„Nikolaj toll!“, rief sie freudig und umarmte Vanja überschwenglich. „Nikolaj Familie?“

Er drückte sie näher an sich, um an ihrem Kopf vorbei in meine Richtung schielen zu können, und meinte zu mir:

„Wie es aussieht, scheint sie dich zu mögen. Und Aris hat es ja von ihrer Meinung abhängig gemacht. Also falls du jetzt immer noch bei uns mitmachen willst und uns nicht schon für komplett irre hältst... dann bist du dabei!“

Ich lächelte noch immer ein wenig irritiert, setzte meine Brille wieder an den dafür vorgesehenen Platz, und wischte mir unauffällig die Reste von Kiras Speichel vom Hals.

„Natürlich möchte ich mitmachen!“, versicherte ich. „Und ich... ich halte euch auch nicht für irre. Nein... es ist nur... heute Morgen bin ich noch aufgestanden, ganz alleine, und ich dachte es wird ein Tag wie jeder andere. Und jetzt sitz ich hier bei euch, und mir gehen so viele seltsame Gedanken durch den Kopf.“

„Ja.“, bestätigte Vanja verträumt. „Das geht mir auch oft so, wenn ich hier sitze und mit den anderen zusammen bin. Aber wenn man es mal genau betrachtet, sind es keine seltsamen Gedanken. Seltsam ist doch im Grunde viel eher, dass wir diese Gedanken sonst nicht haben.... Verstehst du, was ich meine? Dass wir normalerweise einfach nur denken: Was mache ich als nächstes? Wo muss ich als nächstes hin? Wem sollte ich besser aus dem Weg gehen?“

Es ist alles so zielgerichtet in der Welt da draußen... das ganze Leben... das ganze Denken. Aber hier im Keller, im Kreis unserer Familie, da hat das alles keine Bedeutung. Da geht es nur darum, dass man sich mag... und dass man gern miteinander seine Zeit verbringt. Manchmal denke ich, so sollte es überall sein... wo immer auch Menschen miteinander zusammensitzen. Eigentlich sollte es normal sein, und nicht seltsam.“

Anfangs musste wohl auch ich ziemlich seltsam auf meine neuen Freunde gewirkt haben, denn ich hockte eigentlich über eine halbe Stunde nur schweigend da, grinste debil vor mich hin und beobachtete Vanja und Kira, wie sie miteinander herumlalberten oder kuschelten, oder was auch immer sie da gerade taten.

Wie ein Träumer, der Angst hatte, aus seinem Traum herausgerissen zu werden, sobald er bewusst in die Handlung eingriff oder sich zu viele Gedanken über den Sinn des Ganzen machte, versuchte ich einfach nur, den Traum nicht enden zu lassen.

Irgendwann gesellte sich dann auch Aris in unsere Mitte, offensichtlich etwas verwundert darüber, dass mich Kira nicht längst aufgefressen oder zum Teufel gejagt hatte, denn er fragte Vanja, wieso ich immer noch hier sei. Und Vanja antwortete:

„Sie findet ihn toll.“

„Ernsthaft jetzt?““, erwiderte Aris überrascht, und fügte in meine Richtung gewandt hinzu:

„Dann hoffe ich mal, dass du sie nicht enttäuschen wirst, Nikolaj...“

„Das werde ich nicht!“, versicherte ich ohne zu zögern, obwohl ich zu dem Zeitpunkt eigentlich überhaupt keine Ahnung hatte, warum sie mich überhaupt so toll fand, oder was ich hätte tun müssen, damit sie stattdessen von mir enttäuscht gewesen wäre.

Aber noch ehe ich dazu kam, mir noch weiter darüber Gedanken zu machen, wechselten sie das Gesprächsthema, da Vanja wissen wollte, ob Aris während seines Schlafes irgendwas Hilfreiches über unsere Gegner herausfinden konnte.

„Sie sitzen da oben und spielen Karten.“, erzählte uns Aris nachdenklich. „Und weißt du, um was sie spielen? Sie spielen um uns. Wer uns bekommt, als seine Haussklaven oder Prügelknaben oder was auch immer. Diese Schwachköpfe, sie denken scheinbar ernsthaft, sie hätten eine Chance gegen unsere Kira. Sind so von ihrer Sache überzeugt, dass sie manchmal irgendwelche fiesen Tricks aushecken.“

„Das ist doch gut!“, freute sich Vanja. „Dann läuft ja alles nach Plan. Oder was stört dich daran? Ist doch prima, wenn sich die Arschlöcher ihrer Sache so sicher sind...“

„Ganz ehrlich? Mich stört, dass es nicht mein Plan ist.“, erwiderte Aris in meine Richtung gewandt.

„Aris hat gern die Kontrolle über alles, verstehst du?“, versuchte mir Vanja augenzwinkernd klarzumachen. „Und deine... deine Improvisation heute Morgen... die kam eben, naja, ziemlich unerwartet. Wenn auch ehrlich gesagt genau im richtigen Moment, meiner Meinung nach.“

„Ja...“, murmelte ich nur leise. Ich hatte in der Aufregung völlig vergessen, dass die ganze Sache mit dem bevorstehenden Kampf auf meinen Mist gewachsen war... dass ich die anderen quasi ungefragt in meinen Plan mit einbezogen hatte, und dass auch ich selbst gewaltig in der Scheiße sitzen würde, falls heute Nachmittag irgendwas schiefgehen sollte.

„Aber... Kira wird es doch schaffen, oder? Ich meine, nach allem, was ich gesehen habe...“

Vanja schaute auf seine wilde Freundin, die offenbar in seinen Armen eingeschlafen war und auf einmal gar nicht mehr so wild wirkte, und streichelte ihr sanft über die Stirn.

„Mach dir keine Sorge, Nikolaj.“, flüsterte er in meine Richtung. „Kira könnte es mit drei Erwachsenen gleichzeitig aufnehmen... so gut ist sie!“

„Fein.“, antwortete ich erleichtert, aber dennoch auch irgendwie verwirrt, weil mir vieles an ihr so widersprüchlich erschien... die Art, wie sie mich beschnupperte... wie friedlich sie in Vanjas Armen schlummerte... ihre kindliche unschuldige Albernheit, wie ich sie noch bei keinem meiner Mitbewohner erlebt hatte. Doch dann, andererseits, ihre harten Tritte, mit denen sie gleich mehrere von Viktors Jungs kampfunfähig gemacht hatte, und die Brutalität, mit der sie damals auf mich losgestürzt war und mich beinahe ins Jenseits befördert hätte. Das alles passte für mich kein bisschen zusammen, und daher überwand ich schließlich meine anfängliche Zurückhaltung und fragte neugierig:

„Was ist mit ihr? Ich meine... wo kommt sie eigentlich her? Wo hat sie so zu kämpfen gelernt? Und was... was zur Hölle macht sie überhaupt hier?“

„Das sind ein paar gute Fragen.“, antwortete Vanja schulterzuckend. „Um ehrlich zu sein... so genau weiß das wohl nur sie selbst. Als wir sie aufgabelten, trug sie am Handgelenk noch so eine Kennzeichnung von einer Art Krankenhaus oder Irrenanstalt, wo sie wohl einige Zeit zuvor ausgebüchst war. Aber sie sagte uns, sie wäre im Wald geboren. Und dass sie dort aufgewachsen wäre... im Wald, bei den Tieren.“

Sie hätte immer in einem Fuchsbau geschlafen, und die Füchse waren ihre Spielkameraden. Irgendwann wird man sie wohl gefangen haben, oder vielleicht ist sie auch zunächst aus freien Stücken in die Stadt gegangen, weil es im Wald nichts mehr zu essen gab. Sie ist nachts in leerstehende Häuser gestiegen... manchmal auch in bewohnte... hat sich von den Ratten ernährt, oder von den Dingen, die andere Leute unbewacht herumliegen ließen. Tja, und so ist sie uns eben irgendwann zugelaufen. Genauer gesagt bin ich hier im Keller direkt in sie hineingerannt. Ich hab mich fast zu Tode erschrocken... aber ich glaube, sie sich auch ein wenig.“

Beim Gedanken daran lächelte er vergnügt. Es war offensichtlich, dass ihm diese Erinnerungen ziemlich viel bedeuten mussten.

„Anfangs war sie ziemlich scheu und ließ sich nur ganz sporadisch bei uns blicken. Aber irgendwann, da wollte sie gar nicht mehr gehen, und ich wollte auch nicht mehr, dass sie ging. Aber ganz ehrlich... sie hat ganz schön gestunken, und Aris und ich mussten erstmal eimerweise Wasser von oben organisieren und hier unten in eine alte Wanne kippen. Und dann haben wir sie von Kopf bis Fuß abgeschrubbt, ihre verfilzten Haare abgeschnitten und ihr ein paar vernünftige Klamotten zum Anziehen gegeben.“

In den folgenden Monaten haben wir versucht, Kira alles Mögliche beizubringen... über unsere Welt, über Sitten und Gebräuche, über Politik. Einmal habe ich sogar versucht, ihr Zahlen beizubringen und ein bisschen Mathematik... aber das alles interessierte sie kein bisschen. Je abstrakter eine Sache war, desto weniger Beachtung schenkte sie ihr. Und bei genauerer Betrachtung ist unsere Welt ziemlich abstrakt. Alles, worüber sich die Erwachsenen normalerweise Gedanken machten, der Krieg, die Wirtschaft, das System... was in der Zeitung stand, was wir in der Schule lernten... das alles ließ sie völlig unbeeindruckt, wenn wir ihr davon erzählt haben. Manchmal weiß ich nicht so recht, ob sie es überhaupt verstehen kann, oder ob sie dafür nur einfach keine Notwendigkeit sieht.“

„Für Kira ist nur das von Bedeutung, was sie fühlen und anfassen kann.“, fügte Aris ergänzend hinzu. „Was morgen ist... was gestern war... was irgendwo am anderen Ende der Stadt passiert... das alles hat für sie keine Bedeutung. Was zählt, ist einzig das Hier und

Jetzt. Satt zu sein... nicht zu leiden... und immer jemanden zum Kuscheln zu haben. Und weißt du... in gewisser Weise hat sie uns mindestens genauso viel beigebracht wie wir ihr beigebracht haben. Ihre Art, die Welt zu betrachten... ihre Unbefangenheit, ihre komplette Ablehnung jeglicher Ideologie, weil sie einfach nicht so abstrakt denkt, wie man denken muss, damit Ideologien überhaupt greifen können... das alles hat unsere kleine Familie verändert.“

„Ja...“, bestätigte Vanja überzeugt. „Ohne Kira wäre es nicht dasselbe. Von Aris habe ich gelernt, stärker zu sein als andere, grausamer und gerissener... das war eine verdammt wichtige Lektion. Aber von Kira habe ich gelernt, unvernünftig zu sein. Nicht in Kategorien zu denken wie jung oder alt, arm oder reich, Junge oder Mädchen, gut oder böse. Von Kira habe ich gelernt, wichtig ist nicht, was die anderen sagen oder was in unseren Schulbüchern steht, über diese Welt, über eine Idee, oder über andere Menschen. Wichtig ist allein, wie es sich anfühlt, wie es schmeckt, wie es riecht, ob es dir gut tut oder nicht. Alles andere ist vielleicht schon viel zu kompliziert gedacht.“

Er lächelte wieder beseelt, während ihm Aris auf die Schulter klopfte, einige Schritte auf mich zu ging und sich dann vor mir auf den Boden kniete.

„Darf ich dein Gesicht fühlen? Damit ich mir ein besseres Bild von dir machen kann.“

„Nur zu...“, lächelte ich schüchtern.

Ich spürte seine kalten Finger auf meiner Haut, aber anders als Kira begnügte er sich damit, akribisch genau meine Nase, den Mund und die Gesichtskonturen abzutasten.

„Ohje... Nikolaj denkt wahrscheinlich, er ist bei einer Horde notgeiler Nymphomanen gelandet.“, amüsierte sich Vanja, während ich geduldig Aris' Berührungen über mich ergehen ließ.

„Ach was.“, erwiderte ich. „Ist nur seltsam, dass das schon das zweite Mal heute ist... ich glaube fast, so langsam gewöhne ich mich daran.“

Ich wollte ihm meinen Hals hinstrecken, aber da war Aris auch schon fertig und tätschelte mir freundschaftlich die Wange.

„Keine Sorge, Kleiner. Bin schon fertig. Anders als Kira ziehe ich es vor, über der Gürtellinie zu bleiben.“

Dann stand er auf und zupfte mich auffordernd am Ärmel.

„Komm mal kurz mit, Nikolaj... lass uns ne Runde spaziergehen! Da ist etwas, was du noch wissen solltest.“

Ich nickte ihm zu und erhob mich... folgte ihm durch das Gewirr der im Halbdunkel liegenden Gänge, überrascht, wie gut er sich hier unten zurechtzufinden schien, ohne sich auch nur einmal irgendwo festzuhalten oder sonstwie orientieren zu müssen.

Als wir schließlich durch einen großen, weitestgehend leerstehenden Lagerraum gingen, verharrte Aris auf einmal in der Bewegung und sprach, ohne sich zu mir umzudrehen:

„Als ich hier her kam, hatte ich nichts, Nikolaj. Verstehst du? Ich fühlte nichts, nur Angst, und Hass, und Leere... Ich habe immer versucht, diese Welt zu verstehen. Dachte, ich müsste lernen, aufmerksam sein, studieren, wie alles hier funktioniert... das Recht des Stärkeren, du weißt schon.“

Dann trat Vanja in mein Leben. Er hat sich an mich geklammert wie eine Klette. Und anfangs... anfangs fand ich ihn einfach nur lästig und bereute schon, ihm überhaupt geholfen zu haben.

Aber in gewisser Weise hat er mich gerettet. Er gab mir das Gefühl, dass das Leben mehr war als nur Überlebenskampf... dass man auch als gottverlassener Waisenjunge eine Familie haben konnte, wenn man nur hartnäckig genug daran glaubte, dass es möglich war. Als dann Kira dazukam, war ich zuerst einfach nur neugierig. Ich hielt sie für nützlich für unsere Pläne... aber ganz ehrlich, irgendwie hat sie mich auch genervt, weil sie so verdammt schwer von Begriff war und immer überall rumfummeln musste.

Doch im Lauf der Zeit hat sie irgendwas in mir ausgelöst. In Vanja sowieso, der ist schon von Anfang an völlig vernarrt in sie.

Wie ich vorhin schon erwähnt habe... sie hat einfach eine komplett andere Art, die Welt zu betrachten. Und damit hat sie uns beide enorm bereichert. Genau so, wie ich Vanja bereichert habe, und wie Vanja mich bereichert hat.“

Bei diesen Worten packte er meinen Unterarm, und ich hatte das Gefühl, als ob er mit seinen blinden weißen Augen tiefer in mich hineinschauen konnte als jeder andere zuvor. „Die Frage ist: Nikolaj... Inwiefern kannst du uns bereichern? Was hast du zu bieten, damit Vanja und ich irgendwann sagen werden: Wir können uns ein Leben ohne dich an unserer Seite nicht mehr vorstellen? Was ist es, was Kira in dir gesehen hat? Was fehlt unserer kleinen Familie noch, für das wir ausgerechnet dich bräuchten?

Ich meine, du kannst zweifellos gut mit Worten umgehen. Du hast uns den Arsch gerettet. Danke dafür, das war echt klasse von dir... falls ich es noch nicht erwähnt habe.

Aber wieso sollte ich wollen, dass du an meiner Seite liegst, dass du an meiner Seite kämpfst, dass wir aus demselben Topf essen? Was hast du, was andere nicht haben, Nikolaj? Wieso sollte unsere Familie in Zukunft aus vier Leuten bestehen, und nicht länger nur aus drei?“

Ich musste erstmal schlucken wegen seiner direkten, ehrlichen Art und hoffte, dass er meine Verunsicherung nicht bemerken würde. Denn im Grunde hatte Aris ja völlig Recht. Ich war völlig belanglos, ein schüchterner Durchschnittsjunge, der wahrscheinlich mit besseren Voraussetzungen und an einem anderen Ort ein ganz normales Leben geführt hätte, ohne jemals auch nur auf die Idee zu kommen, sich einer Gruppe von durchgeknallten Außenseitern anzuschließen.

Ich war clever... aber vermutlich längst nicht so clever wie Aris.

Ich war selbstlos.... aber vermutlich längst nicht so selbstlos wie Vanja.

Ich war ein bisschen verrückt... aber vermutlich lange nicht so verrückt wie Kira.

Ich konnte weder fliegen noch es mit drei Erwachsenen gleichzeitig aufnehmen. Alles, was ich ihnen anbieten konnte, waren ein paar schöne Worte und meine bedingungslose Loyalität.

„Ganz ehrlich, Aris... Ich weiß es nicht.“, gestand ich schließlich kleinlaut ein, weil ich keine Lust hatte, großmündig irgendetwas zu versprechen, was ich dann hinterher ohnehin nicht würde einhalten können. „Ich hab mir noch nie darüber Gedanken gemacht, was ich für euch sein könnte. Ich... ich weiß nur, was ihr für mich seid. Für mich seid ihr sowas wie Helden... die einzigen Helden, die ich jemals außerhalb meiner Bücher kennengelernt habe. Ich habe nie Eltern oder Familie gehabt. Ich kenne nur das hier... dieses Heim, und das andere, in dem ich davor gewesen bin. Als ich sechs Jahre alt war, hatte ich einen guten Freund. Wir haben alles miteinander geteilt, aber er wurde eines Tages adoptiert und zu

einer wohlhabenden Familie geholt. Er wollte nicht gehen... ich wollte nicht, dass er geht... aber unsere Meinung hat niemanden interessiert. Wir waren ja nur dumme Kinder. Und so ging es weiter, mein ganzes Leben lang. Niemand hat sich für meine Meinung interessiert. Ich sah, wie Menschen kaputt gemacht wurden. Ich sah, wie dieses ganze Umfeld hier die Menschen kaputt machte. Die einen verloren immer mehr Lebensmut, bis sie nur noch ein Schatten ihrer selbst waren... die anderen wurden immer gemeiner, weil sie glaubten, dass das zum Erwachsenwerden eben so dazugehörte. Ich habe gelernt, zu überleben, indem ich nahezu unsichtbar wurde, nie meine Meinung sagte, nie widersprochen habe, und nie irgendetwas tat, was einen anderen hätte erzürnen können.

Aber tief in mir drin sehnte ich mich nach einer Revolution... nach einer Welt, in der nicht mehr die Arschlöcher mit dem kräftigsten Körperbau das Sagen haben, sondern diejenigen, die einfühlsamer und klüger sind als der Rest.

Als ich noch kleiner war, habe ich davon geträumt, dass irgendwann ein paar edle Ritter vorbeikommen, hier alles kurz und klein schlagen und mich mitnehmen und zu ihrem Knappen machen. Ich weiß, dass so ein Traum völliger Unsinn ist. Wir sind hier im bolschewistischen Russland, hier sind seit Ewigkeiten keine edlen Ritter mehr vorbeigekommen.

Aber dann habe ich euch gesehen... dich und Vanja, wie ihr mit den bösen Jungs umgesprungen seid... wie ihr Sergej fertiggemacht habt. Und ich sah Kira, so beeindruckend und geheimnisvoll, wie ein Wesen von einem anderen Stern.

Und als ihr drei dann zusammen standet, gegen die ganze verblendete Meute... da wusste ich einfach, dass meine Ritter gekommen waren... und seitdem habe ich wieder Hoffnung, dass die Gerechtigkeit siegen wird.“

„Gerechtigkeit...“, wiederholte Aris leise. „Solidarität... Vanja hat immer von Solidarität geredet. Du träumst von Rittern, genau so wie er vom idealen Sozialismus geschwärmt hat. Wenn du mich fragst, ist das alles eine Illusion. Ein Märchen. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute, in ihrer idealen kommunistischen Welt voller Gerechtigkeit und Solidarität.“

Es wollte mir damals nicht ganz einleuchten, was er mir damit zu sagen versuchte.

Vielleicht hatte ich auch einfach noch nicht genug von der Welt gesehen, und so hakte ich verwundert nach:

„Was ist daran falsch, von sowas zu träumen? Am Anfang steht immer ein Traum...“

„Und am Ende ein Grabstein.“, führte Aris meinen Satz spöttisch zu Ende. „Gerechtigkeit, internationale Solidarität, diese ganze Prinzipienkacke... soll ich dir was über Gerechtigkeit und Solidarität erzählen? Wenn jemand kommt und mir oder Vanja das Essen wegnimmt, und Kira sieht, dass wir traurig sind, dann wird sie uns aufmuntern. Sie wird ganz selbstverständlich ihr Essen mit uns teilen. Und wenn sie denjenigen erwischt, der uns so mies behandelt hat, dann wird sie ihm die Fresse polieren, damit er sowas nie wieder tut. Und weißt du, was das Witzige daran ist? Dass sie Worte wie „Gerechtigkeit“ und „Solidarität“ noch nicht einmal in ihrem Wortschatz hat!

Wenn du danach lebst, musst du es nicht benennen. Und du brauchst auch keine Gesetze, und musst keine tollen Reden halten. Gesetze, Reden, dieses ganze Moralgesülze... das ist im Grunde nur was für die Leute, die es eben nicht verstanden haben.

Und sie werden es vermutlich nie verstehen, nicht mal, wenn du es ihnen tausend Mal erklärst. Beim tausendundersten Mal werden sie trotzdem wieder anders handeln als es in irgendwelche klugen Philosophiebüchern oder Ratgebern steht.

Glaub mir, Nikolaj... wenn du es den Menschen erst mühsam erklären musst, hast du bereits verloren. Und deshalb möchte ich auch kein Vorbild oder Held sein für sie. Sollen sie mich doch lieber fürchten!“

„Ich verstehe dich ja... irgendwie.“, erwiderte ich gedankenversunken. „Aber weißt du, Aris... wenn sie dich fürchten wegen deiner Andersartigkeit... dann wird es immer einen geben wie Viktor, der sie alle gegen dich aufhetzt. Und dann stehst du allein gegen die gesamte Meute, so wie heute Morgen.

Doch wenn sie dich für deine Andersartigkeit bewundern... wenn sie das Gefühl haben, in dir ihre eigenen tiefsten Sehnsüchte zu erkennen... ihren Wunsch nach Freiheit, nach einer Welt, in der mutige Menschen die Schwachen beschützen... dann werden sie nachts heimlich deinen Namen an die Wände schreiben. Sie werden dich unterstützen. Sie werden sich Gedanken machen über ihr eigenes Leben, und wer weiß... vielleicht finden sie irgendwann den Mut, gegen das Unrecht aufzustehen und selbst zu einem Helden zu werden.“

Ich war Feuer und Flamme von dieser Vorstellung, doch Aris klopfte mir nur auf die Schulter wie ein vom Leben gezeichneter Vater seinem idealistischen Sohn, was ich in dem Moment als ein wenig arrogant empfand, auch wenn es von ihm eigentlich gar nicht böse gemeint war, sondern durchaus aufrichtig und bewundernd.

„Die Vorstellung, dass sie irgendwann unsere Namen an Wände schreiben, gefällt mir. Du bist gar nicht so dumm, Nikolaj. Ja... ich denke, du könntest vielleicht wirklich eine Bereicherung sein. Aber eins musst du mir noch zeigen. Ich will sehen, dass du dich auch wehren kannst, wenn es drauf ankommt. Los, greif mich an!“

Ich glaubte erst, nicht richtig gehört zu haben.

„Ich soll dich angreifen? Jetzt? Hier?“

„Natürlich, du Dummkopf. Mit Vanja hab ich das Gleiche gemacht. Und Kira... naja, die hat mich ziemlich übel verdroschen, als ich ihre Fähigkeiten testen wollte. Das erwarte ich von dir ganz sicher nicht. Aber ich erwarte, dass du zeigst, aus welchem Holz du geschnitzt bist.“

Bei „Holz“ musste ich unwillkürlich an den Besenstil denken, der nicht weit von mir entfernt an der Wand lehnte. Welche Chance hätte ein blinder Junge wie Aris schon, wenn ich einfach danach greifen und ihm damit eine Tracht Prügel verpassen würde?

Doch Gewalt war mir seit jeher zuwider. Erst recht an einem Tag wie diesem, wo wir ja wohl wahrlich schon genug Ärger am Hals hatten, und wir besser dankbar sein sollten für jede Minute, in der wir keine Schläge abwehren mussten.

Daher schüttelte ich nur skeptisch den Kopf und meinte:

„Mal ehrlich, Aris... das ist beschauert... ich meine, du bist blind... ich könnte dich verletzen oder so. Und ich kann ohne Brille auch nicht viel erkennen, und überhaupt, ich hab mich noch nie geprügelt. Ich finde, Menschen sollten ihre Angelegenheiten auf zivilisierte Weise lösen, und außerdem...“

Ich wollte weiterreden, aber seine Hand, die an meine Gurgel schnellte und mir beinahe die Luft abdrückte, brachte mich abrupt zum Schweigen.

„Benutze nie wieder deine Behinderung als Ausrede, dass du irgendwas nicht kannst oder kein Anrecht darauf hast! Nie wieder, ist das klar?“, wies er mich zornig zurecht, und stieß mich dann angewidert von sich weg. „Wenn du anfängst, dir von anderen sagen zu lassen, was du alles nicht kannst und was du alles niemals können wirst, dann brauchst du erst garnicht bei uns mitmachen... dann kannst du dich gleich zu denen in die Menge stellen und dich darin bestätigen lassen, dass sie mit allem Recht gehabt haben und du immer nur ein beschissener Feigling bleiben wirst!“

Nun war ich doch richtig angepisst. Vor allem, weil er überhaupt nicht auf meine Argumente einging, sondern mir Feigheit vorwarf, was ich nun wirklich nicht gerechtfertigt fand angesichts der Tatsache, dass ich mich noch vor ein paar Stunden mutig wie ein Löwe schützend vor ihn und die anderen gestellt hatte.

Ich nahm meine Brille vom Gesicht und legte sie sorgfältig auf eine mit einer Plane abgedeckte Kommode in meinem Rücken.

Dann griff ich den Besenstil, der immer noch dort an der Wand lehnte... nicht, um Aris ernsthaft zu verletzen. Nur, um ihn ein bisschen von den Füßen und damit von seinem hohen Ross zu holen.

Also holte ich aus und schlug unvermittelt gegen sein Schienbein.

Doch zu meiner völligen Überraschung hüpfte Aris elegant über meinen Besen hinweg, und kickte ihn mir schließlich mit einer schnellen Bewegung aus den Händen.

„Wie... wie hast du... das gemacht?“, fragte ich irritiert. „Du kannst also doch sehen?“

„Nein, kann ich nicht. Aber ich hatte so eine Ahnung, dass du genau das machen würdest. Und dann hast du eine Sekunde vor deinem Schlag so ein Geräusch gemacht... vermutlich hast du das nicht mal selber gehört.“

Mit diesen Worten bückte er sich, griff nach dem Besenstil und warf ihn mir auffordernd entgegen.

„Los, noch einmal! Vielleicht mit ein bisschen mehr Kraft dahinter?“

Ich musterte ihn von oben bis unten. Mir war klar, wenn ich die gleiche Aktion nochmal machen würde, würde er mich wieder genauso vorführen. Daher beschloss ich stattdessen, einen Schlag vorzutäuschen, aber dann mit dem Stil zuzustechen wie mit einem Degen und ihn genau in die Eingeweide zu treffen.

Doch auch dieses Manöver schien er erwartet zu haben, denn er machte eine kleine Seitwärtsbewegung, griff dann nach dem Besen und zog ihn mir geschwind aus der Hand.

„Du bist viel zu langsam. Hier!“, rief er, warf mir den hölzernen Besen abermals entgegen, aber diesmal fing ich ihn nicht auf, sondern drehte mich an dem Besen vorbei und verpasste Aris im selben Moment einen Faustschlag ins Gesicht. Nicht so stark, wie ich es eigentlich gerne getan hätte, aber immerhin genügte es, dass er sich die Backe rieb und in Zigeunersprache irgendwelche unflätigen Schimpfwörter ausstieß.

Ich wollte ihn schon fragen, ob er jetzt endlich zufrieden wäre, aber da stürzte er sich schon auf mich, und wir gingen beide zu Boden.

Ich versuchte, mich zu wehren so gut ich konnte, stieß ihm ein paar Mal mein Knie in den Magen, aber nach kurzer Zeit hatte er mich überwältigt, drückte meine Arme nach hinten und kniete siegesgewiss auf meiner Brust.

„Na, hast du genug?“

„Ich... krieg... kaum noch Luft...“, stöhnte ich mit schmerzverzerrtem Gesicht.

Dann ließ er endlich von mir ab, rappelte sich wieder auf und streckte mir zufrieden lächelnd seine Hand entgegen.

„Ich würde sagen, das ist noch ausbaufähig, Nikolaj.“, keuchte er, nun doch ein wenig außer Atem ob meiner Gegenwehr. „Aber für einen Bücherwurm wie dich... war das für den Anfang schon ok, denke ich. Aus dir machen wir noch einen echten Kämpfer. Willkommen, Nikolaj... willkommen in der Familie!“

Ich habe lange nicht verstanden, warum er sich erstmal mit jedem prügeln musste, ehe er ihn in sein Herz schließen konnte. Aris meinte einmal zu mir, dass nur im Kampf das wahre Wesen eines Menschen zum Vorschein kommen würde. Wenn wir keuchten, geiferten, spuckten, fluchten oder vor Schmerz brüllten, dann trugen wir in diesem Moment keine Maske, wir versteckten uns nicht hinter zivilisierten Floskeln oder irgendeiner abstrakten Philosophie, sondern wir waren eins mit dem Gegner, eins mit dem Kampf... eins mit uns selbst.

Ich weiß nicht, ob er da nicht ein wenig zu viel hineininterpretierte. Jeder Arsch würde sich wehren, wenn man ihn angriff, und jeder würde dabei höchstwahrscheinlich komische Geräusche von sich geben und irgendwie über sich hinauswachsen. Wie man daraus den Charakter eines Menschen ablesen sollte, ist mir ehrlich gesagt bis heute schleierhaft geblieben.

Aber vielleicht war es einfach nur Aris' Art, einer neuen Bekanntschaft klarzumachen, dass man ihn, nur weil er nicht sehen konnte wie wir, auf keinen Fall unterschätzen oder gar irgendwie bemitleiden oder bevorzugen sollte.

Und tatsächlich... nach diesem Kampf habe ich ihn nie wieder als einen blinden, hilflosen Jungen betrachtet, sondern als einen blinden Jungen, der sich sehr wohl zu helfen wusste.

Kapitel 18 - Revolution

Am Nachmittag desselben Tages war es dann schließlich soweit.

Trotz des einsetzenden Schneegestöbers hatten sich nahezu die gesamten Bewohner des Heimes in ihre wärmstmöglichen Klamotten gehüllt und draußen auf dem Hof versammelt. Wobei wohl nicht einmal der größte Optimist unter ihnen davon ausging, dass an jenem kalten Wintertag die gesamten althergebrachten und gefühlt schon immer dagewesenen Hierarchien ins Wanken geraten könnten.

Man sah es überall in ihren jungen, und dennoch erstaunlich abgeklärten und leidgeprüften Waisen-Gesichtern. Da brannte kein Feuer in ihren Augen wie bei einer Menschenmenge, die sich versammelt hatte, um einer Revolution beizuwohnen... eher Sensationsgier und unterschwelliger Sadismus, wie bei den Beobachtern einer Hinrichtung. „Zeig keine Gnade, Viktor!“, feuerten sie ihren Anführer an, als er endlich mit etwas Verspätung und in Begleitung einiger Kameraden aus dem Gebäude trat.

„Nieder mit den schwulen Zigeunern!“

„Die Wölfe werden siegen!“

Als ob auch nur einer unter der über hundertköpfigen auf dem Hof versammelten Kinderschar daran gezweifelt hätte.

Ich schielte skeptisch in Richtung des eintönig grauen Himmels, aus dem immer dickere Schneeflocken auf die Erde fielen.

Hinter einem der Fenster im zweiten Stock erkannte ich die Silhouetten von Karaslov und einem der Lehrer, die sich angeregt miteinander unterhielten.

Was genau sie zu den Ereignissen auf dem Hof zu sagen hatten, konnte ich nur erahnen. Vermutlich war es aber sowas wie:

„Oha, sieht so aus, als gäbe es da unten gleich eine Prügelei.“

„Ja, davon kann man ausgehen. Ein paar der Jüngeren haben sich wohl heute Morgen mit Volkov angelegt und ihn vor seinen Leuten lächerlich gemacht. Und jetzt bekommen sie eben ihre Lektion erteilt.“

„Hören sie, Genosse... ich weiß, dass sie einen Narren an dem Jungen gefressen haben. Aber sorgen sie bitte dafür, dass ihr Schützling hier niemanden totschrägt. Und die Krankenstation ist auch bereits überbelegt, falls ich sie daran erinnern darf.“

„Keine Sorge... die wissen schon instinktiv, wann sie aufhören müssen. Außerdem ist es ganz gut, wenn die Kleinen ab und zu ihre Grenzen aufgezeigt bekommen. Sonst werden sie irgendwann übermütig und fangen an irgendwas zu klauen, wie dieser Sergej neulich.“

„Na, zumindest den haben sie ja ordentlich zurechtgestutzt, werter Genosse. Der ist ja seither nur noch ein Häufchen Elend. Mein Kompliment.“

„Ja, verehrter Kollege, das ist es eben, was einen guten Pädagogen auszeichnet. Man muss immer wissen, wann man die Zügel anzieht, und wann man sie lieber ein wenig lockerer hält. Auf das richtige Gleichgewicht kommt es an.“

Vanja, Aris und ich standen währenddessen ungeduldig am Rand des Hofes. Kira, die sich wieder ihre Fuchsmaske übergezogen hatte, hatte sich einige Meter vor uns postiert, um erst gar keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, dass sie keinen der Aggressoren lebend zu uns durchkommen lassen würde.

Und obwohl ich ihren Fertigkeiten vertraute, hatte ich doch ein mulmiges Gefühl...

spätestens dann, als Viktor Volkov seinen Mantel auszog und nur mit einem kurzärmligen Hemd bekleidet, das seine stramme Oberarmmuskulatur bedrohlich zur Geltung kommen ließ, auf uns zustapfte.

„Wie dumm von euch...“, murmelte er auf dem Weg. „Ihr hättet fliehen sollen, so lange ihr noch Zeit dazu hattet.“

„Halt's Maul und kämpfe!“, schleuderte ihm Aris wütend entgegen. „Wenn du unseren Mann besiegst, könnt ihr gern mit uns machen, was ihr wollt. Aber so lange es nicht so weit ist...“

Weiter kam er nicht, denn Viktor blieb urplötzlich vor der abgelenkten Kira stehen, die sich gerade kurz zu Aris gedreht hatte, und riss ihr dann mit einer blitzschnellen Bewegung die Maske vom Gesicht.

„Euer Mann? Das ist aber kein Mann!“, schimpfte er und zeigte auf die plötzlich nur noch halb so bedrohlich wirkende Kira.

Ein Raunen ging durch die Menge, als sie ihre weiblichen Gesichtszüge erkannten.

Und alle tuschelten sie quer durcheinander. Wie konnte es sein, dass sich mitten unter uns ein Mädchen aufhielt? Wer war sie? Hatte sie überhaupt irgendjemand schon einmal hier gesehen?

Kira sprang erschrocken einen Schritt zurück, besann sich dann aber sofort wieder und streckte ihm entschlossen ihre geballten Fäuste entgegen.

„Kämpfen!“, schrie sie wütend. „Kämpfen!“

Und Aris fügte erklärend hinzu:

„Sie ist gut genug, um es mit dir aufnehmen zu können, Volkov. Oder hast du jetzt plötzlich Schiss bekommen?“

„Schiss? Vor einem Mädchen?“, rief Viktor in einer solchen Lautstärke, dass man ihn auch im hintersten Winkel des Hofes noch verstehen konnte, ließ Kira dabei allerdings für keine Sekunde aus den Augen... schließlich waren ihm ihre athletischen Bewegungen und die Kraft ihrer Schläge bei unserer letzten Auseinandersetzung nicht verborgen geblieben. „Ich habe keinen Schiss, vor niemandem! Aber ich lasse mich von euch Pimpfen auch nicht an der Nase herumführen. Ich habe eure faulen Tricks und Täuschungsversuche gründlich satt. Damit habt ihr schon Sergejs Stolz gebrochen. Aber meinen brecht ihr ganz sicher nicht! Es ist doch so: Ich kann in diesem Kampf ja im Grunde nur verlieren, nicht wahr?“

Für den unwahrscheinlichen Fall, dass sie mich besiegen sollte, wäre ich das Gespött der gesamten Stadt. Und wenn ich gewinne... ja, wisst ihr, was dann alle sagen werden? Viktor hat eine Frau geschlagen! Viktor hat keine Ehre! Aber ich habe euren elenden Plan durchschaut!“

Vanja warf mir einen besorgten Blick zu, und ich schluckte nur. Wie hätte ich auch damit rechnen können, dass sich das Großmaul so dermaßen querstellen würde?

„Ich sage euch, was wir machen werden...“, verkündete Viktor nach einer kurzen Bedenkpause, in der er lächelnd zu der ihm treu ergebenen Menge schielte.

„Ich werde nicht nur gegen sie kämpfen, sondern gegen alle vier von euch gleichzeitig! Und der Kampf wird erst enden, wenn auch der Letzte von euch weinend nach seiner Mama ruft.“

Mir vielen tausend Steine vom Herzen. Zu viert würden wir ihn wohl auf jeden Fall kleinkriegen, schließlich hatten Vanja und Aris auch noch ein bisschen was zu bieten. Und so gut konnte Viktor unmöglich sein, dass er es mit einer solchen Überzahl aufnehmen könnte. Er schien sich einfach nur gewaltig selbst zu überschätzen.

Doch urplötzlich ging Aris los, drückte Kira entschlossen zur Seite, und machte all meiner überschäumenden Hoffnung einen gewaltigen Strich durch die Rechnung.

„So wird das nicht funktionieren, Viktor!“, rief er in einer ähnlichen Lautstärke wie unser großmäuliger Kontrahent. „Wir sind nämlich auch nicht blöd. Weißt du, was man über uns sagen wird, wenn wir dich besiegen sollten? Dann werden alle sagen, ach, das war ja ein unfairer Kampf, die waren schließlich zu viert. Und falls du uns wider Erwarten besiegen solltest, dann würden dich alle nur noch mehr bewundern, weil du es mit vier Widersachern gleichzeitig aufgenommen hast.“

Das scheint mir ein ziemlich unfaires Geschäft zu sein, bei dem wir eigentlich nur verlieren können.

Also du willst die Sache ein für alle Mal regeln? Dann sag ich dir, was wir machen werden: Du hast ein Problem mit dem Zigeuner? Also regelst du es gefälligst auch mit dem Zigeuner, und mit keinem anderen sonst!

Du gegen mich. Keiner der anderen mischt sich ein. Dann werden wir ja sehen, wer hier nur dumme Sprüche klopft, und wer wirklich was drauf hat!“

Vanja versuchte seinen Freund zurückzuziehen und mahnte: „Verdammt Aris, das ist nicht Teil des Plans!“

Aber Aris schüttelte ihn ab, ohne weiter auf seine Bedenken einzugehen.

„Ich muss das jetzt durchziehen, Vanja... sonst wird es nie enden.“

„Aber...“

„Was soll der Mist? Denkst du, ich kämpfe jetzt hier gegen einen Blinden?“, ereiferte sich Viktor kopfschüttelnd.

„Sonst hat es dich doch auch nie gestört, dass ich blind und wehrlos war!“, erwiderte Aris grimmig, und schlug noch während er sprach in die Richtung, in der er Viktors Stimme geortet hatte.

Er erwischte den Anführer der Wölfe zwar nur seitlich überm Kinn, aber das genügte, dass dieser leicht zurückprallte und sich wütend an den Mundwinkel fasste.

„Weißt du was? Wenn ihr nicht gleichzeitig gegen mich antreten wollt, dann mach ich eben erst dich fertig und danach die anderen drei. Ich habe euch wirklich eine faire Chance lassen wollen... das kann jeder hier bezeugen!“

„Laber nicht und kämpfe!“, antwortete Aris und streckte ihm entschlossen seine Fäuste entgegen.

Sie standen nun beide in der Mitte des Platzes, während die übrigen Kinder langsam näher kamen und einen undurchdringlichen Kreis um die beiden Kämpfer bildeten.

Vanja kehrte frustriert zu Kira und mir zurück, und wir beobachteten das Schauspiel mit wachsender Sorge.

„So gut ist er nicht, oder?“, fragte ich bange, während sich Aris und Viktor gegenseitig belauerten und auf einen Fehler ihres Gegenübers warteten.

„Aris schwach.“, antwortete Kira wenig optimistisch. „Aris verlieren.“

Vanja schaute abwechselnd zwischen uns und Aris hin und her.

„Der verdammte Narr. Er ist schon gut... aber für einen wie Viktor wird es nicht reichen.

Wir sollten uns besser schnell irgendwas einfallen lassen.“

Währenddessen ging ein weiterer Schlag von Aris ins Leere.

Viktor tänzelte jetzt um ihn herum, leichtfüßig und ohne Deckung, wie ein Boxer bei einem Trainingskampf.

Dann verpasste er ihm von der Seite einen Tritt, den Aris nicht vorausahnen konnte.

Er taumelte, fing sich aber wieder und gab mehrere Schläge in die Richtung ab, aus der der Tritt gekommen war. Doch sie verfehlten allesamt ihr Ziel, denn Viktor stand schon wieder ganz woanders und schlug ihm nun mit voller Wucht auf den Hinterkopf.

Das war selbst für Aris zu viel. Er sank in die Knie, und wurde von zwei weiteren Faustschlägen von Viktor dann endgültig auf den schneebedeckten Boden geschleudert.

„Was? War das etwa schon alles?“, triumphierte Viktor und beobachtete eine Weile amüsiert, wie sich Aris hustend wieder aufzurappeln versuchte. Dann trat er ihm mit seinem Stiefel in den Magen, mit einer solchen Wucht, dass Aris beinahe in die Zuschauermenge geschleudert wurde.

Doch anstatt liegen zu bleiben, versuchte er sich ein weiteres Mal aufzurichten.

„Na, hast du noch immer nicht genug?“, fragte Viktor. „Beeil dich mal ein bisschen! Deine Freunde wollen auch noch ihre Tracht Prügel abbekommen. Die sind schon ganz heiß drauf.“

Er schaute kurz grinsend in unsere Richtung, ehe er ein weiteres Mal mit dem Stiefel ausholte, um Aris endgültig den Rest zu geben.

Aber just im selben Moment schnellten Aris' Arme nach vorne und packten Viktors Fuß. Überrascht versuchte er, ihn wieder wegzuziehen, doch der Griff von Aris war stärker. Er machte eine ruckartige Drehbewegung, worauf Viktors Kniegelenk knirschend aus der Verankerung sprang, und Viktor einen markerschütternden Schrei ausstieß.

Die anfängliche Begeisterung der um die beiden Kämpfer herum versammelten Menschenmenge war mittlerweile längst einer andächtigen Stille gewichen. Ungläubig beobachteten alle, wie Aris sich weiter an Viktors Bein festkrallte und ihn unbarmherzig zu sich auf den Boden zog.

Viktor versuchte noch, mit einigen verzweifelten Faustschlägen dagegenzuhalten, aber Aris steckte sie einfach weg und konterte seinerseits mit harten Schlägen gegen Viktors Unterleib, bis er schließlich auf ihm thronte wie ein Jäger über seiner Beute, und ihn mit unzähligen Fausthieben ins Gesicht bearbeitete.

„Deine... Zeit... hier... ist... zu... Ende!“, brüllte er wie von Sinnen, während er weiter auf ihn einschlug... immer und immer wieder, bis endlich Vanja und Kira zur Stelle waren und ihn von seinem Opfer loszureißen versuchten.

„Er hat genug, Aris. Lass gut sein!“, forderte ihn Vanja auf.

„Hat er?“, fragte Aris, und ließ sich widerwillig von seinen Freunden aufrichten. „Hat er wirklich genug?“

„Ja...“, versicherte Vanja mit Blick auf den ohnmächtig in seinem Blut liegenden Alpha-Wolf. „Es ist vorbei.“

Inzwischen war auch ich zu ihnen dazugestoßen und bemerkte erleichtert, dass Aris außer einem dick angeschwellenen Auge und einer Platzwunde am Hinterkopf keine weiteren Verletzungen davongetragen zu haben schien.

„Alles klar?“, fragte ich und legte fürsorglich meine Hand auf seine Schulter.

Aris griff nach meiner Hand und versicherte keuchend: „Ja... ja, Kleiner. Kein Problem.“, während um uns herum die ersten zögerlichen „Aris! Aris!“-Rufe zu hören waren.

Und während Mikail und Aleksander im Hintergrund beschämt über ihrem lädierten Anführer knieten, um ihn auf die Krankenstation zu tragen, lösten sich immer mehr der Kinder aus der Menge, um uns zu beglückwünschen und uns wissen zu lassen, dass sie Viktor und seine Kumpane eigentlich noch nie leiden konnten.

„Vielleicht wäre jetzt die richtige Zeit für eine Ansage.“, stufte mich Aris auffordernd an.

„Irgendwas Heroisches. Schätze, du kannst das besser als ich.“

„Ja... sicher... ja...“, versuchte ich mich zu sammeln und nach all der Aufregung erstmal wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Dann zog mich Vanja zu einer der auf dem Hof herumstehenden Bänke und forderte mich auf, mich draufzustellen und meine Rede zu halten.

„Los... die wollen was hören von dir! Schließlich hast du damit angefangen, große Worte zu schwingen. Jetzt musst du auch sagen, was Sache ist.“

„Aber was genau soll ich...?“, fragte ich noch immer ein wenig ratlos, weil mir das alles etwas zu schnell ging, wurde aber von Vanja sofort unterbrochen.

„Völlig egal, hauptsache es klingt gut. Sag einfach... sag ihnen einfach, dass wir ein bisschen netter zu ihnen sein werden als die Wölfe.“

Schließlich hatte ich mich soweit beruhigt, dass alles für unsere kleine Siegesfeier bereit war.

Aris hatte sich zu mir auf die Bank begeben, und ich nahm seinen Arm und streckte ihn nach oben, damit die Menge ihrem neuen Champion zujubeln konnte.

„Heute...“, sprach ich in die aufkommende Feierstimmung hinein. „Heute wurde von unserem Genossen Aris der Beweis erbracht, dass die meisten, die immer vom Recht des Stärkeren labern, einfach nicht das Zeug dazu haben, wirklich die Stärkeren zu sein. Heute wurde der Beweis erbracht, dass wahre Stärke aus dem Inneren kommt... aus dem Herzen.“

Und wenn ihr in Zukunft sicher gehen wollt, dass auch wirklich der Stärkste euer Anführer ist, dann solltet ihr euch nicht vom Äußeren blenden lassen, von seinem Auftreten oder seinen Drohgebärden... und ihr solltet nicht den Fehler begehen, Grausamkeit mit Stärke zu verwechseln.

Die größte Stärke ist vielleicht da, wo ihr sie gar nicht vermutet. Bei den Menschen, die ihr nie beachtet habt. Bei denen, die sich nie vor euch aufgespielt haben, und von denen ihr vielleicht nicht einmal ihren Namen wisst.“

„Ich kenn dich! Du bist Nikolaj!“, rief einer der Jüngeren vorlaut aus der Menge, und riss mich dadurch total aus dem Konzept.

„Danke... ja, äh, richtig, ich bin Nikolaj. Und das ist Aris, und das hier ist Vanja, und das Mädchen heißt Kira.“

„Und wie nennt ihr euch? Wie heißt die Bande, die uns von nun an anführen wird?“, fragte ein anderer aus der Menge.

Ich blickte mich hilfesuchend um, in der Hoffnung, dass einer der anderen eine gute Idee haben würde. Aber Vanja zuckte nur gleichgültig mit den Achseln, Aris hatte scheinbar gar nicht richtig zugehört, und Kira war noch damit beschäftigt, ihre vom Boden aufgehobene Fuchsmaske vom Schnee zu befreien.

„Die Wölfe... sind Vergangenheit...“, rief ich, um etwas Zeit zu gewinnen, zu der wartenden Menge. „Wir sind diejenigen, die die Wölfe besiegt haben... wir sind die... unbarmherzigen Wolfstöter... wir sind...“

Da fiel mein Blick wieder auf Kira, und auf einmal wusste ich, was ich zu sagen hatte.

„Wir sind die Füchse! Von heute an beginnt hier die Herrschaft der Füchse. Wir sind schlauer, wir sind geschickter und mutiger als die Wölfe... und wir werden euch nicht enttäuschen. Keine Schläge mehr! Keine Demütigungen! Ab jetzt gelten hier neue Gesetze!“

„Hurrah!“, riefen mehrere im Chor. „Lang leben die Füchse!“

„Ihr seid die besten!“

Und immer wieder: „Aris! Aris! Aris!“

„Nicht schlecht, Nikolaj.“, lobte mich Vanja, als er die begeisterte Menge sah, die Aris bejubelte wie ein Volk seinen neuen König. „Ich glaube, ab jetzt wird alles gut.“

„Ja... ich hoffe es.“, erwiderte ich mit einem scheuen Lächeln.

Doch bevor es soweit war, mussten wir noch bei Direktor Karaslov zum Rapport antanzen. Er war kurz nach unserer Siegesfeier wütend in unseren Schlafsaal gestürmt und hatte nach einer Erklärung für Viktors schlimme Verletzungen verlangt.

Wir gingen geschlossen zu ihm in sein Büro, alle vier, einschließlich Kira, die es lustig fand, unbekümmert mit einem drehbaren Globus zu spielen, den sie in einem der Wandregale entdeckt hatte, während Vanja und ich uns eher um ein etwas demütigeres Auftreten bemühten, und ganz so, wie wir es im Umgang mit erwachsenen Autoritäten gewohnt waren, schuldbewusst die Köpfe senkten.

„Das ist absolut inakzeptabel!“, schimpfte Karaslov hinter seinem Schreibtisch und klopfte mit der flachen Hand auf den Tisch, um seinen Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen.

„Ihr habt euren Mitbewohner übel zugerichtet. Der Kiefer ist angebrochen und eine Sehne gerissen, wahrscheinlich kommt auch noch eine Gehirnerschütterung dazu. Dies ist ein zivilisiertes Haus. Solch rohe Gewalt wird hier unter keinen Umständen toleriert!“

„Ach kommen sie, Karaslov...“, erwiderte Aris leise und offensichtlich noch trunken von seinem glorreichen Sieg, denn er wirkte nicht im Geringsten eingeschüchtert. „Wie viele Kinder mussten sie schon behandeln lassen mit gebrochenen Knochen und blaugeschlagenem Gesicht... glauben sie ernsthaft, die sind alle die Treppe runtergefallen? Wir wissen doch beide, wie das hier abläuft. Viktor und seine Leute haben für Ruhe gesorgt, und dafür haben sie ihnen alle möglichen Vergünstigungen gewährt. Ein Jammer, dass ihren Lieblingsschläger jetzt keiner mehr ernstnehmen wird.“

„Ich verbitte mir einen solchen Ton, junger Mann!“, erwiderte der Heimleiter schroff. „Was erwartet ihr denn, wie es jetzt weitergehen soll mit euch? Was soll ich eurer Meinung nach mit euch machen?“

Aris lehnte sich frech auf den Schreibtisch, als ob er hier in diesem Büro zuhause wäre, und antwortete:

„Das ist doch offensichtlich, Genosse. Wir sorgen ab jetzt hier für Ruhe, anstelle von Viktor! Dafür werden sie unsere Bedingungen erfüllen, und die lauten: Straffreiheit für mich und meine Freunde, egal was wir anstellen... unsere Freundin Kira hier darf bei uns wohnen bleiben... und ach ja, wir würden gern ganz offiziell den kompletten Kellerbereich dieses Hauses beziehen, als unser neues, äh, Hauptquartier.“

Karaslov lief knallrot an und wäre wohl am liebsten sofort aufgesprungen, um Aris eine zu scheuern. Aber er beherrschte sich mühsam, schüttete sich zur Beruhigung erstmal ein Glas Wodka ein, und sprach dann leise, aber mit hörbar gereizter Stimme weiter.

„Deine Unverschämtheiten werden wir dir schon noch austreiben, das kann ich dir garantieren! Davon abgesehen... ich brauche zwar tatsächlich einen Nachfolger für Viktor Volkov, und ich dachte, ihr könntet mir vielleicht jemand Geeignetes vorschlagen... aber ich werde ganz sicher nicht euch diese Aufgabe übertragen. Und schon gar nicht dir, junger Mann. Ein blinder Zigeuner soll meine rechte Hand werden? Wie lächerlich... das könnte ich keinem der Kollegen vermitteln. Keinem einzigen!“

Er kippte das Glas in einem Zug runter und haute es dann auf den Tisch, als ob er damit eine Kakerlake erschlagen wollte.

„Ehrlich gesagt habe ich auch gar nicht beabsichtigt, ihre rechte Hand zu werden.“, antwortete Aris amüsiert, denn er war gerade kurz davor, seine finale Trumpfkarte

auszuspielen. „Ich dachte eher daran, dass sie, werter Genosse Karaslov, meine rechte Hand werden könnten. Wir gestatten ihnen, alles so weiter zu führen wie bisher und...“ „Raus!!!“, brüllte Karaslov und erhob sich von seinem Schreibtisch, um uns eigenhändig aus seinem Büro zu prügeln. „Ihr habt ja völlig den Verstand verloren!“

Aris wich sicherheitsshalber einen kleinen Schritt zurück, ließ sich aber vom herrischen Auftreten des Heimleiters sonst nicht weiter beeindrucken, und murmelte:

„Ich würde dann im Gegenzug natürlich auch mein Wissen für mich behalten, was ihre kleinen illegalen Nebeneinkünfte angeht. Ich meine... wenn die Partei erfahren würde, dass sie die Hälfte des Geldes, das eigentlich für die Erziehung der Waisen eingeplant ist, schon seit Jahren in die eigene Tasche stecken, um sich davon ihre kleine Datscha am See-Ufer zu finanzieren...“

Karaslov verharrte in der Bewegung und fasste sich vorsorglich an sein geschwächtes Herz.

„Woher... woher weißt du... ich meine, wie... wie kannst du...“

„Ganz ruhig, Karaslov.“, versuchte ihn Vanja zu beruhigen. „Machen sie einfach, was er sagt, und sie können weiterleben wie immer... wir werden uns nicht weiter in ihre Angelegenheiten einmischen, versprochen.“

„Ihr habt keinen Beweis!“, erwiderte Karaslov trotzig wie ein Kind, wenngleich mittlerweile sämtliche Farbe aus seinem Gesicht gewichen war. „Niemand würde euch glauben.“

„In der heutigen Zeit...“, entgegnete ihm Aris abgeklärt. „Da sind Beweise doch gar nicht nötig. Es reicht völlig, wenn Gerüchte die Runde machen. Ich glaube, es sind schon Menschen für weitaus weniger nach Sibirien geschickt worden. Und sie wissen sicher, wie das mit Gerüchten so ist... wenn sie erstmal in die Welt gesetzt worden sind, kann sie keiner mehr unter Kontrolle bringen.“

Karaslov schaute forschend in unsere Gesichter... rätselnd, wie es sein konnte, dass diese Kinder, die da vor ihm standen, schon in so jungen Jahren über eine solche Skrupellosigkeit verfügten... dann setzte er sich seufzend wieder an den Tisch, ohne noch einmal zu uns aufzusehen.

„Ihr kleinen Teufel... verschwindet aus meinem Büro. Ich übertrage euch bis auf Weiteres die Aufsicht über die anderen. Aber ich warne euch: Wenn sich herausstellen sollte, dass ihr der Aufgabe nicht gewachsen seid, und morgen alle auf den Tischen herumtanzen... dann suche ich mir jemanden, der es besser macht. Und dann gehen wir notfalls alle gemeinsam nach Sibirien. Das wäre mir die Sache wert.“

„Wir werden sie nicht enttäuschen!“, versicherte Vanja, heilfroh, dass Aris' riskantes Pokerspiel noch einmal gut gegangen war, und zog seinen Freund mit sich davon.

„Sibirien, wo?“, fragte Kira neugierig.

„Das erkläre ich dir später...“, flüsterte ich ihr zu und stieß sie sanft Richtung Tür, weil ich den Eindruck hatte, dass Karaslov kurz davor war, sämtliche Einrichtungsgegenstände seines Büros nach uns zu schleudern.

Erst als die Tür hinter uns ins Schloss gefallen war und wir alle unverseht draußen auf dem Gang standen, konnte ich wieder durchatmen... unschlüssig, ob ich Aris für seine Überraschungsaktion nun tadeln oder bewundern sollte.

Hatte er Karaslov wirklich so gut studiert, dass er genau wusste, wie dieser auf einen solchen Erpressungsversuch reagieren würde? Oder hatten wir gerade einfach nur wahnsinniges Glück gehabt, dass uns Karaslov nicht auf der Stelle aus dem Heim geschmissen oder gleich der Polizei übergeben hat?

War Aris wirklich so genial, wie er immer tat, oder nur ein von Todessehnsucht getriebener Glückspilz, der einfach nicht absaufen konnte, egal wie verzweifelt er sich auch darum bemühte?

Wer weiß, vielleicht war es ja auch eine merkwürdige Mischung aus beidem.

Jedenfalls hatten seine waghalsigen Pläne unser komplettes Leben auf den Kopf gestellt. Von einem Tag auf den anderen waren wir von den Prügelknaben der anderen zu ihren heimlichen Vorbildern und Leitwölfen geworden, auch wenn wir die Bezeichnung „Leitfuchse“ eindeutig bevorzugten.

Selbst die Älteren zollten uns von nun an Respekt, grüßten uns freundlich, wenn sie uns auf den Gängen begegneten... und wenn sich irgendwo eine größere Menschenansammlung gebildet hatte, machten sie uns sofort artig Platz, sobald sie uns auch nur um die Ecke biegen sahen.

Ich denke, dass es zu Beginn vor allem ihre Angst war, die sie dazu brachte, sich so zu verhalten... Angst vor Aris' Zigeunermagie, Angst vor unserer Unberechenbarkeit... Angst davor, so zu Enden wie Sergej oder Viktor, der sich übrigens noch am selben Tag, als er aus der Krankenstation entlassen worden war, mit zwei seiner engsten Getreuen aus dem Staub gemacht hatte... wie man so hörte, wollte er irgendwo in der Stadt sein Glück versuchen, nachdem er im Heim keine Zukunft mehr für sich sah.

Ja, viele unserer Mitbewohner hatten zweifellos anfangs gemischte Gefühle gegenüber unserem unerhört raschen Aufstieg innerhalb der heiminternen Nahrungskette. Doch spätestens, als sich die Älteren ihnen gegenüber plötzlich weniger unbeherrscht verhielten und die Essensrationen gerechter verteilt wurden, begann sich unter ihre Angst auch Bewunderung und Dankbarkeit zu mischen, und sie realisierten, dass sie mit uns als Anführer im Grunde weitaus besser dran waren als mit Viktor und seinen korrupten Kumpanen. Denn wo die Wölfe ihren Machtanspruch vor allem durch rohe Gewalt und Erniedrigungen untermauerten, wollten wir ja eigentlich nur in Ruhe gelassen werden, und hatten daher auch gar kein besonderes Interesse daran, für die gesamte Gemeinschaft Entscheidungen zu treffen... ganz zu schweigen davon, dass wir nie auf die Idee gekommen wären, uns einen eigenen Thron aufzustellen, wie Viktor es tat, oder andere dazu gezwungen hätten, unsere Stiefel zu putzen.

Wir waren eigentlich ganz froh, wenn wir in unserem eigenen, nun hochoffiziellen Wohntrakt ungestört unter uns bleiben konnten. Zumal Aris den meisten anderen Kindern und Jugendlichen im Heim ohnehin nicht vertraute, weil sie seiner Meinung nach größtenteils rückgratlose Arschkriecher waren, die ihr Fähnchen nach dem Wind drehten. „Jetzt bejubeln sie uns, weil wir sie beeindruckt haben.“, sagte er einmal zu mir und Vanja, als er in seiner Hängematte lag. „Und wenn sie morgen jemand anderes noch mehr beeindruckt, werden sie dem an den Lippen hängen. Aber ich habe das nicht für sie getan. Nicht eine Sekunde habe ich bei allem überhaupt an sie gedacht... also warum sollte ich jetzt so tun, als ob mir ihr Schicksal irgendwas bedeuten würde?“

Vanja meinte daraufhin ganz pragmatisch, dass es ja doch ungeheuer praktisch wäre, sich nirgendwo anstellen zu müssen und selbst, wenn es noch so voll war, immer einen freien Stuhl angeboten zu bekommen... und dass man für dieses Privileg eben ab und zu mal ein bisschen so tun sollte, als ob einem ihr Schicksal nicht komplett am Arsch vorbei ging.

Ich wiederum fand es total aufregend, plötzlich von allen anderen wahrgenommen zu werden und mich nicht mehr ständig für irgendwas rechtfertigen zu müssen, und sagte daher:

„Ich weiß nicht, was du hast, Aris... ist doch toll, ein Held zu sein! Ich meine, wir haben uns das verdammt noch mal verdient. Also warum es nicht auch auskosten, so lange wir es können? Wer kann schon sagen, was morgen ist.“

„Pfft.“, erwiderte Aris nur, anstatt auf unsere Argumente einzugehen. Es wirkte, als wäre er in Gedanken schon wieder ganz woanders... vielleicht war er auch gerade wieder kurz davor, seinen Körper zu verlassen. Aber dann antwortete er schließlich doch noch, mit langsamer, leiser Stimme wie im Halbschlaf:

„Was meint ihr... ob sich Gott auch so ähnlich fühlt, wenn er die Leute beobachtet, wie sie ihm Menschenopfer darbringen oder irgendwelche Kathedralen bauen? Vielleicht denkt er sich ja dann auch: Ihr Schwachköpfe, ich hab das doch nicht für euch gemacht... ich brauch eure Bewunderung nicht... ich bin schon wieder ganz woanders...“

Ich wartete, ob er uns seine Gedankengänge noch etwas genauer erklären würde, aber da schien er bereits eingeschlafen zu sein, worauf mir Vanja nur einen vielsagenden Blick zuwarf und ein bisschen hilflos mit den Schultern zuckte. Er hatte sich wohl schon damit abgefunden, dass unser genialer Zigeunerfreund zuweilen ein wenig wunderlich wirkte... immerhin kannte er ihn und seine Gedanken bereits deutlich länger als ich.

Doch im Grunde war es auch vollkommen irrelevant, ob sich Aris mit seiner Rolle als Vorbild und Beschützer der Heimkinder nun anfreunden konnte oder nicht... es gab schlicht und ergreifend einen großen Bedarf dafür, und der musste eben bedient werden.

Wer konnte es den Menschen verübeln, vor allem jungen Menschen wie diesen Heimkindern? Wenn man in eine Welt hineingeworfen wurde, die man nicht versteht... wenn man sein Leben lang wie ein getretener Hund von einem Stiefel zum nächsten rannte, auf der Suche nach ein bisschen Liebe und Geborgenheit, immer darauf bedacht, nicht in eines der zahlreichen unsichtbaren Fettnäpfchen zu tappen, die das Zusammenleben mit anderen Menschen für einen Heranwachsenden bereithielt... wer konnte es einem dann verübeln, dass man sich nach einer Anleitung sehnte? Nach einem Buch, das einem sagte, was richtig und was falsch war... nach einer Partei, die einem zeigte, wo es lang ging... oder nach einem Anführer, der mutig voranschritt und nie um eine gute Antwort verlegen war?

Und so kamen sie eben zu uns, wann immer es Probleme gab, die sie untereinander nicht zu lösen vermochten, um uns um Rat zu fragen, um sich unseren Segen einzuholen, oder einfach, um ihr Herz auszuschütten und vielleicht ein paar aufmunternde Worte zu hören. Üblicherweise kümmerten sich Vanja und ich um ihre Anliegen, ohne Aris oder Kira damit zu belasten. Nur, wenn wir selber einmal nicht weiterwussten, fragten wir die anderen beiden um Rat. Und meistens kamen dabei dann ziemlich unkonventionelle, aber erstaunlicherweise stets funktionierende Vorschläge heraus.

Ich weiß noch, wie wir einmal zu einem Streit gerufen wurden, weil sich zwei der älteren Jungs miteinander prügelten wegen irgendeiner Lappalie.

Zuerst versuchten Vanja und ich, die beiden Streithähne mit guten Argumenten davon zu überzeugen, dass sie sich wieder die Hände reichen und miteinander vertragen sollten, weil wir doch alle im selben Boot saßen. Doch scheinbar schwelte der Streit zwischen ihnen

schon eine geraume Weile, und es war zu viel böses Blut ausgetauscht worden, als dass sie es jetzt einfach so dabei beruhen lassen wollten.

„Ich werde mit diesem Arschloch nicht mehr im selben Saal schlafen!“, schimpfte der eine. „Entweder er oder ich!“, rief der andere zornig. „Ich kann seine verdammte Art nicht mehr ertragen.“

Da erhob sich Aris genervt von seinem Stuhl, was dazu führte, dass die meisten Umstehenden schon ehrfurchtsvoll Platz machten.

„Fesselt sie alle beide!“, sagte Aris, nachdem wir ihm kurz das Dilemma geschildert hatten. Sofort kamen ein paar der anderen und hielten die beiden fest. Einer kam mit einem dicken Seil und fragte:

„Wo sollen wir sie denn anbinden?“

„Aneinander.“, erwiderte Aris mit einem fiesen Grinsen. „Lasst ihnen ein bisschen Zeit, sich näher kennenzulernen. Vielleicht merken sie ja dann, dass sie gar nicht so verschieden sind... dass sie die gleichen Gefühle, die gleichen Bedürfnisse haben. Spätestens, wenn sie auf die Toilette müssen, dürfte ihnen das auf eine sehr eindringliche Weise klar werden.“ „Macht es einfach!“, verlieh ich seinen Worten Nachdruck, als mich der mit dem Seil in der Hand fragend anschaute.

Und so wurden die beiden Streithähne schließlich unsanft zusammengedrückt, Brust an Brust, Gesicht an Gesicht, und dann wie ein Paket fest verschnürt, so dass sie weder Arme noch Beine bewegen konnten... auch wenn sie lautstark protestierten und sich nach Kräften zu wehren versuchten. Aber gegen die Übermacht waren sie chancenlos. Danach warf man das Paket mit den beiden in einen ungenutzten Raum, gab ihnen ein paar Scheiben Brot und eine Schüssel Wasser, die sie nur erreichen konnten, wenn sie miteinander zusammenarbeiteten.

Und dann schloss man den Raum ab und wartete. Nicht ein oder zwei Stunden, wie ich und Vanja es vielleicht entschieden hätten... nein. Aris kannte keine Gnade, und ließ sie sage und schreibe drei Tage und Nächte dort drinnen schmoren.

Zuerst fluchten sie, schrien sich die Seele aus dem Leib... später weinten sie, wimmerten nur noch leise vor sich hin, als sie ihre Ausscheidungen nicht mehr kontrollieren konnten. Und irgendwann, als wir leise nachschauten, unterhielten sie sich plötzlich miteinander wie gute Freunde, lachten leise, und erzählten einander alle möglichen Geschichten, um sich von ihrer misslichen Lage abzulenken.

Dann erlösten wir sie endlich von ihrer Pein, befahlen ihnen, sich zu waschen und sich in Zukunft nichts mehr zu schulden kommen zu lassen.

Nicht nur, dass diese beiden fortan ausgesprochen friedlich miteinander umgingen... auch die anderen fingen ab diesem Zeitpunkt damit an, ihre Streitereien untereinander zu lösen, bevor es zur Eskalation kam. Vielleicht, weil sie Aris' Lektion verstanden hatten... vielleicht auch nur, weil sie einfach nicht die nächsten sein wollten, die auf diese entwürdigende Weise vorgeführt wurden.

Doch nicht nur die anderen Heimkinder lernten unsere unkonventionellen Methoden zu schätzen. Selbst Karaslov kam eines Tages ziemlich kleinlaut in unsere Gemächer und fragte, ob wir ihm ein wenig behilflich sein könnten.

„Ich weiß, ihr habt außergewöhnliche Fähigkeiten, Jungs... keine Ahnung, wie ihr es macht... aber ihr könnt Dinge sehen, die andere Menschen nicht sehen können.“

Er druckste ziemlich herum, bis ihn Aris endlich am Ärmel packte und aufforderte: „Was ist los, Direktor? Los, red schon! Du bist doch sonst nicht so auf den Mund gefallen.“ „Nun ja...“, erklärte Karaslov nach einigem Zögern. „Ich habe heute Morgen die Order bekommen, mich in zwei Tagen in Moskau einzufinden. Und... ich habe Angst, dass... dass ich nicht mehr zurückkommen könnte.“

Er schwitzte stark, und fuhr sich mit einem Taschentuch über die Stirn.

„Könntet ihr... könntet ihr vielleicht irgendwie nachsehen, was die von mir wollen... ob ich in Ungnade gefallen bin, und...“

„Das ist unmöglich!“, unterbrach ihn Vanja. „Wir sind keine Zauberer. So gut sind unsere Fähigkeiten nun auch wieder nicht.“

Aber Aris schien sich diese herausfordernde Aufgabe durchaus zuzutrauen, und erklärte daher dem verzweifelten Heimleiter:

„Wir werden es versuchen. Wäre doch schade, wenn ihnen etwas zustoßen würde...“

„Danke, mein Junge... du hast ein großes Herz.“, bedankte sich Karaslov, woraufhin Aris nur misstrauisch die Mundwinkel verzog.

„Ich denke einfach nur pragmatisch, Direktor.“

Tatsächlich berichtete Aris Karaslov nach seinem nächsten Ausflug in die astrale Welt, dass niemand in der Parteizentrale einen Groll gegen ihn hegte. Im Gegenteil, man schien mit seiner Arbeit sehr zufrieden zu sein und freute sich darauf, seine fachliche Meinung zu erfahren, was Karaslov ungemein erleichterte, so dass er schließlich beruhigt seine Reise antreten konnte.

Als er wiederkam, hatte er einen Geschenkkorb voller Wurst, Konserven und Alkoholika im Gepäck. Er steckte sich eine Flasche von dem harten Stoff in den Mantel, und überreichte uns feierlich den Rest.

„Ihr hattet Recht, Jungs. Ich hab mir völlig grundlos Sorgen gemacht. Die wollten mich befördern, weil sie nur Gutes über dieses Heim gehört hatten... ich sollte die Oberaufsicht über sämtliche Kinderheime in der Region übernehmen. Und das Tollste daran: Es war nur ein unverbindliches Angebot, kein Befehl. Ich konnte also jederzeit ablehnen.“

„Und... sie haben abgelehnt?“, fragte Vanja überrascht, weil wir eigentlich davon

ausgegangen waren, dass einem Kerl wie Karaslov seine Karriere über alles gehen würde.

„Weißt du, Junge...“, erwiderte Karaslov nachdenklich. „Zu viel Verantwortung zu haben ist nicht gut. Nicht in einer Welt, in der so vieles schief läuft wie in der unseren. Denn umso mehr du verantwortlich bist... desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass irgendwann dein Kopf rollen wird. Und Köpfe rollen reichlich in diesen Zeiten. Ich will einfach nur mein Häuschen im Grünen, und noch irgendwie die Zeit bis zur Pensionierung überstehen.“

Ich schaute verwundert aus meiner Hängematte zu ihm hoch und fragte:

„Und das haben sie den hohen Beamten einfach so ins Gesicht gesagt?“

„Natürlich nicht!“, gestand Karaslov. „Ich habe ihnen gesagt, dass mir die Kinder so ans Herz gewachsen seien, dass ich sie nicht alleine lassen möchte auf ihrem beschwerlichen Weg... und habe ihnen stattdessen einen werten Kollegen von mir empfohlen, den ich noch von früher aus unserer gemeinsamen Studienzeit kannte. Jedenfalls... danke, nochmal, Jungs! Danke vielmals! Ohne euch... ich glaube, ich hätte nur panisch meine Sachen gepackt und das Land verlassen, so schnell ich konnte.“

„Wie hast du das überhaupt gemacht?“, fragte ich Aris, nachdem sich Karaslov wieder verdrückt hatte. „Ich dachte immer, du kommst nicht über einen bestimmten Radius hinaus, wenn du deinen Körper verlassen hast?“

„Tue ich auch nicht...“, flüsterte Aris mit einem abgründigen Lächeln. „Ich hab ihm einfach nur einen Scheiß erzählt. Die hätten ihn genauso gut erschießen können. Schätze, er hat einfach ziemliches Glück gehabt.“

„Ach so.“, murmelte ich einsichtig und schwor mir ein weiteres Mal, niemals die Freundschaft dieses Jungen zu verspielen. Denn so großzügig er auch seinen Freunden gegenüber war, so kalt und skrupellos schien er jedem anderen Menschen gegenüber eingestellt zu sein. „Du hast aber nicht gewollt, dass sie ihn erschießen, oder?“

„Nein.“, antwortete Aris. „Aber ich wollte auch nicht, dass er seine Koffer packt und wegläuft. Das hätte vermutlich nur noch mehr Fragen aufgeworfen, und wer weiß, ob wir mit seinem Nachfolger dann ähnlich gut zurechtgekommen wären wie mit ihm.“

Wie immer hatte Aris also mal wieder einen Schritt weiter gedacht als wir anderen. Dass manche seiner Entscheidungen moralisch etwas fragwürdig waren, spielte für mich zu diesem Zeitpunkt nur eine untergeordnete Rolle... denn immerhin beschützte er uns. Er war der große Bruder, den ich schon immer haben wollte. Und ich glaube, Vanja und Kira empfanden das ganz ähnlich.

Aris' Genialität, gepaart mit seiner brüderlichen Verbundenheit mit uns... sie war so etwas wie ein gigantischer Schutzschirm, unter dem wir das nachholen konnten, was uns vom Schicksal so lange verwehrt worden war... eine unbeschwerte Kindheit, eine Zeit voller Träume und Zuversicht, in der wir uns wie die Herrscher unserer kleinen Welt fühlen konnten, unerreichbar für den Zugriff der Erwachsenen und allen, die uns sonst noch Böses wollten.

Irgendwann im Lauf der Jahre war dieser Schutzschirm dann zu etwas völlig Selbstverständlichem geworden. So selbstverständlich, dass wir die Zeichen der Zeit komplett übersehen haben in unserer jugendlichen Vernarrtheit in das Leben. Nur Aris... Aris hat es von Anfang an kommen sehen.

Ich weiß noch, wie wir im Sommer 1941 fröhlich am nahen Flussufer versammelt waren.

Ich lag auf einem der großen Steinblöcke und schaute vergnügt dabei zu, wie sich Vanja und Kira gegenseitig neckten und immer wieder in die kühlen Fluten abtauchten.

Auch ein gutes Dutzend anderer Heimkinder alberten mit etwas Sicherheitsabstand zu uns herum, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass vor allem die etwas älteren Jungs immer mal wieder verschämt in Richtung der mit nacktem Oberkörper im Wasser stehenden Kira schielten. Wer hätte es ihnen verübeln können... denn sie war das wirklich bezauberndste Mädchen weit und breit. Genaugenommen war sie auch das einzige Mädchen weit und breit, zumindest das einzige, das sich auf diese Weise mit den wilden Jungs zusammen ins Wasser getraute.

Aber was heißt „wilde Jungs“... verglichen mit Kira waren sie alle zahm wie kleine pelzige Kaninchen. Was sich just in diesem Moment wieder bestätigte, da sie sich mit einem katzengleichen Salto auf Vanja stürzte und ihn trotz seiner verzweifelte Gegenwehr mit sich unter Wasser riss.

Einige der Jungs am Ufer applaudierten ihr lautstark, beeindruckt von ihrer Körperbeherrschung.

Einen Augenblick lang fragte ich mich, warum zur Hölle ich da draußen saß wie ein Unbeteiligter... denn ich gehörte schließlich dazu. Ich hätte sie haben können. Ich hätte nur runter zu gehen brauchen, und hätte ihr meine Zunge in den Mund stecken können, oder ihr an die Brüste fassen, oder sonst irgendwas tun, wofür sie jeden der anderen Jungs einen Kopf kürzer gemacht hätte.

Aber ich fühlte mich unsicher im Wasser. Ich fühlte mich unsicher, wenn die anderen zusahen.

Und irgendwie war meine Stimmung an jenem Tag auch ein wenig gedrückt. Vielleicht, weil ich zu viel über Aris nachgedacht hatte... darüber, dass er sich in letzter Zeit immer weiter von uns zurückzog.

Er verbrachte mittlerweile die ganze Nacht und auch große Teile des Tages in seiner Geisterwelt, was dazu führte, dass er zwischendurch natürlich seinen Schlaf nachholen musste und oft kaum noch ansprechbar war.

Aber selbst, wenn wir beisammen saßen, erzählte er uns kaum noch etwas von seinen Traumreisen, und ich fragte mich, ob ihn vielleicht irgendetwas bedrückte... irgendetwas, von dem er glaubte, dass er es besser für sich behalten sollte.

Meine Gedanken drehten sich nur noch im Kreis, und schließlich, als ich es nicht mehr aushielt, verabschiedete ich mich mit einer Ausrede von den anderen und machte mich auf die Suche nach ihm.

Ich fand Aris wenig später unter einem Baum, an dem er regungslos lehnte und sich die Sonne aufs Gesicht scheinen ließ.

„Darf ich kurz stören?“, fragte ich vorsichtig, um ihn nicht aus Versehen bei einem seiner Ausflüge zu unterbrechen.

„Klar. Setz dich!“, meinte er und wies mir mit der Hand den freien Platz zu seiner Linken zu.

„Gibt es irgendein Problem bei euch?“

Ich ließ mich langsam neben ihm im trockenen Gras nieder und antwortete:

„Nein... das ist es nicht. Im Gegenteil. Wir... also Vanja und Kira, vor allem... sie sind wirklich glücklich, glaube ich. Und manchmal, wenn ich ihnen zusehe, da denke ich, dass alles so schön ist, um wahr zu sein. Dann möchte ich mich am liebsten kneifen, um zu überprüfen, dass es nicht alles nur ein Traum ist. Ich meine... ich bin das einfach nicht gewohnt, dass etwas so gut läuft... und dann auch noch über einen so langen Zeitraum.“

Aber irgendwie kann ich nicht abschalten. Nicht so wie sie.

Ich warte immer noch auf den großen Knall. Auf das Aufwachen. Es passiert nicht, aber ich bin ständig in Bereitschaft, immer auf der Hut vor dem Erwachen... verstehst du?“

„Kira kennt kein Gestern und kein Morgen.“, antwortete Aris nach kurzem Zögern. „Sie lebt nur im Augenblick. Und Vanja... er hat sich immer so viele Sorgen gemacht, über das was früher passiert ist, oder über das was morgen sein wird. Im Moment holt er einfach nur nach, was er so lange versäumt hat. Er lebt nur im Hier und Jetzt, genau wie sie. Das ist es, was Kindheit eigentlich ausmacht. Oder ausmachen sollte, nicht wahr? Also eine normale Kindheit... das, was wir nie gehabt haben.“

„Eine normale Kindheit...“, wiederholte ich nachdenklich, während im Hintergrund einige der Jungs laut lachten und sich gegenseitig ins Wasser zu ziehen versuchten.

Ich hätte jederzeit aufstehen können und mitmachen. Ein kleines bisschen Kindheit nachholen.

Aber ich entschied mich stattdessen zu bleiben, und fragte:

„Warum tust du es nicht? Ich meine, Kind sein, Spaß haben, und all das... du bist doch auch nicht viel älter als wir... du könntest doch ebenso gut...“

„Die Zeit hört nicht auf zu ticken, nur weil wir nicht mehr auf die Uhr schauen.“, unterbrach mich Aris. „Selbst wenn wir nicht einmal die Uhr lesen können, wird uns das nicht davor bewahren, der Zeit zum Opfer zu fallen.“

„Du meinst, weil wir alle älter werden? Weil wir erwachsen werden und irgendwann sterben müssen?“, hakte ich neugierig nach.

„Weil wir überrollt werden.“, antwortete Aris sichtlich besorgt. „Wir glauben, mit allem fertig zu werden, weil wir uns eingelebt haben in diesem Leben... weil wir wissen, wo unser Zimmer ist, wo wir was zu essen bekommen, und auf welchem Stuhl wir in der Schule sitzen. Wir kennen die Namen unserer Freunde und Feinde.

Wir glauben, alles verstanden zu haben von der Welt.

Aber das, was da auf uns zukommt, ist anders... grausamer. Grausamer und gnadenloser als alles, was wir kennen. Und wir haben nur die Wahl, uns entweder anzupassen... so zu werden wie das, wovor wir uns einst gefürchtet haben... oder Kind zu bleiben und zerfetzt zu werden von den messerscharfen Klauen der Wirklichkeit.“

Ich fragte mich, was mit ihm geschehen war. Das war nicht der Aris, den ich kannte... der Junge, der sich ein Imperium aus dem Nichts aufgebaut hatte... der Junge, dessen Kampfgeist den von uns anderen meilenweit übertraf... der Junge, der für mich immer ein Vorbild gewesen war an Tapferkeit, Willensstärke, und ja, manchmal auch an Bösartigkeit. Und jetzt saß er da und schwieg, als wäre er gerade einem Geist begegnet. Oder dem Sensenmann höchstpersönlich.

„Du verheimlichst uns doch etwas.“, rückte ich schließlich mit meiner Ahnung heraus. „Was soll der Mist? Ist doch sonst nicht deine Art, irgendjemanden von uns zu schonen. Also los, sag schon, was ist es? Hat es etwas mit dem zu tun, was du im körperlosen Zustand gesehen hast? Zwing mich nicht dazu, es aus dir rauszuprügeln!“

Er grinste verächtlich, vermutlich, weil er genau wusste, dass ich sowieso keine Chance haben würde. Doch anstatt zu antworten, drehte er sich danach nur genervt von mir weg und legte sich auf die Seite, als ob er jetzt ernsthaft zu schlafen beabsichtigte.

Aber so einfach ließ ich mich natürlich nicht abwimmeln, und so beugte ich mich über ihn rüber und packte ihn am Kragen, um ihn notfalls mit Gewalt zu einer Antwort zu zwingen. Darauf hatte Aris allerdings nur gewartet. Blitzartig griff er nach meiner Hand, stieß mich von sich weg und verdrehte mir dabei einige Finger, bis ich um Gnade winselnd am Boden lag.

Doch Gnade war ein Fremdwort für Aris. Stattdessen rupfte er etwas von dem trockenen Gras aus dem Boden und stopfte es mir zusammen mit etwas Erde in den weit geöffneten Mund, bis ich nicht mehr winseln sondern nur noch husten konnte.

Dann drückte er mein vom Dreck und meiner eigenen Spucke verschmiertes Gesicht auf den Boden, ehe er schließlich keuchend antwortete:

„Soldaten. Ich habe Soldaten gesehen, Nikolaj! Viele Soldaten, und das was sie anderen Menschen antun. Einem wie dir werden sie einen Strick um den Hals legen, und dann werden sie dich am nächsten Baum aufknüpfen. Und einen wie mich werden sie einfach in eine Hütte sperren und verbrennen, weil ihnen dafür ihre Seile zu schade sind. Kira werden

sie vergewaltigen, und Vanja... na, den wahrscheinlich auch. Und dann werden sie ihnen in den Kopf schießen.

Und du brauchst nicht zu hoffen, dass dich die heldenhafte Sowjetarmee rechtzeitig befreien kommt, denn um ganz ehrlich zu sein... die machen es auch nicht viel anders. Für die sind Kinder wie wir auch nur Ungeziefer oder potenzielles Kanonenfutter.

Verstehst du das? Wir haben bald nix mehr zu melden in dieser Welt. Soll ich das den anderen erzählen, ja? Habt noch ein bisschen Spaß, die werden euch eh bald abschlachten? Soll ich ihnen das sagen, ja?“

Er verpasste mir noch einen verzweifelten Klaps auf den Hinterkopf, ehe er endlich von mir abließ und sich wieder in seine alte Schlafposition begab.

Ich spuckte einen braunen strohigen Brei aus und wischte mir erstmal eine Träne aus dem Gesicht, auch wenn es in dem Fall überflüssig war, da er erstens sowieso nichts sehen konnte und sich zweitens bereits wieder von mir abgewandt hatte.

„Ich...“, versuchte ich stotternd eine Antwort zu finden. „Ich bin mir sicher... es gibt immer einen Ausweg, Aris. Helden... Helden finden immer einen Weg!“

„Ratten finden immer einen Weg.“, erwiderte er murrend. „Aber für eine Ratte hast du zu viele Skrupel, Nikolaj!“

Ich legte ihm meine Hand auf die Schulter, sanft, damit er es nicht wieder als Angriff auffassen würde. Am liebsten hätte ich ihm etwas erzählt, irgendein schönes Märchen von einem übermächtigen Drachen, den jeder für unbesiegbar hielt, und der dann doch von einem schwachen Menschlein besiegt wurde... aber ich schwieg, genau wie er. Wir lagen einfach nur so beieinander, wortlos in unsere Gedanken versunken, bis es Abend wurde.

Kapitel 19 - Partisanen

Wir saßen gerade beim Mittagstisch, wo sich Aris und Vanja die Probleme einiger Mitbewohner anhörten, als auf einmal vom Hof her ein lautes Getöse zu vernehmen war, als ob ein ganzer Convoy voller Lastwagen anrückte.

Noch ehe wir dazu kamen, genauer nachzusehen, was da draußen vor sich ging, wurden auch schon die Türen zum Speisesaal aufgerissen, und ein gutes Dutzend Soldaten der Roten Armee kam hereinmarschiert.

Sie räumten unsanft einen der Tische frei, auf dem sie gleich darauf mehrere Karten ausbreiteten, mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie hier schon immer zuhause gewesen wären. Dann fingen sie an, die Ersten von uns von ihren Plätzen zu vertreiben und in die hintere Ecke zu den Fenstern zu drängen.

Natürlich brach daraufhin einiges an Unruhe aus, vor allem unter den Jüngeren von uns.

„Es wird euch sicher nichts passieren. Macht einfach, was sie sagen!“, versuchte Vanja ein paar von ihnen zu trösten und ging mit ihnen nach hinten, wie uns befohlen worden war.

Unterdessen hatte auch Direktor Karaslov den Speisesaal betreten, und ich hoffte, dass er ein Machtwort sprechen und zur Beruhigung der angespannten Situation beitragen würde... doch ganz offensichtlich wirkte er mit der Situation ähnlich überfordert wie wir.

Der Anführer der Soldaten, so ein grimmiger Kerl mit Mütze und Dreitagebart, der aussah, als ob er an diesem Morgen mit dem falschen Fuß aufgestanden war, schleuderte Karaslov

irgendein Schreiben an die Brust, als dieser von ihnen eine Erklärung für ihr unerwartetes Eindringen forderte.

„Ist ab jetzt alles Sache der Armee.“, hörte ich ihn nach einer kurzen Pause hinzufügen.

„Also halten sie sich da raus und lassen uns unsere Arbeit machen!“

Vanja schielte besorgt zu Aris und mir rüber.

„Was haben die vor? Verdammt, die können doch nicht einfach...“

„Doch, können sie.“, erwiderte Aris frustriert. „Und wir können nichts dagegen tun. Garnichts.“

Dann kam auch schon einer der Soldaten in unsere Richtung gelaufen und forderte uns dazu auf, uns in einer Reihe aufzustellen.

„Los, macht schon, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!“.

Widerwillig gehorchten wir und bildeten notdürftig zwei Reihen... naja, es waren vielleicht nicht unbedingt die geradesten Reihen, wie man sie von ausgebildeten Soldaten erwarten durfte, aber zumindest war der gute Wille erkennbar.

Noch ehe wir oder Karaslov dazu kamen, nach dem Sinn von alledem zu fragen, packte auch schon einer der Uniformierten zwei unserer Mitschüler und forderte sie auf, sich in den anderen Teil des Saales zu begeben.

Vanja bekam ein ungutes Gefühl und wollte sich schon weiter nach hinten verdrücken, doch da packte ihn auch schon eine starke Hand an der Schulter.

„Du da! Du siehst gesund aus. Und alt genug. Geh da rüber zu den anderen!“

Vanja schien irgendetwas sagen zu wollen, aber ich deutete ihm nur mit den Augen an, einfach mitzugehen, um nicht sofort ihre Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen.

Zögernd ging er daraufhin rüber zu den anderen beiden.

Dann kam der Soldat direkt vor Aris zum Stehen.

„Blind.“, stellte er nach einem kurzen Blick in sein Gesicht fest. „Völlig nutzlos!“

Er ließ ihn ohne weitere Kommentare stehen und wandte sich den nächsten in der Reihe zu. Den Ersten schickte er rüber zu Vanja auf die andere Seite, während er die nächsten beiden ohne lange nachzuschauen als zu jung einstufte und auf unserer Seite stehen ließ.

„Hört mir zu!“, rief der Kommandant der Soldaten in die immer unruhiger werdende Stimmung hinein. „Mein Name ist Major Gusekow. Ich habe nicht viel Zeit, also werde ich mich kurz fassen: Der große Genosse Stalin hat verfügt, dass von nun an jeder wehrfähige Mann und jedes Kind, das alt genug ist, an der Waffe ausgebildet werden soll, um unser Vaterland vor den einfallenden faschistischen Horden zu schützen.

Wenn ihr also aufgerufen werdet, dann tretet ihr hier herüber zu den anderen und wartet auf weitere Befehle. Ihr werdet dann mit unseren Lastwagen zur nächsten Kaserne gefahren, wo schon am morgigen Tag eure Grundausbildung beginnen wird.

Alle anderen bleiben gefälligst da stehen, wo sie sind, damit hier nicht noch mehr Unordnung entsteht. Haben wir uns verstanden?“

Es war ihm sichtlich anzusehen, dass er keinen großen Spaß am Umgang mit Kindern und Jugendlichen empfand.

„Bei allem Respekt, Herr Major!“, versuchte Karaslov von hinten noch das Schlimmste zu verhindern. „Wir haben hier traumatisierte Waisen und auch einige etwas, naja, schwierige Fälle. Sie können nicht einfach nur anhand ihres Aussehens entscheiden, wen sie auf ihren

Lastwagen aufladen. Ich bin erst neulich beim Ministerium gewesen und habe eine Belobigung für meine gute Arbeit erhalten, und zu dieser Arbeit gehört es, dass...“
„Dass sie meinen Aufforderungen Folge leisten und endlich die Klappe halten!“, giftete Major Gusekow zurück. „Wenn sie noch einmal vor versammelter Mannschaft meine Autorität in Frage stellen, dann werde ich sie gleich mit rekrutieren. Sie sehen ja aus, als ob sie durchaus noch eine Waffe halten könnten.“
Karaslov, der eine solch heftige Reaktion nicht erwartet hatte, schluckte nur und murmelte unterwürfig: „Wie sie wünschen, Herr Major!“

„Verdammt, Aris... tu was!“, flüsterte ich mit bangem Blick zu dem ziemlich verloren auf der gegenüberliegenden Seite des Speisesaals stehenden Vanja.
„Und was soll ich deiner Meinung nach tun?“, antwortete Aris wenig begeistert.
„Lass dir was einfallen! Du bist doch immer der mit den guten Plänen.“, erwiderte ich.
„Jetzt könnten wir dringend einen gebrauchen.“
Aris zuckte ratlos mit den Schultern.
„Gute Pläne brauchen Zeit, Nikolaj. Gib mir ein paar Tage, und ich hol uns da raus... aber so kurzfristig? Ich... na gut, ich schau mal, ob ich irgendwas finde. Halt sie mir so gut wie möglich vom Leib.“

Mit diesen Worten schlich er sich vorsichtig von seiner Position und verschwand hinter den Reihen der anderen, wo er sich gegen die Wand lehnte und zu konzentrieren begann. Ich wusste, dass es eine gewisse Zeit dauerte, bis er seinen Körper verlassen konnte, und hoffte nur, dass er diesmal einen neuen Rekord aufstellen würde, denn so wie die Soldaten herumbrüllten, schienen sie es mächtig eilig zu haben, unser Heim mit ihrer menschlichen Beute wieder verlassen zu können.

Gusekow hatte sich unterdessen an den Tisch zurückgezogen, auf dem das Kartenmaterial lagerte, und besprach irgendwelche Details mit seinem Unteroffizier. Ich versuchte mich zu konzentrieren, schnappte aber nur ein paar Wortfetzen auf wie „schwierige Lage“ und „Hinterhalt“.

Dann ging die Tür auf, und ein weiterer Soldat mit einer rundlichen Brille trat herein. Seinem Motorradhelm und der Aktentasche in der Hand nach zu urteilen offensichtlich ein Bote oder sowas.

„Die Partisanen sind nicht zum vereinbarten Treffpunkt erschienen, Herr Major!“, berichtete er Gusekow, nachdem er vor ihm und den anderen ordnungsgemäß salutiert hatte.

Gusekow schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Verdammt, klappt heute vielleicht überhaupt mal irgendwas? Ich hab gleich gesagt, dass es völliger Unfug ist, diesen Anarchisten zu vertrauen, die sich irgendwo in den Wäldern verstecken und Krieg spielen wollen. Vor ein paar Jahren haben sie noch gegen jegliche staatliche Autorität gekämpft... und jetzt sollen wir sie auf einmal mit Waffen und Munition versorgen?“

Was für eine Schnapsidee dieser Bürokratenhengste im Hauptquartier! Die haben ja dann später auch nicht die Scherereien mit diesem unzuverlässigen Pack.“

„Ich kann ja noch einmal versuchen, sie anzufunkeln, unter derselben Frequenz wie beim letzten Mal.“, schlug der Bote beschwichtigend vor.

„Tun sie das.“, erwiderte Major Gusekow genervt. „Aber wenn sie mich fragen, die sind längst freiwillig nach Sibirien getürmt, als sie die Deutschen mit ihren Panzern anrücken sahen. Das ist eben was anderes als damals, so ein richtiger Krieg...”

Er schüttelte den Kopf und wollte sich gerade wieder seinen Karten zuwenden, als auf einmal zu meiner und unser aller Überraschung Aris aus der Reihe trat und sich zwischen uns und den versammelten Soldaten postierte.

„Die Partisanen sind längst hier, Herr Major!“, sprach er mit einem ungewohnt zackigen und militärischen Unterton in der Stimme. „Und hätten sie uns höflich gefragt, anstatt uns wie willenloses Vieh durch die Gegend zu stoßen, dann hätte ich ihnen auch schon früher sagen können, dass wir das Treffen mit ihrer Einheit leider nicht wie geplant durchführen konnten, weil unsere Kundschafter verdächtige Feindaktivitäten bemerkt hatten.“

Direktor Karaslov schien vor Schreck fast die Teetasse aus den Händen zu fallen, die er sich gerade eben erst zur Beruhigung aus der Küche geholt hatte.

Auch die Gespräche der umstehenden Soldaten verstummten, so dass schließlich nur noch Aris und die schweren Stiefel des Majors zu hören waren, der sich von seinem Tisch erhob und langsam auf uns zumarschiert kam.

Er musterte Aris gründlich von oben bis unten, rieb sich dann nur grinsend am bärtigen Kinn und sagte: „Ich sehe hier aber keine Partisanen... nur einen hässlichen, blinden Jungen, der ganz offensichtlich ein bisschen zu wenig Sauerstoff bei der Geburt abbekommen hat.“

Die Soldaten um ihn herum lachten höhnisch.

„Wo sind denn deine Partisanen, hä?“

„Hier!“, rief ich, löste mich zur Verwunderung meiner umstehenden Mitbewohner ebenfalls aus der Reihe, und stellte mich demonstrativ neben Aris, darum bemüht, möglichst erwachsen und gefährlich zu wirken.

Gleichzeitig zwinkerte ich Vanja zu, es mir gleichzutun, worauf schließlich auch er seinen Platz verließ und mit den Worten „Ich gehöre auch dazu!“ an unsere Seite trat.

Auch Kira kam wie auf Kommando mit ihrer alten Fuchsmaske auf dem Kopf aus ihrem Versteck unter der Decke gesprungen und stellte sich mit einer kampfbereiten Pose schützend vor uns drei Jungs.

„Partisanen vollzählig angetreten!“, rief sie und salutierte.

Der Major hatte nun endgültig genug. Er wandte sich kopfschüttelnd von uns ab, schlappte zurück in Richtung seines Tisches und forderte zwei seiner Männer mit einer Handbewegung dazu auf, sich um uns zu kümmern.

„Werft die beiden Kinder und das Mädchen zur Ausnüchterung in den Brunnen... und der andere, der soll gefälligst wieder seinen Platz einnehmen, bevor ich mich vergesse! Wir hatten heute wahrlich schon genug Probleme. Muss ich mich denn auch noch mit solchen Kindereien abgeben?“

Die Soldaten griffen ihre Gewehre und kamen entschlossen auf uns zu marschiert. Doch noch ehe sie einen von uns erreichen konnten, sprang Kira schon mit ihrer katzenähnlichen Eleganz über den Boden und brachte den ersten Soldaten mit einem gezielten Tritt gegen das Schienbein zu Fall.

Dem zweiten riss sie das Gewehr aus der Hand, noch ehe der richtig begriffen hatte, wie ihm geschah, und schlug es ihm mit einem lauten Kampfschrei über das Kinn, worauf der gut zwei Köpfe größere Koloss mit einem gequälten Stöhnen zu Boden ging. Sein Kamerad wollte sich gerade wieder berappeln, doch da sprang Kira auch schon von hinten auf seine Schultern, riss ihm den Helm vom Kopf und schmetterte ihn dann laut krachend gegen seine Stirn.

Dann griff sie wieder nach dem Gewehr, um sich damit auf den nächsten Uniformierten zu stürzen. Doch als sie bemerkte, dass inzwischen ein gutes Dutzend durchgeladener Schusswaffen auf sie gerichtet war, erkannte Kira zum Glück den Ernst der Lage. Sie hielt keuchend inne, warf dem Major grimmig die Waffe vor die Füße, und nahm dann unaufgefordert ihre Maske vom Kopf.

Gusekow stand mit entgleisten Gesichtszügen am Tisch und starrte ungläubig auf seine direkt vor seinen Augen von einem zierlichen Mädchen kampfunfähig gemachten Untergebenen.

„Die beiden da...“, meinte er zu seinem Stellvertreter, während er auf die sich immer noch am Boden krümmenden Soldaten deutete. „Die will ich hier nie wieder sehen. Ist das klar?“

„Jawohl, Herr Major!“, nickte der Unteroffizier, dem die Unfähigkeit seiner Männer sichtlich unangenehm zu sein schien.

Dann wandte sich Gusekow wieder der noch immer in ihrer Kampfstellung verharrenden Kira und uns Jungs zu... darum bemüht, sich seine Überraschung nicht zu sehr anmerken zu lassen. Aber es war nur all zu deutlich zu spüren, dass der routinierte Kriegsveteran, der bereits alles gesehen zu haben glaubte, durch Kiras kleine Vorführung schon ordentlich aus dem Konzept gebracht worden war.

„Das war... nicht schlecht für ein Kind. Für ein Mädchen. Wenn die Alten bei euch auch so kämpfen können, dann war es ja vielleicht doch keine so ganz dumme Idee vom Hauptquartier, euch um eure Unterstützung zu bitten.“

Er zögerte... denn irgendwie erschien ihm die ganze Situation dann doch ein wenig zu surreal, als dass er es einfach so akzeptieren konnte.

„Aber verrätet mir eins...“, fügte er daher mit einem bedrohlichen Unterton in der Stimme hinzu. „Wieso schicken die Partisanen ihre Kinder in ein Waisenhaus, um mit uns Kontakt aufzunehmen? Und was soll diese alberne Fuchsverkleidung? Karaslov!“

„Ja... jawohl... hier!“, stammelte der angesprochene Heimleiter sichtlich erschrocken.

„Wer ist das?“, hakte der Major nach und deutete dabei wütend auf Kira.

„Ich... ich weiß nicht, woher die kommt. Ehrlich!“, schwor Karaslov, ohne dabei lügen zu müssen. „Wir sind hier ein reines Waisenhaus für Knaben.“

„Verstehe...“, murmelte der Major, mehr zu sich selbst als zu den Umherstehenden. „Dann seid ihr also wirklich nicht von hier. Ihr gehört zu den Partisanen... aber wenn dem so ist, dann könnt ihr mir sicher auch etwas erzählen... vielleicht über unseren gemeinsamen Kontaktmann, oder über den genauen Inhalt unserer Abmachung? Ihr wisst schon... irgendwas, was nur Eingeweihte wissen können. Ihr könntet ja im Grunde genauso gut faschistische deutsche Spione sein, die sich nur als Partisanen ausgeben, nicht wahr?“ Dumm schien dieser Gusekow jedenfalls nicht zu sein. Hätte mich aber auch gewundert, wenn sich so ein kampferprobter Haudegen so leicht von ein paar Kindern aufs Kreuz legen ließe.

Aber Aris war glücklicherweise ebenfalls mit allen Wassern gewaschen.

„Selbstverständlich, Herr Major. Die Übergabe war für heute Morgen 9 Uhr vorgesehen, an der Kreuzung nach Luhansk. Doch der Rückweg wäre für unsere Leute viel zu gefährlich geworden, so dass wir uns gezwungen sahen, sie auf diese zugegebenermaßen etwas unkonventionelle Weise zu kontaktieren.“

Ich brauche ihnen ja sicher nicht zu erzählen, wie weit die Deutschen inzwischen vorgedrungen sind... und wer dafür verantwortlich ist, dass es dem Feind so dermaßen leicht gemacht wurde, den Fluss zu überqueren.

Sie wissen schon... die alte Eisenbahnbrücke. Sie hätte eigentlich gesprengt werden sollen. Doch ihre Leute haben es nicht rechtzeitig hinbekommen, weil alle Zünder nass geworden waren. Und als die ersten deutschen Panzer anrückten, sind sie geflohen wie die Hasen...”

Aris lächelte bei dem Gedanken daran, und fügte noch provozierend hinzu:

„Ehrlich gesagt haben wir uns beim Betrachten dieses Trauerspiels schon gefragt, ob es wirklich so eine gute Idee war, sich von einer dermaßen unfähigen Armee Waffen und Munition liefern zu lassen... oder ob wir mit unseren selbstgebauten Bögen und Armbrüsten nicht besser dran sind.“

Gusekow ballte die Hand hinter seinem Rücken zur Faust. Es war ganz offensichtlich, dass er über den erwähnten Vorfall selber am allermeisten erbost war.

Dann trat er schnaufend einige Schritte nach vorne, bis er unmittelbar vor Aris zum Stehen kam.

„Ihr solltet dieser unfähigen Armee besser dankbar sein, dass sie euch überhaupt etwas liefert, und euch nicht einfach krepieren lässt wie die reudigen Hunde, die ihr seid!“

„Füchse.“, korrigierte ihn Vanja und deutete belehrend auf das hinter dem Tisch an der Wand hängende Leintuch, auf das wir in roter Farbe unser Fuchssymbol gemalt hatten, um unseren Herrschaftsanspruch zu verdeutlichen. „Wir sind reudige Füchse!“

Aber das interessierte Major Gusekow nicht im Geringsten.

„Wie auch immer. Nehmt eure verdammte Lieferung mit und geht mir dann einfach aus den Augen, verstanden? Wladimirowitsch wird euch den Wagen zeigen und alles weitere mit euch besprechen.“

Mit diesen Worten schnippte er mit dem Finger, worauf der Bote mit der Brille hinzueilte und uns bat, ihm nach draußen zu folgen.

Anders als sein Kommandant schien dieser Wladimirowitsch ein netter Kerl zu sein. Er gab uns sogar ein paar Minuten Zeit, unsere Sachen zu holen und auch das geeignete Schuhwerk und die warmen Mäntel einzupacken, während er draußen vor der Tür eine gemütliche Zigarettenpause machte.

Als wir vollbepackt mit allem, was wir nicht hierlassen wollten, zurückkamen, führte er uns mit einer freundlichen Handbewegung zu dem für die Partisanen vorbereiteten Wagen.

„Hier entlang, Jungs, und, äh... Mädels.“

Wobei sich der Wagen allerdings nicht als motorisiertes Vehikel entpuppte, sondern als klapprige, mit einigen Kisten beladene Kutsche, vor die ein wenig gesund aussehendes Maultier gespannt war.

„Das ist... das ist also für uns?“, fragte Vanja ungläubig.

Wladimirowitsch schien es ein wenig Unbehagen zu bereiten, uns dieses wenig vertrauenserweckende Gefährt übergeben zu müssen. Vermutlich hatten die Partisanen ursprünglich auch nach etwas ganz anderem verlangt.

„Tut mir leid, Leute.“, entschuldigte er sich kleinlaut. „Aber die Armee braucht jedes Auto und jedes Pferd, das sie kriegen kann. Ihr müsst leider mit dem vorliebnehmen, was übrig geblieben ist.“

Aber Vanja dachte gar nicht daran, ihm irgendwelche Vorwürfe zu machen. Stattdessen eilte er wie ein kleines Kind zu dem alten Maultier und begann, es zärtlich hinter den Ohren zu kraulen.

Kira hatte sich unterdessen dem Schwanz des Maultiers genähert und betrachtete ihn fasziniert von allen Seiten, als ob sie zum ersten Mal in ihrem Leben einem solchen Wesen begegnet wäre.

„Ihr seid schon irgendwie seltsame Partisanen.“, meinte Wladimirowitsch zu mir und Aris. „Ich meine... versteht mich nicht falsch... ich hab schon viel über euch gelesen und so. Ich dachte nur immer, ihr wärt irgendwie... naja, bösertiger.“

„Bösertiger?“, grinste ich verlegen und betrachtete den an meiner Seite stehenden Aris.

„Sie haben ja keine Ahnung, zu was wir fähig sind, wenn man uns in die Enge treibt!“

„Ja... auch davon habe ich gelesen.“, erwiderte Wladimirowitsch etwas irritiert.

Dann bat er uns mit einer Handbewegung, ihm zu folgen und die auf dem Wagen verpackte Ladung zu inspizieren... mehrere sperrige Holzkisten und einige Blechcontainer, die er kurz öffnete, um uns den jeweiligen Inhalt vor Augen zu führen.

„Munition für Kalaschnikow, 50 Magazine. Granaten sind hier. Und hier, in den großen Kisten, habt ihr die Repetiergewehre. Daneben befinden sich die Konservendosen, guter sowjetischer Borschtsch. Und hier drüben in den Säcken ist noch das Falschgeld, das ihr haben wolltet, Reichsmark und polnische Złoty. Was auch immer ihr damit vorhabt...“

„Ist das alles?“, fragte Aris, darum bemüht, anders als Vanja und Kira nicht wie ein reich beschenktes Waisenkind zu wirken, sondern wie ein abgeklärter Widerstandskämpfer.

Wladimirowitsch räusperte sich kurz und antwortete dann:

„Die gewünschten Medikamente... haben wir leider nicht auftreiben können. Aber wenn ihr wollt, können wir gern nochmal zu Major Gusekow gehen und ihn darum bitten, dass er...“

„Das wird nicht nötig sein.“, unterbrach ihn Aris kaltschnäuzig, während Vanja und ich unsere wenigen Habseligkeiten zwischen den großen Kisten auf dem Wagen verstauten.

„Ich denke, unser Kommandant wird dafür Verständnis haben in Anbetracht der widrigen Umstände.“

Wladimirowitsch nickte uns freundlich zu und griff dann in sein Etui, um uns ein paar seiner selbstgedrehten Zigaretten anzubieten.

Vanja und ich nahmen dankbar an, nur Aris, den Vanja kurz anstubste, um ihn auf die unerwartete Gabe aufmerksam zu machen, hatte keinerlei Interesse und wollte wohl einfach nur so schnell wie möglich von hier verduften. Es schien, als traute er seinem eigenen verwegenen Plan nicht so ganz.

Wir anderen sahen das alles in dem Moment ein wenig entspannter, schließlich hatten Aris' Ideen bisher immer funktioniert, und so hatten wir in den letzten Jahren eine ziemliche Selbstsicherheit entwickelt... vielleicht schon an der Grenze zur Arroganz.

Immerhin waren wir nun fast drei Jahre lang sowas wie die uneingeschränkten Könige dieses Heimes gewesen. Unser Wort war Gesetz, und wenn es einmal nicht nach unserem Willen ging, so wie an jenem windigen Tag im September, so hatten wir doch vollstes Vertrauen darin, dass sich dank der immer wieder erstaunlichen Fähigkeiten unseres Anführers sehr bald wieder alles zum Guten wenden würde.

Während Vanja einen tiefen Zug inhalierte und dann den Zigarettenrauch genussvoll in den Himmel hinaus blies, zog ich nur ein kleines bisschen daran, um nicht wieder einen Hustenanfall zu bekommen und wie ein unreifes Kind zu wirken.

„Stimmt es, dass ihr mit euren Eltern in selbstgebaute Hütten im Wald lebt? So wie Robin Hood?“, fragte uns der Soldat neugierig... ganz offensichtlich schien er der historischen Abenteuerliteratur ebenfalls nicht abgeneigt zu sein, genau wie ich. Und er hatte wohl auch insgeheim ein kleines Faible für das romantische Partisanenleben, weshalb er die sich bietende Gelegenheit gerne für ein kleines Schwätzchen nutzte.

„Klar. Wie Robin Hood.“, log ich ohne mit der Wimper zu zucken. „Und wenn wir nicht gefunden werden wollen, dann findet ihr uns auch nicht. So gut sind unsere Hütten versteckt!“

Wladimirowitsch nuckelte an seiner Zigarette und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Tief im Wald, von niemandem gefunden werden, wenn man nicht will... das ist schon eine faszinierende Vorstellung, aber.... ich könnte das nicht. Jedenfalls nicht hier. Nicht in diesen Wäldern. Ich bekomme jedes Mal eine Gänsehaut, wenn ich da durch muss.“

„Ach, so schlimm sind wir auch wieder nicht.“, versuchte ihn Vanja zu beruhigen. Doch der Soldat warf ihm einen eindringlichen Blick zu.

„Nicht wegen euch, Junge! Wegen ihm!“

Er blickte sich ängstlich um, wie um sich zu vergewissern, dass keiner seiner Kameraden oder gar sein miesgelaunter Vorgesetzter in der Nähe war, ehe er mit unheilvoller Stimme flüsterte:

„Wegen Janosch.“

„Janosch?“, fragte Vanja nur, unschlüssig, was er darauf erwidern sollte.

„Ist mir egal, was die anderen denken. Auch wenn die noch so oft sagen, dass das nur eine Märchengeschichte ist...“, erzählte Wladimirowitsch weiter. „Aber ich weiß, was ich gesehen habe. Ich weiß, dass er existiert. Er lebt draußen in den Wäldern. Er tötet wahllos alles, was sich ihm in den Weg stellt. Deutsche. Polen. Russen. Er ist der fleischgewordene Krieg... eine Bestie, von Menschenhand erschaffen. Und genau wie der Krieg um ihn herum ist er völlig außer Kontrolle geraten.“

„Und du hast ihn gesehen, diesen... diesen fleischgewordenen Krieg?“, hakte ich neugierig nach, weil es sich nach einer spannenden Geschichte anhörte.

„Oh ja, mein Junge, das habe ich!“, bestätigte Wladimirowitsch, während ihm von der bloßen Erinnerung daran ein unangenehmer Schauer über den Rücken lief. „Es war zu Beginn der deutschen Offensive, ungefähr 500 Kilometer weiter im Westen.

Meiner Einheit war der Rückweg abgeschnitten. Wir hatten keine Funkverbindung mehr, und auf den Hügeln um uns herum hatte ein ganzes Bataillon der Wehrmacht Stellung bezogen.

Also schickten sie mich bei Nacht und Nebel los, um aus dem Kessel auszubrechen und vom nächsten bekannten Stützpunkt Verstärkung anzufordern.

So schnell ich konnte hetzte ich durch den dunklen Wald, immer mit der Angst im Nacken, einer deutschen Patrouille in die Hände zu laufen. Doch ich hatte Glück und erreichte unseren Stützpunkt unversehrt.

Aber Verstärkung... Verstärkung hat es leider keine gegeben. Nur einen Ordner mit neuen Befehlen, den ich so schnell wie möglich unserem Kommandanten überbringen sollte.

Also rannte ich denselben Weg zurück, gute fünfzehn Kilometer über Stock und Stein.

Aber es war zu spät. Als ich im Morgengrauen wieder an unserer Stellung ankam, lag eine gespenstische Stille über dem gesamten Tal.

Überall um mich herum waren Leichen auf dem Boden verstreut... teilweise übel zugerichtet, wie von einem Rudel wilder Tiere... nicht wie nach einem normalen Feuergefecht.

Aber es waren nicht nur unsere Leute, die da lagen. Auch die Deutschen. Als hätten sie sich alle gegenseitig abmassakriert, ohne einen einzigen Überlebenden.

Wie betäubt schritt ich über menschliche Gedärme und abgehackte Gliedmaßen hinweg.

Ich bin schon an einigen Frontabschnitten gewesen, aber noch nie... nicht ein einziges Mal... hatte ich eine solche Verheerung erlebt.

Und dann sah ich ihn... eine hünenhafte, wilde Gestalt mit blutverschmiertem Gesicht und langen schwarzen Haaren. Er hatte nur ein einzelnes Auge, und sein Körper war in Wolfsfelle und Reste von erbeuteten Uniformen gehüllt. Er stand einfach regungslos da am Waldrand. In der einen Hand hielt er einen langen gezackten Dolch, und in der anderen einen frisch abgetrennten Menschenkopf, auf dem sich sogar noch der Helm befand. Dann bemerkte er mich... schaute mich an, mit diesem irren Blick, und ich glaubte, er würde sich jeden Moment auf mich stürzen, um mich zu zerfleischen. Doch stattdessen... stattdessen nickte er mir nur zu, und warf mir den abgeschlagenen blutigen Kopf direkt vor die Füße.

Ich sprang entsetzt zur Seite und riss reflexartig mein Gewehr hoch, um diesem unheimlichen Kerl eine Kugel zu verpassen.

Doch da war er bereits verschwunden, und nichts deutete mehr darauf hin, dass er jemals hier gewesen war... abgesehen von ein paar Fußspuren, die über matschigen Boden in Richtung Wald führten und dort, vor einem der Bäume, einfach aufhörten.

Aber ich habe mir das nicht eingebildet, hört ihr? Ich weiß genau, was ich gesehen habe!

Im Hauptquartier sagte man mir später, ich hätte einen Schock erlitten und sollte solche Geschichten besser nicht weitererzählen, da sie die Moral der Truppe untergraben würden. In Wirklichkeit sei es ein stinknormales Feuergefecht gewesen, es hätte auch sehr wohl einige Überlebende gegeben, und ich sei einfach nur beim Anblick meiner toten Kameraden in Panik geraten und hätte die Dinge falsch interpretiert.

So einfach machen die sich das. Stempel drauf, Akte zu.

Erst, als ich meiner neuen Einheit zugeteilt worden war, und dort einem Kameraden, den ich noch von der Ausbildung kannte, von meinem Erlebnis berichtete, wurde ich zum ersten Mal ernstgenommen.

„Der, den du gesehen hast...“, sagte er zu mir mit unheilvoller Stimme. „Das war Janosch!“

Er erzählte mir, dass Janosch ursprünglich ein deutscher Offizier gewesen sei, der eines Nachts bei Vollmond von einem tollwütigen Wolf gebissen wurde. Daraufhin habe er den Verstand verloren, seine eigenen Leute abgeschlachtet, und sei dann wie ein wildes Tier in

die Wälder geflüchtet, wo er bis heute sein Unwesen treibt und jeden tötet, der unvorsichtigerweise seinen Weg kreuzt.

Keine Ahnung, ob da wirklich was dran ist. Andere Kameraden erzählten mir später eine ganz andere Geschichte... wonach Janosch in Wahrheit ein polnischer Koch gewesen sein soll, der mit ansehen musste, wie ein deutscher SS-Trupp seine ganze Familie erschossen hat.

Ihn verschonten sie aufgrund seiner landesweit bekannten Kochkunst, und zwangen ihn, mit ihnen mitzukommen und für sie zu kochen. Und so kochte er ein köstliches Festmahl für sie, jeden Abend. Und jeden darauffolgenden Morgen wurde einer aus der Truppe vermisst.

Als der Kommandant des Trupps dahinterkam, dass sie jeden Abend ihre eigenen Kameraden auf die Teller bekamen, war es bereits zu spät. Janosch hatte ihnen da nämlich bereits eine Pilzsuppe serviert, von der sie alle paralysiert wurden und sich mit Krämpfen am Boden schüttelten. Und dann schritt er von einem zum nächsten, schnitt ihnen mit einem langen Messer einige Teile aus dem Körper, und stopfte sie ihrem Nebenmann bei lebendigem Leib in den Mund... über Stunden hinweg, so lange, bis auch der letzte von ihnen sein Leben ausgehaucht hatte.

Seitdem nennt man ihn auch „Janosch, den Schlächter“. Und es heißt, er ist noch immer irgendwo in den Wäldern unterwegs, um neue Zutaten für seine Suppe zu finden... denn im Lauf der Zeit hat er den speziellen Geschmack zu schätzen gelernt.“

Wladimirowitsch machte eine kurze Pause, in der er mit zittrigen Fingern an seiner Zigarette zog, ehe er leise weitersprach.

„Du kannst tausend Leute fragen, wer Janosch ist, und du wirst vermutlich tausend verschiedene Antworten bekommen. Aber eine Sache ist gewiss: Nämlich, dass dieser Janosch existiert. Dass er sich ernährt vom Krieg und dem Leid der Menschen... und dass er mit dem Verlauf der Front immer weiter nach Osten gezogen ist. Und jetzt... jetzt ist die Front ziemlich nahe. Und Janosch... Janosch ist es vermutlich auch.“

Mit diesen Worten drückte Wladimirowitsch seine Kippe aus, und klopfte mir dann kameradschaftlich auf die Schulter. „Wie auch immer, Jungs... ich würde mich jedenfalls nicht allein im Wald aufhalten wollen in diesen Zeiten. Schaut besser, dass ihr schnell zu euren Leuten kommt! Und passt gut auf euch auf. Wird ein harter Winter werden dieses Jahr.“

Er nickte uns noch einmal zum Abschied zu, ehe er sich nachdenklich zurück zu seinen Kameraden begab.

Wir winkten ihm ein letztes Mal hinterher und sprangen dann erwartungsfroh auf den Wagen. Aris und Kira legten sich nach hinten auf die Ladefläche, während ich mit Vanja auf dem Kutschbock platznahm und unsicher nach den Zügeln griff, wie ich es zuvor schon so oft auf dem Markt gesehen hatte.

„Janosch, wer?“, fragte Kira von hinten, die wohl Teile unseres Gesprächs mit Wladimirowitsch mitbekommen hatte.

„Ach, nur so eine Gruselgeschichte.“, erwiderte ich konzentriert. „Ich glaube, manche Menschen hören nie damit auf, abergläubisch zu sein.“

„Lasst uns einfach von hier verschwinden.“, murmelte Aris im Halbschlaf. „Alles ist besser als hier zu sein.“

Ich versuchte, durch ein Auf- und Abschwenken der Zügel das Maultier zum Vorwärtsgen zu bewegen. Doch der Muli wackelte nur kurz mit den Ohren und schaute ratlos zu uns zurück.

„Gib mal her!“, meinte Vanja, bevor er mir die Zügel aus der Hand nahm, da ich mich offensichtlich doch nicht so gut dabei anstellte. „Du hast es nicht so mit Tieren, Nikolaj, oder? Du musst ihn erstmal auf dich aufmerksam machen, ungefähr so.“

Dann schnalzte er mit der Zunge und zog an den Zügeln, worauf sich das Maultier widerwillig in Bewegung setzte.

Während wir ungehindert den Hof verließen und an den am Tor stationierten Wachen vorbeifuhren, startete ich ungläubig zurück zu dem immer kleiner werdenden Gebäudekomplex, in dem wir den größten Teil unseres Lebens verbracht hatten. Auch wenn wir in den letzten Monaten häufig davon gesprochen hatten, uns abzusetzen und uns irgendwo fernab von allen Erwachsenen und deren anstrengenden Regeln etwas Eigenes aufzubauen... ich hätte nicht im Traum damit gerechnet, dass dieser Tag so schnell kommen würde.

Ich hätte gerne mehr Zeit gehabt, um mich von allen richtig zu verabschieden und vielleicht den modrigen Duft des Kellers, den Anblick der vertrauten Gänge, oder die ausgelassene Stimmung im Speisesaal nochmal richtig in mich aufzusaugen, anstatt hier so überhastet und planlos aufzubrechen.

Aber in Anbetracht der Umstände, in Anbetracht dessen, dass wir beinahe voneinander getrennt worden wären und mit den ganzen Soldaten im Haus ohnehin nicht mehr besonders viele Freiheiten gehabt hätten, war es wohl das Bestmögliche, was uns in dieser Situation widerfahren konnte.

Langsam zogen die Fassaden der Stadt an uns vorbei, bis wir schließlich die letzten Häuser hinter uns gelassen hatten und am Ufer des Flusses entlangfuhren, dort, wo wir noch wenige Wochen zuvor so ausgelassen gespielt und gelacht hatten.

Eine Weile sprach keiner von uns ein Wort... als ob erst einmal jeder für sich selbst realisieren musste, was da gerade geschehen war, und welche Auswirkungen das auf unser weiteres Leben haben würde.

Vanja war der Erste, der schließlich das Schweigen brach.

„Das war echt heftig vorhin. Als die Soldaten mich gepackt hatten, habe ich für einen Moment wirklich geglaubt, dass die mich jetzt mitnehmen würden und ich euch vielleicht niemals wiedersehe. Weiß nicht, wann ich mich zum letzten Mal so hilflos gefühlt habe.

Das... ich denke, das ist jedenfalls schon eine Ewigkeit her.

Aber als ich dann Aris' Stimme hörte, da wusste ich, dass alles wieder gut werden würde! So wie immer.“

Er lächelte unseren Freund und Anführer strahlend an. Aber Aris kratzte sich nur nachdenklich am Kinn und erwiderte mit einem grimmigen Gesichtsausdruck:

„Nichts ist wie immer, Vanja. Wir hatten diesmal einfach nur verdammtes Glück. Wenn die nicht zufällig gerade ein paar Partisanen erwartet hätten, dann... keine Ahnung. Ich glaube, wir wären aus der Nummer nicht mehr heil rausgekommen.“

„Aber...“, stammelte Vanja ungläubig. „Aber dir fällt doch immer was ein. Vielleicht... vielleicht hätten wir dann halt was mit Spinnen probiert. Oder mit den Ratten.“

„Kinderkram!“, rief Aris, verärgert über Vanjas Naivität, vor allem jedoch über seine eigene Hilflosigkeit. „Ratten, Spinnen, Zigeunerflüche. Das ist alles beschissener Kinderkram, versteht ihr? Gerade mal gut genug, um ein paar abergläubischen Waisenkindern Angst zu machen, und vielleicht noch unserem versoffenen Heimleiter.

Aber für die Welt da draußen ist es zu wenig. All das Training... all die Zeit, die wir verplempert haben, um die anderen zu beobachten und ihre Schwächen zu analysieren... alles war völlig nutzlos!

In der Welt da draußen... in der Welt da draußen würden wir damit keinen Monat überleben. Denn in der Welt da draußen regieren solche Kaliber wie dieser Major Gusekow. Solchen Leuten machst du keine Angst mit ein paar billigen Taschenspielertricks. Um solchen Leuten Angst zu machen, muss man noch weitaus grausamer und unheimlicher sein, als wir es jemals gewesen sind.“

„Und wenn schon...“, mischte ich mich achselzuckend in die Unterhaltung ein. „Wir müssen ja auch nicht die Herren der Welt werden und alles und jeden da draußen unter unsere Kontrolle bringen. Halten wir uns in Zukunft von solchen Schreihälsen wie Gusekow einfach fern! Ist mir sowieso lieber, wenn du mich fragst. Einfach unauffällig bleiben und denen nicht in die Quere kommen, dann...“

„Wir müssen stärker werden!“, sprach Aris überzeugt weiter, ohne auch nur im Geringsten auf meine Einwände einzugehen. „Wenn sie noch immer keinen Respekt vor uns haben... dann müssen wir eben noch stärker werden. Stärker und grausamer.“

Vanja versuchte, die Stimmung aufzuheitern, indem er daran erinnerte:

„Wir haben doch jetzt Waffen! Waffen für eine halbe Armee. Und jede Menge Falschgeld. Mit dem heuern wir ein paar Söldner an, die für uns kämpfen und uns beschützen. Dann sind wir stark!“

„Ach ja?“, erwiderte Aris nicht wirklich begeistert. „Und wer hindert die daran, uns einfach das Geld zu klauen und uns zum Abschied eine Kugel in den Kopf zu jagen, wenn wir nicht stark genug sind, um uns selbst zu verteidigen? Wir müssen stärker werden, Vanja. So oder so.“

Erst jetzt kam mir in den Sinn, dass wir ja im Grunde auch nur Diebe waren, die etwas gestohlen hatten, was eigentlich für jemand anderen bestimmt war. Diebe, die genauso egoistisch und rücksichtslos handelten wie die Erwachsenen, vor denen sie sich zu schützen versuchten.

„Ich frage mich, was jetzt wohl aus den echten Partisanen wird?“, versuchte ich meine Freunde auf dieses Dilemma aufmerksam zu machen. „Ich meine, wenn sie ihre Lieferung nicht bekommen, und...“

„Die brauchen die Lieferung nicht mehr.“, antwortete Aris kaltschnäuzig. „Sind vermutlich alle tot. Seit zwei Tagen schon. Hab gesehen, wie man sie drüben auf der anderen Seite vom Fluss aufgehängt hat. Vor denen brauchst du keine Angst mehr zu haben.“

„Na dann...“, murmelte ich leise, doch wirklich zu beruhigen vermochte mich diese Vorstellung auch nicht gerade. Immerhin waren wir ja jetzt sowas wie ihre Nachfolger... daher vergewisserte ich mich mit einem besorgten Blick nach hinten zur Ladefläche, ob auch wirklich alles ordentlich abgedeckt war, damit wir nicht schon von Weitem als Partisanen erkannt werden konnten, die eine Wagenladung Waffen durch die Gegend kutschierten.

„Wohin wollen wir denn jetzt eigentlich gehen?“, fragte Vanja, als er vor uns eine Wegkreuzung auftauchen sah.

„Einfach nur weg von hier.“, antwortete Aris. „Im Westen sind die Nazis, und im Norden und Osten sind... naja, Gusekow und solche Leute. Also fahren wir am besten nach Süden. Immer weiter nach Süden...“

„Was sind Nazis?“, unterbrach ihn Kira neugierig. „Nazis böse?“

Vanja lächelte und klopfte mir auffordernd auf die Schulter.

„Ey, Nikolaj... du bist doch der Fachmann für politische Fragen. Erklär du es ihr. Was sind Nazis?“

Ich nickte. Das Erklären an sich war ja auch kein Problem. Es erwies sich nur manchmal als etwas schwierig, die Dinge so zu beschreiben, dass es sich auch mit Kiras etwas anderer Art des Denkens in Einklang bringen ließ.

„Also Nazis sind... böse, ja. Das sind Menschen, die glauben, sie sind besser als andere Menschen, besser als wir... und deshalb wollen sie über uns herrschen.“

„Wie Volkov?“, hakte Kira auf ihre unnachahmliche Art weiter nach. „Volkov Nazi?“

„Wenn du so willst, ja.“, erwiderte ich grinsend. „Stell dir vor, so jemand wie Volkov... aber nicht einer davon, sondern tausende. Und alle sehen sie gleich aus. Blond und groß und blaue Augen. Und sie kommen hierher, weil sie unser Land wollen.“

Kira schaute mich verwundert an.

„Warum Land wollen? Land nicht gut. Menschen hungern.“

„Ja...“, meinte ich nachdenklich. „Aber vielleicht... vielleicht denken die Nazis ja, ihre Kartoffeln wachsen in unserer Erde besser als unsere eigenen. Keine Ahnung. Oder sie haben Angst, dass wir sie angreifen und ihnen ihr Land wegnehmen, wenn sie uns nicht vorher unseres wegnehmen. Oder sie... sie wollen einfach nur, dass jeder weiß, dass sie die Stärkeren sind. So wie die Wölfe.“

„Wölfe schwach. Wir Anführer besiegen, Wölfe weg. Nazis auch schwach? Wir Anführer besiegen... Nazis weg?“, fragte sie weiter.

Ich seufzte amüsiert, weil ich schon ahnte, dass das mal wieder eine etwas längere Unterhaltung werden könnte. Aber ich schwöre, ich habe jede Minute davon genossen... während sich Vanja ganz auf die Straße konzentrierte und Aris sich eine Decke unter den Kopf gelegt und seinen Körper verlassen hatte, um schonmal den vor uns liegenden Weg auszukundschaften.

Nach einer guten weiteren Stunde holpriger Fahrt, als die Sonne bereits hinter dem bewaldeten Horizont verschwunden war und der leicht bewölkte Himmel eine intensive rötliche Färbung angenommen hatte, erreichten wir schließlich eine kleine Waldlichtung, die Aris als idealen Platz zum Übernachten ausfindig gemacht hatte.

Offensichtlich musste hier mal ein größerer Hof oder irgendetwas in der Art gestanden haben, doch außer einigen mit grünem Gestrüpp überwucherten, angekolkten Mauerresten und einer windschiefen Scheune mit halb eingestürztem Dach war nicht mehr all zu viel von der einstigen Herrlichkeit des Anwesens zu sehen.

„Und?“, fragte Aris mit einem unterdrückten Gähnen, während unser Wagen langsam auf der Wiese neben der Hütte zum Stehen kam. „Wie ist es?“

„Du hattest Recht.“, antwortete ich, nachdem ich mich aufmerksam nach allen Seiten umgesehen hatte. „Scheint alles verlassen zu sein hier. Ich denke, wir können hier bleiben

für die Nacht. Aber vielleicht sollten wir die Kutsche irgendwo verstecken. Nur für den Fall...”

„Wir brauchen auch Wasser und Stroh.“, ergänzte Vanja mit sorgenvollem Blick auf unser erschöpftes Maultier. „Er muss sich ausruhen. Und... wir haben noch immer keinen Namen für ihn.“

„Wem willst du denn noch alles Namen geben?“, fragte Aris kopfschüttelnd. „Spinnen, Ratten, und jetzt auch noch diesem stinkenden Esel?“

„Es ist ein Maultier!“, korrigierte ihn Vanja. „Und ja, ich denke, wir sollten ihm einen Namen geben. Damit er nicht einfach nur irgend so ein Ding ist, verstehst du?“

„Wenn du meinst.“, erwiderte Aris nicht wirklich überzeugt. „Wie willst du ihn nennen? Lenin, Stalin und Marx sind schon weg. Wie wäre es mit... äh Gusekow? Oder Hitler? Oder Adolf?“

„Spinnst du?“, empörte sich Vanja. „Du kannst dieses unschuldige Tier doch nicht Adolf nennen. Kein Maultier hat sowas verdient!“

„Wie wäre es mit Janosch?“, überlegte ich, weil mir spontan kein besserer Name einfiel. „Du meinst, wie der durchgeknallte Killer in Wladimirowitschs Gespenster-Geschichte?“, fragte Vanja skeptisch.

„Nein...“, meinte ich grinsend. „Einfach so. Weil Janosch ein guter Name für einen Muli ist. Jedenfalls besser als Hitler oder Gusekow.“

„Gut, hast mich überzeugt.“, gab sich Vanja geschlagen und erhob sich, um unserem Reittier einen sanften Klaps auf den Nacken zu geben.

„Also, lieber Muli... Ich taufe dich hiermit auf den Namen Janosch! Ja, das bist du... unser Janosch...“

Wie zur Bestätigung stieß Janosch einen wiehernden Laut aus. Vermutlich bedeutete es aber eher, dass er Durst hatte und für heute schon mehr als genug gelaufen war.

Ich stieg vorsichtig von der Kutsche herab. Durch das lange Sitzen in ein und derselben Position war mein Fuß eingeschlafen und ich hatte Schwierigkeiten, mich auf den Beinen zu halten. Vielleicht hatte mich die lange Fahrt auch ein wenig seekrank gemacht. Ich war so eine Art der Fortbewegung einfach nicht gewohnt.

Auch Aris schien von den Ereignissen der letzten Stunden etwas mitgenommen zu sein... denn ich beobachtete, wie er sich unsicher an Vanja festhielt, während der ihm als Orientierungshilfe die genaue Beschaffenheit der Umgebung schilderte. „Auf zwölf Uhr. Dreißig Schritte von uns ist der Eingang der Hütte. Hast du das?“

„Ja...“, nickte Aris. „Ja... ich denke, ich komme klar. Und der Waldrand, wie weit ist er genau von hier entfernt?“

Ich massierte unterdessen mein Bein und fragte Kira, ohne zu ihr aufzusehen:

„Reichst du mir mal ein Brötchen runter, Kira? Ich hab irgendwie so ein flaues Gefühl im Magen und...“

Ich verstummte mitten im Satz, als ich realisierte, dass sich Kira längst nicht mehr auf der Kutsche befand, sondern stattdessen wie in Trance in Richtung der Hütte torkelte. Dort sank sie erschöpft auf die Knie und fing an, leise zu schluchzen. Ein Geräusch, fast wie das Weinen eines Kindes, wie ich es noch nie zuvor von ihr gehört hatte.

„He, Leute!“, meinte ich besorgt in Richtung von Vanja und Aris, und klopfte ihnen unauffällig auf die Schulter. „Schaut mal da!“

„Was?“, fragte Aris. „Was ist passiert?“

„Kira...“, erwiderte Vanja ungläubig, ehe er sich von Aris löste und in Richtung seiner Freundin eilte.

„Sie ist vor der Hütte niedergesunken und scheint irgendwie... ich glaube fast, sie heult!“, übernahm ich die weitere Erklärung und zog Aris auffordernd am Ärmel. „Komm schnell, sehen wir nach, was da los ist!“

Als wir schließlich bei ihr ankamen, grub Kira mit ihren bloßen Händen in der lockeren Erde, als hoffte sie dort irgendeinen wertvollen Schatz zu finden. Sie hatte bereits eine gut dreißig Zentimeter tiefe Grube ausgehoben und dachte noch immer nicht daran, damit aufzuhören. Selbst als Vanja ihr sanft an die Schulter fasste und beruhigend auf sie einzureden begann, machte sie einfach keuchend weiter wie eine Wahnsinnige, ohne ihm auch nur im Geringsten Beachtung zu schenken.

„Was ist los mit dir, Kira... sag es uns... was hast du?“

„Das ist nicht gut.“, flüsterte mir Aris leise ins Ohr. „Ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache.“

Noch ehe ich irgendetwas darauf antworten konnte, hatte Kira ganz offensichtlich gefunden, wonach sie suchte... denn nachdem sie noch einmal einen ordentlichen Haufen Erde aus der Grube gehoben und uns vor die Füße geschleudert hatte, ragte plötzlich eine knochige, skelettierte Hand aus der Grube hervor.

„Ich glaube, da unten ist jemand begraben.“, erklärte ich Aris und trat zitternd näher an die Grube heran.

Auch Vanja beugte sich jetzt mit einer Mischung aus morbider Neugier und aufkommender Panik über mich und starrte fassungslos in das Erdloch, in dem Kira mittlerweile nicht nur die Überreste eines menschlichen Arms, sondern mehrere zertrümmerte Schädel freigelegt hatte.

Auch wenn ich nicht an irgendwelche Gruselgeschichten glaubte, die von wieder zum Leben erweckten Toten handelten, beunruhigte mich dieser Anblick dennoch zutiefst, und ich begann mich unwillkürlich nach allen Seiten umzusehen.

Der im Dämmerlicht des zu Ende gehenden Tages immer dunkler werdende Wald um uns herum, der wie ein bedrohlicher Schattenwall immer näher an die kleine Lichtung heranzurücken schien, ließ mich zum ersten Mal an jenem Tag daran zweifeln, ob es wirklich eine so gute Idee gewesen war, die vertraute Sicherheit unseres Heimes gegen die ungewisse weite Welt einzutauschen.

„Ein Massengrab.“, flüsterte Vanja sichtlich geschockt. „Woher wusstest du davon? Kira?“

Kira schien erst nicht antworten zu wollen. Die blasser Haut an ihrem Arm, ja ihr gesamter Oberkörper, war zu großen Teilen von schwarzer Erde bedeckt. Sie zitterte noch mehr als wir, und es hatte den Anschein, als würde sie jeden Moment vor uns zusammenklappen. Aber dann biss sie die Zähne zusammen, deutete auf die vor ihr liegenden Leichenteile und sprach mit tränenerstickter Stimme:

„Kira Zuhause. Hier Zuhause. Familie hier.“

„Du meinst...“, versuchte Vanja seine sich überschlagenden Gedanken zu ordnen. „Du meinst... du hast hier gelebt? Früher, in der Vergangenheit... bevor du zu uns kamst?“

„Ver... gangen... heit...“, wiederholte Kira apathisch. Auch wenn wir ihr schon oft den Unterschied von gestern und morgen zu erklären versuchten, hatte sie doch immer nur

Interesse an der Gegenwart gehabt. Ich glaube, als sie nun hier mit uns vor dem Grab ihrer Familie stand, ist ihr zum ersten Mal so richtig klar geworden, dass es mehr gab als das Hier und Jetzt... mehr Dinge, die uns berührten... mehr Menschen, die uns etwas angingen... und dass die Zeit nur in eine Richtung lief. Nämlich weg von diesen Dingen, weg von diesen Menschen. Immer weiter auf das große Vergessen zu.

„Vergangenheit scheiße! Kira keine Vergangenheit!“, brüllte sie schließlich in Vanjas Richtung, wischte sich mit den dreckverschmierten Händen die Tränen aus dem Gesicht, wodurch sie ein bisschen wie ein mit Tarnfarbe bemalter Soldat auszusehen begann, und rannte dann in Richtung des Waldes davon.

Vanja versuchte noch, sich ihr in den Weg zu stellen und sie in den Arm zu nehmen, doch Kira rammte ihn einfach nur achlos zur Seite, so dass er Mühe hatte, sein Gleichgewicht zu bewahren. Zu groß war ihr Schock über die wiederentdeckte Vergangenheit, zu groß der Schmerz angesichts des tragischen Endes ihres früheren Lebens.

Ich wollte ihr hinterher, um sie aufzuhalten, schließlich wurde es schon Nacht, und da sollten wir besser alle zusammenbleiben. Aber Aris griff nach meiner Hand und hielt mich entschlossen zurück.

„Bleib.“, sagte er nur. „Da muss sie jetzt ganz alleine durch. Das müssen wir alle.“

„Aber wir müssen doch irgendwas tun!“, überlegte Vanja verzweifelt.

„Ja.“, bestätigte Aris emotionslos. „Wir müssen die Kutsche verstecken und dieses verdammte Loch wieder zuschütten.“

„Aber...“, fing Vanja abermals an und warf mir einen hilflosen Blick zu. Doch ich konnte auch nicht mehr tun als mit den Schultern zu zucken, und vermutlich hatte Aris ja Recht und es war am besten, Kira erstmal eine Weile allein durch den Wald rennen zu lassen, damit sie sich irgendwie an den Bäumen abreagieren konnte, anstatt an einem von uns.

„Sie kann schon auf sich aufpassen, Vanja... keine Sorge...“

„Und wenn sie nicht wiederkommt?“, fragte er mich mit traurigem Blick in Richtung des Waldes.

„Sie war glücklich, als sie mit dir zusammen war.“, antwortete ich bloß. „Sie wird immer wiederkommen wegen dir.“

Nachdem wir das Grab notdürftig zugeschüttet, die Kutsche hinter dem Schuppen versteckt und Janosch an eine mit abgestandenem Wasser gefüllte Tränke gebunden hatten, waren wir drei Übriggebliebenen in die Scheune gegangen, um erstmal einen Happen zu essen und uns aus einigen herumliegenden Strohresten und ein paar in der Ecke liegenden löchrigen Pferdedecken ein notdürftiges Lager für die Nacht zu bereiten. Ich war gerade dabei, mir ein halbwegs akzeptables Kissen zurechtzufalten, als Vanja auf einmal unter einigen alten Holzbalken etwas gefunden zu haben schien.

„Hey Leute, ich glaube hier ist was. Helft mir mal kurz!“

Ich machte mich auf den Weg und ging ihm beim Wegräumen der Balken zur Hand. Dann schaute ich neugierig auf die darunter zum Vorschein kommende Ritze im Boden, die Vanja mit seinem Taschenmesser weiter verbreiterte, bis er schließlich eine der Holzdielen herausnehmen konnte.

„Das ist eine Art Versteck, glaube ich.“, meinte er aufgeregt und griff neugierig in die Lücke im Boden.

„Und?“, fragte ich gespannt. „Irgendwas Wertvolles?“

Vanja zog eine alte Decke zur Seite, die wohl als Schutz über das Versteck gelegt worden war, und förderte dann mehrere halb verrottete Papierreste zu Tage, Briefe, Fotos und irgendwelche in Fetzen liegenden Landkarten, die ihre besten Tage auch schon länger hinter sich hatten. Und da war noch eine Art Flugblatt oder ein Plakat, auf dem ein unerschrockener Reiter mit einem Säbel in der Hand abgebildet war.

„Wer ist das?“, wollte ich neugierig in Erfahrung bringen.

„Nestor Machno. Steht hier.“, erklärte mir Vanja und streckte mir das Plakat entgegen.

„Und darunter steht noch: Freiheit oder Tod!“

„Wer soll das sein?“, hörte ich Aris gähnend von hinten nachfragen. „Irgendein Räuberhauptmann oder sowas?“

„Kein Räuber... ein Anarchist!“, erwiderte ich und versuchte angestrengt, mich an das zu erinnern, was ich in einem der verbotenen Bücher, die irgendwo in den Kellerräumen des Waisenhauses in einer alten Truhe gelagert waren, über die Zeit nach dem ersten großen Krieg gelesen hatte... die Zeit der Revolution. „Wenn ich mich recht entsinne, hat er zunächst an der Seite der Bolschewiki gegen die Deutschen gekämpft, und gegen die Konterrevolutionäre. Viele Bauern haben sich seinem Kampf angeschlossen, weil er einer von ihnen war und in ihrer Sprache gesprochen hat... anders als die weltfremden Ideologen aus den Großstädten. Er hat die Pferde der Bauern nicht einfach beschlagnahmt, wie es die Roten gemacht haben, sondern er hat sie anständig dafür bezahlt.“

Und weil Nestor Machno und seine Reitertruppen sich hier in der Gegend so gut auskannten und von der einheimischen Bevölkerung unterstützt wurden, waren sie ihren Feinden auch immer eine Nasenlänge voraus. Niemand wusste, wo sie als nächstes zuschlagen würden, und so erzielten sie zahlreiche militärische Erfolge, eroberten Dörfer und ganze Städte, und vertrieben die alten Machthaber.

Zeitweise hatten sie die gesamte Region unter ihrer Kontrolle... und zum ersten Mal in der Geschichte waren die Menschen dort wirklich frei, konnten sich selbst organisieren und den Profit ihrer Arbeit selbst einstreichen, anstatt ihn an irgendwelche Bonzen oder Großgrundbesitzer abgeben zu müssen.

Doch der Partei war er ein Dorn im Auge, weil Machno für die Selbstverwaltung der Bauern eintrat, und gegen zu viel Einflussnahme aus Moskau. Schließlich haben sie ihn verraten und gejagt wie einen Verbrecher... aber so weit ich weiß, haben sie ihn nie erwischt. Ich glaube, er ist später dann ins Ausland geflohen.“

„Und das hier?“, meinte Vanja mit Blick auf das Plakat, das ihn sichtlich zu beeindrucken schien. „Meinst du, das bedeutet, dass er vielleicht hier gewesen ist? Sich hier versteckt hat?“

„Entweder das...“, grübelte ich. „Oder hier lebten einfach einige seiner ehemaligen Erfolgsleute... oder Bauern, die ihn verehrt haben. Und irgendwann hat man sie entdeckt und getötet.“

„Du meinst, das waren die Kommunisten, die das gemacht haben?“, fragte Vanja ungläubig, dem die Vorstellung nicht gefiel, dass dieselben Leute, die uns vor einigen Stunden noch mit Waffen versorgt hatten, für den Tod von Kiras Familie verantwortlich sein könnten.

„Ich hab keine Ahnung.“, musste ich leise eingestehen. „Aber ich denke, wenn das, was ich über diesen Nestor Machno gelesen habe, stimmt, dann muss man wohl davon ausgehen, dass es so gewesen sein könnte... dass die Kommunisten ihren anarchistischen

Verbündeten in den Rücken gefallen sind... sie gejagt und abgeschlachtet haben. Und Kira..."

„Kira ist die letzte Überlebende... die letzte, die übrig ist.“, ergänzte Vanja mit nachdenklichem Blick auf den stolzen Reiter auf dem Plakat. „Wer weiß, vielleicht ist sie ja sogar seine Tochter oder sowas. Das würde zumindest erklären, warum sie so unglaublich stark ist. Und eine kleine Anarchistin.“

Beim Gedanken daran huschte ihm ein leichtes Lächeln übers Gesicht... aber es verschwand sofort wieder und wich der Sorge um sie, als ihm wieder bewusst wurde, dass Kira jetzt irgendwo da draußen allein durch den Wald irrte und niemanden hatte, der ihr beistehen konnte.

„Hey, Aris!“, sagte er in Richtung unseres Freundes gewandt. „Kannst du vielleicht mal nachschauen, ob du sie finden kannst? Nicht, dass ihr irgendwas zugestoßen ist.“

„Mach dir... keine Sorgen...“, murmelte Aris ein wenig gequält.

Erst jetzt fiel mir auf, wie müde und teilnahmslos er wirkte, genaugenommen ja schon den halben Tag lang.

„Alles in Ordnung mit dir?“, fragte ich ihn daher besorgt, mit so einer gewissen Ahnung im Hinterkopf. „Wie lange hast du nicht geschlafen, Aris? Sei ehrlich...“

„Geschlafen...“, flüsterte Aris. „Vier Tage und vier Nächte... nicht geschlafen...“

Vanja und ich schauten uns besorgt in die Augen.

„Tut mir leid. Ruh dich besser aus.“, meinte Vanja schließlich. „Wahrscheinlich habt ihr Recht, und ich mache mir völlig umsonst Sorgen.“

Vanja griff nach der warmen Decke, die sich auch noch in dem geheimen Versteck im Boden befunden hatte, um sie Aris rüberzureichen, damit er mit seinem kurzärmeligen Hemd nicht frieren würde.

Doch kaum, dass Vanja das zusammengelegte Stück Stoff auffaltete, fiel uns daraus mit einem lauten Scheppern ein großer, metallischer Gegenstand entgegen... wie sich herausstellte, ein silbern glänzender Kavallerie-Säbel, ganz ähnlich wie der, den dieser anarchistische Kriegsheld Nestor Machno auf dem Plakat in den Händen hielt.

„Heilige Bolschewiki!“, entfuhr es Vanja wie vom Blitz getroffen. „Das muss sein Säbel gewesen sein. Er war wirklich hier! Nestor Machno war hier... hier in dieser Hütte...“

Fasziniert nahm er den Griff in die Hand und bewunderte die lange Klinge, die in Anbetracht der Tatsache, dass sie vermutlich mehrere Jahrzehnte hier vergraben war, immer noch erstaunlich gepflegt wirkte.

„Aris! Aris! Hier... fühl mal diesen Säbel...“, meinte er aufgeregt und reichte die Waffe an unseren Freund weiter, der daraufhin mit seinen schmalen Fingern an der Klinge entlangfuhr.

„Hmm... da sind einige Scharten drin.“, beschrieb Aris seine Eindrücke. „Muss schon in vielen Schlachten benutzt worden sein. Und der Griff wirkt sehr hochwertig, individuell. Vielleicht eine Sonderanfertigung... für wen auch immer.“

„Sag ich ja. Nestor Machno!“, war sich Vanja sicher. „Vielleicht hat er ihn hiergelassen, weil er vorhatte, eines Tages zurückzukommen und die Bolschewisten aus unserem Land zu vertreiben.“

„Ich weiß nicht, ob du heutzutage mit nem Säbel noch viel ausrichten kannst.“, versuchte ich, mit einem Fingerzeig in Richtung des Propaganda-Plakats meine Skepsis zum Ausdruck

zu bringen. „Ich meine... die schießen dich doch einfach über den Haufen, wenn du heute so auf dem Schlachtfeld auftauchen würdest. So blöd würde keiner sein.“

„Es geht um die Symbolwirkung.“, erklärte mir Vanja überzeugt. „Ein Anführer, der selber kämpft und an vorderster Front seine Leute in die Schlacht führt, wird mehr Respekt ernten als irgendein Sesselfurzer, der im Hauptquartier irgendwelche Einheiten auf der Karte rumschiebt. Ist doch so, Aris, oder?“

„Wie auch immer.“, antwortete der mit einem unterdrückten Gähnen, bevor er den Säbel neben sich auf den Boden legte. „Weckt mich, wenn sich irgendwas tut. Aber wenn nicht... dann lasst mich einfach schlafen, ja?“

„Ich glaub nicht, dass ich heute schlafen kann.“, meinte Vanja nachdenklich. „Nicht, so lange Kira irgendwo da draußen umherirrt. Wir sind doch... eine Familie. Wir sollten das gemeinsam durchstehen.“

Kapitel 20 - Ausgeliefert

Eine halbe Stunde später schlummerte Aris bereits tief und fest.

Vanja und ich saßen im fahlen Lichtstrahl einer flackernden Öllampe, die wir bei den anderen Sachen auf der Kutsche gefunden hatten, und versuchten, nicht zu viel darüber nachzudenken, dass wir uns so weit weg von unserem vertrauten Heim befanden wie nie zuvor... noch dazu in einem dunklen Wald, nicht weit entfernt von der Front, unmittelbar über einer Vielzahl verrotteter Leichen. Unsere beste Kämpferin war verschwunden, und unser genialer Anführer, der immer auf alles eine Antwort wusste, würde vermutlich bis zum nächsten Morgen durchschlafen.

Übrig blieben nur wir zwei, Vanja und ich... beide nicht gerade die Mutigsten. Jedenfalls nicht, wenn wir so wie jetzt auf uns alleine gestellt waren.

Vanja hatte das Plakat von Nestor Machno hinter uns an die Wand gehängt, der im flackernden Lampenlicht noch lebendiger wirkte. Hin und wieder drehte Vanja den Kopf in seine Richtung und genoss den beruhigenden Anblick, wie den eines Schutzheiligen, der über uns wachte und dafür Sorge trug, dass wir nicht von den Schrecken der Nacht verschlungen wurden.

Trotzdem hatte Vanja zur Beruhigung auch noch den Säbel genommen und sich auf den Schoß gelegt. Auch wenn wir genau wussten, dass man mit dieser hoffnungslos veralteten Waffe im Ernstfall nicht viel ausrichten konnte gegen die Panzer und Maschinengewehre der Deutschen, gab es uns doch so ein irrationales Gefühl von Sicherheit.

Keine Ahnung, wie lange wir so dalagen, die Schatten an der Wand beobachteten und den ungewohnten Geräuschen des Waldes lauschten. Aber es musste wohl schon weit nach Mitternacht gewesen sein.

„Kannst du auch nicht schlafen?“, flüsterte ich leise in Vanjas Richtung, da ich sah, wie er unruhig seine Beine hin und her bewegte.

„Nein.“, kam von ihm postwendend zurück. „Ich kann mir nicht mal mehr vorstellen, dass ich es jemals konnte... einfach so einschlafen, in einer Welt wie dieser. Musst nur ein bisschen im Dreck buddeln, und schon kommen die ersten Leichen zum Vorschein. Wer

weiß, wie viele da noch vergraben sind. Wie viele überall vergraben sind! Unter dem Waisenhaus. Unter den Straßen der Stadt. Unter den Bäumen im Wald. Und Kira... sie ist jetzt ganz allein da draußen, und... sie hat das echt nicht verdient. Oh Mann, das ist alles so ungerecht!“

Ich ahnte, wie sehr ihn das Ganze mitnehmen musste, und versuchte ihn irgendwie auf andere Gedanken zu bringen.

„Weißt du noch, wie sie mich damals von oben bis unten beschnuppert und angegrabscht hat, als ich zum ersten Mal bei euch im Keller gewesen bin? Und ich war so verdattert... ich wusste gar nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Hab mir noch tagelang das Gehirn zermartert, was das für eine komische Prüfung war... weshalb sie so nah auf Tuchfühlung gegangen ist, und was sie dadurch herausfinden wollte.

Wollte sie sehen, wie ich mich in dieser Situation verhalte? Ging es ihr um irgendwelche körperlichen Merkmale oder um einen bestimmten Duft, den ich habe, und den vielleicht nur sie schmecken konnte?

Erst später ist mir klar geworden, dass ich das Ganze damals viel zu kopflastig angegangen bin. Es ist nämlich überhaupt kein Test gewesen, nicht wahr? Es war einfach nur ihre Art, hallo zu sagen und mich kennenzulernen.

Und auch wenn ich ihre Logik vielleicht nie ganz begreifen werde... es hat tatsächlich funktioniert! Wir haben uns auf diese Weise kennengelernt. Schneller, und besser, und nachhaltiger, als wenn wir tausend Worte miteinander gewechselt hätten.

Und schon am nächsten Tag erschien es mir so selbstverständlich... dass sie da war, dass ich sie berühren konnte... dass sie mich berühren konnte. Wir waren einander so vertraut, als würden wir uns schon ewig kennen.“

Vanja konnte sich beim Gedanken an die direkte Art unserer wilden, ungewöhnlichen Freundin ein Lächeln nicht verkneifen.

„Da ist so eine Barriere zwischen den Menschen...“, meinte er schließlich leise. „Eine Barriere, die uns sagt: Bis hierhin, aber nicht weiter. Hier ende ich, und hier beginnst du. Hier habe ich nichts verloren, in dieser fremden Sphäre. Diese Barriere haben wir von kleinauf verinnerlicht... und mehr noch, wir haben sie mit jedem weiteren Jahr ausgebaut und immer undurchdringlicher gemacht.

Aber Kira... Kira hat diese Barriere zwischen uns einfach pulverisiert. Einfach so.“

Vanja schnippte demonstrativ mit dem Finger.

„Sie hat uns durch ihre Art... durch ihre spezielle Magie... erst zu einer richtigen Familie gemacht. Davor waren wir doch einfach nur Leidensgenossen.“

Ich nickte bestätigend, und ergänzte:

„Im Grunde ist sie voll die Philosophin. Vielleicht sogar die größte von allen. Nur dass sie nichtmal weiß, was Philosophie eigentlich ist. Aber ihre Philosophie ist... jedenfalls besser als das meiste, was in irgendwelchen schlaun Büchern steht.“

„Vielleicht sollten wir es für sie aufschreiben.“, überlegte Vanja durchaus ernstgemeint, verwarf diesen Gedanken allerdings wenig später wieder. „Aber nein... das würde nicht funktionieren. Man muss es wohl selber fühlen, um es zu verstehen. Ich glaube, keiner da draußen würde es verstehen.“

Vanja schüttelte geheimnisvoll lächelnd den Kopf, und ließ vor seinem inneren Auge nochmal ein paar seiner kostbarsten Erinnerungen Revue passieren.

„Ich denke, sie hat mich auch in gewisser Weise befreit.“, meinte er schließlich, nicht ohne einen gewissen Stolz in der Stimme. „Weißt du... das, was sie über mich erzählt haben damals... dass ich heimlich Frauenkleider angezogen habe und so... es stimmt alles. Und ich hab mich immer geschämt dafür.“

Hab gedacht, ich bin verrückt. Bin verrückt, weil ich mir manchmal vorgestellt habe, eine Frau zu sein, und Männer zu lieben, und mich schön hübsch zu machen und all das. Verdammt, ich hab mich wirklich gehasst dafür, dass ich nicht so wie die anderen sein konnte... nicht so, wie es eben normal ist.

Aris meinte dazu nur, in seiner typischen Art: „Ist mir scheißegal, was du dir anziehst. Brauchst dich aber dann echt nicht beschweren, wenn dich mal wieder einer von den Älteren auf dem Klo durchnimmt.“

Aber Kira... Kira sagte nur: „Mann? Frau? Warum wichtig?“

Ich versuchte es ihr zu erklären... über eine halbe Stunde lang. Dass Frauen nunmal Röcke tragen und sich schminken, und Männer nicht. Und wieder kam als Antwort von ihr nur „Warum?“

Ich sagte, weil es eben schon immer so war, dass Frauen zierlicher gebaut sind und sich deshalb schon seit der Steinzeit um das Haus kümmern, während die Männer jagen gegangen sind und mehr für das Grobe zuständig waren, weil sie mehr Muskeln hatten und stärker waren. Doch Kira wieder nur: „Warum? Warum nicht schminken bei Jagd? Warum nur schminken in Haus? Warum Rock tragen in Haus? Warum Haare bei Mann kurz und Frau lang?“

„Weil... äh...“, überlegte ich angestrengt. Und irgendwann fiel mir echt nichts mehr ein. Kein guter Grund mehr, warum eigentlich all diese Dinge so waren. Wenn ich genauer darüber nachdachte, machte es auch alles überhaupt keinen Sinn, was ich ihr da zu erklären versuchte.

Es machte keinen Sinn, dass sich alle Menschen auf eine bestimmte Art verhielten und kleideten, nur weil es die Vorfahren eben auch so gemacht hatten, und weil es vielleicht vor ein paar hundert Jahren mal theoretisch irgendwelche praktischen Gründe dafür gegeben hat.

Und je weniger Sinn ich darin finden konnte, umso dämlicher kam ich mir auch selber vor, dass ich so sein wollte wie die anderen, anstatt dazu zu stehen, wie ich eben bin und fühle. Ganz ehrlich, Nikolaj... versuch mal Kira zu erklären, warum man als Mann nur eine Frau lieben darf, und nicht einen anderen Mann. Oder warum sie als Mädchen immer ihre Brüste bedecken muss und wir Jungs nicht. Oder warum sie nicht gleichzeitig mit mir und mit Aris rumknutschen sollte.

Du kannst es ihr nicht erklären. Nicht, ohne total lächerlich wirkende Argumente aufzusagen wie „Weil es eben schon immer so war“, die Kira dann ja doch nur mit einem weiteren verständnislosen „Warum?“ kontern würde.

Und diese kindliche, naive Verständnislosigkeit, die sie für die ganzen heutigen Sitten und Gebräuche hat, und für die Moralvorstellungen der Erwachsenen... das ist in Wirklichkeit überhaupt nicht naiv, sondern vielleicht das Cleverste, was ich je von einem anderen Menschen gehört habe!

Seitdem tu ich einfach nur noch das, was ich will. Ich will Aris küssen? Verdammt, dann tu ich's einfach. Ich will nackt rumlaufen, weil mir gerade danach ist? Verdammt, dann tu ich's einfach. Naja, zumindest, so lang keine Erwachsenen in der Nähe sind.

Ich habe gelernt, die Welt ein Stückweit mit Kiras Augen zu betrachten... wie ein Neuankömmling aus dem Kosmos, der hier auf diesem Planeten gestrandet ist, und dem unsere ganzen menschengemachten Verhaltensregeln ziemlich unlogisch erscheinen. Nicht wie einer, der hier aufgewachsen ist und alles verstehen kann, was man eigentlich gar nicht verstehen sollte.

Ich weiß echt nicht, wo ich ohne Kira heute wäre... ohne all diese wunderbaren Gedanken.“ Vanja schwieg bedrückt, und ich wusste nicht, was ich darauf noch sagen sollte. Und so griff ich einfach nur seine Hand und lächelte ihn aufmunternd an. Vanja lächelte bemüht zurück, und wir saßen eine Weile nur so da... ohne ein Wort zu sagen, verloren in unseren Gedanken. Aber immerhin nicht alleine.

Auf einmal hörte ich von draußen das aufgeregte Wiehern unseres Mulis. Dann vernahmen wir ein dumpfes Geräusch, als ob irgendjemand von draußen gegen die Holzwand schlug, ehe sich wieder die gewohnte Stille einstellte.

Vanja griff reflexartig nach dem Säbel, der in seinen zierlichen Händen viel zu groß wirkte, und hielt ihn schützend vor sich hin.

„Nikolaj, was zur Hölle war das?“

„Keine Ahnung“, erwiderte ich leise, während mir ein kalter Schauer über den Rücken jagte. „Vielleicht... der Wind. Oder Kira. Oder ein Wolf. Vielleicht... vielleicht sollten wir mal nachsehen. Nur um sicher zu gehen, dass es Janosch gut geht.“

„Vielleicht sollten wir besser Aris wecken.“, überlegte Vanja, dem diese Geräusche genauso unheimlich erschienen waren wie mir. „Aris kann nachschauen, ohne raus zu müssen.“

Doch ich erwiderte nur, dass wir zwei jetzt hier die Verantwortung hatten, und dass Nestor Machno sich sicher auch nicht so schnell ins Hemd gemacht hätte, wenn draußen vor der Hütte mal ein Wolf vorbeigeschlichen ist.

Und so kam es, dass ich zitternd nach der Öllampe griff und wir uns schließlich doch durch die Tür ins Freie wagten, um eigenhändig nach dem Rechten zu sehen.

Draußen war alles stockfinster. Dem lauter gewordenen Rauschen der Bäume nach zu urteilen schien der Wind tatsächlich zugenommen zu haben, und so tasteten wir uns vorsichtig an der Wand entlang auf die andere Seite der Hütte... ich mit der Öllampe in meiner rechten Hand, die aber durch den Wind nicht wirklich viel Licht spendete, und Vanja mit dem schützend vor sich gehaltenen Säbel.

Als Erstes erkannte ich, dass der Wagen nicht mehr an seiner vorigen Position stand, sondern mehrere Meter nach hinten gerollt war... dorthin, wo wir eigentlich unser Maultier angebunden hatten. Doch von ihm war weit und breit nichts zu sehen.

„Oh Mist...“, fluchte Vanja. „Janosch ist weg. Wie sollen wir denn nur weiterkommen ohne ihn? Aris wird uns umbringen, wenn er morgen aufwacht und mitbekommt, dass wir nicht richtig aufgepasst haben.“

„Vielleicht hat er Panik gekriegt und ist rüber in den Wald gerannt.“, vermutete ich, während ich die Öllampe suchend in den dunklen Nachthimmel hielt. „Wenn wir Glück haben, kommt er ja wieder, wenn sich der Sturm beruhigt hat. Er hat sicher nur ein bisschen Schutz gesucht, so wie wir auch...“

Ehrlich gesagt glaubte ich daran zwar selber nicht so wirklich, aber ich wollte auch nicht gerade den Teufel an die Wand malen und darüber nachdenken, dass unser Muli vielleicht

von einem Wolf gerissen worden war, oder dass er nun selbständig den ganzen Weg zurücklaufen würde bis in die Stadt oder sonstwohin.

„Janosch?“, rief Vanja mit zunehmender Verzweiflung in die Nacht hinein. „Janosch... wo bist du?“

Und ein drittes Mal:

„Janosch! Sei nicht so ein Schisser! Nun komm schon, du Feigling! Zeig dich. Gib uns wenigstens ein Zeichen, wo du steckst! Janosch!!!“

Doch keine Reaktion.

Nichts außer dem beständigen Rauschen der Blätter und dem unerbittlichen Pfeifen des Windes.

Und so kehrten wir schließlich fröstelnd zur Hütte zurück... mit unzähligen Gedanken im Kopf, darüber, was unserem Reittier zugestoßen sein könnte, und wie wir das alles am nächsten Morgen Aris erklären sollten. Es war schließlich sein gutes Recht, auch mal eine Nacht durchzuschlafen und sich ganz beruhigt darauf verlassen zu können, dass am nächsten Tag noch alles am gewohnten Platz war, weil ja seine Freunde da waren und für ihn aufpassten.

Nach allem, was er für uns getan hatte, wollte ich einfach nicht, dass er das Gefühl bekam, von unfähigen Versagern umgeben zu sein, die auf sich alleine gestellt nichts auf die Reihe bekamen.

Verdammt, ich wollte, dass er sich auf uns verlassen konnte! Und ich spürte, dass es Vanja genauso ging. Ihm wahrscheinlich noch mehr als mir... denn er hatte Aris noch weitaus mehr zu verdanken. Doch nun standen wir beide mit leeren Händen da.

Mit einem unterdrückten Seufzen öffnete ich die Tür, hoffend, dass Aris noch nicht aufgewacht war von unserem Lärm, und wir ihm nicht jetzt schon Rede und Antwort stehen mussten.

Doch als ich die Lampe in den Raum hinein hielt, um sie wieder zurück auf die hölzerne Kiste zu stellen, zuckte ich unwillkürlich zusammen.

Als Erstes fiel mein Blick auf Kira, die mit einem dicken Seil gefesselt und geknebelt vor unseren Füßen lag und sich energisch strampelnd zu befreien versuchte.

Etwas dahinter lag Aris und rang verzweifelt nach Luft, weil ihm ein großer, über ihm thronender Kerl seinen Stiefel gegen den Hals drückte. Der Eindringling kam mir damals vor wie ein Riese, auch wenn er vermutlich nicht größer als 1,90 Meter gewesen ist. Doch durch seine schweren Stiefel, sein wildes Aussehen und die Wolfsfelle, die er über seiner Kleidung trug, und an denen noch teilweise Klauen und Köpfe der armen Tiere zu erkennen waren, wirkte er auf mich wie ein Besucher aus einer anderen Zeit.

Seine Haare waren schwarz wie die Nacht und hingen ungepflegt bis zu seinen Schultern, über seine Stirn und sein linkes Auge war ein blutdurchtränktes Tuch gewickelt, und eine Narbe verlief quer über sein fahles Gesicht bis zu seinem kantigen Kinn.

„Sind das jetzt alle?“, sprach er mit heiserer Stimme zu Aris gewandt, als er unser Eindringen bemerkte. „Wie viele seid ihr?“

„Hundertzwanzig Mann!“, log Aris. Doch der gnadenlos gegen seine Kehle drückende Stiefel des unheimlichen Fremden machte ihm sofort klar, dass es keine gute Idee war, in dieser Situation die Unwahrheit zu sagen.

„Vier...“, keuchte Aris mit knallrot angelaufenem Gesicht. „Verdammt... wir sind nur zu viert! Bist du jetzt zufrieden?“

„Lass sofort meine Freunde gehen, oder ich hau dich in Stücke!“, brüllte Vanja mit dem Mut der Verzweiflung und streckte dem Eindringling zitternd seinen Säbel entgegen. Doch der dachte gar nicht daran, sich von Vanjas Drohung einschüchtern zu lassen. Stattdessen machte er einen kurzen Ausfallschritt in unsere Richtung, und schlug ihm dann mit einer unglaublich schnellen Bewegung die Waffe aus der Hand.

„Los, da rüber zu den anderen!“, herrschte er uns grimmig an. „Und macht endlich dieses scheiß Licht aus, ihr gottverdammten Amateure!“

Widerwillig gehorchten wir und huschten zu den anderen beiden. Ich versuchte, die wild hin und herzuckende Kira von ihren Fesseln zu befreien, während sich Vanja besorgt um den ziemlich entkräftet wirkenden Aris kümmerte.

Der unheimliche Fremde marschierte währenddessen zur Tür und schob den hölzernen Riegel davor, vermutlich um uns klarzumachen, dass wir hier drinnen von nun an allein seiner Gnade ausgeliefert waren und jeder Fluchtversuch völlig zwecklos sein würde.

Jetzt, wo ich vor ihm kniete und zu ihm aufsehen musste, wirkte er noch riesiger, und durch sein dämonisches Schnaufen und das nun komplett im Dunkeln liegende Gesicht erschien er nochmal ein ganzes Stück bösartiger.

Verdammt... wir waren die Herren unseres Heimes, hatten alle anderen unter Kontrolle gehabt... und noch am Morgen desselben Tages hatten wir uns gegen eine Gruppe erwachsener Soldaten gestellt.

Doch nun, vor dieser unheimlichen Gestalt kauern, fühlte ich mich auf einmal wieder wie ein hilfloses Kind, und hoffte einfach nur, dass ich mir nicht gleich vor Angst in die Hose machen würde.

„Und jetzt raus mit der Sprache!“, herrschte uns der Fremde in gebrochenem Russisch an, was darauf schließen ließ, dass es sich entweder nicht um seine Muttersprache handelte, oder dass er auch ähnlich wie Kira im Wald bei irgendwelchen wilden Tieren aufgewachsen war. „Was wollt ihr von mir? Woher kennt ihr meinen Namen? Und woher zur Hölle wusstet ihr, dass ich euch beobachtet habe?“

Wir schauten uns fragend an, und den Blicken meiner Freunde konnte ich entnehmen, dass sie mit der Situation mindestens ebenso überfordert waren wie ich.

„Janosch...“, flüsterte Vanja leise zu mir. „Ich glaube, das ist er... der echte...“

„Oh scheiße.“, erwiderte ich. Ganz offensichtlich waren die Geschichten, die uns Wladimirowitsch erzählt hatte, doch keine Ammenmärchen gewesen. Wir hatten seine Warnungen ignoriert... schlimmer noch, wir haben sogar unser Maultier nach diesem Janosch benannt, weil wir ihn nur für eine alberne Märchengestalt hielten. Und jetzt stand dieser fleischgewordene Dämon mitten in unserer Hütte und schien allmählich die Geduld zu verlieren, denn er zog ein gezacktes Messer aus seinem Wolfsfell und machte einen drohenden Schritt auf uns zu.

„Wenn ihr mir nicht sagt, was ich wissen will, dann werde ich die Wahrheit eben aus euch heraus schneiden!“

Verflucht, was sollte ich nur machen?

Ich wusste, dass Vanja zu viel Angst hatte, um sich auf die Schnelle irgendeine glaubhafte Ausrede einfallen zu lassen. Aris war völlig außer Atem und schien noch nicht wieder ganz Herr seiner Sinne zu sein, und von Kira konnte man auch keine überzeugende Antwort erwarten...

Es lag wohl einzig und allein an mir, diesem unheimlichen Janosch Rede und Antwort zu stehen.

Aber sollte ich ihm die Wahrheit sagen? Dass wir mit einer gestohlenen Wagenladung unterwegs waren, die eigentlich für die Rebellen bestimmt war? Und dass wir im kindlichen Übermut unseren Muli nach ihm benannt hatten?

Ich hatte damals die nicht ganz unberechtigte Befürchtung, dass er uns sofort die Haut abziehen würde, wenn ich ihm das ins Gesicht gesagt hätte. Und so entschloss ich mich, in die Offensive zu gehen.

„Schon gut, ich werde dir alles sagen, was du wissen willst!“, rief ich ihm entschlossen entgegen, ehe er den Ersten von uns erreichen konnte. „Man hat uns von dir erzählt, als man uns eingewiesen hat. Wir sind vom Widerstand. Wir sollen die anrückenden Deutschen aufhalten, und wir haben eine wertvolle Wagenladung bei uns, die wir...“

„Ein Haufen Schrott!“, unterbrach mich Janosch unwirsch. „Die Gewehre sind Fehlproduktionen und werden nach ein paar Schüssen auseinanderfallen, das Falschgeld ist selbst von einem Blinden als solches zu erkennen, und die Konserven sind schon lange abgelaufen. Wer immer euch das gegeben hat, will einfach nur, dass ihr ein bisschen Kanonenfutter für ihn spielt, um seinen Rückzug zu decken. Nichts weiter. Aber davon ganz abgesehen... ihr seid keine Partisanen! Ihr seid nur ein Haufen halbwüchsiger Herumtreiber, die zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen sind, und die keiner auf dieser Welt vermissen würde.“

„Sie irren sich!“, antwortete Vanja für mich und deutete auf das hinter uns hängende Plakat unseres neuen Schutzheiligen, das im fahl durch die Ritzen scheinenden Mondlicht allerdings kaum zu erkennen war.

„Wissen sie, wer Nestor Machno ist? Na, schonmal gehört den Namen? Das hier ist nämlich seine Tochter!“, meinte er mit einer Handbewegung in Richtung der etwas überrascht wirkenden Kira. „Und dieses Land hier ist unser Land. Wir werden es uns nicht nehmen lassen, weder von ihnen noch von den Deutschen noch von irgendwelchen Schreibtischtätern aus Moskau. Sie haben uns überhaupt nichts vorzuschreiben, also stecken sie ihr scheiß Messer weg und verschwinden sie von hier!“

Ich muss zugeben, ich war überrascht von der plötzlichen Tapferkeit, mit der Vanja dem unheimlichen Eindringling die Stirn bot. Aber wir waren ja jetzt auch wieder alle vereint... vielleicht hatte ihm diese Gewissheit die nötige Kraft gegeben.

Falls Janosch durch Vanjas überzeugende Gegenrede beeindruckt gewesen sein sollte, ließ er sich davon allerdings nicht das Geringste anmerken. Stattdessen murmelte er nur grimmig:

„Nestor Machnos Tochter? Was für ein Zufall. Ich bin nämlich der uneheliche Sohn von Wladimir Iljitsch Lenin. Und gleich morgen werde ich auf eurem Maultier nach Moskau reiten, um mein Erbe anzutreten.“

Ich musterte ihn erstaunt, darum bemüht, in seinem im Halbdunkeln liegenden Gesicht irgendeine Regung zu erkennen. Hatte er gerade wirklich versucht, einen Witz zu machen?

„Heißt das, sie glauben uns?“, fragte Vanja erleichtert, als er bemerkte, wie Janosch langsam seinen Dolch zurück in die lederne Scheide schob.

„Kein Stück!“, erwiderte der kopschüttelnd. „Aber ich glaube auch nicht, dass ihr Spione der Deutschen seid. Wie auch immer. Ihr könnt bis morgen hier bleiben und euch ausruhen... und danach verpisst ihr euch aus meinem Wald! Nur damit das klar ist.“ Mit diesen Worten stapfte er grimmig zur Tür, löste den Riegel und verschwand dann genauso unerwartet, wie er gekommen war, in der Dunkelheit.

„Was zur Hölle war das denn?“, fragte ich wenig später noch sichtlich unter Schock stehend meine Freunde.

Aris massierte die deutlich sichtbaren Würgemale an seinem Hals und genehmigte sich erstmal einen gierigen Schluck aus der Wasserflasche.

„Seltsam. Ich hatte nicht den Hauch einer Chance...“, murmelte er nachdenklich. „Und Kira anscheinend auch nicht.“

„Keine Chance.“, bestätigte sie, die inzwischen von ihren Fesseln befreit und in Vanjas Arme geflüchtet war. „Janosch besser als Kira. Janosch kämpfen wie Bär.“

„So einen bräuchten wir in unserer Bande.“, überlegte Aris. „Dann würde uns keiner mehr dumm anmachen. Vielleicht können wir ihn irgendwie anheuern...“

Aber Vanja protestierte sofort lautstark, und auch ich war von der Vorstellung, dass Aris auch nur über sowas nachzudenken wagte, wenig begeistert.

„Dieser Irre hätte uns beinahe abgestochen! Wir sollten besser tun was er sagt und verschwinden... am besten noch bevor der Morgen anbricht. Diese Gegend hier ist mir nicht geheuer.“

Irgendwie wollte ich einfach nur noch weg. Weg aus diesem unheimlichen Wald, weg von diesem Ort mit seiner blutgetränkten Vergangenheit. Ich bekam Gänsehaut, allein schon von der Vorstellung, was mit Kiras Familie passiert sein mochte... und dann tauchte auch noch dieser verrückte Killer hier auf, der angeblich nur in irgendwelchen Gespenstergeschichten existierte.

„Und wohin sollen wir dann, deiner Meinung nach?“, wollte Aris von mir wissen. „Wenn es stimmt, was er gesagt hat, können wir mit dem ganzen Krempel auf dem Wagen ohnehin nichts anfangen. Wo sollen wir unterkommen? Wovon sollen wir leben?“

Ich zuckte ratlos mit den Schultern. Ich hatte ja auch keine Ahnung, wie es weitergehen sollte... hatte mich einfach nur darauf verlassen, dass Aris und den anderen schon irgendwas einfallen würde. Alles was ich wusste war, dass es überall besser sein würde als hier.

„Warum gehen wir nicht einfach ins Heim zurück?“, überlegte ich vorsichtig. „Wir könnten uns verstecken, bis die Soldaten fort sind, und dann leben wir weiter wie immer. Die anderen werden sicher nichts dagegen haben, und...“

„Nicht zurück.“, unterbrach mich Kira unwirsch. „Hier Zuhause. Hier unser Land. Wir uns nicht nehmen lassen. Vanja auch gesagt!“

„Ich...“, versuchte ihr Vanja schonend klarzumachen. „Ich hab das doch nur so gesagt, Kira... wegen Janosch. Es war nur eine Lüge, verstehst du?“

Doch sie schüttelte trotzig den Kopf.

„Keine Lüge. Hier Zuhause. Hier bleiben. Hier kämpfen. Hier sterben!“

Ich seufzte leise, war aber mittlerweile auch zu müde, um noch Kraft für irgendeinen großartigen Widerspruch zu haben.

Und so vertraute ich einfach darauf, dass ihr Janosch am nächsten Morgen diese dumme Idee schon wieder austreiben würde, klemmte mir eine Decke hinter den Kopf und meinte nur:

„Hier schlafen! Alles andere kann warten bis morgen.“

Vanja wollte erst noch irgendwas hinzufügen, schluckte es dann aber wortlos runter, als er meine Müdigkeit bemerkte. Stattdessen strich er einfach nur gedankenverloren durch Kiras Haare und kuschelte sich mit seiner Decke noch ein bisschen näher an sie heran, um die Kälte der Nacht für sie beide erträglicher zu gestalten.

Als ich wieder zu mir kam, hörte ich draußen bereits die ersten Vögel zwitschern.

Ich blinzelte verschlafen in das Dämmerlicht des anbrechenden Tages und schielte rüber zu meinen Freunden.

Aris schien noch immer tief und fest zu schlafen, oder er schwebte schon wieder irgendwo da draußen herum.

Vanja war bereits wach und betrachtete den blitzenden Säbel von Nestor Machno, stumm und ehrfurchtsvoll, als handelte es sich dabei um eine heilige Reliquie.

„Bist du wach?“, flüsterte er in meine Richtung, als er meine Blicke bemerkte.

Ich nickte nur stumm, weil ich wohl irgendwie schon ahnte, was er mir gleich sagen würde.

„Weißt du, Nikolaj... ich hab nachgedacht... über das, was Kira und Aris gesagt haben.

Vielleicht sollten wir wirklich hier bleiben. Ich meine, es ist überall Krieg... egal wo wir hingehen. Das ist ein verdammter Weltkrieg. Wir werden sowieso früher oder später kämpfen müssen, nicht wahr? Also warum nicht hier? Warum nicht für einen Ort, der eine Bedeutung hat? Und Janosch... vielleicht können wir ihn irgendwie auf unsere Seite ziehen? Wir müssen doch stärker werden! Genau wie Aris gesagt hat.“

Ich musste lange überlegen, was ich darauf erwidern sollte. Mir gefiel das alles noch immer nicht, aber ich wollte auch nicht der Einzige von uns sein mit dieser Meinung.

„Denkst du wirklich, einer wie Janosch würde sich mit ein paar Waisenkindern wie uns abgeben?“, antwortete ich daher skeptisch. „Der wird uns nur auslachen, und dann jagt er uns zum Teufel.“

„Ja...“, nickte Vanja traurig. „Ja, wahrscheinlich hast du Recht. Jeder lacht uns nur aus da draußen. Ist doch so, oder? Wir werden immer nur die getretenen, unerwünschten Waisenkinder sein... selbst wenn wir längst erwachsen sind. Und eines Tages wird...“

Weiter kam er nicht, denn im selben Moment wurde ruppig die Tür aufgestoßen, und der nach wie vor in seine martialischen Wolfsfelle gehüllte Janosch kam herein. Als er uns immer noch dort liegen sah, schnaufte er kurz und deutete dann verächtlich in Richtung Tür.

„Los, raus jetzt! Es ist hell genug. Verschwindet, bevor ich meine Beherrschung verliere!“

Er zog Vanja und Kira ruppig die Decke vom Leib, in die sie noch immer eingehüllt waren, und schleuderte sie dann genervt in meine Richtung.

„Wir haben doch gesagt, wir gehen hier nicht weg.“, versuchte ihm Vanja klar zu machen, aber ich ahnte schon beim brüchigen Klang seiner Stimme, dass er einen abgebrühten Killer wie Janosch damit nicht im Geringsten überzeugen konnte.

Zur Verdeutlichung seiner Worte zeigte Vanja auf das Plakat an der Wand.

„Das hier ist Nestor Machno... dies ist sein Land. Das ist Nestor Machnos Tochter, und das hier...“ Mit diesen Worten streckte er Janosch den glänzenden Kavallerie-Säbel entgegen. „Das ist sein Säbel, den er in vielen Schlachten getragen hat.“

Janosch wollte sich zunächst wütend auf ihn stürzen, um ihn mit Gewalt rauszuzerren, besann sich dann aber, als er den Säbel erblickte, und nahm ihn neugierig aus Vanjas schmalen Händen.

„Das ist eine gute Klinge!“, stellte er erstaunt fest. „Und wahrscheinlich mehr wert als eure ganze Wagenladung da draußen.“

Einen Moment glaubte ich, er würde ihn einfach einstecken und als Trophäe behalten. Aber dann reichte er ihn vorsichtig an Vanja zurück. Es schien geradezu, als habe der erhabene Anblick der edlen Klinge ihn für einen Moment besänftigt.

„Hört mir zu, Kinder... es ist mir völlig egal, wessen Töchter und Söhne ihr seid, oder wem dieser Säbel gehörte. Aber hier ist kein Platz für Kinder wie euch. Ihr würdet keine zwei Tage überleben.“

„Sie könnten es uns beibringen!“, gab sich Vanja nicht geschlagen. „Das Überleben, meine ich... sie sind doch ein Experte dafür, stimmt’s?“

Er schaute beeindruckt auf die zahllosen Wolfsfelle, aus denen Janoschs Kleidung bestand. Wenn er die alle selbst erlegt hatte, dann musste er zweifellos ein begnadeter Jäger sein. Doch Janosch grinste nur verächtlich und meinte:

„Ich kannte mal einen Jungen in eurem Alter. Er hat sich auch auf mich verlassen. Und weißt du, was dann passiert ist? Ich habe ihm beim Sterben zugesehen. Glaub mir, Kleiner, ich bin kein Experte für’s Überleben. Ich bin nur ein Experte für den Tod. Ich könnte euch hundert verschiedene Arten zeigen, einem Menschen das Lebenslicht auszupusten. Aber nicht eine einzige, wie man es wieder anzündet.“

„Aber wo... wo sollen wir denn hin?“, fragte ihn Vanja mit so einem treuerherzigen Waisenknabenblick. „Wir kennen doch niemanden außerhalb der Stadt. Wir haben nur uns. Und dieses Stück Land.“

„Land?“, erwiderte Janosch kopfschüttelnd. „Du meinst den matschigen Acker da draußen, in dem alles voller Leichen ist? Da seid ihr in jedem Waisenhaus besser aufgehoben. Dieses Land hier riecht förmlich nach Ärger und Leid.“

Langsam erhob er sich und wollte gerade noch etwas hinzufügen, als auf einmal von draußen ein lauter Knall zu hören war. Ganz offensichtlich ein Schuss, der irgendwo im Wald ganz in der Nähe abgefeuert worden war.

Sofort war Janosch wieder hundertprozent fokussiert. Er griff nach seinem Dolch, schlich elegant wie eine Raubkatze zur Tür, und deutete uns mit der anderen Hand an, dass wir Ruhe bewahren sollten.

„Ihr bleibt, wo ihr seid. Verstanden?“, flüsterte er leise. „Ich werde gehen und nachsehen, was da draußen los ist.“

„Es sind deutsche Soldaten.“, meldete sich auf einmal Aris aus seinem Halbschlaf zu Wort. „Drei Mann, um genau zu sein. Sie haben den Kontakt zu ihrer Einheit verloren und ihnen geht langsam der Proviant aus. Gerade eben haben sie einen Hirsch erschossen, ungefähr einen halben Kilometer westlich von hier.“

„Blödsinn.“, murmelte Janosch kopfschüttelnd, und machte sich dann entschlossen auf den Weg nach draußen.

Wir vier warteten währenddessen wie befohlen im Halbdunkel der Hütte.

Vanja reichte den Säbel ängstlich an Kira weiter, krabbelte dann ein paar Schritte nach vorne und versuchte, durch eine der schmalen Ritzen in der Wand erkennen zu können, was da draußen vor sich ging.

„Verdammt... jetzt sind wir wirklich sowas wie echte Partisanen.“, murmelte er leise.

„Wenn wir das den anderen Kindern im Heim erzählen... das werden die uns nie glauben!“

„Ich glaube es ja selbst kaum.“, bestätigte ich, ohne auch nur für einen Moment die Tür aus den Augen zu lassen.

Dann war auf einmal nicht weit entfernt von der Hütte ein gellender Schrei zu hören.

Wir schauten uns erschrocken in die Augen, im selben Moment, als ein weiterer Schrei ertönte, gefolgt von mehreren kurz hintereinander abgefeuerten Gewehrschüssen.

Irgendjemand rannte draußen um die Hütte herum, keuchend nach Luft schnappend.

Etwas Pfeilschnelles flog in seine Richtung. Wieder ein Schrei, ein leises Stöhnen...

unangenehme Geräusche, ein Schmatzen, ein Knirschen, wie wenn jemand ein erlegtes Wild ausweidete.

Dann herrschte wieder Stille.

Wir trauten uns kaum mehr zu atmen.

Kira war aufgestanden und hatte sich mit dem Säbel neben der Tür postiert, um jeden möglichen Angreifer sofort hinterrücks überraschen zu können.

Vanja hatte sich noch etwas näher an mich gedrückt und schielte zitternd in Richtung des Ausgangs.

Plötzlich waren wieder Schritte zu hören. Langsame, schwere Schritte.

Dann wurde die Tür aufgestoßen, und vor uns stand Janosch... mit blutbesudelten Händen und Armen, aber ansonsten ganz offensichtlich unversehrt. In seiner linken Hand hielt er den abgetrennten Kopf eines jungen Hirsches, in seiner rechten drei Erkennungsmarken, die ganz offensichtlich den deutschen Soldaten gehörten.

Ohne ein Wort zu sagen, stapfte er auf uns zu und warf dem noch immer seelenruhig daliegenden Aris den blutigen Hirschkopf vor die Füße, gefolgt von den silber glänzenden Hundemarken.

Aris befragte kurz prüfend den Kopf und reichte ihn dann angewidert an Kira weiter, die ihn neugierig vor sich hin hielt und von allen Seiten zu beschnuppern begann.

„Genau wie du gesagt hast.“, meinte Janosch schließlich mit grimmiger Stimme in Richtung von Aris gewandt. „Drei verängstigte Deutsche und ein erlegter Hirsch. Selbst wenn du noch so blind bist... so ein gutes Gehör kannst du nicht haben. Unmöglich! Also raus mit der Sprache: Woher zum Henker hast du das gewusst?“

Aris antwortete erst nicht, sondern grinste nur triumphierend. So, wie er immer grinste, wenn er zum ersten Mal von jemandem ernstgenommen wurde, der ihn zuvor nur für einen blinden und völlig unbedeutenden Zigeunerjungen gehalten hatte.

„Tja... woher könnte ich das wohl gewusst haben?“, erwiderte er schließlich in einem Gefühl der totalen Überlegenheit. „Vielleicht haben es mir ja meine Zigeunerkarten verraten...“

Doch Janosch war ganz offensichtlich gerade nicht zu Späßen aufgelegt. Ohne noch länger zu überlegen, packte er Aris am Kragen und zog ihn an der Wand hoch, bis seine Füße mehrere Zentimeter über dem Boden baumelten und er kaum noch Luft bekam.

„Lass los!“, brüllte Kira und holte wütend mit dem Säbel aus... wild entschlossen, dem unhöflichen Kerl ein wenig Respekt beizubringen. Doch Janosch wehrte ihre Attacke mit dem freien Arm problemlos ab, verpasste ihr mit dem Knauf ihrer eigenen Waffe einen Schlag gegen das Kinn und schleuderte sie dann auf Vanja, der gemeinsam mit ihr zu Boden stolperte.

„Das ist die letzte Warnung!“, brüllte Janosch außer sich vor Zorn. „Ich schwöre dir, ich brech dir dein verfluchtes Genick, wenn du mir nicht auf der Stelle verrätst, woher du von den deutschen Soldaten wusstest! Woher wusstet ihr von mir? Und warum habt ihr eine Wagenladung voller kaputter Waffen bei euch?“

„Hören sie auf!“, versuchte ich den rasenden Wilden mit Worten zu beschwichtigen. „Das Zeug auf dem Wagen haben wir uns nur erschwindelt. Aris... Aris kann seinen Körper verlassen, wenn er schläft, und wie ein Geist durch die Gegend fliegen. Ich weiß das klingt verrückt... aber es ist die Wahrheit. Ich schwöre! Und Janosch ist der Name unseres Maultiers. Das ist alles. Wir haben ihn so genannt, weil wir diese Geschichten gehört haben, über... naja, über dich. Und wir haben uns nichts dabei gedacht, und dann...“ Ich wusste nicht, was ich noch sagen sollte, und hoffte verzweifelt, dass die Lage nicht noch weiter eskalieren würde.

„Das Maultier also.“, murmelte Janosch schließlich und ließ den nach Luft japsenden Aris langsam wieder auf den Boden herab. „Janosch ist der Name eures Maultiers. Ja, das macht Sinn... Und du? Du kannst deinen Körper verlassen? Ist das wahr?“

„Ja... ja... alles wahr.“, keuchte Aris nach einer kurzen Verschnaufpause. „Ich kann das schon... seit ich ein Kind bin... aber erst in den letzten Jahren... kann ich es richtig kontrollieren.“

Ich hatte immer die Befürchtung, wenn wir jemals einem Erwachsenen die Wahrheit über Aris' übernatürliche Fähigkeiten erzählen würden, würde uns dieser nur auslachen und für einen Haufen Spinner halten.

Janosch hingegen schien der ganzen Sache durchaus aufgeschlossen gegenüber zu stehen, denn er murmelte nur leise: „Interessant.“ Und fügte nach einer Weile noch hinzu: „Wie groß ist deine Reichweite?“

„Vielleicht... vierzig, fünfzig Kilometer?“, überlegte Aris. „Weiter bin ich noch nie geflogen. Aber es wird auch alles immer undeutlicher, je länger ich aus meinem Körper draußen bin.“ Man konnte förmlich sehen, wie Janosch von der Vorstellung fasziniert war, auch wenn er sich natürlich nichts anmerken lassen wollte.

Doch der Gedanke daran, jede Bewegung des Feindes schon im Voraus zu kennen, unbemerkt seine Stützpunkte zu infiltrieren, und jeden Hinterhalt und jede Falle ohne Gefahr aus dem sicheren Versteck heraus abklären zu können, ließ sein von Hass und Rachegeanken vergiftetes Partisanenherz höher schlagen.

„Und ihr anderen?“, fragte er schließlich etwas freundlicher als zuvor. „Könnt ihr euch auch irgendwie nützlich machen? Könnt ihr kochen?“

„K... k... kochen?“, stotterte Vanja, dem die Grusel-Geschichten von Wladimirowitsch wieder durch den Kopf schossen. „Du meinst... eine Suppe mit... mit Menschenfleisch drin?“

„Ich dachte eher an Geflügel und sowas.“, antwortete Janosch kopfschüttelnd. „Waren die Zustände bei euch im Waisenhaus wirklich so schlimm?“

Vanja brauchte zunächst einen Moment der Besinnung, um die Antwort des unheimlichen Partisanen richtig zu deuten. Daher sprang ich für ihn ein und erklärte:

„Nein, nein. Das hat uns nur einer der Soldaten erzählt, von denen wir den Wagen bekommen haben. Dass du ein polnischer Koch warst, und sie deine Familie getötet haben, und du nun, naja, Suppe kochst mit den Überresten deiner Feinde.“

„Das erzählt man sich also über mich?“, wunderte sich Janosch.

„Und dass du von einem tollwütigen Wolf gebissen wurdest...“, fügte ich unsicher hinzu. Janosch schielte auf die Felle, die er um seine Schulter gewickelt hatte.

„Ist das so? Das ist... sehr interessant. Aber es beantwortet nicht meine Frage. Also könnt ihr nun kochen oder nicht? Kann sie kochen?“

Er deutete auf Kira, aber Vanja versuchte ihm diesen Gedanken gleich wieder auszureden.

„Glaub mir, du würdest nicht wollen, dass sie kocht. Kira ist nicht so das typische... äh Hausmädchen. Aber Nikolaj und ich... wir haben beide schon öfters in der Küche ausgeholfen. Wir können das!“

Janosch schien einen Moment zu zögern, ehe er schließlich zustimmend mit dem Kopf nickte.

„Also gut. Wenn ihr mir helft, das herauszufinden, was ich wissen möchte... und wenn ihr dafür sorgt, dass hier jeden Tag was Warmes zum Essen verfügbar ist... dann könnt ihr meiner wegen den Winter über hierbleiben. Aber nur diesen einen Winter! Ich Sorge dafür, dass euch keiner was antut, und mal sehen... vielleicht kann ich euch ja noch irgendwas Nützliches beibringen.“

„Das heißt also... du machst bei uns mit?“, fragte Vanja ungläubig. „Du willst unser Freund sein?“

„Ich helfe euch, über den Winter zu kommen!“, korrigierte ihn Janosch ohne eine Gefühlsregung im Gesicht. „Aber ich mache nicht bei euch mit, was immer damit auch gemeint ist... und ich bin ganz sicher nicht euer Freund, kapiert?“

„Geht klar.“, erwiderte Aris zufrieden und streckte ihm auffordernd seine Hand entgegen.

„Dann sind wir eben... Verbündete!“

„Verbündete...“, murmelte Janosch gedankenversunken, ohne auf Aris' Geste einzugehen.

„Ich will einfach nur die Dinge sehen können, die du siehst, das ist alles. Machen wir keine große Gefühlssache draus. Und falls ihr mir zu sehr auf die Nerven geht oder nicht genau das tut, was ich sage, dann bin ich weg. Nicht dass ihr euch irgendwelche falschen Hoffnungen macht. Ich bin nur ein Schlächter. Kein Ersatzvater, und auch nicht euer beschissenes Kindermädchen oder irgendwas in der Art. Ich töte, und ihr gehorcht!“

Vielleicht war es nicht gerade der beste Handel aller Zeiten, aber es war wohl das Beste, was wir in unserer Situation rausholen konnten... und so nickten wir schließlich und gelobten Gehorsam, auch wenn mir die ganze Sache noch immer nicht gefiel. Oder sagen wir besser, Janosch gefiel mir nicht. Die Geschichten über ihn gefielen mir nicht. Aber immerhin hatte er uns vor den Deutschen gerettet, und er schien genau die Sorte Kämpfer zu sein, die wir noch einen Tag zuvor nur all zu gerne angeheuert hätten, um uns vor der bösen Erwachsenenwelt zu beschützen. Und so nahm ich mir vor, meine Bedenken erstmal für mich zu behalten und den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen.

Kapitel 21 - Winter

Einige Monate waren seither vergangen... und vielleicht ist in dieser Zeit alles ein klein wenig aus dem Ruder gelaufen.

Janosch hatte uns dann doch etwas mehr beigebracht als nur, dem Feind auszuweichen und zu überleben. Und wir haben auch mehr Aufgaben übernommen, als nur Suppe zu kochen und für Janosch die Gegend auszukundschaften.

Wie sich herausstellen sollte, war ich trotz meiner Kurzsichtigkeit ein recht zielsicherer Bogenschütze, nur noch übertroffen von Vanja, der auf 50 Meter einer flüchtenden Wildsau mitten ins Herz schießen konnte.

Kira war sowieso schon immer eine Naturgewalt, und wenn sie erst einmal in Tarnkleidung über die Baumwipfel kletterte, war sie für keinen noch so erfahrenen Späher mehr ausfindig zu machen.

Janosch war eine Ein-Mann-Armee. Er kämpfte wie ein Besessener, spürte weder Müdigkeit noch Schmerz. Keiner von uns hatte ihn je gefragt, was es mit diesem enormen Zorn auf sich hatte, den er in sich trug. Und er hätte es uns vermutlich ohnehin nicht erzählt. Unseren Feinden gegenüber war er unerbittlich und grausam, aber gegen uns hat er nie wieder die Hand erhoben. Er verschwand einfach nur, wenn wir ihm zu sehr auf die Nerven gingen, und kam dann erst Stunden später zurück... meist mit ein paar Souvenirs im Gepäck von ein paar unglücklichen Wehrmachtssoldaten, an denen er sich in der Zwischenzeit abreagiert hatte.

Aris wiederum tat genau das, was er schon immer tat. Über den Dingen schweben und beobachten. Und auch, wenn er Janosch mit seiner überheblichen, altklugen Art so manches Mal zur Weißglut brachte, wirkte es auf mich so, dass sich selbst Janosch der Genialität von Aris' Plänen nicht entziehen konnte.

So, wie wir im Heim die Kontrolle an uns gerissen hatten... durch das richtige Gleichgewicht aus Bewunderung und blanker Furcht, die wir bei unseren Mitbewohnern auslösten... so eroberten wir auch die Wälder rund um Novikrasnoschewsk.

Bald war an jedem zweiten Baumstamm in der Gegend unser Fuchs-Symbol zu finden. Manchmal lagen auch die Überreste der Soldaten daneben, die uns bei unseren ausgedehnten Streifzügen durch die Wildnis versehentlich über den Weg gelaufen waren. Und hin und wieder taten wir sogar etwas Gutes... retteten ein hilfloses Eichhörnchenjunges vor dem Erfrieren, oder halfen einem einheimischen Bauern, indem wir ihm ein bisschen Geld zusteckten, das wir zuvor an anderer Stelle entwendet hatten. Einmal tauchten wir auch zu viert und mit voller Fuchsmontur vor einem jungen sowjetischen Soldaten auf, der wohl im Gefecht angeschossen und von seiner Einheit getrennt worden war und nun ziellos in unserem Wald umherirrte.

Wir flößten ihm etwas Wodka ein, behandelten notdürftig seine Wunden, und zeigten ihm dann den Weg zum nächsten Weiler. Auf seine verwunderte Frage, wer wir waren und warum wir ihm halfen, sagte Vanja nur, wir wären die Geister des Waldes... und dass er sich nicht an den Bäumen versündigen sollte.

So wurden wir binnen kürzester Zeit zu einer Legende, die von Lagerfeuer zu Lagerfeuer weitergetragen wurde, und der sich weder die einheimische Bevölkerung noch der immer weiter ins Land vorrückende Feind entziehen konnte.

Dort in den Wäldern, so erzählte man sich, lebte Janosch der Schlächter und seine Bande blutrünstiger Kindersoldaten. Andere behaupteten, dass diese Gegend verflucht sei, und dass sie bewohnt wurde von den Geistern der Anarchisten, die dort einst von der Roten Armee ermordet worden waren, und die nun grausame Rache übten an jedem Uniformierten, der auch nur einen Fuß in ihren Wald setzte.

Wieder andere glaubten gar, wir seien Vampire, die sich von Menschenfleisch ernährten und sich bei Gefahr in Raben oder Füchse verwandeln konnten.

Ihr wisst ja, wie das mit Gerüchten so ist...

Einer erzählt einem Kameraden, dass zwei deutsche Soldaten in einen Hinterhalt gelockt und abmassakriert wurden, von einer Gruppe Kinder, die sich plötzlich mit Messern und einem Säbel aus den Bäumen auf sie herabstürzten.

Der Kamerad geht in die nächste Kneipe, trinkt ein paar Gläser Hochprozentiges, und erzählt die Geschichte weiter, nur mir dem Unterschied, dass es jetzt schon ein ganzer Trupp Soldaten war, und die Kinder fliegen konnten und messerscharfe Krallen hatten. Und wenn es später einer der Zuhörer weitererzählt, haben die Deutschen bereits unglaubliche Verluste erlitten und trauten sich nicht einmal mehr in die Nähe dieses verfluchten Waldes, in dem Fuchsmenschen, Geisterkinder und andere Ungeheuer ihr Unwesen trieben.

Ich bin mir im Nachhinein relativ sicher, dass wir nicht halb so beeindruckend waren, wie es uns von denen, die unsere Geschichte nur vom Hörensagen kannten, nachgesagt wurde. Und vermutlich hatten die deutschen Generäle die Wälder, in denen wir uns versteckt hielten, auch nur deshalb nicht längst komplett ausradiert, weil die Gegend einfach strategisch völlig unbedeutend war und es ihnen einfacher erschien, den Großteil ihrer Truppen um unser Gebiet herumzuleiten, anstatt sich auf verlustreiche Gefechte mit ein paar hundert Partisanen einzulassen.

Und doch... natürlich bekamen wir es mit, dass sie glaubten, wir wären ein paar hundert Mann, oder dass manche behaupteten, wir seien mit dem Teufel im Bunde, oder dass wir fliegen und uns unsichtbar machen konnten... und natürlich schmeichelte es uns, wenn sie uns wieder einmal neue Wundertaten nachsagten, obwohl wir einfach nur aufgrund Aris' guter Aufklärungsarbeit und Janoschs Kampferfahrung dem Feind mal wieder ein kleines Stück voraus gewesen waren.

Und so fingen wir an, mit den Legenden über uns zu spielen und sie immer noch ein Stück weiter auf die Spitze zu treiben. Etwa, indem wir uns bei unseren Überfällen in immer unheimlichere Kostüme kleideten und unsere Gesichter mit dem Blut unserer Opfer beschmierten... oder, indem wir alle möglichen Schädel und Knochen, die wir fanden, auf Pfähle spießten und gut sichtbar am Wegrand platzierten, so dass einem jeden, der die umliegenden Wälder betrat, sofort klar wurde, dass hier irgendetwas ganz und gar Unheimliches vor sich ging, das definitiv nicht im Lehrbuch der Soldaten-Grundausbildung erwähnt wurde.

Anfangs wirkte das alles wie ein großes Abenteuer auf uns.

Doch der Winter, der kam, war hart und grausam. Wir sahen Menschen sterben, wir halfen Janosch dabei, sie auszulöschen, wir sahen sie verletzt in unseren Fallgruben liegen und gaben ihnen dann den Gnadenschuss... und mehr als einmal waren wir auch selbst nur ganz knapp dem Tod von der Schippe gesprungen.

Aber anstatt uns eine Auszeit zu nehmen und die ganzen aufwühlenden Erlebnisse erstmal richtig zu verarbeiten, wie es eigentlich nötig gewesen wäre, bestand unsere ganze Ablenkung darin, immer noch eine Schippe drauf zu legen und noch ein bisschen härter und gnadenloser zu werden... ganz wie es Aris immer von uns gefordert hatte.

„Wir sind noch nicht stark genug. Wir müssen noch stärker werden!“, hallte seine Stimme immer und immer wieder durch unsere Gedanken. Und wenn es nicht seine Stimme war, dann war es die Stimme von Janosch, die zu uns sprach.

„Das ist Krieg und kein Abenteuerspielplatz. Wenn ihr zu weich dafür seid, dann packt eure Sachen und verschwindet von hier!“

Aber keiner von uns ist gegangen.

Wir bissen uns durch. Wir trainierten, bis unsere jungen Körper gestählt und vernarbt waren wie die von zehn Jahre älteren Elitesoldaten.

Wir waren hart zu den anderen, und mindestens genauso hart zu uns selbst.

Aber all das Training und all unsere militärischen Erfolge konnten nicht verhindern, dass diese Zeit im ständigen Kriegszustand ihren Tribut forderte. Es machte uns zu schaffen und veränderte uns... jeden auf seine Weise, und nicht unbedingt zum Besseren.

Die anfänglich noch abenteuerlustige, positive Stimmung in unserer Gruppe wich mehr und mehr einer fatalistischen Gleichgültigkeit.

Es wurde kalt in unseren Herzen.

Ich hatte zwar keine Angst um Leib und Leben mehr, wie es noch einige Monate zuvor der Fall gewesen war... denn solche Gefühle hatten wir unter dem Eindruck ständiger Lebensgefahr schon längst hinter uns gelassen. Dennoch sehnte ich mich zunehmend nach den Jahren meiner Kindheit im Heim zurück.

Ich vermisste dieses Gefühl von Ordnung und Routine, dieses Gefühl, dass man jeden Morgen genau wusste, wie der folgende Tag verlaufen würde, wo es etwas zu essen gab, und dass man sich zumindest auf das harte Brötchen am Frühstückstisch, sein ebenso hartes Bett und sein sicheres Dach überm Kopf jederzeit verlassen konnte.

Ich vermisste das Tuscheln der anderen Kinder, wenn wir an ihnen vorübergingen... diese Blicke der Bewunderung. Ich vermisste es, wenn sie zu uns kamen mit ihren Problemen, als ob wir sowas wie Ersatzeltern für sie waren.

Ja, ich vermisste all das... und ich konnte nicht verstehen, dass meine Freunde niemals darüber sprachen, obwohl sie doch auch, zumindest in den letzten Jahren, dort eine schöne, unbeschwerte Zeit verbracht hatten.

Aber Kira schien einzig und allein im Hier und Jetzt zu leben, und ihr einziges Bestreben war es, Vanja zu gefallen und ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

Vanja wiederum hielt sich immer nur an Aris, er bewunderte ihn nach wie vor, und wäre auf sein Kommando vermutlich auch jederzeit von einer hohen Brücke gesprungen.

Und Aris?

Ich hatte ehrlich gesagt keine Ahnung, was Aris eigentlich wollte.

Manchmal glaubte ich, es ging ihm nicht um die Freiheit, nicht darum, dass wir glücklich waren oder darum, unser Land zu verteidigen...

Nein, alles was er tat, tat er einzig und allein, um herauszufinden, wie weit er gehen konnte, bis er mit seinen täglich stärker werdenden mentalen Fähigkeiten an seine Grenzen stieß.

Ja, ich hatte zunehmend den Eindruck, er wollte herausfinden, wie nah ein verkrüppelter Zigeunerjunge wie er an Gott herankommen konnte. Es genügte ihm nicht länger, den anderen Kindern im Heim das Fürchten gelehrt zu haben. Es genügte ihm nicht, den Respekt der älteren Mitschüler und Lehrer gewonnen zu haben. Es genügte ihm nicht, die Rote Armee hinters Licht geführt zu haben, oder jetzt mit der mächtigen deutschen Wehrmacht Katz und Maus zu spielen. Irgendwie schien er immer noch mehr zu wollen, und ich fragte mich mit zunehmender Sorge, wo seine Grenzen lagen... wo unsere Grenzen lagen... und wie schmerzhaft sich der Aufprall anfühlen würde, wenn wir sie eines Tages erreicht hatten.

Es war ein kalter Morgen im März.

Während Kira mit Janosch jagen gegangen war, wartete ich mit Vanja und Aris in unserem neugebauten Baumhaus, das wir mit weißen Planen und vielen zur Tarnung darüber gelegten Ästen und Zweigen perfekt an die winterliche Umgebung angepasst hatten. Aris lag in ein dickes Fell gehüllt auf einer Pritsche und kundschaftete im Schlaf die Gegend aus.

Vanja und ich saßen einander gegenüber, und ich kam nicht umhin, gedankenversunken vor mich hin zu grinsen, weil es so absurd war... sich vorzustellen, wie er vor ein paar Jahren noch von seinen Mitschülern herumgeschubst worden war oder heulend im Keller saß.

Und jetzt war er fast schon ein junger Mann, gekleidet in einen Umhang aus Fuchsfellen, der ihn deutlich eleganter und eindrucksvoller wirken ließ als in seinen früheren Waisenhaus-Klamotten. Dazu noch seine langen, mittlerweile fast bis zu den Schultern reichenden Haare, in die er mehrere Zöpfe geflochten hatte, und die in liebevoller Kleinarbeit angefertigte Kette mit den Eckzähnen unserer Opfer, die er um den Hals trug. Er hatte zweifellos ein Talent für solche Dinge... Kunst, Mode und ein extravagantes Auftreten. Wer weiß, in einer anderen Zeit, in einer anderen Welt, vielleicht wäre aus ihm später einmal ein berühmter Modedesigner oder so ein schwules Laufstegmodell geworden.

Aber so saß er eben nur in tote Tiere gehüllt mir gegenüber und kritzelte mit seinem Pinsel irgendwas auf ein vor ihm liegendes weißes Laken.

„Was hältst du davon?“, meinte er schließlich und präsentierte mir seinen neuesten Entwurf unseres Fuchs-Zeichens, das jetzt irgendwie erwachsener und durch die fiesen Augen auch noch etwas gefährlicher wirkte.

Ich konnte ihn für seine Begabung nur bewundern, denn wenn ich sowas versuchte, kam üblicherweise nur irgendwas Undefinierbares heraus, was ganz entfernt an eine tote Ratte erinnerte. Aber bei Vanja sah es richtig beeindruckend aus. Mal abgesehen davon, dass die rote Farbe, mit der er malte, erbärmlich stank. Vermutlich war es Schweineblut...

zumindest sagten sie mir das, wenn ich danach fragte, aber bei meinen kaputten Freunden hätte es mich auch nicht gewundert, wenn es sich dabei um das reinrassige Blut von einem unserer arischen Widersacher gehandelt hätte.

„Ich hab mir gedacht, dass der alte Fuchs, wie wir ihn bisher immer gezeichnet haben, vielleicht ein wenig zu niedlich wirkt.“, fügte Vanja noch erklärend hinzu. „Ich meine, wir sind schließlich keine Kinder mehr... vielleicht sollte aus dem kleinen Füchslin auch endlich ein richtig zäher, tollwütiger Fuchs werden.“

„Weiß nicht...“, erwiderte ich mit einem Schulterzucken. „Ich meine, es sieht gut aus. Aber ich weiß nicht, ob es so eine gute Idee ist, das Zeichen schon wieder zu ändern. Wenn wir wirklich wollen, dass die da draußen Angst vor uns haben, dürfen wir nicht so handeln wie irgendwelche Propaganda-Leute aus dem Ministerium.“

Echte Dämonen würden ihr Zeichen nicht ändern. Nicht in tausend Jahren, meinst du nicht auch? Weil das Zeichen eine tiefere magische Bedeutung hat, und kein Strich und kein Punkt an einer anderen Stelle sein darf.“

Vanja strich sich nachdenklich die nach vorne hängenden Haare aus dem Gesicht.

„Vielleicht hast du Recht. Vielleicht sollten wir es eher reduzieren... reduzieren auf das Wesentliche. Keine unnötigen Formen, nicht zu viel Schnörkel drumherum...“

Dann nahm er das Laken an sich und fing wieder an, daran zu arbeiten.

Ich hatte den Eindruck, dass er meinen Einwand gar nicht richtig verstanden hatte.

Verdammt! Es ging mir doch nur darum, dass ich wollte, dass das Logo so blieb wie es war. So, wie ich einfach generell mehr Vertrautes und weniger Neues in unserem Leben gehabt hätte.

„Was hältst du davon, wenn ich hier...“, spinn Vanja seine Überlegungen weiter,

unterbrach dann aber mitten im Satz, als er von unten Janoschs lautes Fluchen vernahm.

Nahezu gleichzeitig lukten wir aus der Öffnung unseres Baumhauses hervor und erspähten Janosch und Kira, wie sie einen Jungen mit Sack überm Kopf vor sich herstießen.

„Bitte, lasst mich los... ich muss ganz dringend mit den Füchsen sprechen. Es ist wirklich wichtig!“, hörte ich eine knabenhafte Stimme gedämpft unter dem Sack hervordringen. Irgendwie erschien sie mir seltsam vertraut, aber ich konnte sie niemandem bestimmtes zuordnen.

„Erstmal will ich wissen, wie du uns gefunden hast!“, schimpfte Janosch, ehe er dem Jungen unsanft den Sack vom Kopf zog. Darunter verbarg sich das Gesicht eines dreizehnjährigen, blondhaarigen Jungen. Ich kannte ihn aus dem Heim. Sein Name war Juri. „Ich bin... bin einfach nur weggelaufen und immer Richtung Süden gerannt...“, stammelte Juri sichtlich unter Schock stehend. „Ich hatte gehofft, die Füchse zu finden oder jemanden... jemanden, der ihren Unterschlupf kennt. Ich... ihr müsst... müsst mir zuhören, bitte!“

Jetzt hatte er unsere volle Aufmerksamkeit. Auch Aris war inzwischen wach geworden und hangelte sich nun gemeinsam mit uns die lange, selbstgebastelte Strickleiter herunter.

„Ich würde sagen, du hast sie gefunden.“, meinte Vanja lächelnd und sprang elegant von der vorletzten Stufe auf den festgefrorenen Boden. „Du bist Juri, stimmt’s?“

Auf dem Gesicht des Jungen machte sich Erleichterung breit.

„Vanja... du bist es wirklich! Ich bin so froh, euch gefunden zu haben. Warum hat der... der Typ da drüben mich so grob behandelt? Ich dachte schon... ich dachte, ich bin den Nazis in die Hände gefallen.“, fragte er mit vorwurfsvollem Blick in Richtung des grimmig wie immer dreinschauenden Janoschs.

„Sei froh, dass er dich am Leben gelassen hat.“, erwiderte ich ernstgemeint. „Und jetzt erzähl erst mal, was los ist...“

„Die haben das Kinderheim überfallen!“, platzte es aus Juri heraus. „Die deutschen Soldaten... sie sind gekommen und haben alles in ihre Gewalt gebracht. Und sie wissen von

euch! Sie wissen, dass ihr in unserem Heim gelebt habt... und wenn ihr euch nicht freiwillig stellt, dann..."

Er blickte ängstlich zu Boden, so als ob er fürchtete, allein schon das Aussprechen ihrer Drohung würde sie grausame Wirklichkeit werden lassen.

„Sie werden uns alle töten, wenn ihr euch nicht stellt. Und dann werden sie das Heim niederbrennen.“

„Bastarde!“, schimpfte Vanja und schlug wütend mit der Faust gegen einen nahen Baumstamm. „Woher wissen die überhaupt von unserer Verbindung zum Heim? Wie sind die da nur drauf gekommen?“

„Viktor Volkov.“, erklärte Juri leise. „Er ist bei ihnen. Er hat... hat einen Handel mit ihnen gemacht. Und jetzt trägt er ihre Uniform.“

„Volkov.“, wiederholte ich angespannt. „Ja, das macht Sinn... er war doch im Grunde schon immer ein Nazi. Verdammt, was sollen wir denn jetzt nur machen?“

Vanja und ich fühlten uns in diesem Moment wie auf glühenden Kohlen. Ich konnte und wollte nicht akzeptieren, dass in unserem Namen, wegen unserem Freiheitskampf, unschuldige Kinder zu Schaden kamen.

Aris hingegen schien die ganze Sache deutlich lockerer zu nehmen, denn er lehnte sich nur in seinen warmen Mantel gehüllt an den nächsten Baum und flüsterte ohne jegliche Emotion:

„Ist doch prima. Wenn sie zu solchen Verzweiflungsmaßnahmen greifen, heißt das, dass sie keine Ahnung haben, wie sie uns sonst zu fassen kriegen könnten. Und wenn sie die ganzen Kinder töten, dann wird sich das herumsprechen, und die Bevölkerung wird sich bald noch mehr gegen ihre Besatzung auflehnen.“

„Sie sollen sie aber nicht töten, Aris!“, empörte sich Vanja. „Verdammt, das sind unsere Leute! Unsere Freunde... diejenigen, mit denen wir zusammen gegessen und gefroren haben. Du kannst sie doch... kannst sie doch nicht einfach ihrem sicheren Tod überlassen!“ Es war ihm deutlich anzusehen, dass er ziemlich aufgebracht war und gerade nicht wusste, worüber er sich mehr aufregen sollte... über die Brutalität der deutschen Invasoren, über Viktors Verrat... oder über seinen besten Freund, für den diese ganzen Einzelschicksale nichts als Schachfiguren in seinem großen Spiel zu sein schienen. Bauern, die man einfach so opfern konnte, ohne ihren Verlust besonders zu bedauern.

„Ach ja?“, konterte Aris jetzt auch ein wenig verärgert. „Freunde? Wo waren diese Freunde, als wir jeden Tag verprügelt worden sind wie reudige Hunde, hä? Wo waren sie, als dich Oleg auf dem Klo missbraucht hat? Ich verrate dir, wo sie waren... sie standen überall auf dem Gang herum und haben tatenlos zugesehen! Keiner von denen hätte auch nur einen Finger für uns krumm gemacht. Weil sie Schafe sind und immer Schafe bleiben werden. Und Schafe werden nunmal geschoren, das ist ihr verdammtes Schicksal!“

„Du redest schon genau wie Volkov!“, giftete Vanja zurück. „Die Schwachen sind selbst schuld an ihrer Schwäche, und den Starken gehört die Welt. Denkst du, es ist so simpel, ja? Denkst du das?“

Unterdessen schulterte Janosch genervt sein Gewehr und murmelte: „Sagt mir Bescheid, wenn ihr fertig seid!“, ehe er grimmig in Richtung Wald davonstapfte. Es war ganz offensichtlich, dass er keine große Lust verspürte, an dieser Diskussion teilzunehmen. Moralische Fragen wie diese schienen ihn ohnehin noch nie besonders beschäftigt zu haben.

„Du Hunger? Wir Essen machen!“, meinte Kira zu Juri gewandt, ehe sie ihn sanft vor sich herstieß und uns drei Jungs mit unseren Meinungsverschiedenheiten allein ließ. Ich schaute ihr nur irritiert hinterher... konnte nicht begreifen, wie sie gerade in dieser kritischen Situation einfach so gehen konnte, anstatt zumindest auch mal ihre eigene Meinung mit einzubringen.

Im Nachhinein glaube ich, dass sie insgeheim schon ahnte, dass es eskalieren würde. Kira mochte es nicht so mit Worten und logischem Denken haben, aber sie hatte immer ein gutes Gespür für sowas.

Ja, ich glaube sie ahnte schon, dass die beiden Menschen, die sie am meisten liebte, kurz davor waren, sich gegenseitig den Schädel einzuschlagen. Und sie wollte nicht dabei sein, wenn es soweit war, um gar nicht erst in die Situation zu geraten, sich für einen von beiden entscheiden zu müssen.

Ich hätte es damals nicht für möglich gehalten, dass es einmal so weit kommen würde... immerhin schienen Aris und Vanja so gut wie unzertrennlich zu sein, waren fast immer beisammen und kannten einander in- und auswendig.

Aber unter der Oberfläche hatte sich etwas angestaut in den letzten Jahren... diese eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen, die nie richtig geklärt worden war... in all den Jahren nicht, wo wir wie zivilisierte Menschen beisammensaßen und miteinander lachten und weinten, Pläne schmiedeten und Spaß hatten.

Und jetzt waren wir Wilde, schmierten uns das Blut unserer Feinde ins Gesicht und trugen die Felle erlegter Tiere auf unseren Körpern. Um uns herum explodierten Bomben, wurden Menschen abgeschlachtet und ganze Landstriche entvölkert.

Wie hatte ich ernsthaft erwarten können, dass die beiden das alles einfach friedlich miteinander ausdiskutieren würden, wie es normale Freunde auf dem Schulhof getan hätten?

Wir befanden uns doch alle längst auf dem Weg in die Hölle... und ich war vielleicht der Einzige von uns, der das noch nicht so richtig realisiert hatte, weil er ständig nur zurückblickte anstatt auf das, was vor ihm lag.

Zurück im Baumhaus angekommen übernahm zunächst ich das Reden und versuchte, Aris mit guten Argumenten von meiner und Vanjas Sicht der Dinge zu überzeugen.

„Es ist ja nicht so, dass wir das nur für die Kinder im Heim machen würden, Aris. Sondern es wäre auch gut für unsere Sache. Wenn wir die Kinder retten, wird man in der ganzen Stadt von uns reden. Wir wären Helden. Nicht nur Helden für ein paar Waisenkinder, sondern für die ganze Region! Und Helden bekommen größere Essensrationen. Das hast du selbst gesagt, damals, als es darum ging, die anderen im Heim zu beeindrucken...“

„Jep. Helden bekommen Extrarationen.“, bestätigte Aris unbeeindruckt. „Und hinterher einen schönen Grabstein mit vielen Blumen drumherum. Denkst du ernsthaft, das würde mich überzeugen?“

„Aber... aber denk nur mal daran, was sie für Geschichten über uns erzählen würden, wenn wir das wirklich durchziehen.“, probierte ich es dennoch weiter. „Ich meine, nur mal angenommen, wir würden es tatsächlich schaffen und die Nazis irgendwie von dort vertreiben. Dann würden sie für immer voller Hochachtung von uns sprechen. Ist es nicht das, was wir immer wollten? Respekt, nicht Furcht?“

„Respekt, weil man ein paar Kinder rettet?“, erwiderte Aris kopfschüttelnd. „Wenn es danach ginge, müssten die Menschen da draußen sich vor Feuerwehrmännern und Krankenschwestern verneigen, wenn diese an ihnen vorübergehen, anstatt vor irgendwelchen Parteibonzen. Aber siehst du das irgendwo? Siehst du auch nur ein Denkmal da draußen für die Leute, die in den Armenvierteln Suppe verteilen oder die Lehrer, die den Kindern Lesen und Schreiben beibringen?“

Ich sehe nur Denkmäler für Massenmörder. Und wisst ihr auch, warum das so ist? Weil die Menschen dich nur dann respektieren, wenn sie dich fürchten... wenn sie nicht wissen, dass du eigentlich ein guter Mensch bist und ein Herz hast wie sie.“

Er machte eine kurze Pause, ehe er langsam und eindringlich weitersprach.

„Du willst, dass wir die Kinder retten, Nikolaj? Dann werden alle wissen, dass wir ein Herz haben. Dass wir auch nur Menschen sind! Aber... wenn wir die Kinder sterben lassen, und dann hinterher ihre Mörder, einen nach dem anderen, grausam hinrichten und ihre ausgeweideten Körper vor den Toren des niedergebrannten Waisenhauses aufschichten... dann werden die Leute sich erzählen, dass ein Fluch auf dieser Gegend liegt. Sie werden schon zu zittern beginnen, wenn sie auch nur den Namen dieses Waisenhauses oder unseres Waldes hören. Wir werden zu einer blutigen Legende werden... und kein Soldat der Deutschen oder der roten Armee wird sich dieser Legende dann noch entziehen können.“

Habt ihr nicht zugehört, als Janosch uns erzählt hat, wie er zu seinem Ruf gekommen ist? Nicht durch Menschlichkeit... nicht weil er jemandem das Leben gerettet hat. Sondern weil er die Herzen der deutschen Invasoren herausgerissen und an die Türen der feigen Bauern genagelt hat.

Das ist der richtige Weg, wenn du Respekt erlangen willst!“

Zur Verdeutlichung seiner Worte ballte Aris die Hand zur Faust, während ich mir verzweifelt irgendwelche guten Argumente zurecht legte, um seine Ansichten zu widerlegen, denn ich konnte und wollte es einfach nicht akzeptieren, dass wir unsere ehemaligen Mitbewohner und Spielkameraden einfach so ihrem Schicksal überlassen sollten.

Die Helden aus den Büchern, für die ich mich seit kleinauf begeistern konnte, warteten jedenfalls nicht erst, bis alle tot waren, um dann hinterher blutige Rache zu nehmen. Die retteten ab und zu auch mal ein paar lebendige Menschen, und wurden dafür von ihnen verehrt und geschätzt... so wie Robin Hood, oder die drei Musketiere. Und ich war in meiner Naivität eigentlich immer davon ausgegangen, dass wir diese Sorte von Helden wären, auch wenn mir Janoschs Grausamkeiten und die Geschichten, die man sich über ihn erzählte, natürlich nicht entgangen waren. Ich dachte nur eben, wir würden durch Aris' Gerissenheit und unseren Charme den wilden Schlächter schon irgendwie zähmen können und auf unsere Seite ziehen... anstatt selber zu solchen Schlächtern zu werden wie er.

Vanja angelte sich unterdessen eine unter der Pritsche liegende Flasche Wodka, die eigentlich Janosch gehörte und ganz sicher nicht für uns bestimmt war... ganz abgesehen davon, dass Vanja ohnehin nicht besonders viel vertrug. Aber das war ihm in jenem Moment alles reichlich egal.

Er genehmigte sich einen solch ausgiebigen Schluck, dass ihm das unmöglich gut tun konnte, und meinte dann mit vorwurfsvoll erhobenem Zeigefinger in Aris' Richtung gewandt:

„Scheiße, Aris, du solltest dich echt mal reden hören... Bei allem, was wir tun, geht es dir offensichtlich nur noch darum, deinen Einfluss zu vergrößern und die Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen. Und scheinbar haben ja sowieso alle den Tod verdient, die dir nicht huldigen und sich artig verbeugen, wenn du an ihnen vorüberschreitest. Ehrlich gesagt, das ist kein bisschen besser als Stalin oder Hitler!

Ich meine, ich wollte ja auch, dass endlich diese ganzen Gemeinheiten aufhören... dass die anderen uns in Frieden lassen und nett zu uns sind. Und eine Zeit lang hat das auch ganz gut funktioniert mit deinen Methoden... weil wir noch Kinder waren. Weil die anderen Kinder waren. Und weil sie irgendwann alle nachgegeben haben.

Außerdem haben wir immer dafür gesorgt, dass es die Richtigen trifft... diejenigen, die es auch wirklich verdient haben. Und das fand ich auch in Ordnung, dabei habe ich dir gern geholfen.

Aber jetzt... dieser Kampf hier... der ist nicht mehr gerecht. Weil wir gar nicht mehr jedem Einzelnen das geben können, was er verdient hat. Weil wir die Einzelnen gar nicht mehr wahrnehmen, weil sie für dich nur noch irgendwelche Schachfiguren sind, die man nach Belieben verschieben und opfern kann, so lange es nur irgendwie der eigenen Sache dient. Ich glaube, wir sind schon längst zu weit gegangen. Du bist zu weit gegangen. Das ist nicht mehr der Junge, der mir damals im Keller Mut zugesprochen hat... mit dem ich trainiert habe und von dem ich so viel gelernt habe. Manchmal denke ich, du bist ein Fremder geworden, und hast längst mehr mit Janosch gemeinsam als mit einem von uns!“

Ich beobachtete stillschweigend, wie Aris auf die Standpauke seines besten Freundes reagierte.

Es war nie seine Art, besonders aufbrausend zu werden. Wenn ihn irgendetwas wütend oder betroffen machte, konnte man das höchstens an einem Zucken seines Mundwinkels und einem leichten Zittern seiner Hände erkennen.

Und so, wie es aussah, machte ihn Vanjas Widerspruch offenbar ziemlich wütend, denn er wirkte für seine Verhältnisse fast schon nervös.

„Ich hab dir schon damals gesagt, dass ich alles niederbrennen würde, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte.“, murmelte er leise. „Erinnerst du dich? Komisch nur, dass dich das nicht im Geringsten gestört hat, so lange du selber von meinen speziellen Kräften profitiert hast. Weißt du, was ich glaube, Vanja? Ich glaube, du warst damals so verzweifelt, es war dir scheißegal, wem oder welcher Ideologie du hinterherläufst. Du hättest wahrscheinlich auch Adolf Hitler ewige Treue geschworen, wenn dir ein paar Zeilen aus „Mein Kampf“ dabei geholfen hätten, dich von deinen Peinigern zu befreien.

Und jetzt, jetzt hast du die schicksten Klamotten von uns allen... du bist selbstbewusst und hast ein Mädchen, die du zwar ohne mich nie bekommen hättest, weil du viel zu viel Schiss vor ihr gehabt hättest, um sie auch nur anzusprechen... aber egal. Jetzt hast du all das, und zwar vor allem deshalb, weil ich dich immer inspiriert und mitgezogen habe. Und auf einmal meinst du, den Moralapostel raushängen zu müssen und meine Ansichten in Frage zu stellen.

Willst du jetzt hier in Zukunft bestimmen, was gemacht wird? Ist es das? Ist das hier jetzt so eine Art Meuterei?“

„Pah! Du bist doch derjenige, der immer bestimmt hat, was gemacht wird... schon seit wir uns kennengelernt haben.“, entgegnete Vanja giftig, bevor er sich einen weiteren Schluck aus der immer leerer werdenden Pulle genehmigte. „Und ich war immer der Trottel, der mitgemacht hat. Auch wenn mir längst nicht alles gefallen hat. Aber ich habe mir eingeredet, dass du einfach weiter denken kannst als ich... und dass es daher schon seine Richtigkeit hat, wenn du für uns die Pläne schmiedest.

Außerdem sind wir doch Freunde, verdammt! Wir sind wie eine Familie. Die Familie, die wir nie hatten... und ich würde für meine Familie alles tun. Aber ich... ich bin mir nicht mehr so sicher, ob du für deine Familie auch alles tun würdest... ich... ich weiß nicht mal mehr, ob sowas wie Freundschaft oder Familie in deinen verquerten Gedankengängen überhaupt vorkommt.“

Aris lächelte nur, anstatt sich irgendwie zu rechtfertigen, und schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Freundschaft... Du hast dir von Nikolaj wohl zu viele Heldengeschichten erzählen lassen, was? Du und Nikolaj, ihr macht einen auf Moral und Freundschaft... selbst Kira labert auf einmal vom Freiheitskampf und ihrem angeblichen Vater Nestor Machno. Und als nächstes wollt ihr wahrscheinlich auch noch Janosch auf eure Seite ziehen und...“

„Ich will überhaupt niemanden auf meine Seite ziehen!“, empörte ich mich angesichts dieser Unterstellung, die mir dann doch ein wenig paranoid erschien und die ich in diesem Moment gerne noch viel ausführlicher entkräftet hätte, weil es mir einfach völlig ungerecht vorkam, dass mir Aris nun auf einmal indirekt unterstellte, so etwas wie den Widerstand gegen seine Führungsrolle zu organisieren, die ich doch im Grunde nie in Frage gestellt hatte... aber Vanja kam mir zuvor.

„Halt dich da raus, Nikolaj! Das verstehst du nicht. Das ist nur eine Sache zwischen mir und ihm. Jahrelang habe ich dir vertraut, Aris... bin überall hingegangen, wo du hingegangen bist. Vielleicht anfangs, weil ich davon profitiert habe... und ja, vielleicht hätte ich mich damals jedem um den Hals geworfen, wenn jemand anderes für mich dagewesen wäre. Doch dann... dann habe ich es einfach nur genossen, in deiner Nähe zu sein... eine Familie zu haben... jemanden zu haben, zu dem ich aufsehen konnte und der immer für mich da war.

Aber seit wir in diesem beschissenen Wald sind... ach was rede ich da, im Grunde bist du doch schon, seit wir im Waisenhaus die Kontrolle an uns gerissen haben, kaum noch für mich da gewesen. Immer verkriechst du dich, schläfst den halben Tag oder schwebst irgendwo durch die Gegend, schmiedest Pläne, beobachtest andere und erfreust dich an ihrer Angst oder an ihrer Unwissenheit... und dann wirfst du mir auch noch vor, dass ich jetzt ne Freundin habe?

Weißt du, Aris, ganz ehrlich... ich mag Kira sehr. Aber dich hab ich mindestens genauso gemocht. Du warst immer die Nummer eins für mich, der erste Mensch, dem ich je näher gekommen bin. Hast du eine Ahnung, wie sehr ich es genossen habe, dieses Gefühl der Geborgenheit, wenn ich mich an dich lehnen durfte... wie sicher und beschützt ich mich gefühlt habe? Ich habe es dir immer und immer wieder gesagt, wie wichtig du mir bist... dass ich dich liebe, und dass ich total gern an deiner Seite liege. Und das Romantischste, was von dir jemals zurückkam, war sowas wie: „Das ist gut gegen die Kälte.“

Weißt du, wo die größte Kälte ist, Aris? Nicht im Keller des Waisenhauses oder in diesem beschissenen Wald... die Kälte ist in dir! Einzig und allein in dir!“

Bei diesen Worten hatte Vanja Tränen in den Augen... keine Ahnung, wann ich ihn das letzte Mal weinen gesehen hatte, aber es musste ganz sicher schon einige Jahre her gewesen sein.

Er betrachtete die Wodkaflasche mit einem irren Blick, so als ob er etwas unschlüssig war, ob er den Rest austrinken oder sie an Aris' Schädel zerschmettern sollte.

Ich spürte, dass ich die beiden jetzt besser voneinander trennen sollte, bevor die Lage noch weiter eskalierte. Daher stand ich auf und streckte entschlossen meine Hand aus, um ihm zumindest einmal die Flasche abzunehmen.

Doch Vanja reagierte schneller als ich, zog die Flasche mit einer schnellen Bewegung von mir weg und streckte mir stattdessen drohend sein großes, silbernes Messer entgegen.

„Bleib wo du bist, Nikolaj! Und wage es nicht, sowas nochmal zu versuchen! Das hier geht nur Aris und mich etwas an, also halt dich gefälligst da raus!“

„Ich...“, versuchte ich ihm besänftigend klar zu machen. Aber ich kam gar nicht zum weiterreden, weil Aris sofort wieder das Wort an sich riss.

„Und was willst du jetzt hören?“, fragte er Vanja. „Dass du wichtig für mich bist? Dass du nützlich bist? Ganz ehrlich... in deinem momentanen Zustand nützt du mir rein garnichts. Du nützt niemandem etwas. Da brauchst du dich auch nicht zu wundern, wenn dich keiner für voll nimmt.“

„Nutzen, Nutzen...“, entgegnete Vanja gereizt. „Immer geht es dir nur um Nutzen. Ist das alles, wonach du die Menschen beurteilst, nach ihrem Nutzen? Selbst mich?“

„Oh, du warst damals ziemlich nützlich für mich.“, versuchte ihm Aris seine Sicht der Dinge klarzumachen. „Du warst meine Augen, um für mich zu sehen. Du warst meine Hände, weil du viel geschickter warst als ich. Aber jetzt... jetzt habe ich viele Augen. Und viele Hände. Janosch etwa... Janosch ist ziemlich nützlich, findest du nicht auch?“

„Janosch ist ein Psychopath!“, schimpfte Vanja in Rage.

„Aber er ist nützlich.“, ergänzte Aris rechthaberisch. „Er ist was Besonderes, genau wie ich. Du hingegen...“

Er machte eine kleine Pause. Vielleicht, um das Offensichtliche nicht aussprechen zu müssen.

„Ich bin... was?“, giftete Vanja zurück. „Nicht mehr so nützlich wie früher, ja? Wenn das so ist, warum bin ich dann überhaupt noch hier, hä? Warum lässt du mir die Gnade zuteil werden, in deiner erlauchten Gegenwart atmen und leben zu dürfen?“

Aris grinste. Keine Ahnung, ob er Vanja damit noch mehr provozieren wollte, oder ob ihn einfach nur die unvereinbaren Unterschiede in ihrer Wahrnehmung amüsierten. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, dass er Vanjas Erregung ein bisschen zu sehr auf die leichte Schulter nahm.

Zumindest schien er nicht im Geringsten zu beabsichtigen, ihn in irgendeiner Weise zu beschwichtigen, sondern formte stattdessen seine Finger zu einer Pistole und streckte sie in Vanjas Richtung.

„Weil du ein verdammt guter Schütze bist, Vanja. Ist das nicht Grund genug? Deine Geschicklichkeit am Abzug... du kommst gleich hinter Janosch. Und deine Augen... du kannst alles auf große Entfernung erkennen, und mir die richtige Richtung weisen. Du

kannst immer noch sehr nützlich für mich sein, genau wie damals. Aber du solltest niemals vergessen, wer dich zu dem gemacht hat, was du heute bist. Also zeig mal ein bisschen mehr Respekt!“

Ganz offensichtlich war das nicht die Antwort, die Vanja gerne gehört hätte.

Er trank noch einen weiteren Schluck aus der Flasche, stellte sie vor sich auf dem Boden ab, und bewegte sich dann mit nach vorne gestrecktem Messer auf Aris zu.

Doch kurz vor ihm blieb er plötzlich stehen und hielt sich die Spitze der Klinge selbst dicht vor das rechte Auge.

„Du brauchst mich also nur als Schütze, ja? Als nützlichen Idioten, der dir ständig den Weg beschreibt? Und wenn ich auch nicht mehr sehen könnte, hä? Was würdest du dann tun? Mich sterben lassen? Weil ich dir nicht mehr nützlich sein kann?“

„Lass das und gib mir das Messer, Vanja!“, versuchte ich ihn angestrengt zu beruhigen, damit nicht noch irgendein Unglück passierte.

Ich wollte auf ihn zugehen und ihm sicherheitshalber die Waffe abnehmen, doch Vanja stieß mich einfach nur von sich weg, mit einer solchen Heftigkeit, dass ich ausrutschte und nach hinten gegen die hölzerne Wand krachte.

„Ich hab dir verdammt nochmal gesagt, du sollst dich da raushalten!“, fluchte Vanja.

Er wirbelte ungeschickt herum, und erwischte wohl mehr versehentlich als beabsichtigt Aris' Oberarm, dem er mit seinem Messer einen leichten Schnitt verpasste. Nichts Schlimmes, aber genug, um Aris komplett austicken zu lassen.

Ich lag noch immer halb benommen am Boden und konnte nur ungläubig zusehen, wie sich Aris auf ihn stürzte und ihm so lange den Arm verdrehte, bis Vanja schmerz erfüllt das Messer fallen ließ. Doch Aris dachte nicht daran, aufzuhören. Er kugelte ihm mit einem brutalen Ruck komplett den rechten Arm aus, und als Vanja laut zu schreien begann, schickte ihn Aris mit einem Faustschlag zu Boden.

Dann griff Aris nach dem neben ihnen liegenden Messer und setzte sich damit triumphierend auf Vanjas Brust.

Vanja versuchte verzweifelt, sich zur Wehr zu setzen und seinem Freund das Messer wieder abzunehmen. Es kam zu einem kurzen Handgemenge um die Waffe, doch nur mit seinem schwächeren linken Arm hatte Vanja keine Chance gegen den kampferprobten und nun zu allem entschlossenen Aris. Als Vanja gerade mit der Hand nach der Klinge greifen wollte, riss Aris mit einem Ruck das Messer herum und schlitzte Vanjas gesamte Handinnenfläche auf. Dann verpasste er ihm noch einen Schlag mit dem Knauf der Waffe gegen die Nase, woraufhin Vanjas Widerstand endgültig gebrochen war und er benommen nach hinten sank.

„Du bist so ein jämmerlicher Schwächling!“, brüllte Aris voller Verachtung, während er Vanja das blutverschmierte Messer an die Kehle drückte. „Läufst einem blinden Zigeuner hinterher wie ein Hund... und schlimmer noch, du lässt dich dann sogar noch von ihm fertigmachen! Und hast nichts entgegensetzen! Nichts!!!“

Vielleicht sollte ich dich einfach hier und jetzt von deinem Elend erlösen. Denn für einen wie dich ist kein Platz in einer Welt wie der unseren. Du wirst doch immer nur ein erbärmlicher Mitläufer sein! Eine Zecke, die sich an anderen festsaugt, weil sie alleine nicht überlebensfähig ist!

Denkst du wirklich, ich bräuchte einen Freund wie dich? Mit meinen Fähigkeiten kann ich jeden zum Freund haben... jeden den ich will! Also geh doch zu den feigen Schafen ins

Waisenhaus zurück und opfere dich für sie, wenn dir so viel an ihnen liegt! Ich brauche Freunde, die mich stärker machen. Keinen Klotz am Bein, der alles nur immer noch schwieriger macht für mich!“

Mit diesen Worten ließ er schließlich von Vanja ab, steckte sicherheitshalber das Messer ein, und verpasste Vanja zum Abschluss noch einen verächtlichen Fußtritt, so dass dieser wie ein geprügelter Hund Richtung Leiter kullerte.

Dann griff Aris nach der neben ihm stehenden Wodkaflasche und fing nun ebenfalls frustriert damit an, sich volllaufen zu lassen, ohne noch weiter auf mich oder Vanja zu achten.

Vanja hatte sich unterdessen wieder halbwegs aufgerappelt und betrachtete zitternd das aus dem großen Schnitt an seiner Hand rinnende Blut. Ein letztes Mal schaute er zu Aris zurück, unschlüssig, ob er noch irgendetwas erwidern oder nochmal auf ihn losgehen sollte, um ein paar Dinge richtig zu stellen... aber dann machte er kehrt und kletterte einfach nur wütend die Leiter herunter, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

„Vanja, nein, warte!“, rief ich ihm noch hinterher, als ich endlich wieder ganz bei Besinnung war, und rappelte mich auf, um ihn irgendwie am Fortgehen zu hindern... doch da war Vanja bereits aus meinem Blickfeld verschwunden.

„Das... das glaube ich einfach nicht...“, stammelte ich mit ungläubigem Blick auf den blutverschmierten Boden und die nun doch etwas stärker blutende Schnittwunde an Aris' Oberarm, die ihn jedoch nicht sonderlich zu kümmern schien.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Wie konnten zwei Menschen, die sich einmal so nahe gestanden waren, die einander brauchten und alles miteinander teilten, nur so rücksichtslos miteinander umgehen?

„Glaub es ruhig, Nikolaj.“, murmelte Aris, nun wieder genauso emotionslos wie zuvor. „Wir sind alle verflucht. Jeder Einzelne von uns.“

„Du...“, begann ich den Versuch, ihm klarzumachen, was er da gerade angerichtet hatte, unterbrach mich dann aber selbst, weil ich ahnte, dass ich ebenso gut auf eine Wand einreden könnte, und meinte nur: „Ach, vergiss es!“, ehe ich mich von ihm abwandte und zur Leiter eilte, um Vanja zu verfolgen und zu retten, was noch zu retten war.

„Vanja! Bleib stehen, du dämlicher Vollidiot! Vanja!“

Ich ahnte schon, dass meine Worte vielleicht etwas unangemessen sein würden, um einen verzweifelten Menschen zur Umkehr zu bewegen, wusste aber in dem Moment auch nicht, wie ich es höflicher ausdrücken sollte, und folgte den Blutstropfen und frischen Fußspuren durch den Wald.

„Vanja!“

Endlich hatte ich ihn eingeholt. Er hatte um die tiefe Schnittwunde in seiner linken Hand notdürftig einen Fetzen Stoff gewickelt, hielt sich seine schmerzende Schulter, und stapfte stur geradeaus durch den hohen Schnee, ohne mich in irgendeiner Form zu beachten.

Erst, als ich ganz nah an ihm dran war und ihn von hinten an seinem Fuchsfell packte, drehte er sich mit einer schwungvollen Bewegung zu mir um, und wäre dabei fast über seine eigenen Füße gestolpert.

„Lass mich gehen, Nikolaj! Es ist aus! Ich gehör nicht mehr dazu!“

„Und was willst du jetzt machen, hä?“, wollte ich aufgebracht von ihm in Erfahrung bringen. „Dich in irgendeinen sinnlosen Kampf stürzen, wegen ihm? Dich in den Schnee legen und erfrieren, wegen ihm? Meinst du echt, du würdest ihn damit beeindrucken?“ „Vielleicht...“, keuchte er. „Vielleicht will ich ihn beeindrucken. Ja, und? Das ist meine Sache, allein meine Sache... und wenn diesem beschissenen Zigeuner alles egal ist, fein... dann mache ich es eben für mich selbst! Weil ich so nicht mehr weiterleben möchte. Keinen Tag! Keine Stunde!“

Mit diesen Worten drehte er sich wieder um und marschierte starrköpfig weiter. Ich lief an seiner Seite neben ihm her... fragte mich, ob er jetzt komplett den Verstand verloren hatte, ob es nur am Alkohol lag... oder ob er nicht vielleicht sogar Recht haben könnte. Mit allem, was er über Aris gesagt hat. Mit seiner Flucht... damit, dass er nicht mehr so weiterleben wollte, wie wir es in den letzten Monaten getan hatten.

„Willst du wissen, was ich tun werde, ja?“ , meinte er schließlich, als er merkte, dass ich immer noch an seiner Seite marschierte und offensichtlich nicht so leicht abzuschütteln war.

„Ich werde zu den Deutschen gehen und mich stellen. Das werde ich tun! Vielleicht verschonen sie die anderen dann. Mein Leben ist sowieso gelaufen. Keiner hat eine Verwendung für mich... und egal, was die Deutschen auch mit mir anstellen werden... sie werden es ganz sicher mit mehr Herzlichkeit und Gefühl tun, als Aris je zu fühlen in der Lage wäre.“

„Mein Gott, ist dir der Typ echt so wichtig?“, fragte ich kopfschüttelnd über seine Vernarrtheit. „Ich meine... ich find's ja auch nicht richtig, wie er sich dir gegenüber verhalten hat... oder generell, wie er sich verändert hat in den letzten Monaten. Aber verdammt, die Welt besteht doch nicht nur aus ihm.“

„Meine schon!“, erwiderte Vanja. „Zumindest tat sie das mal. Aber da war ich wohl einfach nur blind. Blinder als er.“

„Aber... aber da ist noch Kira. Und ich! Für uns bist du nicht unnütz. Wir brauchen dich doch... wir...“, versuchte ich ihn zu überzeugen. Aber ich spürte instinktiv, dass es sinnlos war.

Er streckte mir nur demonstrativ seine verletzte Hand entgegen und meinte:

„Sieh mich an! Ich kann doch kaum noch eine Waffe halten mit dieser Hand. Ich bin für niemanden mehr nützlich, Nikolaj! Und ich will auch für niemanden mehr nützlich sein! Lasst mich einfach alle in Ruhe, ok? Ich... ich bin fertig mit euch. Mit allem!“

Dann schlug er wütend in meine Richtung, jedoch ohne mir ernsthaft nahe zu kommen, da er aufgrund des Alkohols die Entfernung ohnehin völlig falsch einschätzte. Stattdessen machte er nur eine leichte Pirouette und wäre um ein Haar in einen der umstehenden Bäume gekracht. Dann stapfte er davon, und ließ mich mit einem hilflosen Gesichtsausdruck allein im Schnee zurück.

Ich hatte es nicht besonders eilig, zu den anderen ins Lager zurück zu gehen. Irgendwie ahnte ich schon, dass es von da an nicht länger mein Zuhause sein würde, und meine ganzen Gedanken kreisten eigentlich nur noch um die Frage, wie es so weit kommen konnte... wieso ich es nicht rechtzeitig bemerkt habe, dass wir längst unsere Seele verloren hatten... unsere Seele und die Magie, dieses besondere Gefühl, das uns im Waisenhaus miteinander verbunden hatte.

War es der harte Winter? War es der Krieg und das Blut, das uns zu etwas werden ließ, was wir eigentlich niemals sein wollten?

Oder waren wir einfach nur erwachsen geworden? Zu schnell, um unsere Kindheit einfach abhaken zu können, wie es die meisten anderen Menschen irgendwann taten?

Wir alterten zwar, aber genaugenommen war ich noch immer von denselben Heldengeschichten fasziniert wie als Zehnjähriger. Vanja hatte immer noch dieselbe unstillbare Sehnsucht nach Familie und Geborgenheit... und Aris, Aris glaubte immer noch, er könnte alles planen und die Leute um den Finger wickeln, wie er es damals im Kinderheim getan hatte. Nur mit dem Unterschied, dass unsere Welt jetzt größer und noch viel erbarmungsloser war, und jeder Fehler erbittert bestraft wurde.

Kurz vor unserem Lager kam mir Janosch mit vollem Marschgepäck entgegen.

Er hatte seine Waffen geschultert und einen großen Armee-Rucksack auf dem Rücken.

„Du gehst auch?“, fragte ich, obwohl ich mir die Antwort ja denken konnte.

„Ich hätte euch durchgeknallte Russenkinder niemals hier aufnehmen sollen.“, entgegnete Janosch mürrisch. „War mir gleich klar, dass das kein gutes Ende nehmen würde.“

„Wir sind keine Russen...“, korrigierte ich ihn gewohnheitsmäßig.

„Wie auch immer. Ich hab genug von diesen Kindereien und eurem ständigen Gezänke und Gekreisch. Ich suche mir einen anderen Wald. Und wehe, einer von euch kommt mir nochmal in die Quere...“

„Keine Sorge.“, meinte ich mit einem unterdrückten Seufzer. „Ich glaube, wir gehen nirgendwo mehr hin.“

„Geht nach Hause, verdammt noch mal! Oder sucht euch ein Neues. Aber dieser Wald hier... dieser ganze Krieg... das ist nichts für Kinder wie euch. Das ist eine Nummer zu groß für euch. Sucht euch eine Welt, in die ihr hinein passt.“, murmelte er noch zum Abschied, ehe er sich von mir abwandte und ohne einen weiteren Blick zurück über einen der zugeschnittenen Pfade davonstapfte.

Offensichtlich hatte es im Lager eine weitere Auseinandersetzung gegeben, denn als ich wieder dort eintraf, fand ich Aris unten an einem Baum lehnd, mit blutig geschlagener Lippe und einer dick angeschwellenen Backe. Dicht über ihm steckte Nestor Machnos Säbel in der Rinde, was ganz offensichtlich keinen anderen Schluss zuließ als den, dass Kira hier vor kurzem ziemlich ausgerastet sein musste und Aris auf ihre ganz spezielle Art und Weise klargemacht hat, was sie von ihm und seinem Verhalten Vanja gegenüber hielt.

„Und?“, fragte er gleichgültig, als er meine näherkommenden Schritte vernahm. „Willst du mich jetzt auch noch fertig machen?“

„Das hast du schon ganz gut allein hinbekommen!“, antwortete ich vorwurfsvoll.

„Vanja hätte die Flasche nicht anrühren sollen.“, versuchte er sich leise zu rechtfertigen.

„Er hat einfach seine Gefühle nicht unter Kontrolle, wenn er betrunken ist.“

„Ja, vielleicht.“, erwiderte ich nachdenklich. „Aber du hast auch nicht gerade viel zur Deeskalation beigetragen.“

Ich schaute ihn prüfend an, in der Hoffnung, aus seinem Gesicht irgendein Anzeichen von Reue oder Bedauern herauslesen zu können. Doch er saß nur regungslos da und meinte:

„Wer weiß, vielleicht ist es ja am besten so. Für jeden von uns.“

Diese Gleichgültigkeit machte mich ehrlich gesagt aber nur noch wütender.

„Wie kannst du sowas nur sagen? Vanja ist gerade auf dem Weg zu den Deutschen, um sich zu ergeben, und du weißt genau, was die alles mit ihm anstellen werden... wie kannst du da ernsthaft sagen, dass es so am besten wäre?“

„Er will sich ergeben?“, fragte Aris und lehnte müde seinen Kopf nach hinten. „Und welchen Sinn soll das haben? Wozu soll das gut sein?“

Ich wollte ihn daran erinnern, dass es immer noch um das Leben der Heimkinder ging, und dass Vanja im Gegensatz zu ihm deren Schicksal eben nicht völlig egal war. Da bemerkte ich die Schweißperlen auf Aris' Stirn. Schweißperlen... obwohl er eigentlich hätte frieren müssen, so leicht wie er angezogen war in der trockenen Kälte hier draußen.

„Du siehst nicht gut aus, Aris! Was zur Hölle ist los mit dir?“, wollte ich wissen und trat sorgenvoll etwas näher an ihn heran, um seine Temperatur zu fühlen.

Sein ganzes Gesicht war glühend heiß.

„Du hast Fieber.“, stellte ich das Offensichtliche fest. Dabei war er seit ich ihn kannte noch nicht ein einziges Mal krank gewesen. Nicht einmal eine leichte Erkältung oder sowas.

„Nein...“, erwiderte Aris mit einem gezwungenen Lächeln. „Nein, Nikolaj, das ist es nicht. Weißt du... diese Kräfte, die ich habe... ich glaube, sie sind zu stark geworden. Zu stark für diesen Körper. Es ist nur eine Frage der Zeit, dann werde ich euch ohnehin nicht mehr helfen können. Weil es mein Gehirn zerreißen wird.“

„Dann hör einfach auf damit!“, riet ich ihm besorgt. „Hör auf, diese verdammten Kräfte einzusetzen. Wenigstens so lange, bis es dir wieder besser geht.“

Natürlich war auch mir nicht entgangen gewesen, dass Aris in den letzten Monaten zunehmend müder wirkte und seine Wach- und Schlafphasen immer stärker ineinander überzugehen schienen... doch ich hatte mich eben darauf verlassen, dass er schon wissen würde, wo seine Grenzen lagen, und dass er im Zweifelsfall rechtzeitig eine Pause einlegen würde.

„Würdest du etwa aufhören wollen zu sehen, nur weil dir die Augen schmerzen?“, konterte Aris wenig begeistert. „Was wärest du ohne dein Augenlicht? Und ich... was wäre ich ohne meine Gabe? Wer würde dann noch Respekt vor mir haben? Wer würde noch auf das hören, was ich sage?“

Meine Gabe ist alles, was ich habe, Nikolaj. Ohne sie wäre ich immer noch der Prügelknabe des gesamten Waisenhauses.

Keiner hätte sich jemals für mich interessiert, wenn ich nicht so viele Dinge über euch gewusst hätte... wenn ich nicht immer so geheimnisvoll und unheimlich gewirkt hätte. Ihr hättet mich doch alle verrecken lassen, ohne euch auch nur für meinen Namen zu interessieren.“

„Glaubst du das wirklich?“, widersprach ich ihm ohne lang nachzudenken. „Glaubst du, dass wir alle nur wegen deiner Kräfte in deiner Bande mitmachen wollten?“

„Ja!“, erwiderte Aris mit felsenfester Überzeugung. „Ja, genau das glaube ich, Nikolaj. Weil es einfach in der menschlichen Natur liegt, sich einen stärkeren Beschützer zu suchen, wenn man selber schwach und erbärmlich ist.“

Und ihr wundert euch, warum euch die Starken verachten? Warum sie euch drangsaliieren, über euer Land herfallen und sich wie Herrenmenschen aufführen?

Manchmal... manchmal kann ich die Nazis ganz gut verstehen. Sie sind sowas wie eine göttliche Strafe... Strafe für die Schwäche und Verkommenheit der Menschen. Je schwächer und charakterlich degenerierter die Menschen werden... um so mehr

provozieren sie es doch, dass jemand kommt und die Macht an sich reißt, der das komplette Gegenteil von ihnen darstellt. In Stein gemeißelte Perfektion, eine perfekt geölte Menschmaschine, ein fleischgewordener Gott...”

Ich vermutete, dass er auch einen ordentlichen Teil von Janoschs Alkoholvorräten geleert haben musste, angesichts des himmelschreienden Blödsinns, den er da von sich gab.

Unter normalen Umständen hätte ich Aris sofort vehement widersprochen und ihm zu verstehen gegeben, dass die Nazis kein bisschen stärker waren als der Rest, sondern dass sie sich einfach nur gut darauf verstanden, Herrenmenschen zu spielen, obwohl sie hinter der Maskerade genauso nackt und hilflos waren wie wir alle.

Wir hatten es ja oft genug miterlebt, wie jämmerlich sie angingen, um Gnade zu winseln, wenn man ihnen erstmal ihre ganzen Waffen und Orden weggerissen hatte und sie mit einem glühenden Messer in der Hand daran erinnerte, dass sie im Grunde auch nur Menschen waren, die unbedingt weiterleben und ihre Familien wiedersehen wollten.

Ich hätte Aris in Grund und Boden argumentieren können. Aber ich hatte irgendwie den Eindruck, dass ihn das alles überhaupt nicht mehr interessierte, denn er hatte seinen Kopf nach hinten gelehnt und offensichtlich bereits wieder seinen Körper verlassen, um durch irgendwelche anderen Sphären zu schweben... irgendwohin, wo es vermutlich keine anstrengenden Freunde gab, keine Vorwürfe, keine Schwächlinge und keine Enttäuschungen, sondern nur feinstoffliches, unverbindliches Nichts.

„Fein.“, murmelte ich daher nur leise, ehe ich mich Richtung Wald aufmachte, um nach Kira zu suchen. „Dann genieß dieses Gefühl der Stärke... ohne den ganzen schwächlichen Ballast um dich herum. Aber wundere dich nicht, wenn es dir irgendwann kalt wird, und kein menschlicher Körper mehr da ist, um dich zu wärmen.“

Kapitel 22 - Kapitulation

Die Sonne war bereits aufgegangen, als sich Vanja müde und gezeichnet von den Entbehrungen der vergangenen Monate die Straße zum Waisenhaus hinaufschleppte. So kraftlos, wie die tief stehende, rötlich schimmernde Wintersonne versuchte, durch die graue Wolkendecke zu dringen, aus purer Gewohnheit, weil sie es immer tat, auch wenn sie in jenen Tagen nur ein Schatten des mächtigen Gestirns war, das im Sommer die Erde erhitzte und das Getreide vertrocknen ließ... so kraftlos musste sich auch Vanja gefühlt haben an jenem Morgen.

Das öffentliche Leben schien mit dem Einmarsch der Deutschen komplett zum Erliegen gekommen zu sein. Den ganzen Weg über sah er vielleicht drei oder vier Menschen, die schattengleich um die Ecke huschten und schnell wieder in den vermeintlich schützenden Mauern ihrer Häuser verschwanden, wo sonst Ochsenkärren Güter zum Markt brachten und Alte und Junge geschwätzig umher standen, um miteinander zu tratschen oder die neuesten Nachrichten auszutauschen.

Nun lag über allem eine frostige, bleierne Stille, so dass selbst die schwachen, schneegedämpften Schritte von Vanjas Stiefeln deutlich hörbar an den Wänden widerhallten.

Vanjas Schulter und die verwundete Hand schmerzten, und es fiel ihm zunehmend schwer, sich auf den Beinen zu halten. Und dennoch schleppte er sich weiter, Schritt für Schritt dem unvermeidlichen Ende entgegen.

Vanja musste daran denken, wie er als Kind in diesen Straßen gespielt hatte, und wie groß und riesig ihm allein dieses verschlafene Viertel der Stadt einst erschienen war... so, als würde es sich niemals endend über die halbe Welt erstrecken. Und die Menschen, die vielen fremden Erwachsenen, die ihn gar nicht wahrnahmen, oder wenn doch, dann nur um ihn zurechtzuweisen... sie kamen ihm damals vor wie Riesen, unerreichbare, gigantische Wesen voller geheimer Kräfte und Fähigkeiten, die sich ein knapp zehnjähriger Knirps nicht einmal in ihrer Gesamtheit vorzustellen vermochte.

Und nun... nun waren die Riesen zu Zwergen geworden, die sich ängstlich in ihren Löchern verkrochen. Die Straße ging nicht bis ans Ende der Welt, sondern erstreckte sich gerade mal über ein paar hundert Meter. Und Vanja, wenngleich von seinen Wunden geschwächt und blass im Gesicht, wirkte mit den edlen Fuchsfellen und den Eiskristallen in seinen langen Haaren wie ein König... der König einer fremden Welt aus Blut und Eis, dem sich keiner der Bewohner zu nähern oder gar in den Weg zu stellen getraute.

Für einen Moment verharrte er, als er an einigen mit einem Netz bedeckten Kisten vorbeikam, und erinnerte sich daran, wie er sich einst ängstlich dahinter versteckte, als ihm Oleg und ein paar seiner Freunde nachgesetzt hatten... wie er dort kauerte und inständig hoffte, der angekündigten Tracht Prügel zu entgehen.

Sie haben ihn dann irgendwann doch erwischt und übel verhauen.

Aber heute...

Wenn sie heute kommen würden, Oleg, Mikail, Sergej und die ganze Bande... Vanja wusste, er würde sich durch sie hindurchkämpfen, bis sie alle am Boden lagen. Selbst wenn er noch so geschwächt wäre. Selbst wenn er nur noch eine Hand zur Verfügung hätte.

Sie würden keine Chance haben gegen einen direkt aus der Hölle gestiegenen Bastard wie ihn.

Er betrachtete einen Moment nachdenklich seine zur Faust geballte gesunde Hand... dann seufzte er leise und ging kopfschüttelnd weiter.

Furchtlos und wehrhaft zu sein war ihm einst wie ein unerreichbar fernes Ideal erschienen... wie ein Zustand, den einer wie er nicht einmal ansatzweise erreichen konnte. Nun war er furchtloser als die meisten... ein Partisanenkrieger, der sich von niemandem mehr aufhalten ließ, nicht einmal von seinen besten Freunden.

Und doch... irgendein Teil von ihm wünschte sich in diesem Moment, wieder der kleine Junge zu sein, der voller Angst und Furcht durch die Welt ging, aber dafür wenigstens noch etwas hatte, wovon er träumen konnte, anstatt so wie jetzt von all seinen Träumen verlassen worden zu sein.

Und wenn es nur so ein banaler Traum war, wie nicht mehr von den anderen verdroschen zu werden. Damals hätte Vanja wer weiß was dafür gegeben, für diesen Traum... Ein Tag ohne Prügel. Eine Woche ohne Prügel.

Heute konnte er sich nicht einmal mehr darüber freuen.

Seine Stärke hatte diesen Traum überflüssig gemacht. Vielleicht war er auch einfach nur in Erfüllung gegangen.

Und der Traum, für immer mit Aris zusammen zu sein? Er konnte nur so lange Bestand haben, wie Vanja seine Schnauze gehalten hatte und Aris brav überall hin gefolgt war. Doch in dem Moment, als er selbst diese letzte Schwäche von sich überwand und sich seinem übermächtigen Freund widersetzte... in dem Moment hatte er aufgehört, ein Mensch mit Träumen zu sein. Von nun an war er ein erleuchteter Buddha. Einer, dem alles am Arsch vorbeiging.

Und das bisschen Mitgefühl, das er noch empfand... mit den Schwachen... mit den Opfern... mit den eingesperrten Kindern im Heim... es war mehr nur noch ein Reflex. Eine abgespeicherte Erinnerung an etwas, was er einmal verinnerlicht hatte. Eine flackernde, mit jedem Schritt schwächer werdende Kerzenflamme, die ihm gerade noch genug Antrieb verlieh, um sich die Straße entlang zu schleppen bis zu seiner sicheren Endstation, ehe sie für immer erlosch.

Erst, als er sich drei Wehrmachtssoldaten gegenüberfand, die vor dem abgesperrten Gelände des Waisenhauses patroullierten, schreckte Vanja unvermittelt aus seinen wirren Gedanken empor. Doch anders, als er erwartet hatte, zielten die drei nicht sofort mit ihren griffbereiten Gewehren auf ihn, um ihn in Gewahrsam zu nehmen, sondern schauten nur mit einer Mischung aus Abscheu und Mitleid auf die dünne, zitternde Gestalt, die da in Tierfelle gehüllt und mit blutunterlaufenem Auge vor ihnen stand.

Ganz offensichtlich wirkte Vanjas Auftreten nicht halb so ehrfurchteinflößend auf die durchtrainierten, kampferprobten Soldaten, wie er es sich in seinen Tagträumen vorgestellt hatte.

Stattdessen machte einer der drei Wachen nur eine abfällige Handbewegung und rief irgendwelche strengen Worte, die Vanja wohl verscheuchen sollten.

„Hier gibt es nichts zu holen. Geh woanders betteln!“

Vanja schaute mit einem irren Grinsen zu ihnen auf. Hätte er jetzt noch sein Messer dabei, er hätte diese ahnungslosen Herrenmenschen ohne Probleme aufschlitzen können.

Einen Moment lang überlegte er, ob er es vielleicht trotz seines Zustandes versuchen sollte, den Überraschungseffekt zu nutzen und dem Großmaul die Waffe aus der Hand zu reißen... aber wozu?

Alle konnte er ja doch nicht erledigen. Und außerdem sollte dies keine Befreiungsaktion werden, sondern eine Kapitulation.

Und so zog er sich einfach nur seine Fuchs-Kapuze über, holte die silberne Kette mit den Erkennungsmarken ihrer erlegten Feinde hervor, die er sich neulich gebastelt hatte, und hielt sie den Wachen entgegen wie eine Eintrittskarte. Dazu sagte er in schlechtem Deutsch:

„Fuchs! Ich Fuchs!“

Die Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Sofort richteten sich drei Gewehre auf Vanja, und nachdem er auch auf die weiteren Aufforderungen und Fragen der Soldaten immer nur „Fuchs“ antwortete, weil er sich anders als ich nie die Mühe gemacht hatte, sich mehr als ein paar Brocken Deutsch anzueignen, wurde er schließlich von einem der drei am Ärmel gepackt und durch das große Tor ins Waisenhaus gezerrt.

Im Hof standen mindestens dreißig Mann, die damit beschäftigt waren, fleißig Stacheldraht und andere Befestigungen zu errichten, als ob sie vorhatten, sich hier für längere Zeit häuslich niederzulassen.

Während sie Vanja über den Platz stießen, hallten unzählige Kommandos durch die Luft, von denen Vanja aber nichts verstehen konnte, außer dass ab und zu das Wort „Fuchsbande“ zu hören war.

Schließlich kamen Vanja und seine Begleiter vor dem großen Haupteingang zum Stehen. „Sieg Heil!“, rief einer der Soldaten.

Dann salutierte er, als ein etwa vierzigjähriger Offizier mit einem strengen Gesichtsausdruck und eleganter deutscher Majorsuniform aus der Tür trat und den blassen, vor Kälte zitternden Vanja kritisch begutachtete.

Dann winkte er einen Helfer in Zivilkleidung herbei.

„Übersetzen!“, forderte er und deutete in Richtung von Vanja.

„Sehr wohl, Herr Huber!“, vernahm Vanja auf einmal eine vertraute Stimme und schüttelte grinsend den Kopf, als er in dem herbeieilenden Dolmetscher ihren alten Erzrivalen Viktor Volkov erkannte.

„So sieht man sich wieder, Schwuchtel!“, giftete Viktor in einem Tonfall, als ob in Wirklichkeit er hier das Kommando hatte. „Hast dich wohl für die falsche Seite entschieden, was?“

Vanja schaute kurz zu ihm hoch, senkte dann aber gleich wieder desinteressiert den Blick und murmelte nur leise:

„Wenigstens habe ich mir noch etwas Ehre bewahrt.“

Daraufhin sauste die Hand des einstigen Anführers der Waisenkinder auf den wehrlos dastehenden Vanja herab und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige, was der danebenstehende deutsche Offizier aber sofort mit einem strengen Kommando unterband.

„Du sollst übersetzen, Bursche! Alles andere überlässt du gefälligst uns. Verstanden?“

„Natürlich, Herr Huber.“, entschuldigte sich Viktor kleinlaut und ging einen Schritt auf Distanz, doch es war ihm deutlich anzusehen, dass er Vanja am liebsten an Ort und Stelle zu Brei geprügelt hätte für all die Demütigungen, die er seinetwegen in den letzten Monaten hatte erleiden müssen.

„Übersetzen?“, flüsterte Vanja und wischte sich verächtlich ein paar Tropfen Blut aus dem Mundwinkel. „Du hast ja wirklich Karriere gemacht.“

„Oh, ich bin hier viel mehr als nur der Übersetzer.“, erwiderte Viktor mit einem arroganten Tonfall in der Stimme. „Was meinst du, woher die Deutschen wussten, dass es eine Verbindung zwischen den Fuchs-Partisanen und dem Waisenhaus gibt, hä? Die Deutschen haben doch keine Ahnung, wie dieses Land funktioniert. Aber Leute wie ich... die können es ihnen zeigen. Und wenn die Deutschen wieder weg sind, werde ich hier das Sagen haben als ihr Statthalter.“

„Ts... bescheuerter Plan.“, murmelte Vanja. „Wenn die Deutschen wieder weggehen, wird hier nichts mehr übrig sein, über das du noch herrschen könntest.“

Noch vor wenigen Tagen hätte er Viktor für dessen feigen Verrat am liebsten eigenhändig hingerichtet. Doch inzwischen war das alles bedeutungslos geworden für Vanja. Er wollte einfach nur noch, dass es endlich ein Ende hatte.

Der deutsche Offizier sagte irgendetwas, und Viktor hörte aufmerksam zu und sprach dann, wieder in Richtung von Vanja gewandt:
„Major Huber sagt, er glaubt nicht, dass du wirklich zum Widerstand gehörst. Er sagt, du siehst aus wie ne Schwuchtel, und dass sie dich nachher im Klo in den Arsch ficken werden.“

Vanja schaute erst ratlos zu dem deutschen Offizier, der ihn streng und ohne die geringste Gefühlsregung im Gesicht musterte, und dann wieder zu Viktor, dem dieses Verhör sichtlich Vergnügen zu bereiten schien.

„Übersetzt du überhaupt das Richtige?“, wollte Vanja von seinem alten Mitbewohner wissen, auch wenn er die Antwort schon längst zu wissen glaubte.

Anstatt ihm etwas darauf zu erwidern, sprach Viktor mehrere Sätze auf Deutsch zu dem Offizier, worauf dieser in lautem Tonfall schimpfte und dann drohend in Richtung des Hauptgebäudes deutete.

„Der Major ist sehr ungehalten darüber, dass ihm die Fuchsbande ein halb verhungertes Kind geschickt hat statt eines Kämpfers.“, versuchte Viktor die Reaktion des Deutschen mehr oder weniger gewissenhaft zu übersetzen. „Er sagt, du sollst dem Soldat links von dir das Gewehr aus der Hand reißen und ihm hier und jetzt beweisen, dass du ein echter Widerstandskämpfer bist. Sonst wird er die ersten zehn Geiseln erschießen lassen.“

Vanja ahnte, dass ihn Viktor damit nur in eine Falle zu locken versuchte.

„Du willst doch nur, dass sie mich abknallen.“, flüsterte er kopfschüttelnd. „Kannst es wohl nicht erwarten, was?“

Doch Viktor ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Stattdessen stürmte er nach vorne, ohne noch länger auf die umherstehenden Deutschen zu achten, und packte Vanja wütend am Kragen.

„Du weißt genau, was ich will, du verdammte Schwuchtel! Ich will den Zigeuner! Ich will den, der mir alles genommen hat, was eigentlich mir gehörte! Du beschissener Mitläufer nützt mir überhaupt nichts! Oder meinst du etwa, die Deutschen interessieren sich für einen wie dich? Für die bist du nur ein weiteres Waisenkind, das sie mit den anderen zusammen hier krepieren lassen werden, wenn nicht demnächst auch noch der Rest eurer beschissenen Fuchs-Bande hier auftaucht!“

Er war kurz davor, Vanja noch eine zu verpassen, besann sich dann aber und stieß ihn nur angewidert von sich weg.

„Ich...“, stotterte Vanja, hilflos zwischen Viktor und den Deutschen hin und her blickend. Er hatte den Eindruck, ganz egal was er sagte, sie würden ihn ja doch nicht anhören. Und vermutlich hatten sie ohnehin nie geplant gehabt, die Kinder freizulassen.

Eine einsame Träne kullerte über Vanjas Wange, als er erkannte, dass sein selbstloses Opfer im Grunde völlig umsonst gewesen war.... und dass es keinem einzigen seiner ehemaligen Mitbewohner irgendetwas nützen würde.

„Wir sind hier, Volkov!“, hallte auf einmal eine vertraute Stimme über den Platz. „Sag deinem Kommandanten, er soll die Kinder freilassen.“

Ungläubig blickten Viktor und die Deutschen auf die drei Gestalten, die einfach so durch das Tor geschlendert kamen, als ob sie nur einen fröhlichen Sonntagsspaziergang unternehmen würden.

Es waren Aris, Kira und ich. Und da ich im Gegensatz zu meinen Freunden im Lauf der letzten Monate auch ein bisschen Deutsch gelernt hatte, beschloss ich sogleich, mit den fremden Invasoren lieber direkt zu verhandeln.

„Wir sind die Fuchspartisanen.“, sagte ich in Richtung des deutschen Offiziers und versuchte, mich dabei nicht von den mehreren Dutzend auf uns gerichteten Gewehrläufen irritieren zu lassen. „Wir sind gekommen, um uns zu ergeben!“

Zum Beweis unserer Worte reckte ich den Säbel von Nestor Machno in die Höhe, bevor ich ihn dann demonstrativ vor den versammelten deutschen Truppen auf den gefrorenen Boden warf.

Noch im selben Moment wurden wir von den herbeigelaufenen Soldaten eingekreist und erst einmal unsanft auf weitere Waffen und andere Gegenstände untersucht.

„Ihr sprecht unsere Sprache?“, rief der Offizier fragend in meine Richtung gewandt, während sein Stellvertreter den herumliegenden Säbel aufhob und interessiert zu untersuchen begann.

„Ein wenig.“, erklärte ich ihm, nachdem ich von der groben Hand eines Soldaten nach vorne gestoßen wurde.

„Ausgezeichnet!“, erwiderte Major Huber. „Dann werden wir ja bald Gewissheit haben, ob ihr wirklich das seid, was ihr zu sein vorgebt.“

Darauf wandte er sich wieder seinen Männern zu und befahl, uns allen vier Handschellen anzulegen und uns dann zur weiteren Befragung nach drüben ins Hauptgebäude zu schaffen.

Und so stießen sie uns ruppig durch die vertrauten Gänge, in denen wir außer zahlreichen deutschen Soldaten jedoch keine der Kinder oder Lehrkräfte ausmachen konnten.

Im Speisesaal angekommen wurden wir alle vier mit unsanften Handbewegungen dazu gebracht, auf dem Boden vor einer der Holzbänke in die Knie zu gehen, während sie den Säbel und unsere sonstigen Habseligkeiten auf dem großen Tisch hinter uns ausbreiteten.

„Warum... warum seid ihr gekommen?“, wollte Vanja von Aris in Erfahrung bringen. „Ich dachte... so wichtig sind dir die Kinder im Heim nicht.“

„Sind sie auch nicht.“, flüsterte Aris.

„Aber warum habt ihr euch dann ergeben?“, hakte Vanja weiter nach, darum bemüht, seine Erregung ein wenig in Zaum zu halten, um nicht die Aufmerksamkeit unserer Bewacher auf sich zu lenken. „Verdammt, Aris... ich wollte doch nur, dass wir was unternehmen. Aber ich wollte nie, dass ihr euch auch ergebt und jetzt hier mit mir in derselben Scheiße sitzt... das ist doch totaler Irrsinn!“

„Natürlich ist es das.“, bestätigte Aris grimmig.

Nachdem er seinen Unteroffizier angewiesen hatte, die Sicherheitsvorkehrungen um das Waisenhaus herum zu verstärken, wandte sich Major Huber schließlich uns zu.

„Es ist ja rührend, dass ihr euch so sehr um eure ehemaligen Kameraden sorgt...“, murmelte er, sich selbstverliebt im Glanz des nun zum Greifen nahe wirkenden Erfolges sonnend. „Ehrlich gesagt hab ich nicht im Traum daran gedacht, dass ihr euch so einfach stellen würdet. Nein, so läuft das üblicherweise nicht ab, Jungs. Wisst ihr, wie das Spiel eigentlich gespielt wird?“

Ihr tötet einen von uns. Wir töten zehn von euch. Aber vorher geben wir euch eine Chance, euch zu stellen, damit keine zehn Unschuldigen getötet werden müssen. Nicht, weil wir

ernsthaft glauben würden, dass ihr so blöd wärt, einfach hier reinzumarschieren und aufzugeben. Nein. Uns ist schon klar, dass niemand kommen wird, weil niemand so dämlich wäre, einfach so sein Leben wegzuschmeißen.

Es geht uns allein um die Signalwirkung, die es hat, wenn die Menschen in der Umgebung mitbekommen, dass ihr Partisanen zwar mutig genug seid, um aus dem Hinterhalt ein paar von unseren Soldaten abzuknallen, aber zu feige, um euch den Konsequenzen eures Handelns zu stellen und den Geiseln aus der Bevölkerung zur Hilfe zu eilen. So stellen wir sicher, dass euch jeder nur als die kleinen, nervigen Ratten betrachtet, die ihr seid... und nicht als sowas wie ein gleichwertiger Gegner für unsere glorreiche Wehrmacht.“

Ich musste mich genau konzentrieren, da ich nur die Hälfte seiner Worte verstand, und fragte sicherheitshalber nach:

„Heißt das... sie wollen in Wirklichkeit gar nicht, dass wir uns stellen? Es wäre ihnen lieber gewesen, wir wären nicht erschienen, und sie hätten uns weiter als Feiglinge beschimpfen können?“

Der Wehrmachtsoffizier grinste zufrieden, offensichtlich erfreut von meiner schnellen Auffassungsgabe.

„So wird nunmal Krieg geführt, Junge. Es geht nicht darum, was wirklich passiert. Es geht darum, was die Leute glauben, was passiert ist. Propaganda, verstehst du? Propaganda ist alles. Und echte Partisanen wissen das auch.

Was mich zu der Frage bringt: Wenn ihr es nicht wisst... seid ihr dann überhaupt echte Partisanen? Oder seid ihr nur ein Bauernopfer? Ein paar Trottel, die sich von ihrem Anführer dazu anstiften lassen haben, sich selbst zu opfern, um dadurch irgendein Zeichen an die Bevölkerung zu senden?

Ich meine... schaut euch an! Ein Blinder, ein schwachsinniges Mädchen, ein schwächlicher Knirps, und, naja, eine Schwuchtel, wie mir mein Dolmetscher versichert hat... Ihr seid das, was ein jeder guter Stratege als entbehrliches Kanonenfutter einstufen würde.“

Bei den letzten Worten blieb er unmittelbar vor mir stehen und starrte mir mit einem eindringlichen Blick in die Augen, ehe er deutlich langsamer und ausdrucksvoller weitersprach, um sicher zu stellen, dass ich auch wirklich ein jedes seiner Worte verstand. „Wo ist euer Anführer? Wo ist Janosch?“

Erst da begriff ich, dass es diesem Kerl in Wahrheit nie um uns gegangen war. Er wollte einzig und allein Janosch fangen, den legendären Partisanen, über den man sich so viele Geschichten erzählte, um sich mit dieser Heldentat in der Heimat einen Orden zu verdienen.

Und ich ahnte, dass er mir kaum glauben würde, dass Janosch einfach sein Gewehr nahm und gegangen ist, weil ihm unsere Kindereien irgendwann zu blöd geworden sind.

Und so setzte ich schließlich mein bestes Pokerface auf und meinte trotzig:

„Es gibt keinen Janosch. Alle Füchse, die existieren, stehen hier vor ihnen. Janosch ist nur eine Legende. Um euch Angst zu machen. Propaganda, verstehen sie?“

„Propaganda?“, wiederholte der Major wütend, ehe er aus einer auf dem Tisch liegenden Aktentasche mehrere Photographien entnahm und sie uns aufgebracht vor die Füße schleuderte.

Auf den Bildern waren die übel zugerichteten Leichen deutscher Soldaten zu erkennen...

Soldaten, denen teilweise die Haut abgezogen oder sämtliche Gliedmaßen abgetrennt worden waren, bevor man sie an die Bäume genagelt hatte.

„Das hier ist keine Propaganda! Derjenige, der das getan hat, ist komplett irre im Kopf. Und wenn ihr ihn weiter deckt, helft ihr damit niemandem. Niemandem!“

„Sie trauen es uns also nicht zu?“, fragte ich in der Hoffnung, ihn vielleicht zu einer kleinen Demonstration unseres Könnens bewegen zu können. „Dann geben sie dem schwachsinnigen Mädchen da drüben doch einfach mal ihren Säbel zurück und warten sie ab, was passiert.“

Aber der Major schien an derlei Vorführungen keinerlei Interesse zu haben. Stattdessen sammelte er höchstselbst die auf dem Boden verstreuten Photographien wieder ein und legte sie nachdenklich zurück auf den Tisch, ehe er deutlich einfühlsamer weiter sprach.

„Ich glaube euch sogar, dass ihr kämpfen könnt. Aber ich glaube nicht, dass ihr das gewesen seid.“

Weißt du... ich hab zuhause selber zwei Jungs in eurem Alter. Und egal, was ihr von uns halten mögt... ich bin kein Unmensch. Ich tue nur meine Pflicht für mein Vaterland. Alles was nötig ist, ja, auch grausame Dinge. Aber ich empfinde keine sonderliche Freude daran. Ich bin sogar bereit, euch eine Chance zu geben... euch laufen zu lassen. Ein Auge zuzudrücken. Verstehst du mich? Alles, was ich von euch haben will, ist der Aufenthaltsort von diesem Janosch.“

Ein hereinplatzender Uniformierter salutierte kurz und überreichte dem Major dann irgendwelche Dokumente zur Unterzeichnung... eine Gelegenheit, die ich dankbar annahm, um mit meinen Kameraden unsere weitere Strategie zu besprechen.

Aris hatte mir versichert, dass er einen guten Plan ausgetüftelt hatte, wie wir alle mit den Kindern zusammen die Flucht ergreifen konnten. Und wie immer hatte ich mich auf Aris' Wort verlassen... habe geglaubt, dass er schon wieder irgendeinen verrückten Zigeunertrick aus der Tasche zaubern oder unsere Feinde erpressen und in Angst versetzen würde, wie er es sonst auch immer tat.

Doch in Anbetracht der Tatsache, dass er immer noch wie ein Häufchen Elend neben mir auf dem Boden kauerte und dabei ausgesprochen blass und teilnahmslos wirkte, war ich mir auf einmal nicht mehr so sicher.

„Was ist denn jetzt mit deinem tollen Plan?“, flüsterte ich nervös. „Ich glaube nicht, dass ich den Kerl noch ewig hinhalten kann. Wenn wir ihm nicht liefern, was er haben möchte, wird er uns alle erschießen lassen.“

„Es ist alles genau, wie es sein soll.“, erwiderte Aris gelassen. „Wir bleiben bei unserem Plan. Sobald ich „Jetzt“ rufe, wirst du mit Vanja und Kira losrennen und die Kinder befreien.“

„Und du?“, fragte Vanja, der Aris' Vorhaben noch deutlich weniger nachvollziehen konnte als ich. „Was wird dann aus dir, hä? Sollen wir dich etwa allein hier mit den ganzen Deutschen zurücklassen?“

„Ja, genau.“, bestätigte Aris. „Genau das werdet ihr tun, Vanja.“

Vanja schien das Ganze für keine besonders gute Idee zu halten. Er wollte noch irgendwas dazu einwenden, verkiff es sich jedoch, als er bemerkte, wie sich der Major wieder in unsere Richtung drehte und dann langsam auf uns zugelaufen kam.

„Wie ich schon sagte...“, fing der Deutsche gerade wieder in bemüht väterlich klingendem Tonfall zu reden an, als plötzlich vom Hof her eine laute Explosion ertönte, gefolgt von mehreren Maschinengewehrsalven und lautem Geschrei.

Die Wucht des Knalls war so stark, dass selbst hier drin die Wände wackelten und sich der Major unwillkürlich an die Mütze fasste, damit sie ihm nicht vom Kopf gerissen wurde.

„Sie wollten doch unbedingt mit Janosch sprechen.“, hörte ich auf einmal Aris in perfektem Deutsch sagen, obwohl ich nicht einmal wusste, dass er die Sprache überhaupt beherrschte. „Er kommt zu ihnen. Er kommt, um sie alle zu holen!“

Nicht einmal mir hatte Aris mitgeteilt, dass Janosch wieder mit von der Partie war. Wie hatte er ihn überhaupt ohne unser Wissen kontaktieren können? Wir waren doch schließlich die ganze Zeit zusammen gewesen...

Jedenfalls bekam ich nun doch wieder sowas wie Zuversicht, dass Aris' geheimnisvoller Plan tatsächlich funktionieren könnte.

Major Huber warf uns einen strengen Blick zu und schickte dann mehrere seiner Männer mit einer schroffen Geste nach draußen. Doch es waren immer noch ein knappes Dutzend Soldaten im Raum, und keiner von denen schien uns auch nur für einen Sekundenbruchteil aus den Augen zu lassen.

„Ihr...“, fluchte der Major wütend in Aris' Richtung. „Ihr haltet euch wohl für ganz besonders schlau, was? Aber euer Plan wird nicht aufgehen. Schmidt!“, herrschte er seinen Unteroffizier an. „Wenn einer von denen auch nur hustet, erschießen sie ihn!“

„Jawoll, Herr Major!“, bestätigte der Angesprochene und zielte mit seiner Pistole konzentriert auf Aris' Kopf.

Doch der ließ sich davon nicht im Geringsten beeindrucken. Stattdessen streifte er die Fesseln ab, was ihm dank seiner dünnen Handgelenke und Janoschs Überlebenstraining auch problemlos gelang, und erhob sich drohend.

Ich bemerkte, wie sich währenddessen auch Vanja und Kira von ihren Fesseln zu befreien versuchten, und tat es ihnen unauffällig gleich.

„Janosch wird euch alle töten!“, erhob Aris wütend seine Stimme. „Er wird euch ausweiden und an die Wand nageln, genau wie die Kerle auf den Fotos! Genau das wird passieren! Hier und jetzt!“

Während einige der umstehenden Soldaten unwillkürlich zusammenzuckten angesichts der eindringlichen Stimme, mit der er diese Worte sprach, ließ sich der Major von ihm nicht aus dem Konzept bringen.

„Erschießen sie ihn, Schmidt! Stellen sie die Disziplin wieder her!“

Der Unteroffizier schaute grimmig, kniff die Augen zusammen, und näherte sich dann mit seinem Finger dem Abzug. Doch nichts geschah. Stattdessen verharrte sein gekrümmter Finger kurz vor dem entscheidenden Punkt.

„Tut mir leid, Herr Major. Aber ich kann nicht!“

„Sie können nicht?“, fragte sein Vorgesetzter, davon überzeugt, nicht richtig gehört zu haben.

„Weil er noch so jung ist? Weil er behindert ist? Jetzt machen sie mir nicht einen auf moralisch, Schmidt. Wir haben in Polen doch schon ganz andere Dinge...“

„Sie verstehen nicht!“, unterbrach ihn der schweißgebadete Schmidt mit einer Stimme, als ob er auf glühenden Kohlen sitzen würde. „Ich kann... meine Finger... nicht mehr bewegen...“

Sie... gehorchen mir nicht... Ich will den verdammten Zigeuner ja erschießen, aber es geht nicht!“

Während von draußen weitere Explosionen zu hören waren, wurde es dem Major jetzt zu bunt.

„Geben sie her, sie unfähiger Idiot!“, fluchte er und riss seinem Untergebenen entschlossen die Pistole aus der Hand.

Doch auf einmal erschien ihm die Waffe so schwer, als ob sie eine halbe Tonne wiegen würde, und sein Arm sauste mir ihr nach unten, so dass es ihm völlig unmöglich war, sie auf uns zu richten oder auch nur leicht anzuheben.

„Das... ist... nicht möglich...“, keuchte er und versuchte mit aller Kraft, die Kontrolle über seinen Arm zurückzuerlangen. Als ihm dies nicht gelang, rief er seinen versammelten Männern zu:

„Knallt diese Bastarde ab! Das ist eine verdammte Falle! Die haben uns irgendwie vergiftet.“

Jetzt riss auch einer der Deutschen hinter uns sein Gewehr nach oben, doch der Schuss löste sich bereits in der Bewegung und traf den neben ihm stehenden Soldaten in den Fuß, worauf dieser laut schreiend auf den Boden sackte.

Ein anderer, gefährlich aussehender Kerl versuchte ebenfalls, sein Gewehr zu ziehen, doch dann rammte er es mit einer unbeholfenen Bewegung nur seinem eigenen Kameraden in den Magen, worauf dieser nach seiner im Gürtel liegenden Pistole griff und laut „Ich will das nicht... ich will das nicht...“ brüllte, ehe er den eigenen Vordermann mit einem Schuss in den Kopf niederstreckte.

Ich schaute fassungslos auf das um mich herum stattfindende Chaos, dann auf Aris, dessen Kopf feuerrot angelaufen war, während die Adern an seinen Schläfen immer weiter hervortraten.

Konnte es sein, dass er der Verursacher von all dem war? Dass er nicht nur eine Spinne kontrollieren konnte, sondern eine ganze verdammte deutsche Kompanie?

„Jetzt!“, sprach Aris auf einmal wie in Trance.

Und wir gehorchten, sprangen aus unserer Position auf und schleuderten nahezu zeitgleich unsere Fesseln weg. Kira verpasste dem völlig wehrlos wirkenden Major einen heftigen Kinnhaken, ehe sie sich den auf dem Tisch neben ihm liegenden Säbel schnappte und ihn damit niederstreckte.

Dann stürmten wir zu dritt auf die große Eingangstür des Saals zu. Die zwei davor Wache haltenden Soldaten stießen wir einfach achtlos zur Seite, als ob ihre zitternden Beine aus reinem Pudding bestanden.

Im Vorübergehen sah ich noch, wie ein anderer Kerl hinter uns eine Handgranate zückte, doch statt sie auf uns zu werfen, rollte er sie über den Boden in Richtung seiner weiter hinten stehenden Kameraden, die panisch aus dem Wirkungsbereich zu hechten versuchten.

Als wir den lauten Knall hörten, waren wir bereits draußen auf dem Gang angelangt.

„Was zur Hölle war das?“, versuchte Vanja auszudrücken, was uns allen in diesem Moment durch den Kopf ging. „Wir müssen zurück und...“

Er wollte schon kehrt machen und zu Aris und den deutschen Soldaten zurückgehen, doch ich packte ihn entschlossen an der Schulter.

„Du hast gehört, was er gesagt hat. Er wird uns Zeit verschaffen. Und wir... wir müssen jetzt die Kinder da rausholen. Deshalb sind wir hier! Schon vergessen?“

„Nein... nein...“, stammelte Vanja unschlüssig und schaute nervös hin und her. „Ich meine... ja... du hast Recht... wir müssen die Kinder retten und...“

Ich gab ihm einen aufmunternden Klaps auf den Rücken. Dann kam auch schon Kira, die bereits vorausgegangen war, zu uns zurück gerannt und fragte keuchend: „Wo ihr bleiben? Kinder oben!“

Ich nickte, und dann machten wir uns hastig auf den Weg.

Kira stürmte wieder voraus, erledigte einen uns entgegenkommenden Soldaten mit einem eleganten Säbelhieb, während sein hinterherlaufender Kamerad Bekanntschaft mit ihrem harten Stiefel machte, der ihn direkt zwischen die Beine traf, worauf er mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden ging.

Vanja setzte ihn mit einem unbarmherzigen Ellbogenhieb endgültig schachmatt, fluchte kurz schmerzhaft, weil er im Eifer des Gefechts ganz seine verletzte Schulter vergessen hatte, und griff sich dann mit dem anderen Arm die von dem ausgeknockten Soldat fallengelassene Maschinenpistole.

„Was ist denn das für ein bescheuerter Plan gewesen?“, schimpfte Vanja, während wir durch das Treppenhaus weiter nach oben hetzten. „Warum habt ihr nicht früher gesagt, was er vorhat?“

„Wir wussten es doch selber nicht!“, antwortete ich angestrengt, während ich mühsam versuchte, mit meinen Freunden Schritt zu halten. „Verdammt... ich hatte keine Ahnung, dass er sowas überhaupt kann.“

„Ich auch nicht.“, antwortete Vanja. „Dabei dachte ich wirklich, ich würde ihn kennen.“

Wir bogen um die Ecke herum in den Gang, der direkt zu den oberen Schlafsälen führte. Draußen an den Fenstern zogen dicke Rauchschwaden vorbei... das weiter unten im Speisesaal entfachte Feuer schien sich in rasender Geschwindigkeit über das gesamte Gebäude auszubreiten.

Ich wusste, wir hatten nicht mehr viel Zeit, bevor hier alles in Flammen aufgehen würde.

„Schwanzlutscher!“, hörte ich auf einmal die wütende Stimme von Viktor Volkov von der Seite.

Fast im selben Augenblick ertönten drei laute Schüsse, und ich konnte mich gerade noch mit einem beherzten Sprung in Sicherheit bringen.

Dann flogen auch schon mehrere Kugeln über mich hinweg, direkt auf den völlig unvorbereitet dastehenden Vanja zu. Doch im letzten Moment stürzte sich Kira auf ihn und schubste ihn aus der Schusslinie, ehe sie selbst von mindestens zwei Geschossen in den Rücken getroffen wurde und vor unseren erschrockenen Gesichtern zu Boden fiel.

Ich spähte vorsichtig aus meiner Deckung hervor und erkannte Volkov, wie er mit gezogener Pistole auf uns zu lief und dabei wie von Sinnen immer weiter in unsere Richtung feuerte, bis sein gesamtes Magazin verbraucht war und seine Waffe nur noch ein kraftloses Klicken von sich gab.

„Ich werde dich töten, verdammter Schwanzlutscher! Dich und den Zigeuner und eure ganze verfluchte Fuchs-Bande!“

Vanja hatte Kiras blutverschmierten Körper zu sich in Deckung gezogen. Er selbst schien unversehrt geblieben zu sein, seine Maschinenpistole lag einen halben Meter von ihm entfernt auf dem Boden.

„Schnell! Er hat keine Munition mehr.“, rief ich ihm hastig zu. „Machen wir ihn fertig, bevor er nachladen kann.“

Doch Vanja schüttelte nur mit dem Kopf und schaute skeptisch auf den überall durch die Ritzen quillenden Rauch, während er mit seiner linken Hand über Kiras lebloses Gesicht streichelte.

„Nein, Nikolaj. Dafür ist keine Zeit mehr.“, entgegnete er mir streng, und deutete dann in Richtung der Schlafsäle. „Beeil dich! Du musst gehen und die Kinder retten, sonst ist das hier alles umsonst gewesen. Ich werde mich um Volkov kümmern.“

Er kickte mit dem Fuß seine Waffe in meine Richtung und murmelte: „Nimm sie. Und tu das, weshalb wir hergekommen sind.“

„Aber...“, antwortete ich ihm beinahe flehend. „Das schaffst du nicht allein. Du weißt, wie gut er kämpfen kann. Und außerdem bist du verletzt. Und Kira...“

Ich warf ihm einen verzweiferten Blick zu... wollte ihm anbieten, dass ich Kira für ihn in Sicherheit bringen würde. Aber ich konnte nicht erkennen, ob sie zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch am Leben war.

Vanja legte ihren Körper sanft zur Seite, ehe er nach ihrem blutverschmierten Säbel griff und mich auffordernd ansah:

„Geh! Das hier... das ist etwas Persönliches zwischen mir und Volkov. Geh und rette die anderen!“

Ich nickte ihm wortlos zu. Dann rannte ich, so schnell ich konnte, in Richtung der Schlafsäle. Am liebsten hätte ich jetzt an seiner Seite gestanden und mit Viktor Volkov abgerechnet. Oder unten mit Aris gegen die Deutschen gekämpft.

Aber Vanja hatte Recht. Wir mussten die Kinder in Sicherheit bringen... unsere alten Kameraden, unsere Mitbewohner, unsere Schützlinge. Und außer mir schien keiner mehr dazu in der Lage zu sein. Daher verknipte ich mir sämtliche anderslautenden Gedanken und machte mich so schnell ich konnte auf den Weg, während sich in meinem Rücken Vanja und Viktor zu einem letzten blutigen Zweikampf in Stellung begaben.

Obwohl er die Zeit dazu gehabt hätte, machte Viktor keine Anstalten, seine Pistole nachzuladen. Stattdessen brach er ein gusseisernes Heizungsrohr aus der Wand, kaum dass Vanja den Säbel von Kira an sich genommen hatte.

Sie würden die Sache jetzt so austragen, wie es hier im Heim schon immer Tradition war. Im Kampf Mann gegen Mann. Doch diesmal würde es nicht wie sonst üblich für den Unterlegenen auf der Krankenstation enden. Viktor und Vanja wussten beide, dass nur noch einer von ihnen das Heim lebend verlassen würde.

„Wie? Du ganz allein? Ohne deine Freunde?“, spottete Viktor, als er Vanja wütend auf sich zustapfen sah. „Hinter wem willst du dich denn jetzt verkriechen, Schwuchtel?“

„Ich verkrieche mich nicht mehr!“, erwiderte Vanja und streckte Viktor demonstrativ seine Säbel entgegen. „Aber du... du wirst derjenige sein, der sich gleich wünschen wird, sich hinter seinen Freunden verkriechen zu können. Nur leider hast du keine Freunde, Viktor! Weil du ein charakterloses Stück Scheiße bist, an das sich niemand erinnern wird.“

„Und wenn schon!“, brüllte Viktor zornig. „Dafür hab ich gut gelebt vor meinem Tod, während du nur Schwänze gelutscht hast!“

Noch im selben Moment machte er einen Ausfallschritt nach vorne und verpasste Vanja einen wütenden Hieb, den dieser mit seiner Klinge nur notdürftig parieren konnte.

„Ha! Du kannst ja kaum die Waffe halten!“, grinste Viktor siegesgewiss mit Blick auf den blutgetränkten Verband, den Vanja um seine Hand gewickelt hatte.

Aber Vanja biss die Zähne zusammen, fest entschlossen, den Schmerz zu ignorieren und alles abzurufen, was er in den letzten Monaten von Janosch gelernt hatte.

Er holte seinerseits mit dem Säbel aus, um Viktor den verräterischen Schädel zu spalten, traf allerdings nur die dahinterbefindliche Fensterscheibe, die klirrend zu Bruch ging. Auch sein nächster Hieb ging ins Leere und ließ Vanjas Deckung für einen verhängnisvollen Moment komplett offen, was Viktor sofort ausnutzte, um ihm mit dem Eisenrohr eins überzuziehen.

Vanja wurde knapp unterm Ohr getroffen und taumelte. Eine zweite, noch stärkere Attacke von Viktor konnte er gerade noch abwehren, wurde dabei allerdings immer weiter zurückgedrängt, bis er schließlich mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

„Hier ist für dich Endstation, du kleine Fotzel!“, triumphierte Viktor und traf mit einem weiteren Hieb Vanjas verletzte Hand, woraufhin Vanja der Säbel entglitt und laut klirrend die nahe Treppe hinunterpolterte.

Vanja schaute seiner Klinge erschrocken hinterher, überrascht von der brutalen Wucht, mit der Viktor das eiserne Rohr schwang. Aber er besann sich sofort wieder, duckte sich unter dem nächsten Hieb geschickt hinweg und nutzte die Gunst des Augenblicks, als sein Gegner kurz aus dem Gleichgewicht geriet, um ihn frontal zu rammen und gegen das dahinterliegende Geländer zu stoßen, was dazu führte, dass auch Viktor seine Waffe aus der Hand fiel... worauf dieser jedoch reichlich unbeeindruckt reagierte.

„Weißt du was? Das brauch ich gar nicht!“, meinte er provozierend, nachdem er Vanja mit einem kraftvollen Fußtritt von sich weggestoßen hatte. „Du bist nur ein verwundetes Mädchen.“

„Schon möglich.“, keuchte Vanja, darum bemüht, vor dem nächsten Schlagabtausch erstmal wieder nach Luft zu schnappen. „Aber wen interessiert’s, was ich bin? Wichtig ist nur, was ich tue!“

Dann stürmten die beiden abermals aufeinander zu.

Ich hatte unterdessen die Tür des großen Schlafsaals erreicht... prüfte erst gar nicht, ob sie abgeschlossen war, sondern rammte sie einfach mit der Schulter auf, worauf sie auch sofort nachgab und ich ins Innere des Raumes stolperte.

Drinnten schauten mir unzählige verängstigte Augenpaare entgegen.

Karaslov, der auf dem Bett saß und einem der jüngeren Kinder die Ohren zugehalten hatte, sprang auf, als er mich sah, und strahlte übers ganze Gesicht.

„Ihr seid tatsächlich gekommen... ihr müsst total verrückt sein! Ich dachte schon, unser letztes Stündlein hätte geschlagen.“

„Noch haben wir eine Chance!“, verkündete ich hustend mit Blick auf die gut zwei dutzend traumatisierten Kinder im Saal, während von unten immer mehr Rauch durch die Ritzen drang. „Was ist, sind das alle?“

„Alle, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, als die Deutschen kamen, ja.“, bestätigte Karaslov.

„Gut.“, nickte ich und umklammerte entschlossen meine Maschinenpistole. „Dann los, alle Mann raus hier! Folgt mir und bleibt dicht beieinander!“

Sie taten, wie ihnen befohlen wurde, und folgten mir durch die verqualmten Gänge des Treppenhaus hinunter, und dann durch die Küche in Richtung des Hinterausgangs.

Vanja und Viktor deckten sich unterdessen draußen im Gang weiter gegenseitig mit harten Schlägen ein.

Vanja war es gelungen, Viktor einen heftigen Kinnhaken zu verpassen und ihn zum ersten Mal in die Defensive zu drängen, doch der wehrte sich, indem er eine hinter ihm stehende Vase griff und sie seinem Gegner mit voller Wucht über den Schädel zog, woraufhin Vanja das Gleichgewicht verlor und benommen auf den Boden knallte.

„Du wirst nie gewinnen.“, stöhnte Viktor und hielt sich das schmerzende Kinn, ehe er sich erneut das vor ihm liegende Eisenrohr schnappte und damit drohend auf Vanja zumarschierte.

Vanja fasste sich prüfend ins Gesicht und betrachtete das Blut, das ihm aus einer Schnittwunde an der Stirn tropfte. Früher wäre er bei einem solchen Anblick vermutlich sofort in Ohnmacht gefallen, aber jetzt machte es ihn nur noch wütender.

„Mach dir keine Hoffnungen...“, keuchte er, während er von Viktor unbemerkt nach einer scharfkantigen Scherbe griff, die unmittelbar neben ihm auf dem Boden lag. „Wenn Aris und ich trainiert haben, habe ich deutlich mehr einstecken müssen als das!“

Viktor holte mit dem Rohr aus, um Vanja endgültig den Rest zu geben, doch der rollte sich geschickt zur Seite weg, nahm die Scherbe und rammte sie seinem Gegner mit einem lauten Kampfschrei in den Fuß.

Viktor brüllte vor Schmerzen und ging neben Vanja zu Boden, worauf dieser sich sofort auf ihn stürzte, ihm die Hände um die Gurgel legte und zudrückte, so fest es ihm mit der lädierten Schulter noch möglich war.

Und wenngleich Viktor zappelte und sich mit allem, was er hatte, zu wehren versuchte...

Vanja ließ seinen Griff nicht mehr locker.

Alles, was er seit Jahren in sich aufgestaut hatte... die Demütigungen im Heim, der Ärger mit Aris, der Hass auf die Nazis, die in unser Land kamen und so viele Unschuldige getötet hatten, Viktors Verrat und nicht zuletzt Kira, die sich für ihn geopfert hatte, um die Kugel abzufangen, die eigentlich für ihn bestimmt gewesen war... all das verlieh Vanjas gnadenloser Umarmung eine solche Kraft, dass selbst ein so kampferprobter Schläger wie Viktor Volkov sich nicht mehr daraus zu befreien vermochte.

Und so drückte er seinem Widersacher unbarmherzig die Luft ab, bis schließlich jeder Widerstand aufhörte und der letzte Lebensfunke aus Viktors Augen entwichen war.

Ich hatte unterdessen mit den anderen den Hintereingang erreicht, der über eine steinerne Treppe hinaus ins Freie führte.

Gleißend hell auf dem Schnee reflektierendes Sonnenlicht empfing uns, und ich musste mir angestrengt die Augen zusammenkneifen, um schnell wieder einen klaren Blick zu bekommen.

Die anderen folgten mir über die verschneiten Blumenbeete, bis auf einmal hinter einer Hecke ein Wehrmachtssoldat mit Sturmgewehr in der Hand hervortrat. Ich feuerte mit der Maschinenpistole eine Salve auf ihn ab und streckte ihn nieder, noch bevor er dazu kam, seine Waffe zu benutzen.

Hinter mir waren die Kinder mit Karaslov schützend in Deckung gegangen.

Erst auf mein Zeichen hin erhoben sie sich wieder, und wir gingen gemeinsam weiter. Nur noch fünfzig Meter waren es bis zu dem Tor, das uns von der Freiheit trennte.

Doch genau in dem Moment traten gleich fünf Deutsche mit gezückten Waffen aus dem Hauptgebäude hervor.

Ich riss meine Maschinenpistole hoch, zielte und wollte abermals feuern, doch die Waffe blockierte. Irgendwas an dem verdammten Ding schien kaputt zu sein.

So gut es mir eben möglich war, versuchte ich den Fehler zu beheben und rüttelte an dem Magazin. Aber da hatten sie uns längst umringt.

Einige der Kinder nahmen die Hände hoch, andere hielten sie sich schützend vors Gesicht.

Ich schlug verzweifelt auf den Lauf meiner Waffe, während sich die Deutschen zum Feuern bereit machten.

Doch noch im selben Moment hallte ein einzelner, ohrenbetäubender Schuss über das Areal, und der Soldat, der mir am nächsten war, ging mit einer klaffenden Schusswunde am Hals zu Boden.

Die anderen ließen von uns ab und schauten panisch in alle möglichen Richtungen.

„Scharfschütze!“, brüllte einer von ihnen auf Deutsch und wollte sogleich, wie er es in seiner Ausbildung gelernt hatte, in Deckung hechten. Aber da ertönte auch schon der nächste Schuss und riss ihm den Helm sowie einen Teil seines Kopfes weg.

Jetzt gab es für die verbliebenen drei Soldaten kein Halten mehr. Sie rannten kreuz und quer in alle möglichen Richtungen davon. Doch zu spät.

Der nächste Schuss erwischte einen von ihnen am Rücken, seinem Kameraden wurde erst die Knie Scheibe weggeschossen, ehe ihm ein zweiter Treffer mitten ins Herz den Garaus machte.

Einer versuchte noch, panisch über die Begrenzungsmauer zu klettern, doch als er es fast schon geschafft hatte, fiel ein weiterer Schuss und ließ ihn tödlich getroffen zurück in den Schnee stürzen.

Ich atmete tief durch und versuchte, irgendwo auf den Dächern der angrenzenden Gebäude etwas zu erkennen, konnte aber die Position des Schützen beim besten Willen nicht ausmachen.

Aber mir war sofort klar, dass es sich dabei nur um Janosch handeln konnte... wie immer ihn Aris auch dazu überredet hatte, für uns die rettende Kavallerie zu spielen.

Und auch wenn ich nicht genau wusste, wo er sich befand, so hielt ich doch meinen ausgestreckten Daumen in die Luft, um ihm meine Dankbarkeit zu übermitteln für diese Rettung in allerletzter Sekunde.

„Karaslov, bringen sie die Kinder rüber auf die andere Seite der Stadt!“, forderte ich unseren ehemaligen Direktor anschließend auf. „Da sollten sie erstmal in Sicherheit sein. Ich muss hier noch etwas erledigen.“

Genosse Karaslov schaute kritisch zurück zum Heim, wo der Wohntrakt des Hauptgebäudes inzwischen lichterloh in Flammen stand.

„Das wirst du nicht überleben, Nikolaj!“, mahnte er mich wie der strenge Lehrer, der er schon lange nicht mehr für uns war. „Deine Freunde können schon gut auf sich selbst aufpassen.“

„Nein, können sie nicht!“, erwiderte ich entschlossen, ehe ich mir von einem der toten Soldaten eine funktionierende Waffe borgte, und mich dann so schnell ich konnte auf den Weg zurück zum Waisenhaus machte.

Doch wie es aussah, hatten wir den Kampf bereits für uns entschieden. Die letzten deutschen Soldaten waren besiegt oder hatten panisch Reißaus genommen.

Als ich am Hauptgebäude ankam, war Vanja gerade dabei, Kiras leblosen Körper auf eine im Hof stehende Kutsche zu hieven, vor die zwei nervöse Pferde gespannt waren.

Ich half ihm so gut ich eben konnte... fühlte Kiras kalte Haut, sah ihre ausdruckslosen, starren Augen. Aber ich konnte keine einzige Träne vergießen. Alles an mir war taub. Meine Ohren von den vielen Schüssen, meine Hände von der klirrenden Kälte, und mein Herz von all den Grausamkeiten, die ich in den letzten Wochen und Monaten miterlebt hatte.

Neben Kiras Körper lag Aris. Genauso regungslos, jedoch so friedlich, als ob er nur kurz eingeschlafen wäre.

„Ist er auch...?“, fragte ich, ohne meinen Satz zu vervollständigen.

Aber Vanja schüttelte den Kopf. „Er atmet. Doch er reagiert auf nichts mehr... ich glaube, er ist nur noch eine leere Hülle. Sein Geist ist... sonstwo...“

Es war Vanja sichtlich anzusehen, wie sehr ihm das alles zu schaffen machte.

Seine Hände zitterten, seine Haare waren verklebt vom Blut, und sein Gesicht ziemlich übel zugerichtet vom Kampf gegen Viktor.

Für einen Moment glaubte ich, er würde hier an Ort und Stelle vor Erschöpfung zusammenklappen, und wollte ihn schon vorausschauend abstützen. Aber er stieß mich nur unsanft von sich weg.

„Du solltest jetzt besser gehen!“, murmelte er leise. „Geh zu den Kindern, pass auf sie auf, lebe dein Leben... und werde glücklich.“

Ich glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

„Ich soll... gehen?“, empörte ich mich. „Nach allem, was wir zusammen durchgemacht haben? Nach allem, was hier gerade passiert ist?“

Vanja ignorierte mich zunächst und legte eine warme Decke über Kiras und Aris' regungslos auf dem Wagen liegende Körper, sichtlich darum besorgt, dass sie es beide bequem hatten, so dass man beim bloßen Zuschauen nicht hätte erkennen können, wer von den beiden nun noch am Leben war und wer nicht.

Erst dann wandte er sich wieder in meine Richtung und sagte:

„Du hast dich geirrt, Nikolaj. Das hier ist nicht die Geschichte der drei Musketiere. Für einen Moment hatte ich es wirklich geglaubt... hatte geglaubt, dass wir die Schwachen beschützen werden, und dass man unsere Namen an die Wände malt... dass es unsere Bestimmung ist, Helden zu sein. Aber das war nie unsere Bestimmung.“

„Und was... was soll dann unsere Bestimmung sein?“, fragte ich verwirrt angesichts der Tatsache, dass wir gerade selbstlos mehrere dutzend unschuldige Kinder aus den Händen der Nazis befreit hatten, und dass uns dafür sehr wohl viele Menschen als Helden bezeichnen würden. Ich verstand nicht, wieso er das Ganze jetzt so kleinzureden versuchte.

„Deine Bestimmung?“, erwiderte Vanja nach einer kurzen Verschnaufpause. „Ich hab keine Ahnung, was deine Bestimmung ist, Nikolaj. Das kannst du nur selbst herausfinden. Vielleicht bist du ja wirklich dazu prädestiniert, sowas wie ein Beschützer der Schwachen und Rechtlosen zu sein. Aber ich... ich nicht! Als ich Kiras toten Körper in meinem Arm hielt... da ist es mir wieder eingefallen, was meine wahre Bestimmung ist. Was sie die ganze Zeit über gewesen ist.“

Er machte eine kurze Pause und strich unserer gefallenen Kameradin zärtlich über das bleiche Gesicht.

„Ich war im Grunde nie für die Lebenden bestimmt. Als kleiner Junge habe ich mit meiner toten Mutter gelebt... habe ihre Kleider getragen, ihre Lieder gesungen, in ihrer Stimme gesprochen...“

Ich mit den Toten vereint. So hat es begonnen... und so wird es enden!“

Ich raupte mir die Haare... ratlos, was ich darauf erwidern sollte. War er nun endgültig dem Wahnsinn verfallen? Wollte er etwa ernsthaft mit den Leichen seiner Freunde in irgendeinem Keller sitzen und so tun, als ob sie noch am Leben waren? Für sie Essen zubereiten und sich nachts an sie kuscheln, auch dann noch, wenn sie längst am Verwesen waren?

Oder wollte er sich umbringen? Wollte er mich deshalb loswerden?

Ich schaute hilfesuchend über den verschneiten, leergefegten Platz, in der Hoffnung, irgendwo dort ein gutes Argument zu finden... irgendwas, was ich ihm sagen konnte, um ihn umzustimmen.

Da sah ich auf einmal Janosch im Hintergrund von der Mauer springen.

Das Scharfschützengewehr hatte er inzwischen auf den Rücken geschnallt, und in der Hand trug er seinen blutverschmierten Dolch, mit dem er sich wohl gerade um die letzten versprengten Reste unserer Feinde gekümmert hatte.

Er kam wirklich genau im richtigen Moment.

Und so ging ich erleichtert auf ihn zu, in der Hoffnung, dass er irgendeine Erklärung für Vanjas seltsames Verhalten hatte, und dass er mir dabei helfen würde, eine angemessene Antwort für ihn zu finden.

Doch als Erstes verpasste er mir zur Begrüßung eine solch heftige Backpfeife, dass ich das Gleichgewicht verlor und vor ihm in den Schnee purzelte.

Er sagte kein Wort, so dass ich mir selbst zusammenreimen musste, womit ich mir die verdient hatte. Vielleicht, weil wir nicht auf seine Warnungen gehört hatten. Weil er wegen uns seine Pläne ändern musste. Vielleicht auch einfach deshalb, weil wir alles, was er uns in den Monaten zuvor über den Partisanenkampf beigebracht hatte, sträflich missachtet hatten.

„Es war Aris' Plan...“, meinte ich entschuldigend, während ich mir die schmerzende Wange hielt und mich langsam wieder aufzurichten versuchte. „Er wusste genau, was er tat. Er wollte es so.“

„Er ist mir im Schlaf erschienen.“, sagte Janosch schließlich, nachdem ich wieder auf den Beinen stand. „Hat mich herumkommandiert wie einen Laufburschen... mir mitgeteilt, wo die Wachen stehen, wo ich den Sprengstoff deponieren soll... ja sogar, welche Waffe ich zu benutzen habe. Als ob ich ein verfluchter Anfänger wäre!“

„Aber du bist gekommen...“, versuchte ich ihn unsere Dankbarkeit wissen zu lassen. „Du hast uns geholfen, die Kinder zu retten!“

„Zu retten?“, fragte Janosch skeptisch. „Wir haben nur ihr Leben verlängert. Aber was ist das für ein Leben? Schau dich doch nur mal um... wir werden alle gemeinsam zur Hölle fahren. Das ist der einzige Weg, wo es noch hingeht von hier aus.“

Janosch blickte grimmig in Richtung des Wagens, auf dem Aris und Kira lagen, während Vanja mit sich selbst sprach und damit begann, irgendeine Flüssigkeit aus einem Kanister auf dem Hof zu verteilen.

„Was ist mit ihm los?“, fragte ich ratlos. „Er... er redet wirres Zeug von seiner toten Mutter, und dass er jetzt mit den Toten zusammenleben wolle... und dass ich verschwinden soll. So wie er mich vorhin angesehen hat... wie einen Fremden... als ob uns nie etwas miteinander verbunden hätte.“

„Er meint es nur gut mit dir, schätze ich.“, erwiderte Janosch nachdenklich. „Wenn du wirklich an den Ort mitgehen wolltest, an den er jetzt geht... dann müsste ich es dir nicht extra erklären. Dann würdest du mich jetzt nicht so ratlos anschauen.“

„Aber ich würde überall mit ihm hingehen! Wenn es sein muss, auch direkt in die Hölle.“, versuchte ich ihm begreiflich zu machen, während Vanja im Hintergrund weiter wie ein Verrückter damit beschäftigt war, wozu auch immer jeden verfügbaren Benzinkanister herbeizutragen und den Inhalt in den Schnee zu schütten.

„Ja, das glaube ich dir.“, meinte Janosch. „Aber du würdest es nur tun, weil du ein guter Freund bist... nicht, weil du es wirklich verstehst. Du würdest ihm folgen... so wie ihr Aris gefolgt seid. Ohne ihn jemals wirklich verstanden zu haben.“

„Und du... du hast ihn verstanden?“, hakte ich zweifelnd nach, weil ich ehrlich gesagt den Eindruck hatte, dass er Aris in der ganzen Zeit nicht einmal halb so nahe gekommen war wie wir.

Janosch säuberte seinen blutbesudelten Dolch im Schnee, ehe er ihn routiniert in die Scheide zurücksteckte, und erwiderte dann:

„Gut genug, um zu wissen, dass er niemals Frieden finden wird. Genauso wenig wie ich. Für uns... für uns wird dieser Krieg niemals enden. Aber du, Nikolaj... ich glaube, du hast dir noch etwas bewahrt. Ich weiß nicht mal, was es ist... wie man es nennt... Menschlichkeit? Hoffnung? Naivität? Du solltest es hüten wie einen Schatz. Denn es ist dein Fahrschein in ein anderes Leben. Raus aus diesem... diesem ganzen Wahnsinn hier...“

„Du redest wie ein Lehrer.“, meinte ich, über seine Worte nachdenkend. „Ich meine, wie ein guter Lehrer! Warst du mal... warst du vielleicht mal Lehrer, da wo du herkommst? In Deutschland?“

Ich schaute ihn mit großen Augen an... hätte es mir in dem Moment durchaus vorstellen können, trotz all der blutigen Dinge, die ich ihn tun sah. Aber Janosch schüttelte nur den Kopf.

„Kein Lehrer, nein. Aber die Vorstellung... hat einen gewissen Charme. Wer weiß... vielleicht in einem anderen Leben.“

Dann packte er sein Zeug zusammen und blickte skeptisch in den rauchverhangenen Himmel.

„Ich mach mich jetzt aus dem Staub, Junge. Und ihr... ihr solltet auch machen, dass ihr hier wekommt! Es wird nicht lange dauern, bis sie Verstärkung schicken. Und dann wird hier kein Stein mehr auf dem anderen bleiben.“

Ich nickte ihm zum Abschied zu... wohlwissend, dass dies vermutlich ein Abschied für immer sein würde.

Dann ging ich wieder rüber zu Vanja, der inzwischen mit seinem Vorhaben fertig war und den letzten leeren Kanister in die Ecke schleuderte.

„Und? Was hat dir unser deutscher Freund gesagt?“, wollte Vanja von mir wissen... vermutlich war ihm klar, dass wir auch über ihn gesprochen hatten.

„Dass es manchmal besser ist, manche Dinge nicht zu verstehen... weil man dann noch Hoffnung haben kann.“, fasste ich Janoschs Worte so gut ich konnte zusammen. Eine gefühlte Ewigkeit sprach keiner von uns ein Wort. Wir standen einfach nur so da und schauten uns an.

Ich ahnte insgeheim, dass Janosch Recht hatte. Dass ich da nicht hinwollte, wo Vanja jetzt hinging... und dass das so auch in Ordnung war.

Und Vanja... er hätte mich sicher gern an seiner Seite gehabt. Aber ich glaube, meine Naivität, meine Hoffnung, mein Idealismus... das alles machte ihm Angst. Weil es ihn immer daran erinnern würde, dass er auch mal so gewesen ist... und daran, was alles hätte sein können.

Schließlich fielen wir uns gegenseitig in die Arme. Ich drückte ihn ganz fest an mich... hätte ihn am liebsten überhaupt nicht mehr losgelassen.

Und dann küsstest wir uns zum Abschied. Richtig lang und intensiv, wie ein verliebtes Pärchen. Naja, irgendwie fand ich ihn ja auch ziemlich süß. Zumindest früher, als er noch nicht so kaputt war wie jetzt.

„Es wird Zeit.“, sagte er schließlich und zog aus seiner Tasche ein paar Streichhölzer hervor. „Ein letzter Gruß von den Füchsen an alle Nazis dieser Welt.“

Jetzt verstand ich endlich, was er da die ganze Zeit mit dem Benzin gemacht hatte.

Ich nickte ihm anerkennend zu, dann gab er mir auch ein paar Hölzer, ehe wir sie nahezu zeitgleich entzündeten und auf die ausgelegte Benzinspur warfen.

Gierig fraßen sich die Flammen über den Schulhof, nahmen verschiedene Abzweigungen und trafen schließlich wieder zusammen, um ein brennendes Zeichen zu bilden, das man noch weit entfernt in den Bergen sehen würde.

Und jeder Pilot der Wehrmacht, der hier drüberflog, würde es auch sehen können... einen gigantischen, brennenden Fuchskopf. Das Zeichen, dass die Fuchsbande diesen Ort befreit hatte. Und dass jeder Feind, der in diese Stadt kommen würde, um die Füchse herauszufordern, einen schrecklichen Preis zahlen würde.

Die Erwachsenen, die uns unser Zuhause genommen hatten, unsere Lehrer, die Soldaten der Roten Armee, die Nazis, die unser Land überfielen... sie alle haben ihren Teil dazu beigetragen, dass aus ein paar heimatlosen Kindern ein gefährliches, furchteinflößendes Monster geworden war.

Und auch, wenn unsere Körper schwach waren und eines Tages zu Staub zerfielen... das Monster, das die Erwachsenen geschaffen hatten, würde die Zeit überdauern. Man würde sich seine Geschichte erzählen... weit über die Grenzen unserer kleinen Stadt hinaus. Die Geschichte der Füchse, und ihrer gnadenlosen Rache an ihren Feinden.

Ich ging sicherheitshalber ein wenig auf Abstand, eine Weile stumm das flammende Spektakel betrachtend.

Aber Vanja wartete gar nicht mehr, um sich das Ergebnis anzuschauen. Er stieg auf die Kutsche und fuhr dann, ohne einen weiteren Blick nach hinten zu werfen, mit Kira und Aris auf der Ladefläche davon.

Ich habe ihn niemals wiedergesehen.

Auch Janosch habe ich nicht mehr getroffen seit jenem schicksalhaften Tag... nur die Gerüchte gehört, die über ihn kursierten.

Etwa, dass er als deutscher Offizier verkleidet ein Massaker an einer Schule in den Bergen angerichtet haben soll... dass er irgendwo in Deutschland einen Zug zum Entgleisen brachte und gemeinsam mit ein paar verrückten Kindern wie uns eine ganze SS-Division ausgelöscht hat... ja, angeblich ist er sogar bis nach Berlin gezogen, um in den Ruinen der zerbombten Reichshauptstadt seinen niemals endenden Partisanenkampf gegen alles und jeden weiterzuführen... selbst nach 1945, als die Deutschen den Krieg längst verloren hatten.

Ich kann nicht sagen, ob das alles der Wahrheit entsprach, oder ob es ebenso aufgebauscht wurde wie die Legenden, die über uns Füchse hier in der Gegend kursierten.

Aber für mich ist er kein unbarmherziger, rachsüchtiger Massenmörder gewesen. Für mich ist er einfach nur der Typ, nach dem wir unser Maultier benannt haben... der Typ, der mir das Schießen beigebracht hat und mit dem ich das erste Mal einen Hirsch erlegt habe... der Typ, der mir mehr als einmal das Leben gerettet hat.

Ohne Janosch hätte ich diesen Winter nicht überlebt.

Ich selbst habe mich nach unseren Erlebnissen erst einmal in unser Versteck in den Wäldern zurückgezogen... bin allen Kampfhandlungen aus dem Weg gegangen, so gut ich konnte, und habe einfach nur versucht, diesen verdammten Krieg zu überstehen, ohne mich von dem überall um mich herum grassierenden Wahnsinn anstecken zu lassen. Manche würden es feige nennen, dass ich nicht weiter gekämpft habe, obwohl es doch noch so viel zu tun gab und sich noch unzählige gute Menschen dafür geopfert haben, unsere Heimat von den Faschisten zu befreien.... oder dass ich mich nicht wenigstens irgendwo anders mit meinen Fähigkeiten eingebracht habe. Vielleicht als Redenschreiber im Ministerium, oder um für irgendwelche Propaganda-Filme zu posieren.

Aber nach allem, was passiert war, hatte ich keinerlei Verlangen mehr danach, ein Held zu sein... ein Kämpfer... ein Freund... oder überhaupt, für irgendjemand irgendetwas zu sein. Während um mich herum weiter der größte Krieg aller Zeiten tobte, studierte ich Schmetterlinge. Ich sammelte Brennholz, las Abenteuergeschichten aus längst vergangener Zeit, und sprach nachts mit dem Plakat von Nestor Machno, oder einfach mit Aris, für den Fall, dass er noch irgendwo da draußen herumschwabte und mich beobachtete.

Erst, als der Krieg lange vorbei war, kehrte ich zusammen mit vielen anderen Invaliden, ehemaligen Soldaten und Kriegsgefangenen in die Stadt zurück.

Ich half dabei mit, das Waisenhaus wieder aufzubauen, und Karaslov verschaffte mir eine Stelle als Lehrer. Offiziell lehrte ich Geschichte und Russisch... aber eigentlich... eigentlich war es immer nur unsere Geschichte, die ich den Kindern erzählt habe. Und ich hielt immer Ausschau, mein Leben lang, nach Jungs und Mädels, in denen ich meine damaligen Freunde zu erkennen glaubte.

Aber die Messlatte lag wohl einfach zu hoch. Wann immer ich glaubte, es könnte sich noch einmal wiederholen, und dass da jemand war, der die althergebrachte Ordnung genauso

ins Wanken zu bringen verstand, wie es Aris einst getan hatte, stellte es sich doch nur als ein Sturm im Wasserglas heraus, der sich ebenso schnell wieder beruhigte, wie er aufgezogen war.

Nur meine Xenia... meine Xenia trägt das gleiche Feuer in sich, wie wir damals. Ein Jammer, dass ich da schon zu alt war für solche Dinge, und ich nicht mehr für sie sein konnte als ein alter, seniler Geschichtenerzähler.

Aber ich will mich nicht beklagen. Es war ein interessantes, erfülltes Leben, das ich gelebt habe... ich habe mich mit vielen Dingen beschäftigt, bin auf Reisen gegangen, habe Philosophie und Kunst studiert.

Doch kein Philosoph, kein Politiker, kein Künstler, auf den ich danach gestoßen bin, hat mich jemals wieder so beeindruckt, wie Aris es tat... und Vanja... und Kira... und Janosch. Tief in meinem Herzen bin ich immer ein Fuchs geblieben.“

Kapitel 23 - Der schlafende Fuchs

Als der alte Nikolaj zum Ende seiner Erzählung kam, merkten Spooky und Leonie, wie sehr ihn das alles emotional noch immer zu berühren schien.

„Verzeiht mir, meine lieben Gäste.“, entschuldigte er sich mit gebrechlicher Stimme und wischte sich verschämt eine Träne aus dem Gesicht. „So viel Zeit ist vergangen... und doch... wenn ich es so erzähle, erscheint es mir, als wäre es erst gestern gewesen.“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen!“, versicherte ihm Leonie und legte tröstend ihre Hand auf die seine, auch wenn sie normalerweise immer sehr distanziert gegenüber Fremden war. Aber der alte Mann hatte irgendetwas an sich, was ihr ungemein vertraut erschien.

Vielleicht, weil er nicht so steif und verschlossen wirkte wie die anderen Erwachsenen. Weil er im Grunde wohl wirklich nie damit aufgehört hatte, der offenerherzige, idealistische Junge von damals zu sein.

Auch Spooky war von der Geschichte des Alten tief beeindruckt, und bestätigte:

„Nein, wirklich! Diese Story ist sowas von krass... ich hab selbst fast geheult am Ende.“

Er lächelte dem Alten schüchtern zu, der ihn eine Weile nur schweigend betrachtete, wie eine kostbare Erinnerung aus längst vergangener Zeit.

„Und du... du hast also die gleiche Gabe wie Aris?“, platzte es schließlich aus Nikolaj heraus.

„Du kannst deinen Körper verlassen? Kannst du auch Tiere kontrollieren? Oder Menschen?“

„Nein, nein...“, erwiderte Spooky kopfschüttelnd. „Ich kann höchstens Hunde zum Bellen bringen und Katzen erschrecken, wenn ich an ihnen vorbeischaue. Aber so etwas, was Aris gemacht hat... das höre ich zum ersten Mal. Sie können mir nicht zufällig beibringen, wie das geht?“

Es war Spooky deutlich anzusehen, wie sehr ihn der Gedanke daran faszinierte, auch solche Kräfte wie Aris zu entwickeln. Damit würde er endlich auch in der realen Welt so wehrhaft und souverän sein können wie in der Astralwelt, und er bräuhete nie wieder vor irgendwem wegzulaufen.

„Ehrlich... ich habe keine Ahnung.“, gestand ihm der alte Nikolaj. „Aris' Fähigkeiten... keiner von uns hat je verstanden, wo er sie her hatte. Vermutlich wusste er es nicht einmal selbst.“

Aber ich denke auch, dass man gewisse Türen besser verschlossen lassen sollte. Glaub mir, mein Junge... ich hab gesehen, wie er am Ende gelitten hat. Total ausgezehrt war er, weil diese Kräfte in ihm immer stärker wurden und kaum mehr zu kontrollieren waren.

Am Ende hat nicht mehr er diese Macht beherrscht, sondern die Macht beherrschte ihn... und sie hat ihn zerstört. Ich bin mir sicher, sie hätte ihn auch zerstört, wenn wir nicht ins Waisenhaus zurückgekehrt wären. Es war nur noch eine Frage der Zeit.“

Spooky nickte einsichtig... dennoch hätte er eine Menge dafür gegeben, eine Stunde mit Aris in ihrem Versteck im Keller verbringen zu dürfen und über Techniken und Möglichkeiten zu fachsimpeln. Er hätte sicher noch eine Menge von ihm lernen können.

„Du bewunderst ihn auch, hab ich Recht?“, hakte Nikolaj ahnungsvoll nach. „Das hat damals ein jeder von uns. Jeder auf seine Weise. Ah! Wartet mal einen Augenblick!“

Dem Alten schien irgendetwas einzufallen... er überlegte einen Moment, ehe er nach Xenia rief, die kurze Zeit später in der Tür erschien.

„Xenia, sei so gut und bring unseren Gästen mal das Fotoalbum mit den Bildern vom Waisenhaus... du weißt schon, das in dem braunen Einband!“

Dann fügte er, an Spooky und Leonie gewandt, hinzu:

„Das dürfte euch sicher interessieren. Wir hatten damals ja den Ruf eines Vorzeige-Heimes, warum auch immer... und so kam es, dass irgendwann auch ein paar Parteibonzen aus Moskau bei uns zur Visite vorbeikamen.

Wir mussten uns alle ordentlich herausputzen. Und obwohl wir zu dem Zeitpunkt längst die Kontrolle über das Heim an uns gerissen hatten, haben wir uns an diesem einen Tag ganz so verhalten, wie es die Genossen Oberen von uns erwarteten.

Bevor sie wieder gegangen sind, kam noch ein Fotograf, und wir mussten uns alle im Hof aufstellen für ein großes Gruppenfoto.

Kira war natürlich nicht mit dabei... sie hatte sich an dem Tag irgendwo im Keller versteckt. Aber Aris, Vanja und ich... wir standen dort in der Reihe. Sie haben das Bild später sogar in irgendeinem Magazin veröffentlicht.“

Dann kam auch schon Xenia wieder ins Zimmer gelaufen, mit einem braunen Fotoalbum in der Hand.

„Hier, Väterchen...“, meinte sie mit einem unterdrückten Gähnen, da es inzwischen schon weit nach Mitternacht war und sie es eigentlich nicht gewohnt war, dass der alte Mann so lange wachblieb.

„Danke, meine Liebe.“, erwiderte Nikolaj und setzte sich die neben ihm auf dem Nachttischchen liegende Lesebrille auf, ehe er ihr das Album aus der Hand nahm und in Erinnerungen versunken darin zu blättern begann.

„Hier... hier ist es!“, meinte er schließlich und reichte den Band mit dem Gruppenfoto an Spooky und Leonie weiter.

Es war ein altes Schwarz-Weiß-Foto mit einigen Flecken drauf. Eine Gruppe ernst dreinschauender Kinder, ganz anders, als man es bei heutigen Klassenfotos gewohnt war, darunter die jeweiligen Namen.

„N. Goloschenko.“, las Nikolaj für uns vor, mit dem Finger auf einen unauffällig wirkenden Jungen in der zweiten Reihe deutend. „Das bin ich. Und das hier... V. Kuderowitsch... das ist Vanja.“

Aber die Erklärung erübrigte sich, da er der Einzige in dem Haufen mit längeren Haaren und einem etwas mädchenhaften Aussehen war, so dass Leonie und Spooky den neben Nikolaj stehenden dünnen Jungen schon auf Anhieb erkannt hatten.

„Und hier...“, fuhr der Alte mit seinen Erklärungen fort und deutete auf einen ganz hinten stehenden Jungen, der hinter den Köpfen der anderen kaum zu erkennen war. „A. Gemo... das ist Aris. Schade, dass es kein besseres Foto von ihm gibt. Aber ich denke, ihr könnt ungefähr errahnen, wie er ausgesehen hat.“

Spooky betrachtete fasziniert die Gesichter der drei Freunde.

Von Nikolaj diese spannende Geschichte erzählt zu bekommen, das war das eine... aber nun auch wirklich einen handfesten Beweis vorliegen zu haben, dass das alles wirklich passiert ist... das war nochmal etwas völlig anderes.

Er versuchte, sich alles genau einzuprägen, damit er in Zukunft, wenn er an sie dachte, immer gleich die dazugehörigen Gesichter vor Augen haben würde.

„N. Goloschenko... Nikolaj“, wiederholte Spooky mit verträumter Stimme. „V.

Kuderowitsch... Vanja. Und A. Gemo... Aris... A. Gemo... A. Gemo... Lustig... wenn man das rückwärts liest, dann...“

Auf einmal lief ein eiskalter Schauer über Spookys Rücken. Er blickte erschrocken zu Leonie, die wohl exakt im selben Moment von einer ähnlich unheilvollen Ahnung ergriffen wurde.

„Das kann jetzt nicht sein, oder?“, fragte er seine Begleiterin geschockt.

Doch die musste erstmal ihre Gedanken ordnen und wiederholte nur leise „A. Gemo... Omega!“

Auch Nikolaj war der plötzliche Stimmungsumschwung seiner Besucher nicht entgangen, und er fragte sie mit einem gütigen Lächeln:

„Was habt ihr, meine deutschen Freunde? Ihr seht aus, als ob ihr gerade ein Gespenst gesehen hättet.“

„Vielleicht... vielleicht haben wir das ja.“, antwortete Spooky, der inzwischen richtig bleich im Gesicht geworden war. „Sagen sie, Nikolaj... angenommen, Aris hätte die Sache damals heil überstanden. Angenommen, er wäre nicht seinen übermenschlichen Kräften zum Opfer gefallen. Was würde er heute tun? Wie würde er leben?“

Nikolaj schien den Grund für Spookys Aufregung zunächst nicht so richtig nachvollziehen zu können und die Frage für eine rein hypothetische zu halten, da er immer noch nicht besonders aufgeregt wirkte, sondern in aller Seelenruhe an die Decke schaute, um darüber nachzugrübeln.

„Ehrlich gesagt, habe ich mir darüber schon lange nicht mehr den Kopf zerbrochen.“, antwortete er schließlich mit nachdenklicher Stimme. „Aber wenn ich mir überlege, wie er innerhalb weniger Jahre zuerst die Kinder im Heim unter seine Kontrolle gebracht hat, dann die Erwachsenen, und schließlich sogar einen ganzen Landstrich... vermutlich würde er mittlerweile längst die halbe Welt beherrschen.“

Den Alten schien diese Vorstellung sichtlich zu erheitern, aber Spooky und Leonie fanden die ganze Sache weitaus weniger witzig.

„Und... wenn er die Welt erstmal beherrscht...“, bohrte Leonie weiter. „Was würde er dann machen mit der Welt?“

„Dann...“, überlegte Nikolaj auf rein hypothetischer Basis. „Gute Frage. Ich glaube, er würde es kurzzeitig unterhaltsam finden, wenn alle nach seiner Pfeife tanzen. Aber gleichzeitig würde ihn vermutlich die Erbärmlichkeit der Menschen total anwidern... ihre

Angst, ihre Manipulierbarkeit... dass sie ihm einfach so ihr Schicksal anvertrauen, anstatt es selbst in die Hand zu nehmen. Und wenn er dann allem überdrüssig wird und ihn dieses Spiel nur noch langweilt..."

Der Alte wurde ernst, und warf Leonie und Spooky einen eindringlichen Blick zu.

„Dann würde er alles niederbrennen! Genau wie damals. Genau so, wie er es immer gesagt hat.“

„Verdammt...“, murmelte Leonie leise zu Spooky gewandt. „Denkst du, was ich denke?“

Spooky nickte, und sprach dann das Offensichtliche aus:

„Er wird den dritten Weltkrieg auslösen. Oder Schlimmeres.“

So ganz allmählich wurde auch Nikolaj bewusst, dass seine Besucher die Frage nach Aris' Verhalten nicht nur aus philosophischem Interesse gestellt hatten.

„Ihr... Ihr meint doch nicht etwa... Aris ist noch am Leben?“

„Ich denke schon.“,klärte Spooky den Alten nach einer kurzen Beratung mit Leonie schließlich auf. „So wie es aussieht, nennt sich ihr alter Freund jetzt Omega und macht Weltpolitik. Wir haben ihn beobachtet, wie er der deutschen Kanzlerin Befehle erteilt hat, und dem ganzen beschissenen Kabinett. Er hat uns bemerkt, und dann wollte er uns töten, und wir haben miteinander gekämpft. Er ist so unglaublich... unglaublich stark...“

Nikolaj schien sichtlich mit sich zu ringen, ob er nun besorgt sein sollte angesichts der Bedrohung für die Welt, oder sich eher darüber freuen, nach all der Zeit ein Lebenszeichen von einem seiner alten Freunde erhalten zu haben.

„Xenia!“, rief er schließlich aufgeregt. „Siehst du... der alte Fuchs Aris ist noch am Leben. Ich habe es dir ja gesagt! Du hast es mir nicht geglaubt, als ich dir gesagt habe, dass hier irgendeine Präsenz ist... irgendjemand, der uns aus der astralen Welt beobachtet... aber ich glaube, er war hier. Er war immer hier!“

Xenia zuckte nur ratlos mit den Schultern und schaute prüfend in alle möglichen Ecken des Raumes, als ob sie dort mit bloßem Auge irgendetwas erkennen könnte. Aber natürlich war nirgendwo etwas zu sehen.

„Vielleicht sollten wir besser... verschwinden...“, meinte Spooky leise zu Leonie, angesichts der nicht wirklich erschrockenen Reaktion ihres Gastgebers. Aber der machte gleich darauf eine beschwichtigende Handbewegung.

„Keine Angst, Kinder. Ich bin nicht auf seiner Seite, falls ihr das befürchtet. Ich bin einfach nur... verwirrt. Ja. Verwirrt.“

„Was meinen sie erst, wie es uns geht.“, erwiderte Leonie unbehaglich und schaute sich nun ebenfalls nervös um. „Vielleicht ist er gerade hier und beobachtet uns... vielleicht hat er alles mit angehört.“

„Ja, vielleicht.“, versuchte sie Spooky zu beruhigen. „Aber ich bin mir sicher, auch ein spirituelles Genie wie Aris wird sich nicht einfach beliebig vervielfältigen können, um an jedem Ort gleichzeitig zu sein. Ich wette, als geheimer Führer der Welt hat man einen ziemlich straffen Terminkalender. Also wieso sollte er jetzt ausgerechnet hier bei Nikolaj rumhängen?“

Er versuchte, Leonie mutmachend zuzulächeln... sie wissen zu lassen, dass alles schon irgendwie wieder gut werden würde, auch wenn er ja im Grunde selbst voller Zweifel war.

„Vermutlich hast du Recht.“, antwortete Leonie. „Trotzdem ist es unheimlich. Dabei dachte ich schon, du wärest unheimlich, weil du heimlich Mädchen auf der Toilette beobachtest. Aber das hier...“

Sie verschränkte fröstelnd die Arme vor ihrer Brust, während Spooky eine Sache von Nikolaj in Erfahrung bringen wollte:

„Wie sind sie denn damals damit umgegangen? Mit dem Gedanken daran, dass er überall sein konnte... dass sie ja im Grunde keinerlei Geheimnisse vor ihm haben konnten. Keine Privatsphäre.“

„Oh, das war doch auch gar nicht nötig.“, wiegelte Nikolaj ab. „Wir waren doch Freunde. Wir haben alles geteilt. Ich hab nie darüber nachgedacht, dass er vielleicht irgendetwas sehen könnte, was ihn nichts angeht. Ich hatte ja nichts zu verbergen vor ihm.“

Wie ich schon sagte... ich war so verdammt dankbar für seine Freundschaft. Und ich wusste, bei Gott... ich will ihn auf keinen Fall zum Feind haben. Dann hätte ich wirklich Schiss gehabt.“

Er lächelte, um die Stimmung aufzuheitern, merkte aber schnell, dass er bei Leonie und Spooky mit seiner Aussage das genaue Gegenteil bewirkte, und beschloss daher hastig, besser das Thema zu wechseln.

„Aber deshalb seid ihr eigentlich gar nicht hergekommen, hab ich Recht? Es ging euch nicht um Aris...“

„Das stimmt.“, bestätigte Spooky, dem erst jetzt wieder der wahre Grund ihres Besuchs einfiel. „Wir suchen einen Freund aus der Astralwelt. Bisschen jünger als wir... vielleicht dreizehn oder vierzehn... ungefähr einen Kopf kleiner als ich. Hellblonde Haare. Er ist total liebenswürdig und witzig und kann einen immer aufheitern, egal wie schlecht die Stimmung auch sein mag. Er sagte mir damals, sein Name sei Fuchs. Aber vermutlich ist das nicht sein richtiger Name... er hat sich einfach nur nach den Partisanen von damals benannt, oder?“

„Ein junger Fuchs...“, überlegte der Alte. „Davon gibt es nicht mehr viele in Novikrasnoschewsk. Eigentlich gibt es nur einen, auf den eure Beschreibung passen könnte. Ich kannte schon seinen Vater... ein unzuverlässiger Herumtreiber, der seine Frau mit drei Kindern sitzen gelassen hat, in einem ärmlichen Wohnblock auf der anderen Seite der Stadt. Und da leben sie bis heute.“

„Heißt das, sie kennen ihn?“, hakte Spooky aufgeregt nach. „Und wissen, wo er wohnt?“ Nikolaj seufzte.

„Ja. Ich bin mir nur nicht sicher, ob euch das wirklich weiterhelfen wird. Die Sache ist nämlich...“

Es war ihm deutlich anzusehen, dass er allmählich müde wurde, und nicht noch eine traurige Geschichte an diesem Abend erzählen wollte. Daher mischte sich schließlich Xenia in die Unterhaltung mit ein und erklärte an seiner Stelle:

„Nikolaj hat wie schon erwähnt jahrein, jahraus immer seine alten Partisanen-Geschichten erzählt. Und ein paar Jungs aus der Nachbarschaft haben sie sich zum Vorbild genommen. Sie wollten so werden wie die Füchse damals, und sprühten ihr Zeichen überall an die Wände der Stadt.“

Einer von ihnen war ein Junge namens Sascha. Er löcherte Nikolaj immer mit Fragen, wie das funktionierte mit dem Astralreisen... wollte alles ganz genau wissen, aber hat es so weit ich weiß nie geschafft.

Eines Tages haben ihn die Soldaten beim Sprayen erwischt. Sie sind ihm nachgerannt... er ist abgestürzt... oder sie haben ihn vom Dach gestoßen. So genau weiß es keiner. Das ist jetzt schon bald ein Jahr her. Und seitdem liegt er im Koma. Wir waren ab und zu bei ihm am Krankenbett, haben versucht, ihn irgendwie zurück ins Leben zu holen.

Nikolaj wollte ihm Geschichten erzählen, in der Hoffnung, dass er dann vielleicht aufwachen würde... aber Saschas Mutter warf uns wütend aus der Wohnung. Sie meinte nur, Nikolajs Geschichten hätten schon genug Unheil angerichtet, und dass das ihren Sohn auch nicht zurückbringen wird.“

„Vielleicht...“, überlegte der Alte traurig. „Vielleicht hatte sie ja auch gar nicht so Unrecht damit. Ich meine... es waren meine Worte, die den kleinen Sascha dazu gebracht haben, sich aufzulehnen, etwas zu riskieren... mutiger zu werden als der Rest.

Aber es waren nur Worte. Worte eines alten Mannes. Nicht gemacht für die heutige Zeit. Und...“

Er fing an, aufgeregt zu husten, und musste nach einem Taschentuch greifen. Xenia war sofort bei ihm, um ihn abzustützen, und warf Spooky und Leonie einen entschuldigenden Blick zu.

„Es ist spät und es geht ihm nicht gut... um ehrlich zu sein ist es ein Wunder, dass er überhaupt so lange keinen Anfall mehr bekommen hat. Vielleicht ist es besser, wenn ihr ihn jetzt in Ruhe lasst. Und euch würde ein bisschen Schlaf vermutlich auch gut tun!“

Sie deutete auf die Tür am anderen Ende des Raumes.

„Ich hab das Gästezimmer für euch vorbereitet. Ihr könnt gerne hier bleiben, so lange ihr wollt. Morgen besprechen wir dann alles weitere. Und keine Sorge... ihr seid hier in Sicherheit. Die würden es nicht wagen, hier reinzukommen. Und wenn doch, wäre es das Letzte, was sie tun.“

„Danke!“, sagten Leonie und Spooky nahezu gleichzeitig, bevor sie aufstanden und wie empfohlen rüber ins andere Zimmer gingen, um sich dort erstmal ein bisschen auszuruhen. Tatsächlich fühlten beide eine bleierne Müdigkeit in ihren Körpern, auch wenn die ganze Aufregung der letzten Tage sie vermutlich trotzdem kaum ruhig schlafen lassen würde.

Im Gästezimmer befand sich neben einem kleinen Tischchen und zwei Stühlen nur ein enges Doppelbett, worauf Spooky gleich witzelte:

„Tja... dann musst du jetzt wohl oder übel doch das Bett mit mir teilen. Oder auf dem Stuhl schlafen.“

„Pah.“, entgegnete Leonie. „Ich hab keine Angst vor dir, Spooky. Aber ich schwör, wenn ich deine Hand irgendwo erwische, wo sie nicht hingehört, dann küsst du den Fußboden!“

Mit dieser klaren Ansage waren die Fronten erst einmal geklärt, und so legte sich jeder von ihnen brav auf seine Seite an den äußersten Rand des Bettes.

Doch an Schlaf war für Leonie nicht zu denken.

Immer mal wieder waren in der Ferne Schussgeräusche zu hören... zwar weit genug weg, um sich keine unmittelbaren Sorgen machen zu müssen, und doch erinnerten sie Leonie jedes Mal wieder daran, wo sie sich gerade befand. Zweitausend Kilometer entfernt von der Heimat, in einer fremden Stadt, unter fremden Menschen, mitten in einem verdamnten Bürgerkrieg.

Dabei war alles, was Leonie interessiert hatte, doch eigentlich nur ihr Bruder gewesen. Genaugenommen hatte sie jahrelang keinen anderen Lebensmittelpunkt gehabt als ihn.

Zuerst wollte sie unbedingt so werden wie Jacob, dann versuchte sie alles, um ihn zu vergessen, und danach galt ihr einziges Interesse der Erforschung seiner Todesumstände. Und nun... nun war sie plötzlich in diese verrückte Geschichte gestolpert, in der es um so viel mehr ging, und in der ihr Bruder, den sie immer als das Zentrum ihres Universums betrachtet hatte, nicht viel mehr zu sein schien als eine kleine, unbedeutende Randnotiz. Genaugenommen hatte sie nun schon seit vielen Stunden überhaupt nicht mehr an ihn gedacht.

Ihre Therapeutin wäre stolz auf sie gewesen.

Leonie ahnte, wie sie so da lag und aus dem Fenster auf die im Halbdunkeln liegende Altstadt blickte, dass sie früher oder später aus dem Schatten ihres Bruders heraustreten musste... oder besser gesagt, aus dem Schatten ihrer ganzen kaputten Familie.

Einfach mal nur etwas tun, weil sie es wollte... und nicht deshalb, weil andere es wollten oder nicht wollten.

Nicht länger nur nachahmen, aber auch nicht aus kindischem Trotz heraus das genaue Gegenteil davon tun, was letztlich ja auch nur eine negative Form der Imitation war.

Stellte sich nur die Frage: Was wollte sie eigentlich?

Wer war diese Leonie, wenn man mal ihren Bruder, ihre Familie und die ganzen damit zusammenhängenden prägenden Erlebnisse aus ihrer Kindheit wegdenken würde? Und was bliebe dann überhaupt noch übrig von ihr?

„Bist du noch wach?“, holte sie die leise Stimme von Spooky aus ihren purzelbaumschlagenden Gedanken zurück.

„Keine Ahnung. Mir kommt gerade alles so vor wie ein einziger verrückter Traum. Und du?“, murmelte Leonie und drehte sich fragend in seine Richtung. „Hast du ein bisschen geschlafen? Bist du wieder... irgendwo rumgeschwebt?“

„Keine Chance!“, erwiderte Spooky konsterniert. „Ich kann hier nicht aus meinem Körper. Kann mich überhaupt nicht konzentrieren. Ständig juckt mich irgendwas, oder ich höre irgendwelche Geräusche. Es ist... ich muss einfach das Gefühl haben, sicher zu sein. Verstehst du? Die Kontrolle zu haben. So wie ich zuhause in Kalbsbach die Kontrolle über alles hatte... oder Aris damals im Waisenhaus.“

Aber hier, in dieser Stadt am Ende der Welt... ich glaube, hier könnte ich mich niemals sicher fühlen.“

Er lächelte gequält, schaute einen Moment in Leonies traurig wirkende Augen und versuchte, die Stimmung mit etwas Galgenhumor aufzuheitern.

„Ist schon komisch. Eigentlich ist es doch super romantisch hier. Wir zwei im selben Bett... diese wunderbar authentische Stadt voller freundlicher, hilfsbereiter Menschen... die Gewehrsalven, wie ein nächtliches Feuerwerk, extra für uns gemacht. Das ist der Traum aller Frischverliebten. Novikrasnoschewsk, das neue Venedig. Die sollten das ganz groß anpreisen! Ein Urlaub, der sie alles andere vergessen lässt... das wird garantiert der Hit in jedem Reisebüro.“

Er schielte prüfend zu Leonie, um zu sehen, ob er mit seinem Aufheiterungsversuch Erfolg gehabt hatte. Und tatsächlich, über ihr Gesicht huschte ein leichtes Lächeln, und sie antwortete:

„Mein Vater hat schon seit über drei Jahren vergeblich versucht, mir irgendeinen Urlaub schmackhaft zu machen, damit ich auf andere Gedanken komme. Er hätte mir sogar so

einen Club-Urlaub auf Ibiza gezahlt, ohne elterliche Begleitung, nur für Teenies, mit Animationsprogramm rund um die Uhr. Er meinte, da würde ich sicher viele nette junge Leute kennenlernen, die auch so sind wie ich. Ha! Ich glaube, Leute die so sind wie ich, findet man noch am ehesten hier. Aber ganz sicher nicht auf Ibiza.“

Sie schüttelte amüsiert den Kopf, und musste plötzlich an den jungen Fox denken... der Grund, warum sie überhaupt erst hergekommen waren.

„Hey, wegen Fox...“, meinte sie nach einer kurzen Denkpause wieder in etwas ernsterer Tonlage. „Denkst du, er ist wirklich dieser Junge, der im Koma liegt? Dieser Sascha? Und meinst du, er wird wieder ok? Ob wir überhaupt... überhaupt eine Chance haben werden, mit ihm zu reden?“

„Ich weiß es nicht...“, erwiderte Spooky gedankenversunken. „Ich weiß nur, dass er mir total fehlt. Er hat mich immer aufgeheitert, verstehst du? Schon am Tag unseres ersten Treffens.

Damals... damals nach Jacobs Tod... das hat mich schon ziemlich mitgenommen, auch wenn du mir das vielleicht nicht glauben magst, nach allem was passiert ist. Aber es ist die Wahrheit!

Zuerst habe ich versucht, mir einzureden, dass es mich nichts angeht... dass er sich alles selbst zuzuschreiben hat, was passiert ist, und dass ich ohne ihn sowieso besser dran wäre. Ich konnte endlich wieder mehr Zeit in mein altes Hobby stecken... den Alten zuschauen, die Stille genießen... so wie früher.

Aber es war nicht mehr dasselbe ohne deinen Bruder. Irgendwie hatte durch Jacobs Tod alles an Bedeutung verloren. Ständig musste ich an unsere gemeinsamen Erlebnisse denken... daran, wie wir das Elend in den Flüchtlingslagern beobachtet hatten, die Demonstrationen, die Gewalt, den Bürgerkrieg. Wie wir darüber philosophierten, ob wir irgendwas tun sollten, ja, ob wir nicht vielleicht sogar moralisch dazu verpflichtet waren, andere Menschen über die Sauereien aufzuklären, die wir dank unserer speziellen Fähigkeiten mitbekamen.

Dein Bruder hatte wirklich geglaubt, etwas bewirken zu können auf dieser Welt. Dass wir sowas wie Helden sein könnten. Schutzengel der Entrechteten.

Stattdessen war ich nun wieder ganz allein, sah langweiligen Rentnern bei völlig belanglosen Tätigkeiten zu und machte mir riesige Vorwürfe, dass ich nicht noch mehr unternommen hatte, um Jacob irgendwie wachzurütteln und von seinem Vorhaben abzuhalten.

Am ersten Jahrestag seines Todes war es besonders schlimm.

Ich hatte gar nicht auf dem Schirm gehabt, dass es der Jahrestag war... wollte einfach nur eine gute Zeit haben, dich beobachten... schauen, was du so treibst. Also bin ich in euer Haus geschwebt, und hab sofort gemerkt, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Ihr habt euch übel gestritten. Du, dein Vater... und deine Mutter. Jeder machte dem anderen Vorwürfe darüber, nicht genug für Jacob getan zu haben, oder ihn einfach vergessen zu haben. Deine Mutter hielt es nicht mehr aus, wollte sich verändern, ein neues Leben beginnen... dein Vater wollte am liebsten so weitermachen wie immer, nur nicht mehr ständig über Jacob reden. Und du... du warst stinksauer auf beide und meintest, esginge ihnen allen ja sowieso nur um ihren eigenen Arsch, aber kein bisschen um Jacob.

Und ich hab mich schuldig gefühlt in dem Moment, auch wenn deine Worte nicht an mich gerichtet waren. Auf mich wirkte es allerdings so, als galten sie einzig und alleine mir. Mir war es ja im Grunde auch immer nur um meinen eigenen Arsch gegangen. Und egal, wie sehr ich auch versuchte, zu vergessen... Jacob zu vergessen... deine Worte zu vergessen... die Gedanken, ihn im Stich gelassen zu haben, oder einfach nicht genug getan zu haben, kamen immer wieder.

Ich bin in jener Nacht sogar nochmal nach Berlin in den geheimen Bunker geflogen... obwohl ich ziemlich Schiss hatte. Aber ich dachte... ich hab ernsthaft geglaubt, vielleicht schwebt ja da noch Jacobs Geist rum, wird dort gefangen gehalten, oder er arbeitet jetzt sogar dort, als einer von Omegas Astral-Wachhunden oder sowas.

Aber da war keine Spur von ihm zu entdecken. Nichts. Weder von ihm noch von Omega. Nur ein verlassener, menschenleerer Konferenzraum. War vielleicht auch besser so... sonst hätte ich Omega womöglich sogar zur Rede gestellt, so aufgewühlt wie ich war, und dann hätte er mit mir dasselbe miese Spiel abgezogen wie mit deinem Bruder.

Also flog ich wieder zurück nach Hause, um mich irgendwie abzulenken... schwebte ziellos durch das Kalbsbacher Seniorenheim, von einem Zimmer zum nächsten. Aber ich empfand keine Empathie mehr für die Alten. Sie gingen mir alle nur noch auf den Sack.

Und so schwebte ich hinaus in den Wald zu unserem alten Versteck bei den Felsen... hoffte auf irgendwas, irgendein Zeichen, ein Wunder...

Keine Ahnung... dass Jacob einfach wieder da wäre... auf mich warten würde, um mir irgendeinen altklugen Ratschlag zu geben. So wie früher eben. Ihm fiel schließlich immer was ein... und wenn ich mal einen guten Plan hatte, dann hatte dein Bruder gleich zwanzig. Manchmal war das schon auch ein bisschen nervig... aber in jenem Moment der Leere und Sinnlosigkeit hätte ich eine Menge für eine seiner verrückten Ideen gegeben.

Stattdessen bin ich in dieser Nacht Fox begegnet.

Er musste mich beobachtet haben, beziehungsweise meinen Astralkörper, wie ich einfach nur so rumschwebte, ein paar Zentimeter über dem Boden, und mir vorstellte, dass ich einer der herumliegenden Steine war, die keine Erinnerungen hatten, kein Gehirn, und daher auch keinerlei Trauer empfinden konnten.

Plötzlich spürte ich so eine Aura, wie ich sie immer spüre, wenn da noch jemand in der Nähe ist... noch ein Reisender. Und sie war ungeheuer stark, diese Aura. Nicht ganz so mächtig wie bei Omega, aber doch stärker als beim durchschnittlichen Astralreisenden, der mal eben so zufällig aus seinem Körper gefallen war.

Ich blickte mich also suchend um, und entdeckte einen jungen Fuchs... einen Astralfuchs, genauer gesagt, der sofort fluchtartig das Weite suchte, als er realisierte, dass ich auf ihn aufmerksam geworden war.

Aber ich setzte ihm hinterher.

„Warte! So warte doch!“, rief ich. „Bleib doch mal stehen. Du bist kein gewöhnliches Tier, oder?“

Ich schwebte um einen der Bäume herum, und da stand er dann plötzlich vor mir... in Menschengestalt, aber immer noch mit der Maske eines Fuchses über seinem Gesicht. Einen Moment lang glaubte ich ernsthaft, es wäre dein Bruder... oder besser gesagt sein Geist, der zurückgekommen war, um mir irgendeine wichtige Nachricht zu übermitteln.

Doch seine Statur war anders als die seines Bruders. Er wirkte kleiner, und wohl auch deutlich jünger.

„Du... du bist nicht Jacob, oder?“, fragte ich ihn nicht mehr all zu hoffnungsvoll.

„Wer ist Jacob?“, antwortete Fox.

„Jemand, der nicht mehr da ist.“, sagte ich nur.

Er antwortete nicht, sondern starrte mich nur mit seiner seltsamen Maske an, wissbergierig, fasziniert... als ob er noch nie zuvor einen anderen Astralreisenden gesehen hatte.

„Was tust du hier? Hab dich hier in der Gegend noch nie gesehen...“, fragte ich schließlich, als mir das lange Schweigen unbehaglich wurde.

„Ich nicht von hier. Von gaaaanz weit weg.“, sagte er schließlich. „Aber Füchse sind dort nicht willkommen. Ich bin Fuchs. Lisitsya.“

Er streckte mir seine Hand entgegen. Die Hand eines Kindes, merklich jünger als ich.

Ich griff danach, und mich durchströmte eine Welle von Energie, wie ich sie eigentlich bisher nur von Berührungen mit Jacob kannte.

Ich lächelte verwirrt und fragte: „Lisitsya... ist das dein Name?“

„Lisitsya heißt Fuchs. Auf Englisch sagt man Fox, das klingt auch cool. Kannst mich gern so nennen, wenn du magst.“, meinte er, ehe er seine Maske abnahm und mir sein wahres Gesicht präsentierte.

„Fox?“, antwortete ich. „Wie Fox Mulder, von Akte X? Oder eher Fox McCloud? Kennst du Star Fox?“

Er schaute mich ein wenig ratlos an, und ich fügte erklärend hinzu: „Na, Star Fox... Super Nintendo... Ist ein echter Klassiker. Schonmal gespielt?“

„Das ist alles nur ausgedacht, oder?“, fragte er und betrachtete stolz die Maske in seiner Hand. „Ich mag lieber Geschichten, die wirklich passiert sind. Und am allerliebsten spiele ich Fuchs!“

Ich fand ihn schon ein bisschen seltsam am Anfang, muss ich gestehen. Die Art, wie er sprach, die Art, wie er sich bewegte und mich anschaute...

Aber das Eis zwischen uns war ziemlich schnell gebrochen, und so kam es, dass wir rüber zu der Grotte schwebten, es uns dort gemütlich machten, und ich ihm alles Mögliche erzählte, über Kalbsbach, über die komischen Leute hier, und schließlich auch über deinen Bruder.

„Hier sind wir immer zusammen rumgehangen, Jacob und ich. Fast jede Nacht... und jetzt ist er einfach fort. Tot. Nicht mal sein Geist scheint mehr hier zu sein.“

Da meine nächtliche Zufallsbekanntschaft noch so jung war, erwartete ich nicht wirklich, dass er es verstehen würde... und erst recht erwartete ich keine hilfreiche Antwort von ihm.

Und weißt du, was Fox dann sagte? Er sagte zu mir:

„Jacob hatte eine Vision. Und du kamst darin nicht vor.“

Ich musterte ihn verwirrt... fragte mich, woher er das wissen konnte.

„Das kann man so sagen, ja. Er hatte eine Schwester... ich glaube, am Ende galt ihr seine ganze Aufmerksamkeit. Alles andere war ihm einfach nur noch egal. Aber woher... woher weißt du davon?“

„Ist es nicht immer so?“, antwortete Fox schulterzuckend. „Menschen haben Visionen. Menschen gehen ihren Weg. Menschen lassen uns zurück.“

„Ja.“, sagte ich nur leise, und verspürte eine regelrechte Gänsehaut bei seinen Worten... so ein merkwürdiges Kribbeln auf meinem ganzen Astralkörper. Und ich wollte von ihm wissen:

„Und was tut man dagegen? Was tut man, wenn man am Ende allein übrig bleibt?“

„Du brauchst Freunde!“, antwortete Fox. „Freunde, die auch alleine sind. Am besten welche ohne Visionen.“

„Freunde ohne Visionen...“, wiederholte ich nachdenklich und stellte mir vor, wie alles gelaufen wäre, wenn Jacob nicht getrieben worden wäre von seinen Plänen, seiner Sehnsucht nach einer gerechteren Welt, oder nach immer neuen Abenteuern... wenn er einfach damit zufrieden gewesen wäre, mit mir in Kalbsbach rumzuhängen und die Menschen zu beobachten. Vielleicht wäre er dann jetzt immer noch hier, und alles, was passiert ist, wäre nie geschehen.

„Und wo krieg ich so jemanden her? Einen Freund ohne Visionen?“, fragte ich mehr aus Verbitterung über meine Situation heraus, als wirklich ernstgemeint. Ich erwartete eigentlich eher, dass er sowas sagen würde wie „Sowas gibt es nicht“ oder „Jeder Mensch hat Visionen“.

Aber Fox grinste nur breit übers ganze Gesicht und sagte:

„Ich bin dein Freund! Wenn du es willst! Für immer dein Freund, bis zum Tod.“

Ich blickte verwundert in seine entwaffnend ehrlich wirkenden Augen.

„Wie... einfach so? Aber du kennst mich doch überhaupt nicht...“

„Ich mag die Art, wie du lebst!“, erwiderte Fox. „Und ich wäre gern dabei. Ich wäre gern Teil deiner Bande.“

„Meine Bande?“, antwortete ich amüsiert. „Aber es gibt keine Bande!“

„Keine Bande?“, konterte Fox ungläubig. „Du bist doch der Pate von Kalbsbach, und du hast keine Bande? Was ist das hier? Eine Ein-Mann-Mafia?“

Ich musste laut lachen. Zum ersten Mal seit einigen Monaten wieder.

„Du bist voll witzig für dein Alter...“, meinte ich kopfschüttelnd.

Und er antwortete:

„Und du bist voll nett für dein Alter.“

„Nett...“, erwiderte ich. „Findest du echt? Das hat glaub noch niemand über mich gesagt.“

Wir schauten uns erwartungsvoll an... und da war es eigentlich klar. Da war ein unsichtbares Band zwischen uns. Geschmiedet innerhalb weniger Stunden, und doch so stark, dass uns von diesem Moment an nichts mehr auseinanderbringen konnte.

Seither haben wir eigentlich fast jede freie Minute zusammen verbracht. Fox war meistens schon da und hat auf mich gewartet, wenn ich meinen Körper verlassen habe. Und dann gingen wir gemeinsam auf Tour und taten all das zu zweit, was ich früher immer nur allein getan habe...

Wir beobachteten die braven Bürger von Kalbsbach.

Und naja... auch dich ab und zu, schätze ich. Ich meine... ich hab ihm natürlich von dir erzählt, und natürlich wollte er dich auch mal kennenlernen. Also habe ich ihm dein Zuhause gezeigt, Jacobs altes Zimmer, und dich...

Du warst gerade auf dem Klo, als wir das erste Mal zusammen bei dir waren, und...“

Spooky lächelte beseelt beim Gedanken daran, aber Leonie warf ihm nur einen entsetzten Blick zu.

„Wie jetzt?! Er auch??? Ihr habt mir beide beim Kacken zugeschaut, und bei was weiß ich noch alles?“

„Kann man so sagen, ja.“, gestand Spooky reumütig. „Aber... aber das war echt nicht böse gemeint! Ich wollte ja damit auch nur sagen, dass Fox und ich total auf einer Wellenlänge liegen... auch was Frauen angeht, ähm. Er fand dich schon auch ziemlich heiß und hat auch seinen Teil dazu beigetragen, dass ich schließlich alle Hebel in Bewegung gesetzt habe, um dich irgendwie nach Kalbsbach zu lotsen. Das ist nicht nur auf meinen Mist gewachsen. Das war, wenn du so willst... ein Gemeinschaftsprojekt der Kalbsbacher Astral-Mafia.“

Spooky versuchte, durch einen witzigen Spruch die Situation wieder etwas zu entspannen, aber Leonie verdrehte nur genervt die Augen.

„Also habt ihr beide einen Dachschaten!“, murmelte sie. „Nicht nur du.“

„Sag ich doch.“, entgegnete Spooky freimütig. „Wir haben beide... den gleichen Dachschaten... oder sagen wir einfach, den gleichen Geschmack, in... in so ziemlich allem, eigentlich.“

Nichts gegen deinen Bruder, Leonie. Jacob war ein echt guter Freund für mich, mit dem ich viel Scheiß gemacht habe. Aber Fox ist irgendwie noch mehr als das. Fox ist mein kleiner Zwilling-Bruder. Fox ist sowas wie meine Familie, verstehst du? Meine Astralfamilie...

meine einzige, richtige Familie. Auch wenn wir uns im realen Leben nie begegnet sind.

Und ich dachte eigentlich bisher immer, er sieht das komplett genauso... dass ihm das alles auch total wichtig war. Und schon allein deshalb... schon allein deshalb ist es völlig unverständlich, dass er einfach so verschwunden ist. Er ist nicht der Typ dafür. Er ist nicht so jemand, dem plötzlich einfach irgendwas Wichtigeres dazwischen kommt.

Naja... zumindest hab ich das immer geglaubt. Aber jetzt bin ich mir plötzlich nicht mehr so sicher. Irgendwas stinkt da gewaltig. Ich kann es förmlich riechen. Ich fürchte, da ist was faul mit meinem kleinen Astral-Bruder...“

Leonie schien seinen Gedankengängen nicht so richtig folgen zu können.

„Wieso? Was meinst du?“

„Ich glaub einfach nicht mehr an Zufälle, Leonie.“, gab ihr Spooky seufzend zu verstehen.

„Und du? Glaubst du noch an Zufälle?“

„Du meinst...“, begann Leonie zu ahnen. „Solche Zufälle wie, dass du mich zufällig im Wald beim Pinkeln beobachtet hast, weil du zufällig genau da gestanden bist, wo ich mich niedergelassen habe? Oder dass mein Vater rein zufällig mit mir nach Kalbsbach gezogen ist, wo ich rein zufällig in dieselbe Klasse gekommen bin wie du?“

„Ja, genau.“, bestätigte Spooky. „Solche Zufälle meine ich. An sowas glaube ich einfach nicht. Genau so ein Zufall eben, wie dass wir an den finstersten Ort am Arsch der zivilisierten Welt fahren, um meinen besten Freund zu finden... und rein zufällig erfahren wir, dass die Geschichte von Omega genau hier an diesem Ort ihren Ursprung hat.“

Und Fox will den nicht kennen? Will mich damals einfach so zufällig im Wald getroffen haben, mit seiner Fuchs-Maske auf dem Kopf? Ein paar Stunden, nachdem ich in Omegas Bunker gewesen bin?

Das glaube ich einfach nicht! Ich... ich hab Angst, Leonie... Angst, dass er mich vielleicht von Anfang an nur verarscht hat... naja, so in der Art, wie ich dich verarscht habe, vielleicht. Oder...“, überlegte er mit finsterner Miene. „Oder Fox ist sogar mit Omega im Bunde, und das Ganze ist ne miese Falle gewesen.“

„Aber dann hätte er uns doch schon längst verpfeifen können.“, versuchte ihn Leonie zu beruhigen. „Ich meine, er wusste ja schließlich, wo du wohnst. Er wusste über Jacob und mich Bescheid.“

„Und ist verschwunden, kurz bevor Omegas Schergen bei uns zuhause aufgetaucht sind, um uns plattzumachen!“, ergänzte Spooky frustriert. „Wer weiß, vielleicht ist er ja wirklich einer von Omegas Leuten, der sich nur bei mir einschleimen sollte, um sicherzustellen, dass ich mit meinem Wissen nicht zur Presse oder zu den Bullen gehe oder sowas. Oder... oder er ist irgend so eine Art russischer Astral-Spion und arbeitet in Wahrheit für den Geheimdienst oder für Putin.“

„Vielleicht ist er ja Putin höchstpersönlich.“, erwiderte Leonie nicht ganz ernstgemeint, um sich bei Spooky zu revanchieren und ihn nun ihrerseits ein bisschen aufzuheitern und von seinen unerfreulichen Gedanken abzulenken. „Und die Gestalt des harmlosen Jungen ist nur eine Tarnung. Bin mir sicher, Putin kann das. Ich meine... der Typ reitet auf nem verdammten Bären, hat einen schwarzen Gürtel und spielt Eishockey. Warum sollte er nicht auch seinen Körper verlassen können, um sich in einen Jungen mit Fuchs-Maske zu verwandeln?“

Spooky grinste, wurde aber gleich darauf wieder ernst, und meinte ein wenig verlegen:

„Du bist echt in Ordnung, Leonie. Ich... ich möchte nur, dass du es weißt... ich mag dich wirklich. Und das sag ich jetzt nicht nur, weil ich deine Unterwäsche geil finde.“

Ich bin echt froh, dass du hier bist. Ich meine... keine Ahnung, wie ich das hier alles ohne dich durchgestanden hätte. Wahrscheinlich würde ich jetzt in irgendeinem ukrainischen Knast verrotten. Naja, ich hätte mich vermutlich nichtmal getraut, hier her zu fahren ohne dich.“

Sie warfen sich einen Moment lang einen fast schon verliebten Blick zu, wandten sich dann aber nahezu zeitgleich wieder voneinander ab, und Leonie ahnte, dass sie nicht nur im Bezug auf sich selbst, sondern wohl auch im Bezug auf Spooky noch einiges zu überdenken hatte. Wenn man mal davon absah, was er getan hatte, und dass ihr seine Fähigkeiten manchmal ein wenig unheimlich vorkamen, war er ja eigentlich genau ihr Typ. Er war intelligent, außergewöhnlich, nicht so machohaft wie die brünftigen Kerle an ihrer alten Schule... und vermutlich hatte er auch noch nicht all zu viele Beziehungen mit anderen Frauen gehabt, wenn überhaupt. Er würde sie nicht an anderen messen und ständig mit seiner Ex vergleichen.

„Ich bin auch froh, dass du hier bist, Spooky.“, sagte sie schließlich nach einer langen Pause. „Wenn das hier vorbei ist, könnten wir ja... keine Ahnung... vielleicht mal ein Eis essen gehen oder so.“

„Wenn wir das hier überleben sollten, dann Sorge ich dafür, dass wir die ganze Eisdiele in Kalbsbach für uns allein haben! Ich kenn nämlich rein zufällig den Besitzer. Der hat übrigens auch ein bisschen Dreck am Stecken, so steuerhinterziehungsmäßig, und würde mir einen kleinen Gefallen sicher nicht ausschlagen.“, erwiderte Spooky augenzwinkernd. Einen Moment lang überlegte er, ob er nicht vielleicht nach ihrer Hand greifen sollte, oder einfach seinen Arm um sie legen... die Gelegenheit dazu war zweifellos vorhanden. Aber irgendwas veranlasste ihn dazu, es nicht zu tun. Vielleicht war es die Angst davor, dass das etwas war, was er nicht kontrollieren konnte. Außerdem hätte sie vielleicht gemerkt, dass er eigentlich ziemlich unerfahren war in solchen Dingen. Und er wollte nicht

wie ein Anfänger wirken... wollte nicht den mühsam aufgebauten Respekt wieder verspielen, den Leonie inzwischen vor ihm zu haben schien.

Vielleicht, so überlegte Spooky, war es Aris damals ja ganz ähnlich gegangen, wenn er alleine irgendwo herumgrübelte, während Vanja, Nikolaj und Kira ihre verpasste Kindheit nachholten. Vielleicht hatte er ja auch einfach nur Angst davor gehabt, die Maske des überlegenen Halbgottes abzulegen und anderen Menschen das verwundbare, unsichere Wesen zu präsentieren, das sich dahinter verbarg.

Und während draußen wieder einmal Schüsse durch die Gassen hallten und jemand irgendwelche ukrainischen oder russischen Schimpfwörter in die Nacht hinaus brüllte, dachte Spooky darüber nach, ob ihn nicht vielleicht mehr mit Aris verband, als er sich eingestehen wollte... und ob das bedeutete, dass er eines Tages auch so enden würde wie er, wenn er weiterhin so exzessiv seine Kräfte benutzte.

Wann hatte er das letzte Mal richtig durchgeschlafen? Und konnte er überhaupt noch normal schlafen... einfach nur normal schlafen, ohne dabei seinen Körper zu verlassen? Schlafen, um sich zu erholen?

Spookys Gedankenmaschine rattete die ganze Nacht hindurch. Vielleicht war er mal kurz weggetreten für ein paar Minuten, ohne es überhaupt zu realisieren... aber echter, erholsamer Schlaf war das nicht. Und so war er ziemlich gerädert, als am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster brachen und er frustriert realisierte, dass er den Tag nun wohl oder übel in einem ganz ähnlichen körperlichen Zustand angehen musste, mit dem sie in der Nacht davor zu Bett gegangen waren.

Ihre Gastgeber hatten ihnen einen erstaunlich reichhaltigen Frühstückstisch vorbereitet. Es duftete nach Tee und frischem Gebäck.

Nikolaj erklärte ihnen während sie aßen noch ein paar Details... wie sie am Besten zu Foxs Haus am anderen Ende der Stadt kommen würden, und was sie dabei beachten sollten. „Am liebsten würde ich mit euch mitgehen. Ein letztes, großes Abenteuer...“, sinnierte der Alte verträumt. „Doch dieser verrostete Körper ist dazu einfach nicht mehr in der Lage. Aber keine Angst, Xenia wird euch begleiten. Sie passt auf euch auf, bis ihr in Sicherheit seid. Und... ich wollte euch noch etwas mitgeben!“

Er erhob sich unter sichtlichen Schmerzen von seinem Stuhl und ging, während er sich vorsichtig am Mobilliar festhielt, ein paar langsame Schritte bis zu einer antik wirkenden, hölzernen Schrankwand.

Aus einer der Schubladen holte er schließlich einen in eine grüne Samt-Decke eingewickelten Gegenstand hervor.

„Das ist er...“, meinte er stolz und präsentierte seinen Besuchern eine scharfe, glänzende Klinge mit silbernem Knauf, von dem allerdings im Lauf der Jahre sichtlich die Farbe abgeblättert war. „Der Säbel von Nestor Machno! Naja, um ehrlich zu sein... ich hab keine Ahnung, ob es wirklich sein Säbel war, oder nur der Säbel von irgendeinem seiner Gefolgsleute. Genauso, wie Kira auch höchstwahrscheinlich nicht seine Tochter gewesen ist, denn dafür war sie eigentlich ein paar Jahre zu jung. Aber ich mag die Vorstellung, dass es so hätte sein können.“

Er reichte die Waffe an Spooky und Leonie weiter, die sie fasziniert begutachteten und den Alten dann ungläubig ansahen.

„Und wir sollen den wirklich mitnehmen?“, fragte Leonie ratlos. „Um ehrlich zu sein... ne richtige Knarre wäre mir irgendwie lieber.“

„So ein Unsinn! Ihr sollt doch nicht damit kämpfen!“, belehrte sie der Alte unwirsch.

„Nein... der Säbel ist für euren jungen Freund... für Sascha, oder Fox, oder wie auch immer ihr ihn nennt.“

Er hatte den Säbel unbedingt schon immer mal sehen wollen, aber ich hab ihn jahrzehntelang vergraben gehabt im Wald. Wollte ihn nicht ausbuddeln. Erst neulich hat Xenia ihn mir gebracht... weil ich ihn nochmal anfassen wollte, und weil... weil ich geglaubt habe, vielleicht würde es den Jungen ja aus seinem Koma zurückholen, wenn ich ihm den Säbel an sein Bett bringe. Aber seine Mutter...“

Er machte eine frustrierte Handbewegung.

„Egal. Zeigt ihm den Säbel! Versucht es einfach. Ich hab keine Ahnung, ob es funktionieren wird. Ob sein Körper überhaupt noch dazu in der Lage ist, aufzuwachen... oder ob er auch nur noch eine leere Hülle ist, wie es Aris am Ende war.“

Aber ihr seid jetzt so weit gereist wegen ihm... ihr dürft die Hoffnung nicht aufgeben!“

„Versprochen!“, antwortete Spooky, seine unausgegorenen Zweifel bezüglich Foxs Identität und ob es überhaupt klug war, ihn zu besuchen, lieber für sich behaltend. „Wir werden tun, was wir können.“

Und so machten sie sich, nachdem sie sich gestärkt hatten, mit dem wieder in das grüne Tuch gewickelten Säbel im Gepäck auf den Weg... gemeinsam mit Xenia, die sich davor noch eine Pistole und ein paar ziemlich echt aussehende Handgranaten in den Mantel steckte.

„Ist ne gefährliche Gegend hier.“, erklärte sie dazu noch augenzwinkernd. „Man kann am Morgen nie wissen, was einen am Abend erwartet.“

Aber das war Spooky und Leonie auch ohne ihren Hinweis längst klar geworden.

Der Wohnblock, in dem Saschas Familie lebte, war verglichen mit den nebenan stehenden Schießbuden noch in recht gutem Zustand und schien vergleichsweise wenig abbekommen zu haben.

Auch wenn der Weg dorthin durch die verwinkelten Gassen der Altstadt ohne Komplikationen verlaufen war, waren Leonie und Spooky doch ungemein erleichtert, als sich endlich die Haustür öffnete und sie in ein enges, mit allerlei Krempel vollgestelltes Treppenhaus traten, in dem von oben lautes Kindergeschrei zu hören war.

Im dritten Stock blieb Xenia am Treppenansatz stehen und deutete auf die Türe links von ihnen.

„Hier ist es. Am besten, ihr beiden macht das ohne mich. Frau Peroslova ist wie schon erwähnt nicht besonders gut auf mich und Nikolaj zu sprechen. Es würde alles nur verkomplizieren. Und keine Sorge... Frau Peroslova war Lehrerin, bevor die Sache mit ihrem Sohn passierte. So weit ich weiß, ist ihr Deutsch besser als meins. Ich werde währenddessen unten warten und den Eingang sichern.“

„Aber...“, fragte Spooky mit hilflosem Blick in Richtung von Xenia gewandt. „Was sollen wir ihr denn sagen? Ich meine, sie kennt uns ja überhaupt nicht, und...“

„Das ist euer Problem, Jungs.“, meinte Xenia, während sie sich wieder auf den Weg nach unten machte. „Ich hab schon mehrmals versucht, vernünftig mit ihr zu reden. Aber sie hat

mich gar nicht angehört. Ist vermutlich besser, ihr erwähnt gar nicht erst, dass wir uns kennen.“

Mit diesen Worten verschwand sie in der unteren Etage, und ließ Spooky und Leonie ein wenig ratlos vor der verschlossenen Türe zurück.

„Und jetzt?“, fragte Spooky seine Begleiterin. „Was machen wir?“

„Das fragst du mich?“, erwiderte Leonie schulterzuckend. „Du bist doch der Experte für sowas. Lass dir gefälligst was einfallen! Du hast immerhin ein halbes Dorf unter deine Kontrolle gebracht, allein durch die Kraft deiner becirrenden Worte.“

„Mag sein...“, murmelte Spooky wenig begeistert. „Aber da hatte ich auch eine bessere Verhandlungsposition. Aktuell hab ich absolut nichts, was ich gegen sie verwenden könnte.“

„Dann versuch doch zur Abwechslung einfach mal nett zu sein!“, meinte Leonie augenzwinkernd, ehe sie entschlossen auf den weißen Knopf für die Klingel drückte und dann einen großen Schritt zur Seite ging, um Spooky höflich das Feld zu überlassen.

Zunächst schien es, als ob die Mühe vergebens war, weil entweder niemand zu Hause war oder man sie nicht hereinbitten wollte... doch dann öffnete sich schließlich doch noch die Tür einen Spalt breit, und eine ungefähr vierzig Jahre alte Frau mit ziemlich verbraucht aussehendem Gesicht steckte zaghaft ihren Kopf heraus.

Auf ihre ukrainische Ansprache, die nicht gerade sehr freundlich klang, hob Spooky erstmal beschwichtigend die Hände und sagte:

„Frau Peroslova? Wir kommen aus Deutschland! Verstehen sie unsere Sprache? Wir sind Freunde von Fo... äh von Sascha.“

Für einen Moment wirkte sie ziemlich verblüfft... offensichtlich hatte sie etwas völlig anderes erwartet gehabt. Aber dann besann sie sich wieder auf ihre misstrauische Natur und meinte schroff:

„Das kann nicht sein. Sascha hat keine Freunde in Deutschland.“

„Brieffreunde!“, warf Spooky hastig ein, damit sie ihm nicht sofort wieder die Tür vor der Nase zuschlug. „Wir sind Brieffreunde. Wir haben uns oft geschrieben übers, ähm... Internet. Wir waren im selben Clan. Online, Computerspiele, verstehen sie? Counterstrike...“

Er war sich nicht sicher, ob die Alte ihm glauben würde, und ob es in dieser gottverlassenen Gegend überhaupt sowas wie Internet gab.

„Ah, ist das so?“, seufzte sie. „Ich versteh nichts von dem ganzen modernen Kram. Vielleicht hat er das ja bei einem seiner Freunde gespielt. Wie auch immer... ich muss euch leider enttäuschen. Mein Sohn hatte einen schweren Unfall. Er ist hier... aber er liegt im Koma. Seit vielen Monaten schon. Und es sieht nicht so aus, als ob er jemals wieder daraus erwachen würde.“

Also bitte entschuldigt, dass ich euch nicht gastfreundlich hereinbitte. Es sind schwere Zeiten, und wir haben es alle nicht leicht. Geht besser wieder zurück nach Deutschland. Auf Wiedersehen!“

Sie schniefte und wischte sich hastig eine Träne aus dem Gesicht, bevor sie die Tür wieder zu schließen versuchte.

Aber Leonie stellte entschlossen ihren Fuß in den Spalt und fluchte mit energischer Stimme:

„Hören sie! Wir haben einen verdammt beschissenen Tag hinter uns. Wir sind extra wegen ihrem Sohn hunderte von Kilometern gefahren in diese verfluchte Scheißstadt. Wir wurden von Soldaten beschossen und durch die halbe Stadt gejagt. Wenn sie uns jetzt nicht zu ihm lassen, war das alles umsonst, und...“

„Es besteht die Möglichkeit, dass wir Sascha helfen können!“, übernahm wieder Spooky in einer etwas gemäßigteren Tonlage das Reden. „Wir wissen bereits, dass er im Koma liegt. Und vielleicht... vielleicht können wir ihn zurückholen. Ich meine, es gab schon viele Fälle, wo Menschen aus dem Koma aufgewacht sind, nachdem man ihnen irgendetwas Bestimmtes erzählt hat, oder sie ein bestimmtes Lied gehört haben, ihr Lieblingslied, oder irgendsowas in der Art. Auch wenn die Chance vielleicht nur bei 5 oder 10 Prozent liegt... ist es das nicht trotzdem wert, es zumindest mal zu versuchen?“

Foxs Mutter schien sichtlich mit sich zu ringen.

Auf der einen Seite hatte sie schon genug Scherereien, und unangekündigter Besuch hatte in ihrem Leben noch nie etwas Gutes bewirkt. Andererseits war sie selbst schon kurz davor gewesen, von ihren letzten Ersparnissen einen Wunderheiler von mehr als zweifelhaftem Ruf zu engagieren... einfach, weil sie sich nicht eines Tages vorwerfen wollte, nicht wirklich restlos alles versucht zu haben.

„Also gut.“, gab sie schließlich nach. „Kommt rein. Aber ihr werdet sehen, dass da nichts zu machen ist.“

Spooky und Leonie folgten ihr durch den Flur und eine enge Wohnküche, in der noch zwei lautstark krakeelende Kinder herumwuselten, bei denen es sich offensichtlich um Foxs jüngere Geschwister handelte, bis sie schließlich in ein verdunkeltes Zimmer kamen, in dem ein Bett und ein daran angeschlossenes Beatmungsgerät standen. Es roch unangenehm nach Krankenhaus, und in dem Bett lag ein blasser, unscheinbarer Junge, bei dem es sich eindeutig um Fox handelt... oder besser gesagt, um einen Hauch von einem Schatten von ihm. Ohne jede Lebenskraft, ohne jegliche Bewegung.

Einzig der gleichmäßige Rhythmus des Beatmungsgerätes war zu hören.

„Sieh nur, Sascha. Da ist Besuch für dich!“, sagte Frau Peroslova, meinte aber gleich darauf traurig zu Spooky und Leonie gewandt: „Wir reden viel mit ihm. Ich hab ihm seine Lieblingsmusik von früher vorgespielt. Denkt ihr, ich hätte nicht längst alles versucht, was in meiner Macht steht? Was für eine Mutter wäre ich denn, wenn ich das nicht tun würde?“

Es war ihr anzusehen, wie sehr die letzten Wochen und Monate an ihr gezehrt haben mussten, und wie verbittert sie durch die unzähligen fehlgeschlagenen Reanimierungsversuche geworden war.

„Die Ärzte haben gesagt, dass seine Knochenbrüche weitestgehend verheilt seien, und dass die Wirbelsäule noch intakt ist... aber er wacht einfach nicht auf. Sie meinten, sein Gehirn habe etwas abbekommen, aber was genau, wollten oder konnten sie auch nicht sagen. Er kann theoretisch jeden Moment aufwachen, haben sie gesagt... oder nie.

Das war vor einem dreiviertel Jahr.

Und ihr glaubt, das wäre so einfach... ihm ein bisschen was erzählen, und schon wacht er wieder auf? Ich hab doch schon alles versucht! Alles, was mir eingefallen ist. Musik, Filme, Bücher, vertraute Gerüche, sein Lieblingsessen. Ich hab es jeden Tag gekocht, immer eine Portion mehr, nur für ihn... es hat zu nichts geführt. Absolut nichts. Keine Reaktion!“

„Naja... es gibt da etwas über Sascha, was sie nicht wissen.“, erklärte ihr Spooky schließlich mit wehmütigem Blick auf seinen so elendig dahinsiechenden Freund. „Ich habe mit ihm gesprochen... erst letzte Woche. Er ist immer zu Besuch gekommen, jeden Nachmittag. Manchmal war er auch gemeinsam mit mir in der Schule. Ich weiß, es klingt verrückt... aber er hat eine ganz besondere Fähigkeit. Er kann seinen physischen Körper verlassen und mit seinem Astralkörper an andere Orte reisen. Und ich kann das auch!“

Spooky hoffte, Foxs Mutter durch seine ungewohnte Ehrlichkeit von der Bedeutung ihres Anliegens überzeugen zu können. Doch die wirkte alles andere als begeistert.

„Den Körper verlassen? An andere Orte reisen? Wie diese Fuchsleute? Ich kenne diese Märchengeschichten. Mir hat man sie als Kind auch erzählt. Und Sascha... Sascha hatte sie wirklich geglaubt. Dieser verfluchte alte Narr, dieser Nikolaj, hat ihn mit seinen Geschichten ins Verderben gestürzt. Hat ihm eingeredet, dass er Fliegen kann, dass er die Erwachsenen an der Nase herumführen kann... dabei war er einfach nur ein normales Kind. Einfach nur ein Kind, das noch nicht zwischen Fantasie und Wirklichkeit unterscheiden konnte.“

Sie schien kurz davor zu sein, die Fassung zu verlieren und loszuheulen. Dann fiel ihr Blick auf den in das grüne Tuch eingewickelten Säbel in Leonies Hand.

„Was ist das?“, fragte sie schroff.

„Das... ähm...“, antwortete Spooky kleinlaut. „Das ist der Säbel von Nestor Machno. Wir haben gedacht... vielleicht hilft es ihm ja beim Aufwachen. Er wollte ihn schon immer mal anfassen.“

Frau Peroslova verdrehte genervt die Augen. Sie hatte genug von diesem ganzen Hokusfokus.

„Macht, was ihr wollt! Ich muss mich um das Mittagessen kümmern. Sagt mir Bescheid, wenn ihr fertig seid. Und bitte... fasst hier nichts an! Die Geräte sind gerade erst neu eingestellt worden, und wir können es uns nicht leisten, schon wieder den Arzt kommen zu lassen.“

Mit diesen Worten ging sie aus dem Raum und ließ Spooky und Leonie mit dem bewusstlosen Fox allein.

Kapitel 24 - Reanimation

Leonie stand stumm an der linken Seite von Foxs Bett und wartete darauf, dass Spooky irgendwas sagen würde.

Es war ein wenig wie im letzten Herbst, als es mit ihrem Großvater zu Ende ging und sich die ganze Familie an seinem Sterbebett versammelt hatte.

Auch damals hätte sie gern noch einmal mit ihm gesprochen... hätte ihn gerne getröstet, oder sich einfach nur bedankt dafür, dass er und Oma immer so nett zu ihr gewesen waren, ohne je eine Gegenleistung dafür zu verlangen.

Doch es kam nicht ein einziges Wort aus ihrem Mund.

Egal, wie sehr Leonie auch überlegte... alles schien ihr in dieser Situation entweder zu banal, zu kitschig oder schlicht zu unpassend zu sein. Was sagte man einem Sterbenden, von dem man noch nicht einmal wusste, ob ihm überhaupt klar war, dass er bald sterben würde? Sollte man ihn einfach kaltblütig anlügen?

„Das wird schon wieder, Opa! Morgen kommst du wieder nach Hause, und dann kannst du wieder in deinem geliebten Garten sitzen.“

Oder sollte man ihm vielleicht lieber irgendwie Mut zusprechen, für den Fall, dass er sich vor dem nahenden Tod fürchtete?

„Keine Angst, Opa! Geh einfach ins weiße Licht und mach, was die freundlichen Engel zu dir sagen. Das haben schon so viele Millionen Menschen vor dir geschafft... du kriegst das garantiert auch hin.“

Wäre eine nette Idee... aber auch nur, wenn der Besagte tatsächlich Angst vor dem Sterben hatte. Wenn er hingegen der festen Überzeugung war, schon sehr bald wieder nach Hause zu dürfen, würde ihn eine solche Aussage nur unnötig in Panik versetzen.

Oder man machte es eben auf die gefühlvolle, kitschige Art...

„Ich wollte einfach nochmal danke sagen, Opa. Danke für all die schönen Dinge, die nie wieder sein werden. Ich werde dich immer in Erinnerung behalten und jedes Jahr an Weihnachten einen Blumenstrauß auf dein Grab legen.“

Aber auch das konnte schnell ins Depressive abrutschen, wenn man die Nuancen falsch betonte.

Und so schwieg Leonie die ganze Stunde über, ohne auch nur ein Wort zu ihrem Großvater zu sagen, während sie fast schon bewundernd ihre Tante beobachtete, die einfach die Hand des Sterbenden nahm und anfang, ihm irgendwas von ihren Wellensittichen zu erzählen.

Aber Tante Helga redete im Grunde immer viel zu viel und dachte nie darüber nach, ob es ihren Gesprächspartner überhaupt interessierte in diesem Moment.

Vielleicht war es ja genau das Richtige. Einfach herzlich sein, ganz normal tun, nicht nachdenken.

Andererseits... da lag ein Mensch im Sterben, hatte möglicherweise unvorstellbare Schmerzen und wünschte sich vielleicht einfach nur, dass es endlich vorbei gehen würde. Und dann kommt so ein aufgetakeltes Weibsbild daher und fängt an, wie ein Wasserfall über die Verdauungsprobleme ihrer Wellensittiche zu sprechen.

Leonie hielt es zumindest für möglich, dass man sich da als Sterbender schon ein wenig verarscht fühlen könnte. Da hat man vielleicht mit viel Glück noch zehn Minuten in dieser Welt, erhofft sich noch irgendwelche wichtigen Erkenntnisse, und dann kommt sowas...

Wie man es auch machte, war es verkehrt!

Als Leonies Vater mit seinen Worten an der Reihe war, sagte er einfach „Hallo Papa. Ich soll dir einen Gruß von der Uschi ausrichten. Sie kommt vielleicht morgen dann vorbei.“

Zumindest hatte er mit dieser kurzen Ansprache nichts grundsätzlich falsch gemacht, überlegte Leonie.

Aber die Idee war jetzt leider schon weg. Den gleichen Spruch konnte sie später unmöglich nochmal bringen.

Und so sagte sie schließlich nur knapp „Hab dich lieb, Opa“ und drückte seine schlaffe Hand, als es ans Abschiednehmen ging. Damit war im Grunde alles gesagt... und Leonie ging fast schon erleichtert aus dem stickigen Sterbezimmer, um draußen auf dem Flur erst einmal tief durchzuatmen.

Und nun stand sie also hier, am Bett eines nahezu fremden Jungen, von dem sie nicht einmal wusste, ob er sie überhaupt hören konnte, und sagte wie selbstverständlich:

„Hi Fox... weißt du noch, wer ich bin? Ich bin die, die du immer beim Kacken beobachtet hast. Wir haben dir was Schickes mitgebracht... von Nestor Machno höchstpersönlich. Hier... schau es dir an, wenn du magst!“

Dann legte sie den Säbel ganz dicht an seinen Unterarm, damit er ihn spüren und im Bedarfsfall auch danach greifen konnte, und schaute verunsichert zu Spooky rüber. Aber der nickte ihr nur anerkennend zu, was wohl zu bedeuten hatte, dass ihre Ansprache für den Anfang schon ganz in Ordnung gewesen war.

Von Fox jedoch kam nicht die geringste Reaktion. Kein Augenzwinkern. Kein leichtes Fingerzucken. Nichts.

„Ich hab nicht erwartet, dass es so einfach wird.“, erklärte Spooky und trat langsam an Leonies Seite. „Ich muss rüber in die Astralwelt. Ihn dort finden... und dann irgendwie zurück in seinen Körper bekommen. Notfalls prügte ich ihn hier rein! Und dann hoffen, dass es funktioniert... dass sein Körper überhaupt noch in der Lage ist, sich wieder mit der Seele zu verbinden und sich von ihr steuern zu lassen.“

Sehr zuversichtlich klang das in Leonies Ohren nicht gerade, aber sie wusste genauso gut wie Spooky, dass das ihre letzte verbliebene Option war.

„Schaffst du es denn aus deinem Körper raus? Hier, in diesem stickigen Raum... mit diesen ganzen Geräuschen...“, flüsterte sie skeptisch. „Kannst du dich da überhaupt konzentrieren?“

„Kann schon sein.“, überlegte Spooky. „Ich war als Kind viel im Krankenhaus. Damals, als ich die ersten unfreiwilligen Ausflüge aus meinem Körper gemacht habe. Vielleicht helfen mir die Geräusche und der Geruch ja dabei, mich in die richtige Stimmung zu versetzen. Gib mir ne Stunde... oder besser zwei! Mit Zeitdruck komm ich gar nicht klar.“

Leonie nickte und drückte ihm aufmunternd die Hand.

„Viel Glück! Ich geh raus zu Frau Peroslova und lenke sie ein bisschen ab, damit sie dich in Ruhe lässt. Notfalls hau ich ihr einen Topf über den Schädel und fessle sie, wenn sie in das Zimmer will, bevor du uns das Okay dafür gibst.“

„Danke.“, wusste Spooky ihre Worte zu schätzen. „Genau sowas hab ich mir immer gewünscht. Jemand, der mir den Rücken freihält und aufpasst, dass mich keiner stört. Ich denke, so kann ich arbeiten.“

Leonie schloss die Tür hinter sich und ging erstmal ins Treppenhaus zu Xenia, um ihr mitzuteilen, dass es ein wenig länger dauern könnte.

„Frau Peroslova hat zugestimmt, dass wir versuchen dürfen, ihn zurückzuholen. Aber Spooky muss dafür wohl in die Geisterwelt... könnte also ein Weilchen dauern. Mindestens bis Mittag.“

„Na gut.“, sagte Xenia. „Dann kann ich euch so lange mit ihr allein lassen? Ich muss schauen, dass Nikolaj seine Medikamente nimmt, und dass er keinen Unsinn anstellt, wenn er zu lang mit seinen Gedanken allein ist. Er ist manchmal schon ein wenig... wunderlich...“

„Verstehe.“, meinte Leonie. Es wäre ihr zwar lieber gewesen, wenn Xenia die ganze Zeit hier im Treppenhaus für sie Wache gestanden hätte, aber da ihnen ja für den Moment keine unmittelbare Gefahr zu drohen schien, gab es wohl keinen wirklichen Grund dafür.

„Wir kommen schon zurecht. Aber bitte sei rechtzeitig wieder zurück! Die Stadt ist so verwinkelt. Ich weiß nicht, ob ich euer Haus nochmal wiederfinden würde.“

„Natürlich.“, versicherte Xenia. „Bleibt bitte einfach hier in der Wohnung! Dann ist alles sicher. Und unter keinen Umständen alleine auf die Straße rausgehen, hörst du? Ich bin in spätestens drei Stunden zurück.“

Leonie nickte ihr gehorsam zu, bevor sie wieder zurück in die Wohnung ging, um sich ein bisschen mit Frau Peroslova zu unterhalten.

Spooky hatte sich unterdessen Kissen und Decke genommen, die wohl ursprünglich für Foxs Bett zum Wechseln vorgesehen waren, und sie vor sich auf dem Fußboden ausgebreitet.

Dann löschte er das Licht und zog die Jalousien noch ein wenig weiter zu, ehe er es sich auf seinem provisorischen Schlafplatz bequem machte und konzentriert die Augen schloss.

Das ganze Geheimnis von Spookys Fähigkeiten bestand im Grunde darin, den Körper einschlafen zu lassen, während das Ich wach und aufmerksam blieb.

Doch mit der Aufmerksamkeit war das so eine Sache... war man zu aufmerksam, realisierte man jedes kleinste Geräusch, jedes Zwicken im Körper, jede minimale Abweichung von der Norm. Von allem wurde man abgelenkt, aus seiner beginnenden Trance herausgerissen und unversehens in die Wirklichkeit zurückgeholt.

War man hingegen zu wenig aufmerksam, drifteten die Gedanken sonstwohin davon und wurden immer unbewusster, bis man sich schließlich in dem Zustand wiederfand, den man gemeinhin als „Schlaf“ bezeichnete... was umso schneller passieren konnte, wenn der Körper richtig müde und ausgelaugt war und sich nach der ihm zustehenden Erholung sehnte.

Spooky versuchte, dieses Dilemma bevorzugt dadurch zu lösen, indem er sich auf eine bestimmte Sache konzentrierte, wie etwa auf diesen imaginären Punkt, zwanzig Zentimeter oberhalb seines Kopfes, von dem er Leonie erzählt hatte. So waren die Gedanken fokussiert, man wurde nicht so schnell von jeder Kleinigkeit abgelenkt, aber schlief auch nicht ein.

Manchmal half es auch, sich auf etwas Gleichbleibendes, Monotones zu konzentrieren, wie beispielsweise das Ticken einer Uhr. Hier im Krankenzimmer war es das rhythmische Geräusch des Beatmungsgerätes und das stetige Tropfen der Infusionsflasche, auf das sich Spooky nun zu fokussieren versuchte.

Er stellte sich vor, selbst ein Teil des Inhalts dieser Flasche zu sein... wie es sich anfühlte, dort drin in der Nährlösung herumzuschwimmen, und jedes Mal, wenn ein Tropfen nach unten fiel, eine durch den ganzen Körper gehende Vibration zu spüren.

„Ich bin der Tropfen, der fällt...“, sagte er immer wieder zu sich selbst.

„Ich schwimme im Nichts.“

„Ich bin der Tropfen, der fällt...“

„Ich schwimme im Nichts.“

„Ich bin der Tropfen, der fällt...“

Und mit jedem Tropfen wurde dieses Gefühl stärker, bis seine Glieder schließlich komplett aus Flüssigkeit zu bestehen schienen.

Spooky wusste, dass der Zeitpunkt jetzt günstig war... und so machte er routiniert eine schnelle Drehbewegung um die eigene Achse, allerdings nicht mit dem Körper, sondern nur mit seiner Vorstellungskraft... was dazu führte, dass sich der Astralleib schließlich von dem

physischen Körper löste und seitlich, wie von einer unsichtbaren Faust getroffen, herauspurzelte.

„Na also...“, dachte Spooky zufrieden. Er konnte es also doch noch, auch in einer fremden Umgebung.

Er erhob sich mit seinem Geistkörper und schaute sich erst einmal neugierig um... brauchte aber gar nicht lang zu suchen, bis er Fox in einer Ecke unter der Zimmerdecke schweben sah.

„Na, überrascht?“, fragte er grinsend in Richtung des halbdurchsichtigen Jungen.

Aber der schaute ihn nur traurig an und meinte:

„Ja, allerdings. Ich hätte nicht gedacht, dass du so dumm bist! Warum bist du gekommen?“

Spooky stellte sich vor, dass das Krankenbett aus massivem Material bestand, und setzte sich vorsichtig neben Foxs bewusstlosen Körper.

„Na... was denkst du wohl? Nach deiner dramatischen Abschiedsszene dachte ich, ich schau einfach mal vorbei, ob es dir gutgeht. Und überprüfe bei der Gelegenheit gleich noch, ob du vielleicht einer von Omegas Spionen bist.“

„Tja...“, seufzte Fox, ohne seinem Freund in die Augen schauen zu können. „Jetzt hast du ja gesehen, was ich wirklich bin. Kannst also wieder zurück nach Deutschland gehen.“

Aber Spooky war nicht bereit, ihm das so ohne weiteres durchgehen zu lassen.

„Du hast mich angelogen!“, stellte er verbittert fest. „Nicht einmal, nicht zweimal... sondern im Grunde genommen die ganze Zeit über! „Tut mir leid, Spooky, wir können nicht zu mir nach Hause gehen... in unserer Wohnung ist es ziemlich eng. Ich komm lieber zu dir, Spooky... meine Mutter ist sehr empfänglich für spirituelle Dinge und will nicht, dass ich Geister mit nach Hause bringe. Ach, die Fuchsmaske? Nein, damit hat es nichts Besonderes auf sich, Spooky... ich find die Tiere einfach nur voll niedlich, das ist alles.“

Du hast mir die ganze Zeit über nur Scheiße erzählt, Fox! Und ich dachte... ich dachte wirklich, wir wären Freunde.“

Fox zögerte einen Moment. Am liebsten hätte er sich seinen unerwarteten Gast einfach wieder weggewünscht, um wieder ganz für sich allein sein zu können... allein in seiner hoffnungslosen Einsamkeit.

Aber dann kam er schließlich doch vorsichtig aus seiner Ecke hervor und schwebte langsam zum Krankenbett hinunter, um sich an Spookys Seite zu gesellen.

„Also gut, ok, ich hab dich angelogen.“, gestand er schließlich das Offensichtliche. „Ich hab den großen Manipulator und Lügenbaron Spooky tatsächlich angelogen. Schande über mein verlogenes Haupt.“

„Ok, hast ja Recht, ich lüge auch hin und wieder mal!“, gab Spooky unumwunden zu. „Aber das kannst du nicht vergleichen, das ist doch was völlig anderes... das ist...“

„Ist es das wirklich?“, erwiderte Fox trotzig. „Wie war das mit Leonie damals? Ich tu ihr etwas Gutes, wenn ich sie anlüge, hast du gesagt. Hast gesagt: Eine schöne Illusion kann manchmal hilfreicher sein als die erbärmliche Realität.“

Und genau das hab ich auch getan, Spooky... hab dir eine schöne Illusion gegeben. Du wolltest einen treuen Freund haben, der keine eigenen Ambitionen und Probleme hat und einfach nur froh ist, mit dir rumhängen zu dürfen, anstatt wie Jacob nach immer neuen Herausforderungen zu suchen... und du hast einen solchen Freund bekommen. War eine Win-Win-Situation für uns beide, würde ich sagen. Denn ich hab mir auch gewünscht, so jemand zu sein. Hab mich, wenn ich in deiner Nähe war, oft selbst in dieser Lüge verloren...

um wenigstens eine Weile nicht mehr daran denken zu müssen, wie es wirklich um mein Leben bestellt ist.“

Er schaute traurig auf den dahinsiechenden Körper an seiner Seite herab, und Spooky konnte nicht anders, als sich ein wenig schuldig zu fühlen... auch wenn er sich eigentlich fest vorgenommen hatte, seinem Freund erstmal ordentlich die Leviten zu lesen.

Aber im Grunde stimmte es ja, was er sagte. Fox hatte einfach nur versucht, so ähnlich zu sein wie er... sich die Realität so lange zurecht zu biegen, bis sie erträglich wurde und man die unangenehmen Dinge, die geschehen waren, einfach ausblenden konnte.

In gewisser Weise hatten sie sich beide eine Fassade aufgebaut und sich gegenseitig daran erfreut, dass sie so krasse, über den anderen Menschen schwebende Superhelden waren. Vielleicht waren sie das auch tatsächlich, hier in der astralen Welt, wo jeder ein Superheld sein konnte, wenn seine Fantasie nur groß genug und der Wille stark genug war.

Doch zurück in der Wirklichkeit war Fox nur ein dahinvegetierendes Häufchen Elend, und Spooky... Spooky war im Grunde nur ein schüchterner Außenseiter, der sich ohne ein cooles Mädels wie Leonie an seiner Seite nicht mal getraut hätte, mit seinem physischen Körper das Land zu verlassen.

„Also gut.“, gab Spooky schließlich zerknirscht nach. „Ich bin wohl wirklich der Falsche, um dir irgendwelche Vorwürfe zu machen. Es fühlt sich trotzdem beschissen an, angelogen zu werden, von einem Menschen, den du eigentlich zu kennen geglaubt hast. Ich... ich glaube, jetzt verstehe ich erst, wie sich Leonie gefühlt haben muss wegen mir.“

Er schaute eine Weile gedankenversunken durch den Astralkörper seines Freundes hindurch, ehe er schließlich neugierig nachhakte:

„Und wie wir uns damals kennengelernt haben, war das auch eine Lüge? Warum hast du nie erzählt, dass du Omega kennst... du weißt doch, wer er ist. Er ist Aris, nicht wahr?“

Fox ahnte, dass er dem Scharfsinn seines Freundes aus Deutschland wenig entgegenzusetzen hatte, und beschloss daher, ihm von nun an nur noch die Wahrheit zu sagen. Auch, weil er ihn nicht noch einmal so enttäuschen wollte.

„Ja, er ist Aris. Omega ist Aris. Ich traf ihn bei Nikolaj. Er schien ab und zu vorbeizukommen, um dem Alten beim Schlafen zuzusehen. Ich hab erst nicht begriffen, wieso... was dieser seltsame Traumwandler mit den leuchtenden grünen Augen und der kraftvollen Aura von Nikolaj wollte. Aber dann ist mir klar geworden, wer er ist. Dass es sich um Aris handelt. Konnte kaum glauben, dass er tatsächlich noch lebte, nach so vielen Jahren.

Und dann bin ich ihm unbemerkt gefolgt... immer mit dem nötigen Abstand, damit er mich nicht wahrnehmen konnte... ganz wie ein echter Spion.

Aber ich hab mich nie getraut, ihn anzusprechen. Irgendetwas an ihm war anders... unheimlich...

Vermutlich war er das schon immer, doch in Nikolajs Erzählungen wirkte es immer so auf mich, als ob er ein Herz hatte. Aber das war wohl nur für die wenigen Auserwählten, die damals zu seinen Freunden zählten. Und ich stand definitiv nicht auf seiner Freundesliste. Ich wusste nicht, wie ich weiter vorgehen sollte... und so beobachtete ich ihn einfach nur in seinem Bunker in Berlin und versuchte zu verstehen, was vor sich ging. Aber ich verstand es nicht. Ich kapierte nicht, wieso er all diese Dinge tat.

Als dann eines Tages du dort aufgetaucht bist... so verloren und traurig, auf der Suche nach etwas, was längst nicht mehr hier war... da wurde mir klar, dass ich mit dir im Grunde

weitaus mehr gemeinsam hatte als mit ihm. Und so habe ich mich dann eben an dich rangeheftet und versucht, Omega und diese ganze Fuchs-Geschichte zu vergessen. Ich weiß... spätestens, nachdem wir Leonie in die Sache mit reingezogen haben, hätte ich mit der Wahrheit rausrücken müssen. Hätte dir erzählen müssen, was ich über Omega wusste, und wer ich wirklich bin...

Aber ich wollte einfach nicht, dass sich irgendwas ändert zwischen uns. Ich war so in meine Rolle hineingewachsen, dass ich die Befürchtung hatte, wenn ich sie aufgebe, dann würden wir keine Freunde mehr sein, weil du den echten Fox... diesen Sascha... einfach nur erbärmlich finden würdest. Dass du vielleicht Mitleid mit ihm hättest, aber nie wieder auf Augenhöhe mit ihm sein könntest.

Und so hab ich eben immer weitergemacht und die Fassade aufrechterhalten.“

„Aber...“, fragte Spooky verwirrt. „Warum bist du dann so plötzlich verschwunden? Hattest du Schiss wegen der drohenden Konfrontation mit Omega? Wusstest du, was Leonie vorhatte?“

„Nein, so war es nicht, Spooky. Was denkst du denn von mir? Mit Omega oder Leonie hat das alles doch überhaupt nichts zu tun...“, erwiderte Fox zögernd, zweifelnd, ob er wirklich mit der kompletten Wahrheit rausrücken sollte. Zumal Spooky und Leonie schon mehr als genug Probleme zu haben schienen... da wollte er ihnen nicht auch noch seine eigenen aufbürden.

Doch wie es aussah, war es schon längst passiert, und die beiden würden ohne eine vernünftige Erklärung ohnehin nicht mehr abreisen.

„Es geht allein um mich.“, gestand er schließlich. „Weder um dich, noch um Leonie oder Omega. Da ist einer der Soldaten aus der Stadt... Wladimir mit Namen... ein gemeiner, sadistischer Typ. Er war einer von denen, die mich damals gejagt haben... wegen denen ich vom Dach gefallen bin. Es hat ihn kein bisschen interessiert. Er hat sich sogar noch darüber lustig gemacht. Aber nach außen hin spielt er den freundlichen Kavalier. Und seit ein paar Wochen macht er meiner Mutter den Hof. Hat sich wohl in den Kopf gesetzt, sie rumzukriegen, koste es, was es wolle.

Und ich... ich bin ihm dabei im Weg, wie es scheint.

Er glaubt, so lang meine Mutter mich am Hals hat, wird er nie bei ihr landen können. Vielleicht befürchtet er auch, falls ich noch einmal aufwachen sollte und mich an alles erinnern würde, dass er dann endgültig bei meiner Mutter verschissen hätte.

Und so hat er versucht, mich zu ersticken, als er neulich mal mit mir allein im Zimmer war. Ich habe versucht, irgendwas dagegen zu unternehmen, aber konnte nichts tun, außer hilflos von oben dabei zuzusehen, wie er mir das Kissen aufs Gesicht drückte. Im letzten Moment kam meine Mutter zurück, und er hat von seinem Vorhaben abgelassen.

Aber ich weiß... er wird es wieder versuchen. Früher oder später kriegt er mich.

Und seither traue ich mich nicht mehr aus der Wohnung. Ich bin die ganze Zeit hier und warte... warte auf das Unvermeidliche.“

Spooky wurde richtig wütend, als er davon erfuhr.

Wäre sein Körper nicht so feinstofflich gewesen, hätte er am liebsten irgendetwas kaputtgeschlagen.

„Verdammt! Du hättest es sagen müssen.“, schimpfte er. „Lügen hin oder her. Ich lass meine Freunde nicht im Stich! Und ich versprech dir... wir holen dich hier raus. Wir kriegen das hin. Irgendwie.“

„Und wie?“, fragte Fox skeptisch. „Willst du meiner Mutter erzählen, was der Typ vorhat? Denkst du, das nützt irgendwas? Genaugenommen sind wir hier alle Gefangene in dieser Stadt. Die Kerle kriegen doch so oder so, was sie wollen. Außerdem glaubt sie sowieso nicht an diesen ganzen Hokuspokus. Hast ja gehört, was sie gesagt hat.“

„Dann musst du eben aufwachen und es ihr selbst sagen!“, verkündete Spooky das Offensichtliche. „Kannst du in deinen Körper zurück? Kannst du ihn bewegen?“

„Ich komme schon zurück...“, versuchte ihm Fox klarzumachen. „Aber er ist kalt. Unbeweglich. Wie wenn ich mit der verfluchten Wand verschmelze. Und du weißt genau, wie es sich anfühlt, zu lange in der Wand zu stehen... irgendwann kriegst du Panik, nicht mehr rauszukommen und bis in alle Ewigkeit darin gefangen zu sein.“

Ich halte es einfach nicht mehr aus in diesem Körper. Davon abgesehen... ich hab keine Ahnung, ob er überhaupt noch selbständig atmen oder sich bewegen kann, selbst wenn ich wieder mit ihm verschmelzen würde. Vielleicht bin ich für den Rest meines Lebens ein Pflegefall. Vielleicht ist mein Gehirn auch schon kaputt, und wenn ich mich wieder hineinbegebe, komme ich nie wieder raus, vergesse wer ich bin... und lebe nur noch in einem endlosen Traumzustand, ohne Bewusstsein. Davor hab ich einfach Schiss, Spooky. Richtig Schiss.“

Eine Weile verharrten sie beide im Schweigen, deprimiert ihre unter ihnen liegenden physischen Körper betrachtend... Körper, die so unvollkommen und begrenzt waren, wie alles in der realen Welt.

Aber Spooky war nun bereits so weit gegangen... er würde ganz sicher nicht mit leeren Händen zu Leonie und Foxs Mutter zurückkehren. Es musste doch irgendeine Möglichkeit geben...

Leonie hatte sich unterdessen dazu durchgerungen, Frau Peroslova die ganze Geschichte zu erzählen... zumindest eine Kurzfassung davon. Einerseits natürlich, um für Spooky Zeit zu gewinnen, aber auch, weil sie fand, dass Foxs Mutter einfach wissen sollte, dass ihr Sohn nicht komplett verschwunden war, sondern immer noch existierte.

Allerdings war Frau Peroslova eine sehr rationale, wissenschaftlich erzogene Frau, in deren Weltbild so etwas wie eine Seele nicht existierte. Und so war sie auch der festen Überzeugung, dass die Erlebnisse, die Leonie in der Astralwelt gehabt haben will, einfach nur ein ungewöhnlich realistischer Traum waren und lediglich in ihrer Einbildung stattgefunden hatten.

„Vielleicht...“, überlegte sie, als Leonie von ihr wissen wollte, wie es dann sein konnte, dass sie und Spooky in ihren Träumen dieselben Dinge erlebt hatten. „Vielleicht gibt es so etwas wie Gedankenübertragung. Dass zwei Menschen den gleichen Traum haben. Oder vielleicht auch drei. Das halte ich nicht für völlig ausgeschlossen. Es gab Experimente dieser Art in der Sowjetunion während des kalten Krieges. Telepathie. Aber eine Seele?“

Sie schüttelte ablehnend mit dem Kopf. So etwas war für die überzeugte Kommunistin nur westlicher, religiöser Humbug... dem geknechteten Proletariat ins Hirn gepflanzt, damit sich die Leute mit einem zukünftigen Leben im Jenseits vertrösten konnten und so erst gar nicht auf die Idee kamen, im Diesseits für ihre Arbeiter-Rechte einzutreten.

„Ich weiß nicht, ob das wirklich die Seele ist... oder einfach nur ein zweiter Körper, der wissenschaftlich eben noch nicht richtig erforscht wurde, weil wir ihn mit unseren Methoden nicht messen können.“, antwortete Leonie. „Aber ich weiß, was ich erlebt habe! Das war nicht einfach nur Einbildung. Und sie können es glauben oder nicht... aber wir sind hier, weil ihr Sohn mit seiner Seele, seinem Astralkörper oder wie auch immer sie das nennen wollen, regelmäßig bei uns in Deutschland gewesen ist.“

Frau Peroslova wollte es glauben. Nur zu gerne wollte sie es glauben.

Und für einen Moment ließ sie den Gedanken daran tatsächlich zu.

„Dann ist mein Sascha also auf Reisen gewesen...“, meinte sie mit einem in sich gekehrten Lächeln. „Sascha wollte immer schon mehr als das, was ich ihm hier bieten konnte, weißt du? Schon als kleiner Junge wollte er ausbrechen, raus aus unserem engen Wohnblock... raus aus dieser engen Stadt. Und dann kam der alte Nikolaj mit seinen Geschichten von

Kindern und Jugendlichen, die gerissener und stärker waren als alle Erwachsenen. Das ist bei Sascha auf fruchtbaren Boden gestoßen. Wahrscheinlich hat er irgendwann geglaubt, dass er fliegen könnte, allein durch die Kraft seiner Gedanken. Und dann... dann ist er abgestürzt... Diese Geschichten sind schuld! Ohne sie würde er jetzt hier am Tisch sitzen. Vielleicht unzufrieden, weil er zur Schule muss, und weil alle anderen in dieser Stadt mehr zu melden haben als er. Aber wenigstens an einem Stück.“

Leonie überlegte angestrengt, was sie Frau Peroslova noch entgegnen konnte, um sie davon zu überzeugen, dass es falsch war, allein Nikolaj und seine Geschichten für das geschehene Unglück verantwortlich zu machen.

„Wissen sie... mir ging es früher immer ganz ähnlich wie ihrem Sohn.“, sagte sie schließlich nachdenklich. „Ich wollte nicht einfach ein kleines Mädchen sein, das um 8 Uhr ins Bett musste. Ich wollte Abenteuer erleben wie die Helden in den Videospielen von meinem großen Bruder. Ich wollte sein wie Lara Croft.

Und vermutlich werde ich nie so sein können... weil Menschen in einem Leben unmöglich so viel erleben können, wie Lara Croft schon erlebt hat. Und weil auch selbst der beste Athlet nicht so weit springen und so gut kämpfen kann wie sie.

Aber... darum geht es überhaupt nicht!

Lara Croft hat mir etwas ganz anderes gezeigt. Dass ich als Mädchen, als Frau, nicht so sein musste wie die Teeniepüppchen in irgendeiner Fotolovestory, oder diese ganzen Schminktutten auf Youtube... dass ich die Rolle, die ich in dieser Welt spiele, selbst definieren kann, und nicht einfach das übernehmen muss, was andere vor mir getan haben.

Ich werde vielleicht nie ein antikes Grab erkunden oder einen versunkenen Kontinent entdecken. Aber ich kann Neuland betreten auf andere Weise. Indem ich mit Konventionen breche. Indem ich aus der Herde heraustrete und Individuum werde... nicht das tue, was alle tun.

Und wenn das mehr Menschen so machen würden, dann hätten wir diese ganzen dämlichen Klischees nicht mehr, und kein Mensch würde einem anderen Menschen mehr vorschreiben, dass er sich auf ne bestimmte Art verhalten muss, nur weil er zufällig als Frau geboren wurde, als Deutscher, als Russe, als Moslem oder Christ oder was weiß ich was alles.

Und genauso ist das auch mit Nikolajs Partisanengeschichten...

Es geht nicht darum, dass Nikolaj den jungen Leuten einreden würde, dass sie alle Superhelden sind und sich mit der ganzen Welt anlegen können.

Für mich ging es beim Hören dieser Geschichte um etwas ganz anderes... und wenn sie mal versuchen, den übersinnlichen Quatsch und das ganze Blutvergießen auszublenden... dann geht es doch eigentlich um die Frage: Wie wollen wir leben? Wer wollen wir sein?

Und ich glaube, Sascha wollte so nicht leben... in dieser Enge. Und damit meine ich nicht diese Wohnung. Ich meine die Enge da drin.“

Sie deutete mit dem Finger auf ihre Stirn und beschloss, erst mal einen Schluck aus dem bereitgestellten Wasserglas zu nehmen, ehe sie sich noch komplett in Rage redete.

Immerhin schienen ihre Worte Frau Peroslova zum Nachdenken gebracht zu haben, denn sie schaute für eine Weile nur gedankenverloren aus dem Fenster.

„Ich kann dich schon irgendwie verstehen, Kleine. Ich war auch mal so, als ich jung war.

Wollte dieser Enge entfliehen... hab mich verliebt in einen Mann, der für mich auch so ein Held war wie in den Geschichten. Und was ist passiert? Der Kerl hat mich sitzen lassen, mit drei Kindern... eines davon ist jetzt wohl für immer ein behinderter Pflegefall. Mir reicht das Geld vorne und hinten nicht.

Wenn du mehr Glück hast im Leben als ich, will ich dir deine Träume nicht ausreden. Aber es ist nicht jede Frau dazu bestimmt, Lara Croft zu sein. Und Sascha war nie dazu bestimmt, einer von diesen Fuchsmenschen zu werden.“

„Weißt du, was ich glaube?“, versuchte Spooky im Nebenraum weiter, Fox irgendwie in seinen Körper zurück zu kriegen. „Ich glaube, du willst gar nicht in deinen Körper zurück. Deshalb funktioniert es nicht.

Weil sich dein Unterbewusstsein dagegen sträubt, wieder ein kleiner, schwacher Hosenscheißer zu sein, der in dieser grauen, lieblosen Scheißstadt lebt... dem alle vorschreiben, was er zu tun hat... und der sich jetzt zusätzlich auch noch mit einer langen, schmerzhaften Genesungsphase konfrontiert sieht, vielleicht mühsam alles wieder neu lernen muss... wie man geht, wie man isst, wie man Danke und Bitte sagt... und alles nur, um am Ende wieder genauso klein und unbedeutend zu sein wie davor.

Darauf hast du einfach keinen Bock. Und deshalb verkrampfst du und hängst lieber hier oben in der Ecke rum, wo alles so schön leicht ist und dir niemand jemals wieder wehtun kann.“

„Und wenn es so ist?“, erwiderte Fox grimmig. „Was hat mir die Welt da draußen schon zu bieten? Was soll aus mir werden, hä? Du weißt nicht, wie das Leben hier ist. Du kennst nur dein beschauliches Kalbsbach, wo sich alle lieb haben, jeder dir irgendwas schuldig ist, und sich dein Kühlschrank automatisch füllt, wenn du mit dem Finger schnippst. Aber das Leben hier... ist anders...“

„Wer sagt, dass du hierbleiben musst?“, redete Spooky weiter auf ihn ein. „Du kommst natürlich mit uns mit, ist doch klar! Und wenn du dauerhaft in Deutschland bleiben willst... kein Problem. Ich erpress ein paar Typen von der Einwanderungsbehörde. Wir kriegen das hin. Gemeinsam. Du musst nicht allein gegen alle sein. Vielleicht war das früher so. Aber jetzt nicht mehr... wir sind doch schließlich sowas wie eine Familie. Genau wie die Fuchsbande damals. Hier, das ist meine Hand.“

Er streckte ihm die halb durchsichtige Geisterhand entgegen und nickte ihm auffordernd zu.

„Aber annehmen... annehmen musst du sie schon selbst, Fox. Ich kann nicht viel mehr tun als das.“

„Ich...“, entgegnete Fox ängstlich. „Ich hab Angst, Spooky! Angst, dass alles nur noch schlimmer wird, wenn ich wieder zurück in meinem Körper bin... Das Leben war so einfach als Geist. Keine Schmerzen, keine Verpflichtungen, keine Sorgen. So einfach wird es nie wieder sein.“

„Vermutlich nicht.“, bestätigte Spooky. „Aber denk doch mal an die vielen schönen Dinge, die man mit einem Körper machen kann. Wieder mal ein Eis essen gehen. Die Sonnenstrahlen auf der Haut spüren. Überhaupt, wieder einmal richtig zu fühlen, zu schmecken, zu riechen. Oder Leonie... denk an Leonie! Weißt du noch, unser Plan von damals? Dass wir Leonie dazu bringen werden, sich in uns beide zu verlieben? Und dann werden wir sie miteinander teilen, ganz brüderlich...“

Naja, es hat vielleicht nicht ganz so funktioniert, wie ich es mir ursprünglich ausgedacht habe. Sie hat mich übel zusammengeschlagen, um genau zu sein. Aber hey, sie ist immerhin hier. Ich hab letzte Nacht mit ihr im selben Bett geschlafen. Und ich glaube, sie mag dich auch. Das hat man gleich bei eurem ersten Treffen gemerkt, auch wenn sie es vermutlich niemals zugeben würde. Aber im Grunde ist sie doch total einsam... sie braucht Freunde! Freunde wie uns.

Und ich... ich brauch auch dringend einen Freund wie dich, Fox! Ohne dich hab ich immer das Gefühl, dass alles schief laufen wird. Und genaugenommen ging auch alles schief bei mir, seit du fort bist.

Also was ist? Sind wir noch Freunde? Vertraust du mir? Oder bin ich dir nicht gut genug... willst du warten, bis der nächste geheimnisvolle Fremde aus Deutschland an dein Bett kommt und dir seine Hand reicht?“

„Nein, ich... ich glaube, du bist der Beste, der heute kommen wird.“, meinte Fox mit dem Versuch eines Lächelns. Dann griff er nach Spookys Hand und konnte sie dabei sogar spüren, weil beide fest daran glaubten, dass diese Verbindung real war.

„Also gut, ich versuche es! Wenn es nicht klappt... zieh mich irgendwie wieder raus, bevor ich da drin erstickte, ok?“

„Gut, abgemacht.“, erwiderte Spooky und beobachtete erleichtert, wie Foxs Astralkörper langsam nach unten schwebte, um schließlich mit seinem echten Körper zu verschmelzen.

Für gut zwei Minuten passierte gar nichts, und Spooky fürchtete schon, dass es nicht funktionieren würde und Foxs Körper tatsächlich nicht mehr auf seinen Willen reagierte. Doch dann vernahm er ein kaum wahrnehmbares Zucken in Foxs linker Hand, und schließlich blinzelte er auch leicht mit den Augen.

„Ja, das ist gut...“, bemerkte Spooky erfreut, der inzwischen ebenfalls wieder in seinen Körper zurückgekehrt war und nun wieder als reale Person vor dem Bett seines Freundes stand. „Mach weiter, Fox... gib nicht auf! Dein Körper ist vermutlich einfach nur etwas eingerostet. Du musst ihn wieder zurückerobern. Muskel für Muskel, Knochen für Knochen.“

Nebenbei schaute Spooky auf die Uhr und stellte überrascht fest, dass seit dem Beginn seines Rettungsversuchs gerade einmal anderthalb Stunden vergangen waren.

Noch lagen sie perfekt im Zeitplan.

Und von Foxs Mutter war immer noch nichts zu sehen. Wenn sie realisierte, was hier gerade geschehen war, würde sie vermutlich in Tränen oder Jubelschreie ausbrechen. Spooky lächelte bei dem Gedanken daran, einmal in seinem Leben etwas wirklich Gutes und Richtiges getan zu haben... er konnte sich nicht daran erinnern, wann das das letzte Mal der Fall gewesen war.

Er hatte zwar auch Leonie gerettet... aber das war immer verbunden mit dem schlechten Gewissen, das er hatte, wegen der Sache mit Jacob, und weil er sie die ganze Zeit über belogen hatte. Aber hier... das hier... das war eine ungeplante, reine Herzenstat.

Bei dem Gedanken fühlte er sich wie Mutter Theresa kurz vor der Heiligsprechung.

Spooky war jetzt kein eiskalter, berechnender Lügner mehr. Und kein Feigling. Der neue Spooky war ein echter Held, ein Ritter des Lichts, der Lebensretter seiner Freunde!

Und wenn er sich das nächste Mal im Spiegel betrachtete, würde er sich endlich nicht mehr hässlich und erbärmlich vorkommen. Vielleicht würde er bei diesem Anblick sogar zum ersten Mal in seinem Leben so etwas wie Stolz empfinden.

Kapitel 25 - Leben und Sterben in der Ukraine

„Hey, Spooky...“, waren die ersten Worte, die Fox seit Monaten sprach. Und auch, wenn es noch ziemlich schwach und gequält klang, war es für Spooky doch die schönste Stimme, die er seit langem vernommen hatte.

„Hey.“, antwortete er und hielt besorgt Foxs Hand. „Kannst du mich auch sehen?

Funktionieren deine Augen?“

„Ja...“, erwiderte Fox. „Ich kann... dich sehen...“

Im selben Moment klingelte es draußen plötzlich stürmisch an der Tür.

Dann war lautes Gebrüll vom Flur zu hören. Eine bedrohliche Männerstimme, die irgendwelche unverständlichen Drohungen ausstieß.

„Fuck...“, sagte Fox leise. „Das ist Wladimir!“

„Verflucht!“, schimpfte Spooky. „Hätte der nicht noch ne Stunde warten können? Dann wären wir längst...“

Noch ehe er weitersprechen konnte, wurde die Tür zum Zimmer aufgerissen, und Leonie kam panisch hereingeplatzt.

„Da ist jemand draußen an der Tür, Spooky! Du musst abrechen und...“

Sie verharrte mitten im Satz, als sie bemerkte, dass sich Spooky längst wach am Bett seines Freundes befand.

„Hat es funktioniert?“

„Ja... ich glaube, das hat es.“, berichtete ihr Spooky nicht ohne Stolz. Er hätte ihr gern noch mehr erzählt, doch dann wurde das Klingeln und Hämmern an der Tür so massiv, dass Frau Peroslova nicht mehr anders konnte, als dem Drängen nachzugeben und den Kerl in die Wohnung zu lassen.

Sie schrie irgendwas Wütendes auf ukrainisch, und bekam daraufhin eine ebenso unfreundliche Antwort zurück.

Spooky konnte nur vermuten, was los war. Vielleicht war der Typ einfach nur betrunken... oder irgendeiner der Nachbarn hatte sie hier reingehen sehen und die Soldaten alarmiert. In jedem Fall mussten sie sich ganz schnell etwas einfallen lassen.

„Das ist Wladimir! Wir müssen uns verstecken!“, meinte Spooky hektisch zu Leonie.

„Wladimir?“, fragte sie verwirrt. „Wer zur Hölle ist Wladimir? Woher...“

„Ist ne lange Geschichte. Keine Zeit jetzt. Los, ich geh unters Bett... und du...“

Er schaute sich skeptisch im Zimmer um. Unter dem Bett war definitiv nur Platz für eine Person, und der Schrank an der Wand bestand nur aus Schubladen und kleinen Fächern.

„Schnell, geh unter die Decke!“

Mit diesen Worten zog er die Decke von Foxs Körper weg, der da nur mit Nachthemd und einer dicken Windel bekleidet da lag.

„Na los, stell dich nicht so an! Bin mir sicher, ihm wird es gefallen.“

Leonie wollte noch irgendwas erwidern, entschied sich dann aber dazu, zur Abwechslung einfach mal widerspruchslos zu gehorchen, zumal die Stimmen aus der Wohnung immer näher zu kommen schienen.

Also kuschelte sie sich ganz dicht und flach an Fox heran, den sie allerdings zu diesem Zeitpunkt immer noch ohnmächtig währte, und ließ sich dann von Spooky die Decke über den Kopf legen.

Spooky vergewisserte sich noch einmal, dass man auf den ersten Blick nichts von Leonies Anwesenheit bemerken würde, und rutschte dann so schnell er konnte unter das Bettgestell.

Gerade noch rechtzeitig, denn nur wenige Sekunden später wurde die Tür aufgestoßen, und ein wutschnaubender, muskelbepackter Soldat betrat das Zimmer, gefolgt von der zeternden Frau Peroslova, die ihn mit einem energischen Griff an den Ärmel am Weitergehen hindern wollte.

Doch Wladimir ließ sich nicht beirren und stieß Foxs Mutter genervt von sich weg.

Jetzt erkannte Spooky aus seinem Versteck heraus auch das Gesicht des Eindringlings. Es handelte sich um denselben Kerl, dem sie schon am Vortag auf der Straße begegnet waren. Der Hauptmann, dem Leonie so gekonnt in die Eier getreten hatte.

Als der Kerl Frau Peroslova auch noch eine schallende Ohrfeige verpasste und dann wütend nach Foxs Bettlaken griff, ahnte Spooky, dass eine diplomatische Lösung dieses Konflikts nicht zur Debatte stand.

Und so nahm er schließlich seinen ganzen Mut zusammen, zog sein altes Taschenmesser aus der Hose, und ramnte es dann mit voller Wucht in Wladimirs Stiefel.

Spooky hatte erwartet, einen lauten Schmerzensschrei zu hören... doch das Messer blieb im harten Leder des Stiefels stecken, ohne all zu großen Schaden anzurichten.

Aber leider genug, damit ihn Wladimir bemerkte.

Er schaute zornig unter das Bett, packte mit seinen bärengleichen Händen zu und zog Spooky dann an den Haaren aus seinem Versteck hervor.

Zum Glück reagierte Leonie sofort auf die Kampfgeräusche, indem sie sich aufrichtete und dem überraschten Angreifer ihre Decke übers Gesicht schleuderte. Dann stürzte sie sich auf ihn wie eine Furie, klammerte sich an sein Genick und deckte ihn immer wieder mit harten Schlägen auf Kopf und Nacken ein.

„Schnell, Spooky!“, rief sie keuchend im Kampfgetümmel, ohne ihren Widersacher loszulassen. „Schnapp dir Fox und verschwinde von hier! Geh!“

Das ließ sich Spooky nicht zweimal sagen.

Er stolperte an den beiden Kämpfenden vorbei, löste hastig die Schläuche von Foxs geschwächtem Körper, und zog ihn dann mit aller Kraft aus dem Bett.

Fox versuchte sich zwar an ihm festzuhalten, so gut er konnte, doch seine Arme und Beine waren noch zu untrainiert und versagten jeglichen Dienst, so dass Spooky sein gesamtes Gewicht zu tragen hatte.

Mit Müh und Not hatten sie schließlich die Türe erreicht, und Spooky wollte sich schon erleichtert mit seinem Freund in Sicherheit begeben, als Fox seinen Kopf zu ihm drehte und leise flüsterte:

„Sie schafft das nicht allein, Spooky! Geh und hilf ihr.“

Spooky schaute skeptisch zu Wladimir und Leonie zurück, die beide just in diesem Moment eng umschlungen gegen die Wand krachten.

Leonie verpasste ihm, immer noch über ihm thronend, einen brutalen Schlag mit dem Ellbogen, doch dann gelang es dem Koloss, sie von seinem Rücken abzuschütteln und mit brutaler Gewalt gegen die Infusionsflasche zu schleudern, die scheppernd gemeinsam mit Leonie zu Boden ging.

Spooky ahnte, dass sein Freund Recht behalten könnte, und dass er diesem Kampf nicht so einfach ausweichen konnte, wie er es üblicherweise bei körperlichen

Auseinandersetzungen zu tun pflegte. Und so legte er Fox schließlich sanft auf den Boden und flüsterte:

„Also gut. Bin gleich wieder da. Nicht weglaufen!“

Dann marschierte er entschlossen in Richtung von Wladimir, der Leonie gerade noch einen Tritt mit seinem Stiefel verpasst hatte, woraufhin sie durch den halben Raum kullerte und benommen vor der hinteren Wand liegenblieb.

Spookys Blick fiel auf den antiken Säbel, der noch immer in grünes Tuch eingewickelt am Rand von Foxs Bett lag.

„Na dann... Nestor, steh mir bei!“, murmelte er mutmachend zu sich selbst, ehe er nach der Waffe griff und auf den deutlich größeren Soldaten zustürmte.

„Hey, du mieser Faschist! Hier ist ein Gruß von Nestor Machno!“, schrie Spooky, so laut er konnte, und führte dann einen schnellen Hieb aus, dem Wladimir aufgrund der Enge des Raumes nichts entgegenzusetzen hatte.

Erschrocken schaute der Soldat an sich herunter, betrachtete ungläubig seine aufgeschlitzte Uniform und das aus einer tiefen Wunde an der Schulter rinnende Blut.

Dabei murmelte er irgendetwas Unverständliches, und Spooky überlegte, ob er noch ein weiteres Mal zuschlagen sollte, oder ob der Typ bereits genug hatte.

Aber im selben Moment war auch schon Leonie zur Stelle. Sie nahm Anlauf, trabte mit angelegter Schulter wie ein Stier auf den bereits recht nah am Fenster stehenden Soldaten zu, und rammte ihn dann mit einer solchen Urgewalt, dass er mit seinem Rücken Jalousien und Fensterscheibe zerschmetterte und laut schreiend mehrere Stockwerke in die Tiefe stürzte.

„Das war... ein harter Brocken...“, stammelte Leonie nach Luft schnappend, bevor sowohl sie als auch Spooky zum zerstörten Fenster eilten und zu dem weit unter ihnen auf dem Asphalt liegenden Soldaten blickten, um dessen regungslosen Körper herum sich eine rote Blutlache zu bilden begann.

„Ist er tot?“, fragte Spooky ebenso außer Atem.

„Wenn er ein Mensch war und kein verkleideter Bär... ja.“, antwortete Leonie, immer noch total unter Adrenalin stehend.

„Verdammt...“, jammerte Spooky. „Wir haben jemanden umgebracht! Dafür kommen wir ins Gefängnis. Mindestens. Wir müssen hier sofort verschwinden... wir müssen... das Land verlassen...“

„Natürlich!“, bestätigte Leonie.

Aber so einfach war die Sache für Spooky nicht aus der Welt zu schaffen.

„Die werden uns doch nicht auch in Deutschland dafür belangen, oder? Ich meine... es ist immerhin Krieg, nicht wahr? Und es war Notwehr! Und...“

Er hätte sich am liebsten gleich selbst an Ort und Stelle die Handschellen angelegt, um sich die ganzen Schmerzen und die Mühe des Davonlaufens und Erwischtwerdens ersparen zu können... aber Leonie packte ihn wütend am Kragen und drückte ihn gegen die Wand.

„Reiß dich zusammen, Spooky! Und nein, wir kommen nicht in den Knast, wenn die uns erwischen. Die machen hier nämlich keine Gefangenen. Und ich fürchte, wir haben gerade einen ihrer Anführer gekillt.

Also willst du jetzt hier deinen Anwalt anrufen, oder bringen wir endlich das zu Ende, weshalb wir hergekommen sind, schnappen uns Fox, und dann nichts wie weg von hier?“

„Ja... natürlich.“, schüttelte sich Spooky den Schreck aus den Gliedern und besann sich wieder auf ihre Mission. „Ich bin so ne Scheiße einfach nicht gewohnt. Prügeleien, Mord und Totschlag, und all sowas...“, meinte er noch entschuldigend und blickte ratlos auf den blutigen Säbel in seiner Hand.

Unterdessen hatte Frau Peroslova realisiert, dass ihr Sohn wieder zu Bewusstsein gekommen war. Sie kniete an seiner Seite, hielt seine Hand und rief mit Tränen der Freude in den Augen:

„Ein Wunder... das ist ein Wunder! Wie habt ihr das gemacht?“

„Sehen sie, Frau Peroslova.“, meinte Leonie berührt. „Ich hab ihnen ja gesagt, Spooky kriegt das hin. Spooky ist nämlich was Besonderes!“

Sie lächelte ihrem immer noch sichtlich geschockten Freund aufmunternd zu.

„Oh, danke, Spooky! Danke Leonie!“, freute sich Foxs Mutter, stand auf und schüttelte erst ihm, dann Leonie abwechselnd die Hand. „Ich bin auf ewig in eurer Schuld. Wenn ich irgendwas für euch tun kann, lasst es mich wissen. Aber jetzt... jetzt müsst ihr ganz schnell von hier verschwinden, Kinder!“

„Ja.“, nickte Spooky bestätigend und schaute auf den benommen an der Wand lehenden Fox. „Aber er auch!“

„Unmöglich!“, erwiderte Frau Peroslova völlig aufgewühlt. „Sascha muss in ein Krankenhaus, die Ärzte müssen ihn untersuchen, und dann muss man Reha machen und...“ Aber Leonie packte sie nur, schüttelte sie kurz durch und meinte:

„Frau Peroslova! Wir haben keine Zeit für sowas. Die können jeden Moment mit Verstärkung zurück sein. Ich verspreche ihnen, wir sorgen gut für Sascha und bringen ihn in ein Krankenhaus. In Deutschland. Aber wenn er hierbleibt, dann... wer weiß, was die alles mit ihm anstellen, wenn die rauskriegen, dass wir zusammengehören. Es ist hier einfach nicht mehr sicher für ihn.“

„Außerdem musste ich es ihm versprechen!“, bekräftigte Spooky ihren Entschluss.

„Versprechen, dass wir ihn mitnehmen... sonst wäre er überhaupt nicht in seinen Körper zurück. Wir gehen entweder gemeinsam mit ihm oder garnicht!“

Zunächst schien sich Frau Peroslova dagegen zu sträuben und schaute ängstlich zu ihrem Sohn, der immer noch äußerst schwach wirkte und immer mal wieder die Besinnung zu verlieren schien... aber insgeheim ahnte sie, dass Leonie und Spooky Recht hatten, und dass diese Stadt vermutlich viel gefährlicher für Sascha war als alles, was er gemeinsam mit seinen seltsamen Freunden in Deutschland erleben würde. Und so nickte sie schließlich einsichtig, wischte sich eine Träne aus dem Auge und sagte:

„Das ist immer sein Wunsch gewesen. Raus aus der Stadt. Freunde finden. Abenteuer erleben. Bin mir nicht sicher, ob das so klug ist... aber ich weiß, er ist bei euch in guten Händen. Aber... wartet noch einen Moment!“

Sie holte ein paar Sachen zum Anziehen aus dem Schrank, stopfte sie hastig zusammen mit Ausweis und einigen Medikamenten in eine Reisetasche, und drückte sie Spooky in die Hand, ehe sie ihrem Sohn noch schnell ein paar Stiefel anzog und ihm eine warme Jacke über die Schultern legte.

„Lara Croft?“, meinte sie schließlich beim Anblick von Leonie, die mit den Schrammen des Kampfes im Gesicht und ihrem freizügig aufgerissenen Hemd nun tatsächlich ein bisschen an die legendäre Heldin aus den Videospielen erinnerte. „Es war mir eine Ehre, dich kennengelernt zu haben!“

Leonie lächelte verlegen, reichte ihr die Hand und meinte: „Mir auch, Frau Peroslova. Passen sie gut auf sich auf. Wir schreiben ihnen, sobald sich alles beruhigt hat.“

„Viel Glück!“, meinte Foxs Mutter noch, als sie sich bereits im Rausgehen befanden, und winkte ihnen mit einer merkwürdigen Mischung aus Freude, Ratlosigkeit und nackter Angst hinterher.

Spooky und Leonie hatten Fox in ihre Mitte genommen und hetzten nun, so schnell es ihnen mit ihrem bewegungsunfähigen Freund im Schlepptau eben möglich war, die Treppen zur Straße hinunter.

„Wo ist Xenia?“, fragte Spooky, der sich immer noch kurz vor dem Nervenzusammenbruch befand. „Die wollte doch hier auf uns warten. Wieso zur Hölle ist sie nicht da?“

„Weil ich ihr gesagt habe, dass wir mindestens drei Stunden brauchen werden.“, versuchte ihn Leonie zu beruhigen. „Sie musste sich um Nikolaj kümmern... wollte aber rechtzeitig wieder hier sein.“

„Rechtzeitig? Rechtzeitig ist schon lange vorbei!“, schimpfte Spooky.

Doch auch draußen auf der Straße war weit und breit nichts von ihrer Helferin zu sehen. Und so entschieden sie sich dazu, wieder quer durch die Altstadt zurück zu Nikolajs Haus zu laufen, darauf vertrauend, dass sie sich die Route auf dem Hinweg gut genug eingeprägt hatten.

Aber kaum, dass sie den Wohnblock hinter sich gelassen hatten, kam aus einer Seitenstraße auch schon der Geländewagen vom Vortag herangerast und versperrte ihnen den Weg.

„Scheiße! Andere Richtung!“, schrie Leonie und zog Fox und Spooky fast im Alleingang hinter sich her. Sie mussten es irgendwie rüber in die verwinkelten Gassen schaffen, dann hatten sie vielleicht eine Chance. Immerhin hatte es ja schon einmal funktioniert, die Kerle in den engen Straßen abzuschütteln.

Inzwischen waren zwei Soldaten ausgestiegen und brüllten irgendetwas hinter ihnen her.

Spooky drehte seinen Kopf und erkannte aus dem Augenwinkel, wie einer von den Kerlen, die offensichtlich mächtig sauer waren, sein Gewehr anlegte und die drei Freunde ins Visier nahm.

Da die sichere Deckung noch gute zwanzig Meter entfernt war, ahnte Spooky, dass die Sache diesmal nicht so glimpflich ausgehen würde wie am Vortag. Und er überlegte schon, ob es nicht vielleicht doch besser wäre, Leonie zum Aufgeben zu überreden.

Doch da sauste urplötzlich wie aus dem Nichts ein Pfeil über den Platz und bohrte sich in den Hals des Soldaten, der noch eine ziellose Salve in die Luft abfeuerte und dann vor seinem geschockten Kameraden zusammenbrach.

Der zweite Soldat drehte sich panisch um und versuchte zu erkennen, aus welcher Richtung das Geschoss gekommen war. Doch da traf ihn bereits ein weiterer Pfeil direkt in den Oberschenkel.

Er schrie vor Schmerzen und versuchte nun seinerseits, die sichere Deckung in einer der Häuserschluchten zu erreichen.

„Lisitsya! Lisitsya!“, rief er währenddessen unentwegt. Doch genau aus der Richtung, auf die er in Panik zuhumpelte, kam nur wenige Sekunden später noch ein Pfeil geflogen und durchbohrte seine Brust, so dass auch er schließlich leblos auf den Asphalt stürzte.

Dann trat Xenia aus dem Schatten hervor, martialisch gekleidet, mit einem großen Jagdbogen in den Händen und einer Fuchsmaske auf dem Kopf, ganz ähnlich wie die, die Kira damals getragen hatte.

Erst, als sie kurz vor Leonie, Spooky und Fox zum Stehen kam, nahm sie die Maske ab und warf den drei Freunden einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was ist das für eine verfluchte Scheiße? Ich hab euch doch gesagt, ihr sollt im Haus bleiben!“

„Wir sind im Haus geblieben!“, stellte Spooky empört klar und deutete auf den toten Wladimir und die Reste des kaputten Fensters, die auf der Gasse vor dem Haus herumlagen. „Dieses Arschloch ist einfach reingestürmt und hätte uns um ein Haar umgebracht.“

Xenia stieß einen ukrainischen Fluch aus, und betrachtete dann prüfend den blutbesudelten Leichnam.

„Ich kenne den Kerl. Ein unangenehmer Typ. Schätze, ihr habt der Welt einen Gefallen getan...“

„Er ist einer von denen, wegen denen Fox vom Dach gefallen ist.“, fügte Spooky noch erklärend hinzu.

„Sowas nennt man dann wohl Karma.“, antwortete Xenia mit einem verächtlichen Grinsen, ehe sie kehrte machte und auf den leerstehenden Geländewagen der Milizionäre zumarschierte. „Aber das bedeutet auch, dass es hier bald von Soldaten nur so wimmeln wird. Wir müssen so schnell wie möglich weg von hier! Raus aus der Stadt.“

Sie öffnete die Wagentür und winkte den drei Freunden auffordernd zu.

„Na los, kommt schon, einsteigen!“

Das ließen sich Leonie und Spooky nicht zweimal sagen. So schnell sie irgendwie konnten, schleppten sie Fox zu dem wartenden Auto.

„Gehen wir denn nicht zu Nikolaj zurück?“, fragte Spooky, während er Fox mit Leonies Hilfe auf den Rücksitz wuchtete.

„Zu unsicher!“, erwiderte Xenia und startete das Fahrzeug, woraufhin sich Spooky hastig zu ihr nach vorne auf den Beifahrersitz gesellte. „Ich bring euch über die Grenze. Das ist die einzige Chance, die wir haben.“

Sie trat ins Gaspedal, und der Geländewagen raste mit heulendem Motor davon. Spookys erster Reflex war, sich anzuschnallen, und so griff er nach hinten über seine Schulter, bis er realisierte, dass die dafür zuständige Vorrichtung abmontiert worden war. „Warum zum Teufel haben die hier drin keinen Gurt?“

„Weil ihn keiner benutzen würde“, belehrte ihn Xenia. „In Ukraine, wir nicht anschnallen. In Ukraine, wir gut feshalten.“

„Also, ich würde ihn benutzen wollen!“, murmelte Spooky mit einem unguuten Gefühl im Magen, während der Wagen mit mindestens 80 Sachen durch die engen Häuserschluchten raste.

„Keine Panik, Freunde!“, lachte Xenia, amüsiert über die Ängstlichkeit ihrer deutschen Gäste. „Wir machen das hier schon immer so, und ganz offensichtlich sind wir noch nicht ausgestorben.“

Sie schaute prüfend nach hinten, ob sie von jemandem verfolgt wurden, und bemerkte den kraftlos in Leonies Armen liegenden Fox auf dem Rücksitz.

„Was ist mit eurem Freund? Ist er wach? Habt ihr ihn zurückholen können?“

„Ja.“, sagte Spooky. „Ich glaube, er war gar nicht so schwer verletzt. Er hatte nur einfach keinen Bock mehr auf dieses Leben. Also ich hoffe zumindest, dass ihm nichts weiter fehlt, und dass wir das schon irgendwie hinkriegen...“

Spooky schaute besorgt nach hinten, genau in dem Moment, als aus einer Seitenstraße zwei weitere mit Soldaten beladene Jeeps herangerast kamen und die Verfolgung aufnahmen.

„Festhalten!“, rief Xenia und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch.

„Festhalten?“, kreischte Spooky, während er von der Schwerkraft in den Sitz gedrückt wurde.

„Geschwindigkeit ist überhaupt nicht gefährlich.“, erklärte Xenia lässig mit Blick in den Rückspiegel. „Nur zu abruptes Anhalten.“

Auch ihre Verfolger hatten mittlerweile ein ganz ordentliches Tempo drauf.

Sie folgten dem Wagen der Freunde durch die Außenbezirke der Stadt. Einer von ihnen hielt seine Kalaschnikow aus dem Fenster und feuerte eine Salve nach vorne, die jedoch aufgrund der holprigen Straße ihr Ziel weit verfehlte, und stattdessen eine der umherstehenden Häuserfronten noch ein bisschen mehr perforierte.

Xenia griff mit der rechten Hand in ihren Mantel und holte drei Handgranaten heraus, ohne den Blick von der zunehmend enger werdenden Straße zu nehmen.

„Hier...“, meinte sie und legte sie Spooky unaufgefordert auf den Schoß, der bereits völlig damit ausgelastet war, sich an seinem Sitz festzukrallen. „Haltet sie irgendwie auf!“

„Gib her!“, forderte Leonie energisch von hinten. „Ich mach das.“

Spooky gehorchte und reichte ihr die Granaten auf den Rücksitz.

„Nicht bis drei zählen!“, riet ihr Xenia noch von vorn. „Vorher werfen! Die Dinger explodieren bei drei.“

„Ok.“, gelobte Leonie, zog den Stöpsel aus der ersten Granate und warf sie dann aus dem Seitenfenster in Richtung der sie verfolgenden Wagen.

Doch die Autos passierten den Sprengkörper ungestört, der erst mehrere Meter hinter ihnen detonierte und eine große Staubwolke aufwirbelte.

„Hoffentlich hab ich keine Unschuldigen erwischt...“, überlegte Leonie besorgt, als auf einmal einer ihrer wütenden Verfolger mit einem wahren Kugelhagel antwortete und das Dach von ihrem Fahrzeug gefährlich durchlöcherte.

„Fuck!“, schrie Leonie, als eines der Geschosse nur Zentimeter an Foxs Kopf vorbeisauste. Sie griff abermals nach einer Handgranate, versuchte, diesmal ein bisschen länger zu warten, und warf sie dann bei „zwei“ aus dem Fenster.

Der Kerl am Steuer des Verfolger-Fahrzeugs erkannte die auf ihn zufliegende Granate, wollte noch ausweichen, doch da explodierte sie bereits mit einem lauten Donnerknall, woraufhin das Auto sprichwörtlich in die Luft flog, sich um die eigene Achse drehte und dann brennend in den neben der Straße fließenden Kanal stürzte.

„Wow!“, kommentierte Spooky das Geschehen von vorn.

„Guter Wurf!“, lobte Xenia.

Sie hatten die Stadt mittlerweile hinter sich gelassen und fuhren jetzt über offenes Gelände, immer weiter am Fluss entlang.

Leonie griff nach der letzten Handgranate und schaute prüfend nach hinten, auf einen geeigneten Moment zum Abwurf wartend. Doch die anderen Verfolger schienen genug zu haben, denn sie ließen den Abstand größer werden und drehten schließlich ab.

Vermutlich war es ihnen das Risiko einfach nicht wert.

„Ich glaube, die haben erstmal genug!“, freute sich Leonie und steckte die verbliebene Handgranate in ihre Jackentasche, für den Fall, dass sie sie später noch einmal benötigen würde.

Nur wenig später durchbrach Xenia mit dem Geländewagen eine über die Straße ragende Holzschranke, und aus einem danebenstehenden provisorischen Wachhäuschen kam ein überrascht wirkender, noch ziemlich junger Soldat gelaufen, der aber nichts weiter tat, außer sich am Kopf zu kratzen und den Freunden ratlos hinterherzublicken.

„Das war’s!“, verkündete Xenia erleichtert und passte ihre Geschwindigkeit wieder etwas dem nicht gerade sehr vertrauenswerckenden Straßenzustand an. „Das war die Grenze. Ab jetzt sollten wir sicher sein.“

„Das war die Grenze?“, hakte Spooky überrascht nach, der in seinen Befürchtungen schon mit jeder Menge Stacheldraht, Panzersperren und Flakgeschützen gerechnet hatte.

„Ja...“, erwiderte Xenia. „Aber die kann morgen schon wieder ganz woanders sein. So genau weiß man das hier nie.“

Sie fuhren noch einige Kilometer weiter, bis sie endgültig in Sicherheit waren, dann stoppte Xenia das Auto an einem kleinen Parkplatz am Straßenrand.

„Weiter kann ich nicht mit euch mitgehen.“, sagte sie entschuldigend zu Spooky und Leonie, nachdem sie mit blassen Gesichtern ausgestiegen waren und erst einmal tief durchatmeten. „Aber ich ruf euch ein Taxi. Hab genug Geld eingepackt. Der Fahrer wird euch bis nach Deutschland bringen... oder wohin auch immer ihr wollt.“

Sie schaute skeptisch auf den verbeulten und von zahlreichen Schüssen durchlöchernten Wagen.

„Die Karre hier nehme ich besser wieder mit und versenke sie irgendwo weiter hinten im Fluss.“

„Werden sie und Nikolaj jetzt Ärger bekommen? Oder die Mutter von Fox?“, fragte Spooky besorgt angesichts der Tatsache, dass sie einen ganz ordentlichen Aufruhr in der Stadt veranstaltet hatten.

„Das lasst mal besser unsere Sorge sein, Kinder.“, erwiderte Xenia gelassen. „Nikolaj hat schon noch ein paar Beziehungen von früher. Wir werden sicher eine Lösung finden... wie wir es immer tun. Eine Hand wäscht die andere. Und ich werde mich persönlich darum kümmern, dass Frau Peroslova und ihrer Familie niemand ein Haar krümmt, versprochen! Davon abgesehen... dass hier zwei Jugendliche aus Deutschland auftauchen, um einen im Koma liegenden ukrainischen Jungen zu entführen, und die Lisitsya ihnen dabei auch noch geholfen haben... das klingt doch nach einer ziemlich unrealistischen Märchengeschichte, nicht wahr? Viel wahrscheinlicher ist ja wohl, dass hier irgendwelche ausländischen Agenten am Werk waren, und dass Frau Peroslova nur rein zufällig in die ganze Geschichte mit reingezogen wurde. Vielleicht ist da vorhin irgendeine verdeckte Operation der CIA schiefgelaufen... und dann haben sie Frau Peroslovas Familie als Geiseln genommen und auf der Flucht dieses ganze Chaos angerichtet.“

„Wer weiß...“, witzelte Leonie. „Vielleicht war es ja auch... Lara Croft?“

„Oder der Geist von Nestor Machno!“, stimmte der nun langsam auch wieder etwas gespannter wirkende Spooky in ihre Vermutungen mit ein, und betrachtete den wieder in ein unauffälliges Tuch eingewickelten Säbel in seiner Hand.

„Hier... sagen sie Nikolaj, er hat uns gute Dienste geleistet.“

Er wollte die Waffe an Xenia zurückgeben, doch die wehrte entschlossen ab.

„Nein! Nikolaj hat gesagt, ihr sollt ihn behalten. Es ist... eine Botschaft an Aris, von Nikolaj. Und der Beweis, dass ihr in Nikolajs Namen sprecht. Wenn ihr wirklich vorhabt, euch Aris in den Weg zu stellen, braucht ihr jede Unterstützung, die ihr kriegen könnt.“

„Danke.“, erwiderte Leonie und lächelte ihrer Retterin freundschaftlich zu. „Danke für alles!“

„Und ihr wollt wirklich weitermachen?“, fragte Xenia, etwas skeptisch, ob ihre deutschen Gäste den noch auf sie zukommenden Herausforderungen gewachsen waren, die der Kampf gegen einen so mächtigen Feind mit sich brachte. „Ihr wollt seinem Treiben Einhalt gebieten?“

„Der Wichser hat meinen Bruder auf dem Gewissen!“, verkündete Leonie entschlossen.

„Das werden wir ihm nicht durchgehen lassen. Ist doch so, Spooky... oder?“

Ein wenig verunsichert schaute sie in Richtung des Jungen, der aussah, als ob er am liebsten einfach nur wieder zurück nach Hause in sein vertrautes Bett wollte. Hatte sie überhaupt ein Recht, ihn noch tiefer in ihren persönlichen Rachefeldzug hineinzuziehen, nach allem, was er riskiert hatte, um sie und Fox zu retten?

Aber Spooky stellte sofort unmissverständlich klar, dass er Leonie auf keinen Fall im Stich lassen würde.

„Natürlich. Wir sind doch jetzt Freunde, oder nicht? Wir stehen das gemeinsam durch! Außerdem... ich kann ja sowieso nicht in mein altes Leben zurück, selbst wenn ich wollte. Wir stehen schließlich immer noch auf der Fahndungsliste.... und so lange Omega da draußen ist... so lange werde ich sowieso nirgendwo mehr ruhig schlafen können.“

Sie nickten einander anerkennend zu, und Leonie überlegte einen Moment, ob sie Spooky umarmen sollte. Doch gerade, als sie sich einen Schritt auf ihn zubewegte, ging hinter ihnen die Autotür auf, und der blasse Fox lugte vorsichtig heraus.

„Wo sind wir?“, fragte er noch immer etwas orientierungslos. „Hab ich was verpasst?“ „Nicht wirklich.“, wiegelte Spooky ab. „Wir sind gut über die Grenze gekommen... kein Stau unterwegs. Alles ganz relaxt. Und du? Geht's dir gut?“

„Ich glaub, ich brauch dringend ne Cola!“, antwortete er. „Und Schokolade. Irgendwas Süßes, mit viel Zucker...“

„Bin mir sicher, wir finden was unterwegs.“, versprach ihm Leonie mit einem verlegenen Lächeln. Es hatte sich seltsam angefühlt... mit ihm gemeinsam unterm Bett zu liegen, und jetzt auf dem Rücksitz, mit seinem nassgeschwitzten Gesicht auf ihrer Brust.

Dabei hätte sie es noch vor wenigen Wochen nicht für möglich gehalten, auch nur einen einzigen Jungen so nah an sich ranzulassen. Und jetzt waren da gleich zwei, in deren Nähe sie sich weitaus wohler fühlte, als sie es sich eigentlich eingestehen wollte.

Wenn die ganzen Probleme nicht wären... die Sache mit Jacob und die Rettung der Welt und all das... dann wäre sie am liebsten beiden um den Hals gefallen vor Freude. Hätte sie mit zu sich nach Hause genommen, in Jacobs Zimmer, und dann hätten sie gemeinsam die ganze Nacht hindurch Mario Kart gespielt, und vielleicht noch einen kleinen Joint durchgezogen und... sonstwas gemacht.

So aber ging sie nur nach hinten und kramte ein paar Klamotten aus Foxs Reisetasche, damit er sich endlich was Vernünftiges anziehen konnte.

„Hier, du Partisanenkrieger!“, sagte sie augenzwinkernd. „Zeit, dich etwas standesgemäßer einzukleiden.“

Fox blickte nach unten auf sein blutverschmiertes Nachthemd und die darunter befindliche Windel.

„Unter normalen Umständen wäre mir das jetzt voll peinlich.“, flüsterte er leise, während Leonie seine Kleidung wechselte und ihm Unterhose sowie eine schwarze Trainingshose überstreifte. „Aber ich hab dich schließlich auch schon oft nackt gesehen. Jetzt kennen wir alles voneinander, wie so ein altes Ehepaar! Ist vielleicht nicht die schlechteste Art, eine Beziehung zu beginnen...“

Leonie wusste nicht so recht, was sie darauf erwidern sollte, und meinte nur:

„Du stehst noch voll unter Drogen, Kleiner, und ich bin voller Adrenalin. Das sind wirklich keine normalen Umstände. Also lass es uns nicht überbewerten, ok?“

Noch während sie sprach, überlegte sich Leonie, ob ihre Worte nicht vielleicht etwas zu abweisend klangen, aber sie konnte einfach nicht aus ihren jahrelang einstudierten Verhaltensmustern ausbrechen. Fremden Jungs musste man erstmal ihre Grenzen aufzeigen, und bloß nicht zu nett zu ihnen sein... alles andere würden sie nur als Aufforderung missverstehen, ihr ungefragt unter das Shirt zu grabtschen.

Aber Fox, der ohnehin noch nicht ganz Herr seiner Sinne zu sein schien, grinste nur breit übers ganze Gesicht und meinte:

„Du bist echt die beste, Leonie... die beste Freundin, die ich je hatte!“

Dann kam zum Glück das Taxi, und Spookys Aufforderung, sich zu beeilen, befreite Leonie aus dieser verfänglichen Situation.

„Oh, unser Fahrer ist da. Los, wir müssen gehen!“, sagte sie und band eilig Foxs Schuhe zu.

Xenia drückte dem schon etwas betagten Fahrer einen ordentlichen Batzen Geld in die Hand, der sich darauf überschwenglich bedankte, und gab ihm noch irgendwelche Instruktionen mit auf den Weg.

Währenddessen hatte Spooky das Gepäck umgeladen und sich seitlich an Leonie herangeschlichen.

„Na, bist du schon seinem Charme erlegen?“, meinte er amüsiert, da ihm Leonies kurzes Techtelmechtel mit Fox auf dem Rücksitz nicht entgangen war.

„Er ist viel netter als du!“, frotzelte Leonie zurück. „Und direkter...“

„Hab dir ja gleich gesagt, dass du ihn mögen wirst.“, antwortete Spooky rechthaberisch. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber da war bereits Xenia an sie herangetreten und sagte:

„Ist alles geklärt. Der Fahrer ist einer von den Guten. Ihr könnt ihm vertrauen. Besser, ihr verschwindet jetzt von hier!“

Sie gaben sich zum Abschied die Hand, und Leonie und Spooky bedankten sich noch einmal für ihre Hilfe und versprachen, sich wieder zu melden, sobald es etwas Neues zu berichten gab. Dann nahmen sie Fox in ihre Mitte und humpelten zu dritt rüber zu dem mit laufendem Motor wartenden, nicht wirklich wie ein Taxi aussehenden Wagen.

Ihnen war klar, dass es von hier an nicht einfacher werden würde, und dass ihr Kampf gegen Omega gerade erst begonnen hatte. Und doch fühlten sie sich nun stärker als bei ihrer Flucht aus Kalbsbach. Nicht nur, weil sie jetzt die Hintergrundgeschichte ihres unheimlichen Gegenspielers kannten und wussten, dass er letzten Endes auch nur ein verwundbarer Mensch war, wenn auch einer mit ganz besonderen Fähigkeiten. Vor allem aber hatten sie die Erlebnisse auf ihrer Reise zusammengeschweißt. Sie fühlten sich nicht länger allein, sondern auf schicksalhafte Weise miteinander verbunden... eine Bande von Freunden, genau wie die Helden in Nikolajs Geschichte.

Dieselbe Magie, die aus ein paar Waisenkindern einst die uneingeschränkten Herren ihrer kleinen Welt gemacht hatte... dieselbe Magie, die auch noch sechzig Jahre später die Herzen der Menschen entweder mit Mut oder grenzenloser Angst erfüllte... sie strömte jetzt auch durch ihre Adern. Durch Leonie, Spooky und Fox.

Und sie waren sich sicher... ganz gleich, was die Zukunft auch immer für sie bereithalten würde... dieses Gefühl von Verbundenheit, diesen geheimnisvollen Zauber der Freundschaft, würde ihnen keine Macht der Welt, kein besserwisserischer Erwachsener, und kein noch so schlimmer Feind jemals wieder nehmen können.

Kapitel 26 - Das Paradies aus Asche

Es war drei Jahrzehnte nach dem letzten Weltkrieg.

Der liebe Gott war zusammen mit all den Narren, die noch an ihn glaubten, zu Asche verbrannt.

Einzig die Ratten hatten den gewaltigen Blitz überlebt... Ratten und jene Menschen, die es ihnen gleich taten, weil ihr Überlebensinstinkt sie dazu gebracht hatte, sich rechtzeitig tief einzugraben, oder weil sie seit jeher verborgen im Untergrund lebten.

Als die Überlebenden sich nach Jahren des Versteckens wieder an die Oberfläche wagten, fanden sie eine verbrannte, öde Welt vor, in der sich die Wüste bis in die Polarregionen ausgebreitet hatte, und nur vereinzelt aus dem Sand ragende Ruinen noch an den einstigen Glanz der früheren Zivilisation erinnerten.

Wer in dieser erbarmungslosen Zeit etwas von Wert besaß, sei es eine verborgene Quelle mit Trinkwasser oder ein Stück Land mit fruchtbarem Boden, auf dem sich noch etwas Ackerbau betreiben ließ, tat gut daran, diesen Besitz mit Waffengewalt abzusichern und im Zweifelsfall lieber zuerst zu schießen, und hinterher die Fragen zu stellen.... denn es herrschte ein erbitterter Kampf um jeden halbwegs lebenswerten Flecken Erde, der von der Feuersbrunst und der Strahlung verschont geblieben war.

Die zerbombten Ruinen der großen Metropolen wurden von marodierenden, gewalttätigen Banden kontrolliert, die die Überlebenden schikanierten und alles von Wert an sich rissen, was sie in die Finger bekommen konnten.

Außerhalb der Städte lebten die sogenannten Reaver... aggressive Mutationen der auf der Oberfläche zurückgebliebenen Menschen, die sich im Lauf der Jahre in hirntote Kannibalen verwandelt hatten, weder sprechen noch denken konnten und nur noch ihren angeborenen Trieben folgten.

Und was nicht den Piraten oder den Reavern in die Hände fiel, holten sich die wilden Tiere zurück, Wölfe und Schakale, die einst nahezu ausgerottet waren, doch nun ihren natürlichen Lebensraum zurückerobert hatten und des nachts in großen Gruppen auf ihre blutige Jagd gingen.

Doch wie überall, wo das Leben hart und der Alltag trist und entbehrungsreich war, lebte auch hier die Hoffnung. Hoffnung darauf, dass es irgendwo in dieser gnadenlosen Welt einen Ort geben musste, der all die Strapazen rechtfertigte... ein Paradies, das denjenigen als Belohnung winkte, die es wagten, ihren angestammten Platz am unteren Ende der Nahrungskette zu verlassen und nach den Sternen zu greifen.

Und so machten sich unzählige Glücksritter auf die Suche nach diesem sagenumwobenen Paradies... kappten ihre Wurzeln, verließen ihren Clan, ihre Sippe, die Gemeinschaft, in die sie hineingeboren worden waren, um hinter dem Horizont Antworten auf all die Fragen zu finden, die sie an dem erbärmlichen Ort, der ihnen vom Schicksal als ihre Heimat zugeteilt worden war, niemals gefunden hätten.

Dies ist die Geschichte von zwei solchen Glücksrittern, Darek und Shiva, und ihrer Suche nach dem Paradies.

Wo immer sie waren, sie gingen gemeinsam, denn keiner hätte länger als ein paar Tage ohne den anderen überlebt.

Darek war ein sechzehnjähriger Junge, der von Geburt an zwei viel zu kurze, verkrüppelte Beine hatte, so dass es ihm nicht möglich war, sich anders als kriechend fortzubewegen. In einer Welt wie dieser, in der es weder Wohlfahrtseinrichtungen noch Mitleid gab, ein nahezu sicheres Todesurteil.

Von seiner Familie war er verstoßen und an einen Schrotthändler verkauft worden, der ihn vor seinem Warenlager angekettet hatte wie einen Wachhund, und ihm einprügelte, dass er nur zu Essen und Trinken bekam, wenn er sofort Alarm schlug, sobald sich verdächtige Personen der Hütte näherten.

So lebte Darek jahrelang im Schatten liegend wie ein Tier, bis eines Tages Shiva vorbeikam und ihn aus seiner misslichen Lage befreite.

Shiva war drei Jahre älter und gut zwei Köpfe größer als er. Ein durchtrainierter, junger Krieger mit martialischer Lederbekleidung und langen, im Wind wehenden Haaren, der bei einer Horde wilder Wüstenpiraten aufgewachsen war.

Doch da er nur ein aufgelesenes Findelkind war, ohne Verwandte oder sonstige Fürsprecher im Clan, war er ständig dem Spott seiner älteren und noch deutlich muskulöseren Kameraden ausgesetzt und musste für alle die ungeliebte Drecksarbeit erledigen.

Wann immer man einen Prügelknaben suchte, an dem man sich abreagieren konnte, traf es Shiva, der als vermeintlich schwächstes Glied in der Clan-Hierarchie ganz unten stand. Aber dann, eines nachts, als sie ihn wieder einmal vor versammelter Mannschaft ausgelacht und gedemütigt hatten, rastete Shiva aus. Er bemalte sein Gesicht mit einer Mischung aus Blut und Asche, so dass er aussah wie ein aus der Hölle emporgestiegener Dämon. Dann nahm er heimlich die Waffen der Ältesten an sich, legte überall Feuer und schlachtete seinen gesamten Clan ab... jeden Einzelnen von ihnen, einschließlich der Frauen und Kinder, die es wagten, sich ihm in seinem Zorn in den Weg zu stellen. Erst, als das Lager bis auf die Grundmauern niedergebrannt war und sich nirgendwo mehr Widerstand rührte, kam Shiva langsam wieder zur Besinnung, und betrachtete verstört die Überreste des von ihm angerichteten Massakers. Dann rannte er so schnell er konnte davon.

Seither streifte Shiva völlig allein durch die Wüste, ohne Ziel, ohne einen Plan für die Zukunft... immer verfolgt von den Dämonen der Vergangenheit und den Stimmen der zahllosen Opfer, die er auf dem Gewissen hatte.

Er war nur noch ein Schatten seiner selbst, den es nach nichts anderem mehr düsterte als nach einer letzten Konfrontation mit einem übermächtigen Gegner, um von ihm zu Brei geschlagen zu werden und endlich Frieden zu finden. Doch egal, wie sehr er es auch versuchte, einen solchen Gegner zu finden... Shiva überlebte sie alle, denn er zog seinen Revolver schneller als alle anderen, und keiner schien ihm im Nahkampf mit dem Messer das Wasser reichen zu können.

In dieser Situation entdeckte er eines Tages den im Staub vor sich hinvegetierenden Darek, der sofort begann, laut zu heulen wie ein Wolf, um Alarm zu schlagen, so wie es sein Herr ihm befohlen hatte... ein Anblick, der Shiva an seine eigene Kindheit erinnerte, als er auch oft in Ketten gelegt worden war.

Und so schaute er fragend von oben auf den angeketteten Jungen herab.

„Was tust du da? Bewachst du hier diesen Schweinestall? Könnte ein Hund diese Aufgabe nicht genauso gut ausführen?“

Darek schaute verbittert zu ihm hoch. Obwohl er gehalten wurde wie ein Tier, war sein Geist hellwach, und er hatte selbst oft genug mit seiner Situation gehadert. Das Letzte, was er brauchen konnte, war das dumme Gerede eines dahergelaufenen Strauchdiebs.

„Nicht hier an diesem Ort.“, erwiderte er leise. „Hier sind Menschen weniger wert als Hunde.“

„Ja...“, antwortete Shiva, lässig die in den Baracken herumstehenden Kisten inspizierend, die gefüllt waren mit alten Autoteilen, Zahnrädern, Eisenstangen und einigen rostigen Klingen. „Das kommt mir bekannt vor. Wie bei mir zuhause.“

Er versuchte, Darek ein aufmunterndes Lächeln zuzuwerfen. Aber der robbte nur ängstlich zurück an die Wand, um nicht in die Schusslinie zu geraten.

„Du solltest gehen.“, flüsterte er. „Mein Herr wird gleich hier sein und dich ausrauben und töten. Wie er es mit jedem Eindringling tut.“

„Oh....“, entgegnete Shiva cool, mit Blick auf den vor Darek liegenden Napf, in dem dieser immer seine Mahlzeiten gereicht bekam. „Dann hoffe ich mal, dein Herr hat was drauf. Sonst werde ich mir von dem ganzen Zeug hier nachher ein paar schöne Sachen mitnehmen, und du wirst in Zukunft selber sehen müssen, wie du jeden Tag an dein Futter kommst.“

Shiva hatte kaum zu Ende gesprochen, da trat ein bärtiger, ungepflegt aussehender Kerl hinter einer der Baracken hervor und zielte mit einer abgesägten Schrotflinte auf kurze Distanz direkt in Shivas Gesicht.

„Willst hier was klauen, ja?“ zischte er wütend. „Wirst aber nichts mehr mitnehmen können. Los, rüber an die Wand!“

„Ich mag deinen Hund.“, antwortete Shiva etwas frustriert darüber, dass der alte Kerl nicht einmal ansatzweise eine Herausforderung darstellte. Jeder Wüstenpirat, selbst die Kinder, wirkten furchteinflößender. Alles, was ihn zum Herrn über Leben und Tod werden ließ, war die Knarre in seiner Hand.

Und so tat Shiva, als ob er gehorchen und rüber an die Wand gehen würde, wirbelte aber noch im selben Moment in die entgegengesetzte Richtung, verpasste dem Kerl einen Ellbogenschlag ins Gesicht, und riss ihm dann mit einer blitzschnellen Bewegung die Flinte aus der Hand.

„Du... du... du kannst ihn gern haben, wenn du möchtest...“, stotterte der bärtige Typ erschrocken, als er so unvermittelt in den Lauf seiner eigenen Waffe blickte. „Den Jungen... meine ich...“

„Dann binde ihn los!“, befahl ihm Shiva grimmig, während er darüber nachdachte, ob er den Alten erschießen oder in seinem Elend alleinlassen sollte.

Eigentlich wollte er nicht noch mehr Blut an seinen Händen kleben haben. Andererseits war der Typ zweifellos ein Kotzbrocken und hatte eine Lektion verdient.

Nachdem der Schrotthändler Darek losgekettet hatte, deutete Shiva mit der Waffe abermals auf die Kette, und forderte Darek auf:

„Und jetzt... leg du sie ihm an, Kleiner! Kette ihn an, wie er es mit dir getan hat. Keine Sorge, falls er auch nur die geringste Bewegung macht, mache ich einen Sieb aus ihm.“

Darek tat, wie ihm befohlen wurde... nicht ohne eine gewisse Genugtuung, andererseits jedoch auch mit dem unguten Gefühl im Hinterkopf, dass er seinen Herrn ja früher oder später wieder losbinden musste, wenn er hier draußen in der Wüste nicht qualvoll verdursten wollte... und dass sein Herr dann vermutlich erstmal ziemlich sauer sein und ihm eine gewaltige Tracht Prügel verpassen würde.

Aber Shiva war mit seiner Lektion noch nicht fertig, denn die Welt, aus der Shiva kam, war eine grausame Welt, und niemand konnte in ihr auf Gnade hoffen. Erst recht nicht, wenn er es so dermaßen verdient hatte wie dieser sklavenhaltende Schrotthändler.

„Und jetzt heul wie ein Wolf!“, befahl er dem Händler. „Los, heule!“

„Fahr zur Hölle.“, knurrte der verächtlich und spuckte vor Shiva auf den Boden. Ein mächtig großer Fehler... denn daraufhin drückte der junge Wüstenpirat ungerührt den Abzug, und eine Ladung Schrot durchlöcherte die Kniescheibe des Alten, der wie am Spieß zu schreien begann.

„Nicht schlecht! Du machst das richtig gut.“, kommentierte Shiva spöttisch. „Ihr beiden solltet in Zukunft die Rollen tauschen. Oder was meinst du, Kleiner?“

Er blickte den immer noch am Boden liegenden Darek auffordernd an. Aber der deutete nur frustriert auf seine verkrüppelten Beine.

„Schön wär's ja. Aber ich kann nicht laufen.“, meinte er traurig. „Ich werde nie seine Rolle übernehmen können. Dieses sogenannte Leben hier... das ist alles, was einer wie ich jemals zu erwarten hat.“

Unterdessen machte sich Shiva an den herumliegenden Kisten und Containern zu schaffen, auf der Suche nach irgendwelchem brauchbaren Zeug, das sich lohnen würde, mitzunehmen.

Natürlich dachte er auch kurz darüber nach, dass es grausam wäre, den fremden Jungen einfach hier zurückzulassen.

Andererseits war es nicht sein Problem. Diese verfluchte Welt war voller Menschen, die irgendwo angekettet waren und sich nicht selbständig am Leben halten konnten. Sie alle zu befreien wäre erstens gar nicht möglich gewesen, und zweitens brachte es einem ohnehin nur Scherereien, sich in die Angelegenheiten anderer Leute einzumischen. „Wenn du meine Meinung dazu hören willst...“, sagte er, während er interessiert den Zustand eines alten Kopfhörers überprüfte, den er in einem der Container gefunden hatte. „Töte den Alten, und dann leg dich neben ihn, schau ihm beim Verwesens zu und warte auf das Ende! Dann kannst du wenigstens mit Stolz von dieser Welt gehen. Und nicht wie ein beschissener Sklave.“

Er steckte den Kopfhörer in seinen Rucksack, betrachtete dann kurz nachdenklich die Flinte in seiner Hand, und warf sie schließlich vor Darek auf den Boden. Shiva hatte sowieso schon mehr als genug Waffen bei sich... und der Junge brauchte sie vermutlich auch deutlich mehr als er, zumal sie ohnehin auf Distanzen von mehr als zwei oder drei Metern kaum zu verwenden war, so sehr wie sie streute.

„Hier... damit kannst du ihn erledigen. Und wenn du nicht verdursten willst, machst du den Mund weit auf, schiebst den Lauf hinein und drückst da unten ab. Ist wirklich idiotensicher.“

Er nickte Darek aufmunternd zu, ehe er sein Zeug zusammenpackte, um weiter zu gehen.

Darek betrachtete skeptisch die vor ihm liegende Waffe.

Entweder, er befreite seinen Peiniger wieder von den Fesseln, sobald der Fremde verschwunden war, und sein erbärmliches Leben nahm wieder den üblichen Lauf. Oder er tat, wie es ihm der Fremde empfohlen hatte, und beendete diese erbärmliche Existenz ein für alle Mal.

So wie es aussah, hatte er tatsächlich nur diese beiden Möglichkeit. Doch das war immerhin eine mehr als zuvor.

Zum ersten Mal seit langer Zeit... vielleicht zum ersten Mal überhaupt in seinem Leben... konnte Darek wirklich eine Entscheidung fällen.

Irgendwie gefiel ihm diese Vorstellung, selbst entscheiden zu können. Es gefiel ihm so sehr, dass er darauf in Zukunft am liebsten gar nicht mehr verzichten wollte.

Und so entschied er sich dazu, weder das eine noch das andere zu tun... sondern das zu machen, was in dieser Welt alle taten. Nämlich sich das zu holen, was man so dringend benötigte. Und dafür notfalls auch über Leichen zu gehen.

„Es gibt da auch noch eine dritte Möglichkeit.“, sagte er schließlich und richtete die Waffe drohend nach oben, genau auf Shivas Kopf zielend. „Du wirst mich auf deine Schultern

nehmen und überall hin tragen, wo ich hin möchte! Und wenn du es nicht tust, blase ich dir den Schädel weg und wir verrecken hier alle drei.“

Shiva konnte nicht anders, als angesichts dieser Verzweiflungsaktion verächtlich zu grinsen. Er wusste genau, er könnte den verkrüppelten Jungen wie einen Käfer zertreten... er würde ihn mit seinem Schuss nicht einmal streifen, so zittrig, wie sein Arm die Flinte hielt.

Aber das wäre keine Herausforderung für Shiva. Er wäre nur ein weiterer Toter, dessen Gesicht ihm in der Nacht erscheinen würde, um ihn am Schlafen zu hindern und ihn darüber nachdenken zu lassen, was er in seinem Leben alles falsch gemacht hatte. Und so beschloss er, nicht dem ersten Instinkt zu folgen, sondern dem Jungen die Gelegenheit zu geben, selbst zu erkennen, wie sinnlos dessen Plan eigentlich war.

„Angenommen, ich nehme dich mit auf meinen Schultern... wo sollten wir deiner Meinung nach hingehen?“, fragte er kopfschüttelnd. „Einer wie du wird nirgendwo akzeptiert werden. Und einer wie ich würde sich nirgendwo zuhause fühlen.“

„Dann suchen wir das Paradies!“, erwiderte Darek beharrlich. „Ich habe früher die Alten oft davon reden hören. Ich glaube, ich weiß, wo es sein könnte...“

„Das Paradies?“

Shiva blickte mitleidig auf den Jungen herab. Er hatte von diesem Märchen gehört... dass es einen Ort geben soll, jenseits der verbotenen Zone, an dem es genug Nahrung für alle gab, und an dem die Menschen freundlich und gütig zueinander waren und man nicht einmal bewaffnet sein musste, weil einem keiner jemals etwas wegnehmen würde. Einen Ort, an dem man nachts durchschlafen konnte, ohne Wache zu halten, und ohne Angst haben zu müssen, am nächsten Morgen nicht mehr aufzuwachen.

So etwas erzählten sich die Verzweifelten am Lagerfeuer. Aber keiner hatte diesen Ort je gesehen. Und diejenigen, die dennoch losgezogen waren, um die hochgradig verstrahlten Gebiete zu durchqueren, hinter denen sich dieses gelobte Land angeblich befinden sollte... die kehrten niemals zurück.

„Es gibt kein Paradies. Und selbst wenn... wenn du nicht laufen kannst, würden sie dich da genausowenig akzeptieren wie hier.“

„Aber sie würden dich akzeptieren!“, antwortete Darek überzeugt und bekräftigte seine Überzeugung noch, indem er mit der Flinte noch präziser zwischen Shivas Augen zielte.

„Und dadurch würden sie auch mich akzeptieren, weil ich von nun an dein Herr und Meister bin.“

Shiva wusste nicht, ob er angesichts der Ernsthaftigkeit, mit der der Junge zu ihm sprach, nun lachen oder einfach nur schweigen sollte. Er wollte ihn ja nicht seiner letzten verbliebenen Illusionen berauben.

„Und warum denkst du, sollte ich das tun? Mit dir dort hingehen?“, hakte Shiva neugierig nach. „Was habe ich davon? Ich meine, mal abgesehen davon, dass du mir mein erbärmliches Leben lässt.“

„Keine Ahnung...“, erwiderte Darek mit gesenktem Blick, sich der Aussichtslosigkeit seines verwegenen Plans allmählich bewusst werdend. „Vielleicht, weil du es satt hast, genauso zu leben wie er?“

Er deutete auf den mittlerweile ohnmächtig gewordenen Schrotthändler.

„Weil du es satt hast, nur umherzuziehen, Leute auszurauben und darauf zu warten, dass irgendwann mal schneller zieht als du und du dann von ihm ausgeraubt wirst.“

„Ja, du hast wirklich keine Ahnung!“, entgegnete ihm Shiva ungewohnt emotional, weil ihm die ganze Unterhaltung zunehmend unangenehm wurde. „Weißt du, wann ich das letzte Mal ruhig geschlafen habe? Wann ich das letzte Mal ein Auge zugemacht habe, ohne den Abzug meiner Waffe zwischen den Fingern zu halten? Wenn es so einfach wäre, diesem verdammten Leben zu entkommen... dann hätte ich es längst getan! Und wenn dein Paradies existieren würde... dann hätte ich es längst gefunden.“

Darek nickte verständnisvoll und senkte die Waffe ein wenig.

„Ich könnte... ich könnte nachts für dich Wache halten! Dann könntest du schlafen.“, überlegte er. „Dann hättest du auch was davon.“

Aber Shiva konterte:

„Ich kann niemandem vertrauen. Jeder, dem ich je vertraut habe, hat mich verraten. Alle verraten dich in dieser Welt.“

„Ich würde dich nicht verraten!“, versuchte ihm Darek klar zu machen. „Weil ich ohne dich keine zehn Meter weit käme. Weil ich dich bräuchte, wie dich noch kein anderer Mensch zuvor gebraucht hat. Daher könntest du mir auch vertrauen, wie du noch niemandem sonst vertraut hast.“

Shiva blinzelte in die mittlerweile hoch am Himmel stehende, gnadenlos auf sie herabbrennende Sonne.

Die Argumente des Jungen hatten wirklich etwas für sich... auch wenn er nach wie vor davon überzeugt war, dass dieses sogenannte Paradies nur ein Hirngespinnst der Verzweifelten war. Doch allein die Aussicht darauf, vielleicht endlich einmal wieder mehrere Stunden am Stück ruhig schlafen zu können, ließ ihn Dareks Angebot auf einmal ernsthaft in Erwägung ziehen.

Und falls es nicht funktionierte, der Junge zu viel nervte oder unverschämt wurde, konnte er ihn ja immer noch schlachten, einpökeln und seine Überreste auf dem Fleischmarkt verkaufen.

„Also gut.“, gab er sich schließlich geschlagen. „Ich werde dich mitnehmen. All zu schwer scheinst du ja nicht zu sein. Aber nimm die verdammte Waffe runter! Ich kann es auf den Tod nicht ausstehen, wenn jemand eine Waffe auf mich richtet.“

Darek schien einen Moment zu überlegen... verwirrt angesichts von Shivas plötzlichem Meinungsumschwung. War es nur ein Trick, und sein Retter würde ihn gleich windelweich prügeln, sobald er die Waffe herunternahm, um ihn dann doch alleine hier in der Ödnis zurückzulassen?

Aber Darek war sich im Klaren darüber, dass er so oder so der Gnade dieses fremden Kämpfers ausgeliefert war, weil er ihm ja ohnehin nicht die ganze Zeit die Waffe an den Kopf halten konnte... und irgendwann musste er selber ja auch mal schlafen. Spätestens dann könnte ihn Shiva jederzeit überwältigen, wenn er es wirklich wollte.

Und so warf ihm Darek schließlich die Flinte vor die Füße und sagte:

„Hier! Ich weiß ohnehin nicht, wie man damit umgeht.“

„Mal sehen. Vielleicht bringe ich es dir ja bei.“, erwiderte Shiva mit einem geheimnisvollen Lächeln. Dann beugte er sich zu dem Jungen herab, streckte ihm seine Hand entgegen und lud ihn auf seine Schultern.

Anfangs war sich Shiva sicher, die Sache mit Darek würde sich schnell wieder erledigt haben... entweder, weil die Strapazen der Reise für seinen neuen Begleiter zu viel waren,

oder weil ein geborener Einzelgänger, wie Shiva es war, auf Dauer keinen weiteren Menschen an seiner Seite ertragen konnte.

Doch tatsächlich gewöhnten sich die beiden schnell aneinander.

Darek genoss es, an Shivas Schultern zu hängen, die Augen zu schließen und sich ganz dem Rhythmus der Schritte und den Atemgeräuschen seines neuen Freundes hinzugeben. Hier, auf dem Rücken des starken Kriegers, fühlte er etwas, was er noch nie zuvor in seinem Leben erfahren hatte... er fühlte Geborgenheit.

Shiva wiederum hatte mit Darek jemanden, der ihn von seinen bleischweren Gedanken ablenkte, und der ihm das Gefühl gab, gebraucht zu werden und wichtig zu sein.

Früher hatte er sich oft gefragt, warum er überhaupt noch weiter lief, weiter wachsam war, weiter ums Überleben kämpfte... warum er sich nicht einfach in die Wüste legte und auf den Tod wartete, wo diese Welt doch ohnehin nur aus leidvollen Erinnerungen und Schmerzen bestand.

Doch mit der Sorge um Darek und ihrer gemeinsamen Suche nach dem Paradies hatte sein Dasein zum ersten Mal so etwas wie einen Sinn bekommen. Shiva hatte endlich ein Ziel vor Augen, auch wenn es noch so unrealistisch sein mochte... das gab ihm die Kraft, immer weiterzulaufen und niemals aufzugeben.

Und davon ganz abgesehen war Darek auch einfach ein guter Gesprächspartner. Keiner von den verstrahlten Schwachköpfen, die Shiva von früher kannte, und deren Horizont sich in der Regel nur aufs Kämpfen, Fressen und das Ausleben ihrer sexuellen Triebe beschränkte. Und so kam es, dass ihm Shiva bald Dinge anvertraute, über die er sonst noch mit keinem anderen Menschen geredet hatte... über seine Vergangenheit, seine Schuldgefühle, seine Ängste.

„Du musst mich für ein echtes Monster halten...“, meinte er nach hinten gewandt, nachdem er seinem jungen Freund davon berichtet hatte, wie die Wüstenpiraten ein entführtes Mädchen aus einem anderen Clan zunächst gemeinsam vergewaltigt und dann auf dem Sklavenmarkt verkauft hatten. „Ich meine... ich hätte sie vielleicht retten können, so wie ich dich gerettet habe. Aber ich hab mitgemacht. Und ich hab mich richtig stark gefühlt dabei. Weil ich es konnte. Weil ich mich den anderen Bandenmitgliedern, die alle viel erfahrener und stärker waren als ich, auf einmal ebenbürtig fühlte. Heute würde ich am liebsten alles vergessen und nochmal von vorn anfangen.“

„Du hast immerhin was erlebt.“, erwiderte Darek nur, dem Schuldgefühle und dergleichen reichlich fremd waren. Immerhin hatte er in seinem Leben kaum Gelegenheit dazu gehabt, irgendetwas zu bereuen... denn dafür brauchte man schlicht und ergreifend zunächst einmal überhaupt eine Wahlmöglichkeit. „Ich habe noch nie irgendetwas Gutes oder Schlechtes getan. Hab immer nur anderen dabei zugesehen. Ich meine, wie soll man jemals herausfinden, wer man wirklich ist, wenn man nie die Möglichkeit hatte, alles zu tun, was man möchte?

Irgendwie beneide ich dich. Du weißt wenigstens, wo deine Grenzen liegen und zu was du fähig bist.“

Eine Erkenntnis, auf die Shiva gut und gerne verzichten konnte. Dennoch ahnte er, dass seine Probleme aus Dareks Sicht ziemlich unverständlich erscheinen mussten.

„Wenn du willst, fange ich dir ein Mädchen und halte sie für dich fest. Dann kannst du es ausprobieren...“, meinte er daher durchaus ernstgemeint.

„Wirklich?“, fragte Darek ein wenig überrascht über dieses Angebot. „Das würdest du für mich tun? Damit ich mich auch einmal so stark und erwachsen fühlen kann wie du?“

„Ja.“, antwortete Shiva. „Oder damit du erkennst, dass Wahlmöglichkeiten dein Leben nicht unbedingt einfacher machen. Du hast danach nur mehr Fragen, die dir im Kopf rumgeistern. Hätte ich besser dieses getan... oder hätte ich besser jenes tun sollen... Du denkst, du kannst herausfinden, wer du bist, wenn du die Wahl zwischen Gut und Böse hast? Aber du wirst immer nur einen Teil von dir kennen. Nämlich den Teil, für den du dich entschieden hast. Und der Teil, den ich von mir kenne, der ist... nicht sehr gut, schätze ich.“

„Hey, du hast immerhin mich gerettet!“, versuchte ihn Darek aufzumuntern. „Hättest mich auch einfach liegenlassen oder abknallen können. Also lernst du ja gewissermaßen jetzt einen ganz neuen Teil von dir kennen. Wahrscheinlich bist du eben doch mehr als nur der fiese Vergewaltiger und Wüstenpirat.“

„Nicht so voreilig.“, antwortete Shiva grinsend. „Ich könnte dich immer noch jederzeit fallenlassen und abknallen. Das sagt überhaupt nix über meinen Charakter aus.“

„Doch, für mich schon!“, meinte Darek mit einem Lächeln. „Ich weiß, dass du's nicht tun würdest. Ich weiß es einfach.“

In der Nacht hatten sie in einer verlassenen, leergeräumten Lagerhalle Quartier bezogen. Es gab nur einen einzigen Ein- und Ausgang, so dass es ein Leichtes war, sich vor eventuellen Angreifern zu verteidigen, die ihre Nachtruhe zu stören versuchten.

„Wenn irgendjemand reinkommt... einfach nur auf den Kopf zielen und dann hier den Abzug drücken!“, erklärte Shiva dem neben ihm am lodernden Feuer liegenden Darek, der wie abgemacht für seinen neuen Freund die Nachtwache übernehmen wollte, ehe er ihm vorsichtig seinen silbernen Revolver in die Hand drückte.

Im Hintergrund war das Geheul der Reaver zu hören, die jetzt aus ihren unterirdischen Verstecken kamen, um auf Beutezug zu gehen.

„Das ist... ganz schön unheimlich...“, meinte Darek verunsichert. „Aber was soll ich machen, wenn jemand anderes durch den Eingang kommt... jemand, der kein Reaver ist... weil er hier Schutz suchen möchte oder so. Woran werde ich es erkennen, ob es einer von denen ist oder ein Mensch wie wir? Wie lange soll ich warten, bis ich schieße?“

All diese Ungewissheiten belasteten Darek, denn er wollte auf gar keinen Fall einen Fehler begehen, jetzt, wo er zum ersten Mal in seinem Leben so etwas wie Verantwortung verspürte.

„Ist deine Entscheidung.“, murmelte Shiva mit einem unterdrückten Gähnen. „Ich leg mich jetzt schlafen. Du wirst schon das Richtige tun, wenn es drauf ankommt.“

„Du vertraust mir einfach so dein Leben an?“, fragte Darek mit skeptischem Blick auf die Waffe in seiner deutlich zitternden Hand.

Shiva erkannte die Zweifel seines Begleiters und griff in seinen Rucksack, um daraus eine Dose mit zermahlenen Knochen hervorzuholen.

„Weißt du, was ich getan habe, vor einem aussichtslosen Kampf, als ich mich dem gesamten Clan gegenüber sah... ein dutzend muskelbepackter grimmiger Typen, die mich alle tot sehen wollten?“, flüsterte er und tunkte dann, ohne auf eine Antwort zu warten, seinen Finger in das weiße Mehl.

Darek schüttelte nur ahnungslos den Kopf, bevor ihm Shiva mit seinem Finger zärtlich über die Stirn strich und ein weißes Muster ins Gesicht malte.

„Ich habe mich geschminkt wie ein Geist. Wie ein Engel des Todes.“

Dann nahm er auch noch etwas von der niedergebrannten Asche und schmierte auch sie auf Dareks Wangen und Lippen, bis sein eben noch so harmlos wirkender Begleiter richtig gefährlich aussah.

„Der Erste von ihnen hat noch gelacht, als er mich mit dieser Aufmachung gesehen hat. Hat gefragt, ob ich jetzt unter die Clowns gegangen wäre. Der Zweite hat nur dumm geguckt, und der Dritte wirkte allerhöchstens leicht verunsichert. Aber der Zwölfte... ich schwöre dir, der Zwölfte war sich sicher, dass er keinen geschminkten ängstlichen Jungen vor sich hatte, sondern einen direkt aus der Hölle hervorgekrochenen Dämon.“

Darek versuchte trotz seiner Nervosität zu lächeln.

„Ich glaube nicht, dass ich so furchteinflößend wirken kann wie du. Nicht mal mit der ganzen Schminke.“

„Ist gar nicht wichtig, was du glaubst.“, erwiderte Shiva augenzwinkernd. „Wichtig ist, was die anderen glauben. Jeder kann ein Monster sein, wenn die Nacht nur dunkel genug ist. Alles eine Frage der Perspektive.“

Und wenn du hier regungslos am Feuer sitzt, wissen die Angreifer nicht mal, dass du nicht laufen kannst. Für sie bist du kein Krüppel. Für sie wirst du der Todesengel mit den gefährlichen Waffen sein... der Todesengel, der so cool ist, dass er nicht mal aufzustehen braucht, um ihnen den Garaus zu machen. Die werden diese Begegnung niemals vergessen.“

Weil er den Eindruck hatte, dass sein neuer Begleiter immer noch ein wenig daran zu zweifeln schien, der vor ihm liegenden Aufgabe wirklich gewachsen zu sein, griff Shiva abermals in seinen Rucksack, um einen alten, zerbeulten MP3-Spieler samt Kopfhörer hervorzuholen, die er dem überraschten Darek vorsichtig über die Ohren stülpte.

„Hier... das ist mein wertvollster Besitz.“, erklärte er ihm. „Ein Überbleibsel aus der alten Welt. Wenn du hier auf diesen Knopf drückst, hörst du Klänge... Musik... anders als jeder Gesang, den ich von unserer Welt kenne.“

Konzentrier dich einfach auf die Musik, und bewege dich im Takt dieser Töne. Ich mach das immer, wenn ich einsam bin. Dann habe ich das Gefühl, jemand ist bei mir. So wie du jetzt bei mir bist, verstehst du? Die Nacht ist nicht so einsam mit dieser Musik.“

„Danke.“, erwiderte Darek voller Stolz, dass ihm Shiva ein solch wertvolles magisches Artefakt anvertraute. „Ich werde dich nicht enttäuschen... wirklich... ich werde alles richtig machen!“

Er schaute auf das funkelnde Display, auf dem auf wundersame Weise leuchtende Buchstaben erschienen und die Worte „Front 242 - Headhunter“ formten.

Dann drückte Darek den Einschaltknopf, beobachtete die im Licht des Lagerfeuers tanzenden Schatten an der Wand, und gab sich ganz den fremden Tönen aus der alten Welt hin.

Er hatte keine Ahnung, wie viele Stunden seither vergangen waren. Aber als Darek die Musik stoppte, lag alles im Dunkeln. Das Feuer war längst niedergebrannt, nur die verkohlten Überreste glühten noch, und der hinter ihm liegende Shiva schnarchte friedlich vor sich hin. Vermutlich hatte er seit Jahren nicht mehr so gut geschlafen. Und das war allein Dareks Verdienst.

Nicht ohne Stolz betrachtete Darek die starken, kampferprobten Arme seines Begleiters... die Narben auf seiner Haut, seine ganzen Waffen...

Ein stolzer Krieger der Wüste, der sich nie einem anderen Menschen anvertraut hatte. Und ausgerechnet ihn, Darek, hatte Shiva auserwählt, um mit ihm gemeinsam das Paradies zu suchen.

Darek verstand noch immer nicht so ganz, wieso er auf einmal so viel Glück zu haben schien. Aber er wusste, ganz gleich was auch passieren würde, er würde seinen neuen Gefährten mit seinem Leben verteidigen... mit allem, was er hatte.

Er würde ihn nicht enttäuschen.

Abermals war von draußen das Geheul der Reaver zu hören. Es schien näher zu kommen. Und dann erschien auf einmal dieser unheimliche Schatten im Eingang. Und dann noch einer, und noch einer... Konturen von unheimlichen Wesen der Nacht, die langsam schlurfend, aber unaufhaltsam näher zu kommen schienen.

Darek schaltete die Musik wieder ein, zielte mit dem Revolver, bis er sich sicher war, keine nach Schutz suchenden Wanderer vor sich zu haben.

Er zielte genau auf den Kopf der ersten Kreatur. Dann feuerte er. Einmal, zweimal, dreimal. Der erste der Reaver ging mit einem stöhnenden Geräusch zu Boden. Der zweite riss gierig das mit scharfkantigen Zähnen bestückte Maul auf, als er seine Opfer vor sich liegen sah, und stürmte mit einem lauten Brüllen auf Darek und Shiva zu.

Aber auch den zweiten Angreifer streckte Darek mit einer Ladung Blei nieder.

Dann war auch Shiva erwacht, griff nach seiner Flinte und feuerte mehrmals auf die restlichen Reaver, erledigte zwei weitere, die im Hintergrund durch den Eingang gestürzt kamen, bis die mutierten Angreifer schließlich genug hatten und sich ihr wütendes Heulen in der Dunkelheit verlor.

„Gute Arbeit!“, lobte Shiva den sichtlich stolzen Darek, nachdem er die Überreste der Reaver inspiziert hatte. „Ich glaube, die hättest du sogar ganz alleine geschafft.“

„Ja.“, erwiderte Darek noch immer atemlos und beeindruckt von dem sich ihm bietenden Anblick. „Ich... ich hab einfach nur das getan, was du gesagt hast... hab mich der Musik hingegeben... und mir vorgestellt, dass ich kein geschminkter Krüppel bin, sondern ein Todesengel, der einfach nur viel zu cool ist, um für diesen Kampf extra aufzustehen. Und es hat wirklich funktioniert.“

Shiva legte anerkennend seinen Arm auf Dareks Schulter.

„Du bist der leibhaftige Todesengel! Jeder hätte Angst vor dir.“

Er lächelte, wurde aber gleich darauf wieder ernst und meinte:

„Ich habe heute Nacht vom Paradies geträumt. Wir sind dort gewesen... du und ich... wir hatten es wirklich gefunden.“

„Und dann? Erzähl!“, fragte Darek neugierig. „Wie war es da so?“

„Es war ganz so, wie du gesagt hast. Niemand musste Hunger leiden, und die Menschen waren alle freundlich zu uns und haben uns Geschenke gereicht.“

Aber in Wahrheit hatten sie Angst vor uns. Denn für die Menschen im Paradies beginnt gleich außerhalb des Paradieses die Hölle... und jeder, der aus dieser Hölle zu ihnen kommt, erscheint ihnen unrein... gefährlich... so wie wir. Ich weiß nicht, ob da wirklich ein Platz für uns ist, in einer solchen Welt, in der sie alle ein schönes Lächeln auf dem Gesicht tragen, obwohl ihnen in Wahrheit die Knie schlottern.“

„Und wenn schon. Es war nur ein Traum.“, versuchte ihm Darek klarzumachen. „Vielleicht ist es ja auch ganz anders dort. Vielleicht werden sie uns für Götter halten und uns bewundern, weil wir stärker waren als die Hölle... und dann werden sie sich Bilder von uns an die Wand hängen und uns anbeten.“

Diese Vorstellung erschien Shiva mehr als absurd, denn er wüsste nicht, wozu ein Bild von ihm an der Wand gut sein sollte, außer um ungebetene Besucher abzuschrecken.

„Lass es uns einfach herausfinden.“, meinte er daher nur, während er seine Sachen zusammenpackte. „Was immer da ist... es kann nicht wirklich beschissener sein als hier.“

Da konnte ihm Darek nur zustimmen.

„Das Paradies ist toll. Wirst schon sehen!“

Und so machten sie sich schließlich auf den langen, beschwerlichen Weg hinaus in die aufgehende Sonne, ohne zu ahnen, welch unglaubliche Abenteuer ihnen auf ihrer Reise noch bevorstehen würden, und legten damit den Grundstein für eine Legende, die man sich noch Jahrzehnte später an den Lagerfeuern und Ruhestätten der postatomaren Welt erzählen würde... die Legende von Darek und Shiva, und ihrer Suche nach dem Paradies aus Asche.

Kapitel 27 - Fans

Gunnar war gerade dabei, sich das Leben zu nehmen, als der Anruf kam.

Einen Moment lang überlegte er, ob es sich lohnte, den Strick noch einmal aus der Hand zu legen, den er gerade angestrengt auf Zehenspitzen stehend an einem der hohen Holzbalken an der Decke zu befestigen versuchte.

Abermals klingelte das Handy in seiner Hosentasche. Hätte er das verdammte Ding doch nur rechtzeitig ausgeschaltet!

Genervt stieg Gunnar schließlich von seinem abgewetzten Bürostuhl herunter, griff nach dem Telefon und nahm den Anruf entgegen, ehe noch irgendjemand Verdacht schöpfen und ihm vorzeitig die Polizei ins Haus schicken würde.

Wie sich herausstellte, war es Karl Hagens, der Geschäftsführer vom Verlag, bei dem Gunnar schon seit vielen Jahren als Autor unter Vertrag stand. Und natürlich wollte er wie jedes Mal wissen, wann denn nun endlich „Paradies aus Asche 4“ erscheinen würde... die langerwartete Fortsetzung von Gunnars dystopischer Endzeit-Saga, die ihm nicht nur ein volles Bankkonto, sondern auch mehrere renommierte Preise eingebracht hatte, unter anderem für das beste Jugendbuch 2012.

„Wir haben jetzt schon zweimal den Releasetermin verschoben.“, knurrte der Verlagstyp am anderen Ende der Leitung. „Wenn es diesen September wieder nichts wird, werden wir der Presse einiges zu erklären haben. Hören sie, Gunnar... sie sind nicht der erste Autor mit Schreibblockade, und sie werden auch nicht der letzte sein. Es gibt da gewisse neue Methoden, die...“

„Schreibblockade?“, unterbrach ihn Gunnar unwirsch. „Ich hab keine Schreibblockade! Das Schreiben klappt hervorragend. Es ist nur alles nicht würdig genug. Vielleicht hätten wir es doch einfach bei drei Teilen belassen sollen. Ich bin wirklich nicht sicher, ob ich die letzte Folge inhaltlich noch einmal toppen kann.“

„Aber es ist eine wahre Gelddruckmaschine!“, konterte Hagens so verständnislos, als habe Gunnar gerade vor seinen Augen einen Hundert-Euro-Schein angezündet. „Die Leute wollen unbedingt wissen, wie es mit Darek und Shiva weitergeht. Ich brauche ihnen nicht zu erzählen, wie viel Fanpost sie jeden Tag bekommen. Notfalls wird es halt ein bisschen schlechter als die letzten Teile, na und? Wer liest schon Buchkritiken... die wahren Fans werden trotzdem zu ihnen halten, wie sie es immer tun.“

„Natürlich.“, erwiderte Gunnar und fuhr sich genervt durch das müde, viel zu lang nicht mehr rasierte Gesicht. „Ich geb mein Bestes. Ich melde mich nächste Woche wieder.“

Dann legte er auf und schaltete den Apparat auf stumm.

„Fans“... dachte Gunnar verächtlich, während er den Blick durch seine schon seit längerem nicht mehr aufgeräumte Wohnung streifen ließ.

Fans waren wie Parasiten, die einen Künstler befielen, um sich in seinem Glanz zu sonnen. So ähnlich wie die Anhänger beim Fußball, die ihre Mannschaft anfeuerten und immer von „wir“ sprachen, wenn sie ihren Verein meinten. Aber auf dem Platz standen andere. Die Knochen brachen sich andere. Die Millionen sackten andere ein. Die Fans waren nur die Kulisse, vor der andere Menschen ihr Talent entfalteten... nichts weiter. Auch wenn sie sich selbst für ach so unverzichtbar hielten.

Man sollte Fans nicht überbewerten. Vor allen Dingen sollte man ihre Lobhudeleien nicht überbewerten. Davon war Gunnar felsenfest überzeugt. Denn wenn du dich irgendwann auf der Verliererstraße wiederfindest, gibt es plötzlich kein „wir“ mehr. Dann ist die Misere allein die Schuld der Spieler auf dem Platz, und die Fans sind fein raus und können dir noch Vorwürfe machen und dir deine Autogrammkarten und unterschriebenen Trikots ins Gesicht schleudern, weil du nicht gut genug gewesen bist, um die Champions League zu gewinnen. Gunnar musste beim Gedanken daran nur verbittert grinsen.

Drüben in der Ecke stand noch immer ein ganzer Wäschekorb voll mit ungelesener Fanpost. Ein paar dutzend Briefe und mehrere größere Pakete mit wer weiß was für einem Inhalt, die der Verlag wohl als zusätzliche Motivationshilfe pünktlich jeden Dienstag an ihn weiterleitete.

Anfangs hatte es Gunnar noch mit Stolz erfüllt, wenn ihm wildfremde Menschen schrieben, wie spannend sie seine Romane fanden... dass sie das letzte Buch in einer einzigen Nacht durchgelesen hätten, weil sie es nicht mehr weglegen konnten, oder dass sie in der Schule ein Referat darüber halten würden. Manche, meistens Mädels im Teenie-Alter, zeichneten auch mal mehr, mal weniger gelungene Interpretationen seiner Helden in allen möglichen und unmöglichen Situationen.

„Ihre Worte haben mir durch meine Schulzeit geholfen.“

„Ich wäre auch gern so cool wie Shiva.“

„Sie haben eine bewundernswerte Fantasie.“

Alles nett gemeint, zweifellos.

Doch keiner verstand die tiefe Einsamkeit, die eigentlich aus Gunnars Werken sprach. Keiner schien zu begreifen, dass es nicht die Freude am Schaffen war oder der Wunsch, anderen Menschen ein paar unterhaltsame Stunden zu bereiten, der Gunnar zur Feder greifen ließ, sondern die pure Verzweiflung darüber, dass sämtliche Menschen, die ihm wirklich etwas bedeuteten, nur in seinem Kopf existierten... und dass sich der einzige Ort, an dem er sich jemals zuhause gefühlt hatte, unerreichbar fern im Land der Träume befand.

Schon als Jugendlicher hatte sich Gunnar fremd gefühlt.

Fremd und verloren, so, wie man sich auf einer Party fühlte, wenn man zwar eingeladen worden war, aber außer dem ständig beschäftigten Gastgeber keinen der Anwesenden kannte. Und so stand man dann mal hier, mal dort mit am Tisch, betrieb ein bisschen Smalltalk, lachte, wenn die anderen einen Witz machten, und versuchte, so zu tun, als ob man irgendwie dazugehörte.

Aber man gehörte nicht dazu. Wenn man still war und nur höflich zuhörte, wurde man einfach ignoriert und stehen gelassen, als bestünde man aus Luft. Mischte man sich hingegen ein und machte sich so wichtig wie die anderen, trafen einen sofort die Blicke der Umherstehenden, die sich alle untereinander kannten und zu fragen schienen: Wer ist der Kerl? Warum quatscht der so viel? Was will der überhaupt hier?

Die gesamte Schulzeit war Gunnar wie eine solche niemals endende Party erschienen.

Er war nie wirklich allein gewesen, hatte immer irgendwo mitgemacht... und doch fühlte er sich immer nur wie ein Statist, wie ein austauschbarer Mitläufer, der tat, was die anderen taten, und witzig fand, was sie witzig fanden.

Wenn er dagegen versuchte, mal selbst die Richtung vorzugeben, selbst derjenige zu sein, dem die anderen nachliefen und über dessen Sprüche sie lachten, wurde Gunnar das Gefühl nicht los, dass irgendwas an ihm nicht stimmte... dass seine Witze nicht witzig genug waren, sein Atem nicht frisch genug, oder seine Nase zu schief. Irgendwie endete es immer so, dass er sich wie ein Freak fühlte und die anderen woanders hingingen. Ohne ihn. Dabei hatte sich der jugendliche Gunnar doch so sehr nach echten Freunden gesehnt... nach Freunden wie in den Büchern, die er schon als Zehnjähriger verschlungen hatte. Freunde, die sich Blutsbrüderschaft schworen, miteinander alle möglichen Abenteuer erlebten und gemeinsam auf beschwerliche Reisen gingen.

Aber niemand wollte mit Gunnar auf Reisen gehen. Jedenfalls niemand außer seinen Eltern. Und jeder Versuch Gunnars, solche Freunde zu finden, führte meistens nur zu heftiger Enttäuschung, wenn er mal wieder feststellen musste, dass jeder auf dieser Welt scheinbar schon dort war, wo er gerne sein wollte. Und selbst diejenigen, die es nicht waren, hätten einen Teufel getan, vor anderen Menschen zuzugeben, dass sie unglückliche Suchende waren, die sich nirgendwo so richtig zugehörig fühlen konnten. Niemand gab gern öffentlich zu, dass er unglücklich war, außer die paar Emos in Gunnars ehemaliger Klasse vielleicht, die aber ebenfalls bereits eine verschworene Gemeinschaft bildeten und keinen Bedarf an weiteren Neuzugängen in ihrer pseudoalternativen Emo-Clique zu haben schienen. Außerdem hörten sie grässliche Musik.

Und so war alles, was Gunnar während seiner Schulzeit fand, sogenannte „Kumpels“, mit denen man sich ab und zu mal unverbindlich zum Billardspielen treffen konnte, oder um am Wochenende gemeinsam einen drauf zu machen. Doch wann immer sich Gunnar mehr erhoffte... eine tiefere Verbundenheit, die zumindest ein bisschen an das heranreichen konnte, was er über Freundschaft in irgendwelchen Abenteuerromanen gelesen hatte, endete es meistens damit, dass er nächtelang vor dem Telefon verbrachte, um auf irgendeinen Anruf zu warten, der dann nie kam, weil der Terminkalender der anderen längst voll war... viel zu voll, als dass ein Freak wie Gunnar dort hineingepasst hätte.

Anfangs gab sich Gunnar noch selbst die Schuld dafür und glaubte, dass er einfach nicht gut genug war, um die hohen Ansprüche zu erfüllen, die seine Altersgenossen an ihre Freunde hatten.

Doch je mehr Enttäuschungen er erlebte und je mehr Absagen er bekam, desto klarer wurde ihm, dass es sich im Grunde genau umgekehrt verhielt. Es waren seine Ansprüche, die zu hoch waren.

Er erwartete von einer Freundschaft einfach mehr, als die in der heutigen Zeit lebenden Menschen zu geben bereit waren. Er erwartete, dass sie ihm einen so hohen Stellenwert in ihrem Leben einräumten, wie man vielleicht einem Menschen einräumen würde, mit dem man gemeinsam im Schützengraben an der Front gelegen hatte. Er sehnte sich nach einer Freundschaft, wie sie sich vielleicht zwischen zwei Schiffbrüchigen entwickeln würde, die beide gemeinsam auf einer einsamen Insel voller wilder Kreaturen gestrandet waren und nun gar keine andere Wahl hatten, als einander ihr Leben anzuvertrauen.

Aber Gunnars Mitschüler hatten immer eine Wahl. Sie hatten tausend verschiedene Wahlmöglichkeiten. Tausend potenzielle Freunde... immer die richtige Begleitung für den richtigen Anlass. Mit den Gutaussiehenden ging man am Wochenende in die Disco. Mit den Coolen schraubte man an seinem Mofa rum. Mit den Sportlichen ging man zum Kicken. Mit den Nerds traf man sich ab und zu zum Zocken.

Aber einen Freund für alles, einen, mit dem man alles teilen konnte und der somit auch alles von einem wusste, alle Schwächen kannte und jeden Makel... so etwas hatten im Grunde die Allerwenigsten.

Und anders als Gunnar schienen das die meisten seiner Altersgenossen auch nicht sonderlich zu vermissen. Immerhin mussten sie sich so auch nicht irgendeinem Menschen besonders verpflichtet fühlen... hatten sie doch ohnehin schon genug Verpflichtungen der Schule und ihrer Familie gegenüber. Wie ungleich praktischer war es da doch für den modernen Menschen, zumindest seine Freunde nicht ständig an der Backe zu haben, sondern sie ein- und ausschalten zu können, wie es einem gerade in den Kram passte. Es war wie eine stillschweigende Übereinkunft... ein ungeschriebenes Gesetz, das jeder unterzeichnet hatte, nur Gunnar nicht, weil er in dem Moment, als alle über dieses Gesetz beraten hatten, gerade mit Harry Potter und Ron Weasley im Gryffindor-Schlafsaal lag, oder mit Robin Hood und seinen Getreuen die Wälder unsicher machte.

Auch nach der Schule bekam Gunnar lange Zeit keinen Fuß auf den Boden.

Er schlug sich in allen möglichen Jobs durch, versuchte sich als Computerverkäufer, arbeitete im Marketing-Bereich, im Callcenter und als Nachtwächter, der durch die im kalten Neonlicht erstrahlenden Industrieanlagen seiner Heimatstadt patrouillierte.

Doch dieses Gefühl, nirgendwo wirklich dazuzugehören... der eine überflüssige Partygast zu sein, auf den alle problemlos verzichten konnten... dieses Gefühl ließ sich einfach nicht abschütteln, und schien sich wie ein roter Faden durch Gunnars gesamte Existenz zu ziehen.

Im Grunde wollte ihn doch niemand in dieser Welt um seiner selbst Willen haben.

Man wollte höchstens seine Arbeitskraft, man wollte seine Zeit... manchmal wollte man ihn auch wegen seinen kreativen Ideen.

Doch letztlich ging es anderen immer nur darum, ihn für ihre eigenen Zwecke benutzen zu können... so, wie man einen teuren Apparat benutzte, den man stundenweise mietete, und

von dem man erwartete, dass er funktionierte und immer aufgeladene Batterien dabei hatte.

Der Mensch dahinter war irrelevant.

Seine Sehnsucht war irrelevant.

Und wenn sich Gunnar einfach an Ort und Stelle aufgelöst hätte... wenn er einfach spurlos vom Angesicht der Erde verschwunden wäre...so standen doch sofort hundert andere Leute parat, um seinen Platz einzunehmen, seine Uniform überzustreifen und den Job mindestens genauso gut auszuführen wie er, wenn nicht sogar noch besser, weil sie motivierter waren und weniger über alles nachgrübelten.

Gunnar hingegen grübelte ständig. Über seinen Platz in der Welt, den er nie gefunden hatte. Über die Menschen an seiner Seite, die er nie gefunden hatte. Und über die Gesellschaft, in deren Anforderungsprofil er einfach nicht hineinzupassen schien.

Wenn Gunnar anderen Menschen begegnete, schloss er sie entweder sofort in sein Herz, oder sie waren ihm reichlich egal. Aber er fand nie einen gesunden Mittelweg zwischen den beiden Extremen... diese schizophrene Mischung aus Interesse und Distanz, aus Wunsch nach sozialer Interaktion und Privatsphäre, die die meisten von Gunnars Mitmenschen in Perfektion zu beherrschen schienen.

Für sie war es normal, sich höflich die Hand zu schütteln und so zu tun, als ob man gemeinsame Interessen hatte, obwohl man sich eigentlich nur gegenseitig übervorteilen wollte.

Für sie war es normal, gesellig zu sein und auf andere Menschen zuzugehen, aber doch gleichzeitig stets einen gewissen Abstand zu ihnen zu wahren, weil nunmal jeder eine Maske trug, und keiner hinter die Maske des jeweils anderen schauen durfte.

Jeder kannte die Spielregeln. Die Spielregeln sozialer Interaktion. Als ob das zwischenmenschliche Miteinander in dieser Welt nur noch eine Frage der Etikette war... wie ein Tanz, der aus einer komplexen Schrittfolge bestand, und den sie alle auf der Bühne des Lebens aufführten. Und wenn du an der Reihe bist, und du machst nicht den Schritt, der als nächstes vorgegeben ist und den sie alle von dir erwarten, dann werden sie dich „Trampel“ nennen oder „Verrückter“, um danach dann lieber ohne dich weiter zu tanzen. So war es zumindest Gunnar etliche Male ergangen... Gunnar, der eigentlich gar nicht tanzen wollte, sondern echt sein.

„Du tanzt nicht richtig!“, schienen ihm die anderen Menschen zuzurufen. „Du trägst deine Maske nicht ordentlich! Man kann noch durch sie hindurchsehen auf dein wahres Ich. Runter von der Bühne mit dir! Du störst unsere Zeremonie. Du verletzt die überlieferte Etikette.“

Vielleicht bildete sich Gunnar alles nur ein. Vielleicht litt er an irgendeiner autistischen Störung. Vielleicht war er auch einfach nur verrückt.

Aber aus Gunnars Perspektive erschien es eher so, als ob der ganze Rest der Welt verrückt geworden war.

Und mit jeder weiteren Make-Up-Schicht, die sie auf ihren Gesichtern auftrugen, mit jedem neuen Jahr, jedem neuen Job, jeder weiteren Maske, mit jedem neuen Fetzen Stoff, mit dem sie ihre Fassade beklebten, wurde es immer bekloppter.

So kam es, dass Gunnar immer zynischer wurde und die moderne Zivilisation für das, was sie aus den Bewohnern dieses Planeten gemacht hatte, zunehmend zu verachten begann.

Er fing an, den Verfall willkommen zu heißen... Freude daran zu empfinden, wenn etwas in Trümmer fiel... wenn das Chaos in der heilen Welt Einzug hielt, und hinter dem schönen Schein, hinter den glänzenden Fassaden und Masken, endlich der wahre, oft nicht besonders vorteilhafte Kern der Menschen zum Vorschein kam.

Vielleicht hatte Gunnar auch deshalb seit jeher ein Faible für dystopische Endzeit-Filme wie "Mad Max", "A Boy and His Dog" oder "Super Gau-Terminator" gehabt... Filme, in denen die Welt Opfer einer globalen Katastrophe oder eines verheerenden Krieges geworden war und nur noch das nackte Überleben zählte.

Gunnar hatte sich oft gefragt, was wohl passieren würde, wenn von heute auf morgen alles weg wäre, was die heutige Zivilisation ausmachte. All ihre schönen Fassaden, all ihre Annehmlichkeiten... aber auch all ihre Ketten, durch die die Menschen gebunden waren, und denen sich längst niemand mehr entziehen konnte. Diese Ketten aus Moral und Anstand. Diese Ketten aus Tradition und antrainierten zwischenmenschlichen Verhaltensmustern, die die Menschen dazu brachten, alle den gleichen, belanglosen Tanz aufzuführen.

Denn nur, wenn die Ketten der Zivilisation fielen... wenn dein Tanzstil und deine Maske keinerlei Bedeutung mehr hatten, und es niemanden mehr kümmerte, wie teuer deine Kleider waren, sondern nur noch, ob du stark genug warst, um zu verhindern, dass sie dir die anderen vom Leibe rissen... nur dann würde sich zeigen, aus welchem Holz du wirklich geschnitzt warst.

Würdest du dein Leben riskieren für deine Freunde? Oder wärst du ein Egoist, der sich aus dem Staub macht, sobald er nicht mehr von ihnen profitiert?

Würdest du plündern, vergewaltigen und morden, wenn es keine Polizei mehr gäbe, keine religiösen, moralischen Sittenwächter und keine sonstigen Instanzen, die dich daran zu hindern vermochten? Oder würdest du trotzdem darauf verzichten, aus deinem eigenen, selbst entwickelten Moralverständnis heraus?

Gunnar war überzeugt davon, dass sich ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung in einer solchen Welt einfach all das, was sie begehrten, mit Gewalt holen würde.

Gunnar fand das nicht unbedingt gut, denn er war kein besonders gewalttätiger Mensch. Aber es war wenigstens ehrlich.

Ehrlicher als alles, was sie heute taten... ehrlicher, als einen Anzug zu tragen und wohlhabenden Leuten in den Hintern zu kriechen, obwohl man eigentlich nur an deren Geld wollte. Ehrlicher, als in den sozialen Netzwerken tausend Freunde um sich zu scharen und jeden Tag ein neues Selfie reinzustellen, obwohl man eigentlich nur jemand zum Bumsen suchte.

Gunnar gefiel die Vorstellung einer Welt, in der jeder das ausleben konnte, was seiner wahren Natur entsprach. Ohne vorher dafür erst einen Schauspielkurs besuchen zu müssen, und ohne den ganzen überflüssigen Tand. Reduktion auf das Wesentliche... auf das, was übrig blieb, wenn alle anderen äußeren Einflussfaktoren wegfielen.

Die Autoschrauber-Fraktion würde in einer solchen Welt nicht länger zur Schule oder zur Arbeit gehen müssen, sondern könnte einfach nur grunzend und mit dröhnendem Motor durch die Lande fahren, immer auf der Suche nach Spirit und neuen Ersatzteilen, die sie dann in ihrer Höhle zu einem Altar aufschichten und anbeten konnten wie einen Gott aus Chrom.

Die Sadisten bräuchten sich nicht länger als biedere Spießler zu verkleiden, sondern könnten einfach in aller Öffentlichkeit in Lack und Leder rumlaufen und ihre angeketteten Opfer mit einer Peitsche vor sich herreiben.

Die Nazis könnten sich eine Burg aus tausendjährigem Schrott bauen und darin ihr langersehntes viertes Reich errichten... die Islamisten könnten ihre Frauen in schwarze Leichensäcke einhüllen, und die Frauen, die auf sowas keinen Bock hatten, könnten ihren Peinigern den Schwanz abschneiden und dann zu feministischen Amazonen-Kriegerinnen werden und eine matriarchalisch geführte Kommune gründen.

Die, die einfach nur in Frieden leben wollten und dafür auch bereit waren, allerlei faule Kompromisse einzugehen, könnten sich einer von unzähligen Gemeinschaften anschließen, einer friedlichen oder einer kriegerischen, mussten sich dann aber auch an deren seltsame Regeln und Rituale halten... ganz so, wie sie es heute ja auch taten. Oder man machte sich eben seine eigenen Gesetze, lebte wie ein einsamer Wolf, und würde sich dann aber auch nicht länger darauf verlassen können, dass andere für einen die Drecksarbeit erledigten.

Dass es in der Realität wohl eher so ablaufen würde, wie es immer ablief seit tausenden von Jahren, und dass die Gesetze der sozialen Evolution auch vor einer kaputten Endzeitwelt nicht halt machen würden, war Gunnar natürlich durchaus bewusst.

Die kleinen, unabhängigen Städte und Gemeinschaften würden innerhalb kürzester Zeit geschluckt werden von ein paar wenigen, nimmersatten Herrschern, die sich zum König eines Landes oder am besten gleich zum Kaiser der gesamten Welt machen wollten und sich nicht mit weniger begnügen würden. Und von den vielen Religionen und Weltanschauungen würden sich rasch wieder eine oder zwei durchsetzen, die alle anderen unterdrückten, weil sie besonders dominant auftraten oder am Fanatischsten missionierten.

Alle schwachen und kleinen Gemeinschaften würden sich, um ihr Überleben zu sichern, wieder einer größeren Nation anschließen und sich deren Gesetzen unterordnen müssen... und früher oder später wären sie wieder alle genauso gleichgeschaltet wie heute, und in jeder Stadt vom Nordkap bis Madagaskar würden wieder ganz ähnliche Regeln und Moralvorstellungen gelten.

Da machte sich Gunnar keine großen Illusionen. Doch ob es wirklich realisierbar war oder nicht, kümmerte Gunnar auch reichlich wenig, da er ja ohnehin nicht über die Möglichkeiten verfügte, um irgendwas am Ist-Zustand dieser Welt zu verändern.

Ihm gefiel einfach nur der Gedanke, dass die menschliche Zivilisation vielleicht auch ganz anders aussehen könnte, vielfältiger und fantasievoller, wenn die Verheerung und das Chaos nach der globalen Katastrophe nur groß genug waren, so dass keine einzelne Gruppierung und keine einzelne Religion mehr eine solche Übermacht aufbauen konnte, um alle anderen zu unterjochen.

Und so begann Gunnar irgendwann damit, sich Geschichten auszudenken und niederzuschreiben... mehr als Trost für sich selbst, und um etwas zu haben, woran er sich festhalten konnte, als dass er ernsthaft geglaubt hätte, dass es irgendwen in der Welt da draußen interessieren würde.

Es schrieb über seine Vorstellungen einer idealen Freundschaft. Über Menschen, die in einander mehr sahen als nur eine Möglichkeit, gemeinsam am Wochenende ein bisschen

Spaß zu haben... über Menschen, die einander so dringend brauchten, dass sie ohne einander gar nicht überlebensfähig gewesen wären.

Und natürlich spielten diese Geschichten in einer vom Dritten Weltkrieg nahezu komplett zerstörten Endzeit-Welt, in der keine der alten Strukturen heilgeblieben waren, und daher auch nichts unmöglich erschien.

Gunnar schrieb wie ein Besessener Kapitel um Kapitel, so als ob er allein durch die Macht seiner Worte alles um sich herum zum Einstürzen bringen konnte. Und in gewisser Weise gelang ihm dies auch tatsächlich... denn während er schrieb, vergaß er die letzten sozialen Kontakte, die er noch hatte, verscherzte es sich mit seinen Eltern, schmiss seinen verhassten Job hin und fuhr alles an die Wand, was in seinem Leben noch den Hauch einer Bedeutung besaß.

Alles, was für Gunnar noch zählte, waren die leeren Seiten, die sich durch seine Worte allmählich zu einer Geschichte formten... zu der Geschichte von den zwei Freunden Darek und Shiva, und ihrer Suche nach dem Paradies.

Es war der pure Zufall, dass Gunnar im Zug, während er gedankenversunken an seinem Werk arbeitete, die Bekanntschaft des Verlegers Karl Hagens machte. Hagens war immer auf der Suche nach hoffnungsvollen Nachwuchsautoren und beklagte schon seit längerem, dass es dem schriftstellerischen Nachwuchs in Deutschland bei aller Qualität an echter Leidenschaft und dem nötigen Fanatismus mangelte, den es brauchte, um eine Geschichte nicht einfach nur zu erzählen, sondern sie unter den Augen des Lesers wahrhaft lebendig werden zu lassen.

Als Hagens Gunnar bemerkte, wie er der Welt entrückt die Geschichte von Darek und Shiva in seinen Laptop hackte und nichts um sich herum mehr wahrzunehmen schien, sprach er ihn schließlich an.

Sie kamen ins Gespräch, Hagens überflog mit zunehmender Faszination einige der Seiten von Gunnars Manuskript, und spendierte Gunnar daraufhin ein paar Schnäpse in einer Bar in der Nähe des Bahnhofs... und noch ehe der Abend zu Ende ging, hatte Gunnar auf einmal einen vorläufigen Autorenvertrag in der Tasche.

Nicht, dass es ihm besonders wichtig gewesen wäre, da er anders als der euphorische Verleger sowieso nicht so recht an die Erfolgsaussichten seines Geschreibsels glauben wollte... doch das Geld konnte Gunnar ganz gut gebrauchen, um die Schulden bei seinem Vermieter zu begleichen.

Er gab sich den Künstlernamen Gunnar Mageddon, da ihm Gunnar Maier schon seit jeher viel zu langweilig erschienen war, und verbrachte die folgenden Monate damit, seinem Erstlingswerk gemeinsam mit den Lektoren des Verlags den letzten Feinschliff zu verleihen, ehe der Roman dann mit großem Werbeaufwand auf der Frankfurter Buchmesse der breiten Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Es war die Zeit, als dystopische Jugend-Romane wie „Die Tribute von Panem“ oder „Die Bestimmung“ gerade Hochkonjunktur hatten und ein jeder Verlag versuchte, auch seinen eigenen Roman-Zyklus an Land zu ziehen, um die immer größer werdende Zielgruppe zu bedienen.

Da kam Gunnars „Paradies aus Asche“ gerade recht. Und weil sein Stil anders war als der der Konkurrenz... roher, gewalttätiger, nicht so geschliffen und kommerzialisiert... wurde der erste Roman schließlich auch ein beachtlicher Erfolg und heimste mehrere Preise ein,

löste allerdings auch den einen oder anderen Eklat aus, da besorgte Eltern und Pädagogen die darin beschriebene Gewalt und sexuelle Abartigkeiten kritisierten, die sie für einen Jugendroman für völlig unangemessen hielten.

Doch all dies war kalkulierte Provokation von Karl Hagens, der genau wusste, was der verknocherten deutschen Literaturlandschaft fehlte... nämlich ein Freak wie Gunnar... ein Freak, der nicht ins Feuilleton wollte, sondern schrieb, um zu überleben.

Und so feierte Hagens' Verlag mit „Paradies aus Asche“ und den beiden Nachfolge-Werken Erfolg um Erfolg... und Gunnar bekam nicht nur die so lange vermisste Aufmerksamkeit, sondern vor allem auch etwas, was er zuvor nie für möglich gehalten hätte... Fans. Eine Weile genoss er es regelrecht, das neue Enfant Terrible der deutschen Literaturszene zu sein, einen unfreundlichen Spiegel-Reporter mit einem seiner Bücher zu verprügeln und daraufhin wochenlang in den Nachrichten zu stehen.

Er genoss es, dass es auf einmal tatsächlich Menschen gab, die sich für seine Meinung interessierten, als ob er in all den Jahren zuvor nie eine besessen hätte.

Aber irgendwann realisierte Gunnar, dass er im Grunde in keinsten Weise vorangekommen war. Er war der Welt der Fassaden und Masken nicht entkommen, sondern einfach nur aufgestiegen... von der unteren Ebene in eine der höheren, auf der man sich keine Gedanken mehr über seine Maske zu machen brauchte, weil man immer genügend Handlanger um sich herum hatte, die diese Aufgabe für einen übernahmen.

Auf einmal waren da Berater, die einem erzählen wollten, was man zum Presseball anziehen sollte, und von wem man sich mit welchem Gesichtsausdruck fotografieren zu lassen hatte...

Medienprofis, die für einen täglich die Facebookseite und das Instagram-Profil aktualisierten, damit die Zielgruppe den Eindruck bekam, dass man sich ganz doll für sie und ihre Likes interessieren würde... und kistenweise Fanpost von Menschen, die im Grunde nicht das Geringste verstanden hatten, aber dennoch fest davon überzeugt waren, dass man diese spannenden Geschichten nur geschrieben hatte, um sie zu bespaßen und ihnen auf dem beschwerlichen Weg von der Pubertät ins Erwachsenenalter ein bisschen geistige Nahrung zu liefern, damit sie sich ein klein wenig rebellischer und unangepasster fühlen konnten als jene, die die Bücher von Gunnar Mageddon nicht in ihrem Regal stehen hatten.

Doch echte Freunde... echte Freunde hatte Gunnar der Ruhm nicht gebracht. Im Grunde war er noch genauso einsam wie eh und je. Nur dass jetzt wesentlich häufiger das Telefon klingelte.

Einen Moment lang überlegte Gunnar, ob er endlich mit dem Binden des Knotens fortfahren sollte, oder ob es lohnenswert wäre, zuvor noch einen letzten Blick in die Nachrichten seiner „Anhänger“ zu werfen... als weitere Bestätigung dafür, dass er in dieser Welt fremd war und immer fremd sein würde, ganz egal, wie sehr sie ihn auch für seine Werke in den Himmel loben mochten.

Er entschied sich für Letzteres und schlappte unmotiviert hinüber zu dem bis an den Rand gefüllten, kornblauen Wäschekorb.

Dann griff er wahllos hinein und förderte als erstes ein braunes Päckchen zu Tage, auf dem als Absender „Maximilian Greiner“ stand.

„Ah... Maximilian...“, dachte Gunnar gedankenversunken.

Maximilian, ein ziemlich schüchterner, verträumt wirkender junger Mann, war unter all seinen Fans noch einer derjenigen, die am ehesten den tieferen Sinn seiner Werke und die dahintersteckende Verzweiflung zu begreifen schienen.

Einmal, am Rand einer Lesung, war er mit dem jungen Mann mit den ungekämmten, wild ins Gesicht hängenden Haaren, der ihm regelmäßig seit mehreren Jahren Briefe schickte, dann auch persönlich ins Gespräch gekommen.

„Du siehst ein bisschen aus wie Shiva.“, hatte Gunnar überrascht festgestellt, nachdem ihm Maximilian zum wiederholten Mal versichert hatte, wie sehr ihn jedes einzelne Wort des Autors tief im Herzen berührte. „Du siehst aus wie er... und du scheinst es verstehen zu können, was ich fühle. Vielleicht...“

Gunnar hatte einen Moment gezögert, weil es normalerweise nicht seine Art war, im Kontakt mit einem Fan so persönlich zu werden, schon gar nicht mit einem deutlich jüngeren... entschied sich dann aber doch dazu, um sich nicht hinterher vorwerfen zu müssen, eine sich bietende Gelegenheit verpasst zu haben.

„Vielleicht sollten wir uns mal näher kennenlernen, du und ich... vielleicht sind wir ja füreinander bestimmt, so wie Darek und Shiva?“

Der arme Maximilian schien mit dem Angebot etwas überfordert zu sein. Vielleicht wusste er auch nicht, ob er diese Äußerung seines großen Vorbilds nun ernst oder ironisch auffassen sollte, oder ob es vielleicht gar eine unterschwellige sexuelle Anmache war.

Aber dann sagte er leise, fast entschuldigend:

„Ich mag sie sehr, Herr Mageddon... wegen ihrer Worte. Aber ich hab seit diesem Sommer eine Freundin, verstehen sie? Und das Studium fordert meine ganze Aufmerksamkeit. Ich meine... da ist so vieles in meinem Leben, um das ich mich kümmern muss. Ich könnte sie wohl kaum die ganze Zeit auf meinen Schultern herumtragen, wie Shiva es mit Darek tat.“ Er lächelte, und Gunnar lächelte kalt zurück.

„Deshalb bin ich der Schriftsteller und du der Fan.“, sagte Gunnar dann noch, als sie sich zum Abschied die Hände reichten. „Weil du mich nicht herumtragen willst, sondern lesen.“ „Oh ja, ich lese ihre Bücher wirklich gerne!“, versicherte ihm Maximilian noch einmal, ohne zu ahnen, wie sehr er Gunnar mit seiner Absage verletzt hatte... hatte er ihm doch nur ein weiteres Mal bestätigt, dass da eine unsichtbare Grenze existierte zwischen Fiktion und Wirklichkeit, und dass alles, worüber Gunnar schrieb und wonach er sich sehnte, nur im Reich der Fiktion von Bedeutung war, während es im realen Leben auf ganz andere Dinge ankam.

Halbwegs interessiert öffnete Gunnar das Paket des jungen Mannes, nur um ein in einen kitschigen Rahmen gefasstes Hochzeitsfoto herauszuziehen.

Darauf zu sehen war Maximilian in einem spießigen schwarzen Anzug und artig frisierten Haaren, so weit weg vom wilden Shiva, wie er es nur irgendwie sein konnte... an seiner Seite eine glücklich lächelnde Frau in weißem Kleid und Blumenstrauß in den Händen.

„Sehr geehrter Herr Mageddon...“, stand auf einem beigefügten Zettel geschrieben. „Emma und ich haben jetzt geheiratet. Und wir planen, bald eine Familie zu gründen. Vielleicht werde ich nicht mehr die Zeit haben, jedes ihrer neuen Bücher zu lesen. Aber ich möchte sie an dieser Stelle nochmal wissen lassen, wie viel mir ihre Worte in schwieriger Zeit bedeutet haben.“

Nur durch sie konnte ich das werden, was ich heute bin.“

„Schön für dich, Junge.“, murmelte Gunnar und starrte ein wenig ratlos auf das Bild in seinen Händen. Was sollte er jetzt Maximilians Meinung nach damit machen? Es über seinen Kamin hängen? Sich freuen, dass seine Fans nicht die gleiche Einsamkeit verspüren mussten wie er selbst, und seine Bücher lediglich als Ersatzbefriedigung konsumierten, bis sie endlich ihre Pubertät überwunden hatten?

Ungehalten schleuderte Gunnar das Bild quer durch den Raum, wo es an der anderen Seite der Wand abprallte und in unzählige Scherben zersprang.

„Fahr zur Hölle, Maximilian! Kein Mensch interessiert sich für Emma!“

Frustriert griff Gunnar abermals in den Wäschekorb und zog einige Briefe und Postkarten heraus.

Autogrammwünsche...

Autogrammwünsche...

Und noch mehr Autogrammwünsche.

Manche Leute verwechselten Künstler wohl mit einem Dienstleistungs-Automaten, dem man nur irgendetwas entgegenstrecken musste, egal ob Buchumschlag, Fotoalbum oder Unterhose, damit er dann mit einem freundlichen Lächeln die ewig gleichen Linien darauf eingravierte.

Gunnar hatte sich nur ein einziges Mal zu solch einer Signatur-Veranstaltung überreden lassen, damals, als sie sein Erstlingswerk auf der Buchmesse vorgestellt hatten.

Danach hatte er sich wie eine durchgebumste Nutte gefühlt und erstmal zwei Stunden in der Dusche verbracht. Es war der Moment, in dem er realisierte, dass er auf dem besten Weg war, der neueste Popstar des Literaturbetriebs zu werden, der wohl bald darauf als junger, dynamischer Vorzeige-Intellektueller durch die Talkshows des Landes tingeln würde, um zusammen mit irgendwelchen Politikern, denen Shiva einfach nur lässig den Schädel gespalten hätte, auf einem Sofa zu hocken und gut gelaunt über jedes Thema zu palavern, das von den nach Einschaltquoten gierenden Medien gerade breitgetreten wurde.

Nein, so wollte Gunnar nicht enden... und so hatte er es sich irgendwann angewöhnt, zu allen Fans und sonstigen freundlich an ihn herantretenden Menschen, die sich gerne in seinem Licht sonnen wollten, lieber eine gewisse Distanz zu wahren, auch wenn ihm das von Kritikern oder enttäuschten Anhängern dann gerne mal als Arroganz ausgelegt wurde. Was sich im Nachhinein als eine ziemlich gute Entscheidung herausstellte, zumal mit zunehmendem Bekanntheitsgrad auch die Zahl der Menschen zu wachsen schien, die ihn als seelischen Mülleimer missbrauchen wollten, indem sie ihm ungefragt von irgendwelchen Krankheiten oder ihren Beziehungsproblemen erzählten.

Mal ganz abgesehen davon, dass Gunnar seine Beziehungsprobleme grundsätzlich dadurch zu lösen pflegte, dass er einfach fortging und sich was Neues suchte, sobald es in einer Beziehung Probleme zu geben begann, und er nicht so recht nachvollziehen konnte, warum das nicht jeder andere freie, vernunftbegabte Mensch genauso handhabte... es war ihm auch schon rein zeitmäßig längst nicht mehr möglich, all diese Briefe zu beantworten, so dass er irgendwann dazu übergegangen war, nur noch dann eine Antwort zu verfassen, wenn ihn ein Schreiben wirklich berührt hatte... oder wenn ihm jemand all zu sehr auf die Nerven ging.

So wie dieser eine Freak neulich, der ihm über einen Monat hinweg nahezu jeden Tag einen neuen Brief zukommen ließ, was dann dazu führte, dass jede Woche gleich sieben Stück von ihm im blauen Wäschekorb lagen. Dabei schien der Typ nichtmal richtig Deutsch zu können, denn seine Briefe strotzten nur so vor Rechtschreibfehlern und grammatikalischen Unzulänglichkeiten.

Dennoch war er wohl der festen Meinung, Gunnar persönlich treffen zu müssen und unbedingt dessen Privatadresse haben zu wollen.

„Wo du wohnen? Ich wie Shiva.“, schrieb er beispielsweise. Und unterzeichnete seine Briefe sogar so: „Dein Shiva.“

„Deine Bücher gut. Ich alle gelesen. Ich alles tun für dich. Bitte du sagen mir wo du wohnen und ich kommen dich besuchen. Wir können Freunde sein wie Darek und Shiva. Ich alles tun für dich. Ich töten für dich. Töten wen? Du sagen, ich machen!“

Gunnar wusste nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte.

Aber es war ganz offensichtlich, dass ihn da jemand auf den Arm nehmen wollte. Vielleicht ein Spaßvogel vom Verlag, oder einer dieser Trolle aus dem Internet, die, seit er in den Bestsellerlisten geführt wurde, scheinbar den ganzen Tag lang nichts Besseres zu tun hatten, als sich in irgendwelchen Netzkolumnen und Youtube-Videos über seine Bücher lustig zu machen.

Als der Typ dann irgendwie auch noch seine private Emailadresse rausgefunden hatte und ihm auch darüber Nachrichten zukommen ließ, wurde es Gunnar zu bunt... und als er gerade innerhalb einer Stunde eine ganze Flasche völlig überkauften Wein geleert hatte, ließ er sich dazu hinreißen, auf die letzte Email zu antworten und seinen ganzen Frust in diese Worte zu packen.

„Hör zu, wer immer du auch bist! Du bist nicht Shiva. Shiva ist nur in meinem Kopf. Du willst also alles machen, was ich sage? Würdest du auch von einer Brücke in den Tod springen, ja? Oder dir drei Finger abhacken, so wie es Shiva für Darek getan hat, um damit die Wüstenpiraten zu beeindrucken, die seinen Freund ansonsten in den tödlichen Treibsand geworfen hätten?

Würdest du so weit gehen für einen Freund? Nein? Siehst du, genau das ist der Grund, warum die modernen Menschen gerne fiktive Werke konsumieren. Weil darin Dinge passieren, die in ihrer Realität unmöglich wären.

In der Realität gibt es solche Freundschaften nämlich nicht.

Tut mir leid, dass ich dich enttäuschen muss. Aber glaub mir, genauso wenig wie du drei Finger für mich opfern würdest, würde ich es für dich tun oder sonst irgendjemand für irgendjemand anderen in dieser Welt.

Die Freundschaft zwischen Shiva und Darek... vermutlich kann sie gar nicht funktionieren in einer Welt wie der unseren. Weil Menschen tausend Dinge haben, an denen sie hängen... ihre Musik, ihre Kleider, ihren Job, Religion, Familie, Filme, Bücher, all das... vermutlich muss man in einer total kaputten, abgefackten Endzeitwelt leben, frei von jeglicher Ablenkung und besseren Alternativen, so wie Shiva und Darek, dass man sich so dermaßen einem anderen Menschen anvertrauen kann.

Ich sag nicht, dass ich es gut finde, dass es so ist. Aber das ist die Realität. Finde dich damit ab, dass wir in einer Welt leben, in der sich niemand für einen anderen opfern oder

selbstverstümmeln würde, wie es die Helden in irgendwelchen Filmen oder Büchern tun. Finde dich damit ab... oder du bist irgendwann genauso am Arsch wie ich!“

Als er am nächsten Tag wieder nüchtern war, bereute es Gunnar wahnsinnig, diese Worte tatsächlich abgeschickt zu haben... weniger aus Angst, einen treuen Fan mit dieser ernüchternden Antwort bitter enttäuscht zu haben, sondern eher aus der Befürchtung heraus, dass irgendwelche Internettrolle diese Email genüsslich veröffentlichen würden, um sich darüber zu amüsieren, dass sie den berühmten Autor tatsächlich dazu gebracht hatten, ihre Trollaktion ernst zu nehmen.

Doch nichts dergleichen geschah. Und da seit jener Aktion auch keine weiteren Briefe und Mails von dem verrückten Fan mehr kamen, ging Gunnar davon aus, dass seine Reaktion wohl doch nicht so komplett verkehrt gewesen war.

Oder hätte er vielleicht netter sein sollen? Immerhin war das zur Abwechslung ja mal jemand, der die Bücher wirklich ernst zu nehmen schien, und der anders als dieser Maximilian nicht so klar zwischen Realität und Fiktion unterschied.

Andererseits lag das vermutlich nur daran, dass der Typ einfach geistig behindert war, oder seiner Ausdrucksweise nach zu urteilen auf jeden Fall nicht gerade die hellste Leuchte unter der Sonne.

Vielleicht, überlegte Gunnar, war es auch ein Fehler gewesen, überhaupt jemals Dareks und Shivas Geschichte zu Papier zu bringen und damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Hätte er seine Visionen doch einfach für sich behalten... er wäre genau da, wo er jetzt auch war. Nur ohne diesen verdammten Wäschekorb.

Und ohne so viele Missverständnisse zwischen ihm und den Menschen, die seine Werke konsumierten wie ein Haufen blinder Bettler, die einen großen Elefanten betatschten.

Der eine bekam nur das Bein zu fassen und rief stolz „Ich weiß, was das ist. Das ist ein Stück Leder! Ich hab ne Couch!“

Ein anderer berührte den Rüssel und sagte: „Blödsinn. Das ist ganz klar ein Schlauch!“

Ein anderer bekam den Schwanz zu fassen und rief laut „Ich hab nen Schwanz! Das ist ein Schwanz!“

Und der Sehende stand daneben und sagte „Nein, das ist ein verdammter Elefant, ihr Idioten. Ein Elefant! Kapiert ihr das nicht?“

Vielleicht waren manche Visionen einfach nicht dazu bestimmt, geteilt zu werden.

Vielleicht sollte jeder seine eigenen haben... und keiner mit den Dingen, die nur er selbst sehen konnte, bei seinen Mitmenschen hausieren gehen.

Frustriert griff Gunnar einen weiteren Brief heraus.

Diesmal enthielt er keinen Autogrammwunsch, sondern ein handgeschriebenes Manuskript... gut zwanzig Seiten in einer ziemlich kleinen, schwer leserlichen Schrift, mit der Bitte, es zu lesen und bei Interesse an den Verlag weiterzuleiten.

„Warum schicken die das zu mir?“, fragte sich Gunnar kopfschüttelnd. „Die sind doch der verdammte Verlag!“

Doch die vom Verlag konnten ja im Grunde gar nicht wissen, was sich in dem Brief befand, weil sie ihn nicht geöffnet hatten.

Gunnar überflog kurz die ersten paar Absätze... es war irgendwas mit Vampiren, Werwölfen und einem jungen Zauberer. Las sich wie kindische Fanfiction, eine Mischung

aus Twilight und Harry Potter. Nichts, was ihn so sehr gefesselt hätte, dass er deshalb sein längst überfälliges Rendezvous mit dem Strick noch weiter aufschieben wollte.

„Hier passiert nichts Aufregendes mehr. Bringen wir es endlich hinter uns...“, dachte Gunnar und wollte schon aufstehen, um zurück zum Stuhl zu gehen, als sein Blick auf ein leicht verdecktes Päckchen fiel, das die Post wohl ziemlich schlecht behandelt haben musste, da sich einige Flecken darauf befanden und es insgesamt in einem recht verknautschten Zustand war.

Routinemäßig schaute er auf den Absender... aber da stand nur „Shiva“.

Gunnar fragte sich, ob es wohl derselbe war von neulich... der, von dem er schon glaubte, ihn mit seiner schroffen Antwort endgültig abgeschreckt zu haben.

Und auch wenn ihm eine innere Stimme riet, das Päckchen besser nicht zu öffnen, weil von dem Typen garantiert nichts Vernünftiges zu erwarten war, überwog dann doch seine Neugier, so dass er es schließlich unsanft entzwei riss.

Zunächst sah Gunnar nur eine verknitterte Alufolie. Mehrere Schichten Folie, um genau zu sein... und je mehr Schichten von der Folie er entfernte, umso mehr machte sich ein unangenehmer, fauliger Geruch in Gunnars Nase breit.

Gunnar hatte schon einmal von irgend so einem Witzbold ein Paket bekommen, in das jemand sein Erbrochenes gesteckt hatte, oder nasses Hundefutter, das wie Erbrochenes aussah und auch so roch. Darin befand sich ein Zettel, auf dem stand: „Unsere Meinung zu ihrem Werk“.

Die vom Verlag meinten nur, das seien vermutlich irgendwelche radikalen Tierschützer gewesen, die nicht damit klarkamen, dass die Protagonisten in Gunnars Endzeitwelt Hunde und Katzen verspeisten. Und sie baten Gunnar bei der Gelegenheit auch gleich noch darum, in zukünftigen Werken diese expliziten Beschreibungen doch vielleicht einfach zu unterlassen, da die Vegetarier eine wichtige Zielgruppe seien, die man auf keinen Fall vor den Kopf stoßen dürfe.

Aber natürlich war Gunnar stur geblieben und hatte den Verlagsheinis klipp und klar gesagt, dass er weder Literatur für Fleischfresser noch Literatur für Vegetarier machen würde, sondern dass es in seinen Büchern eigentlich um etwas völlig anderes ging, und dass er die Idioten, die das nicht kapierten, überhaupt nicht in seiner Zielgruppe haben wollte. Und da der Verlag im Allgemeinen recht gut an Gunnars Fantasien verdiente, gaben sie sich dann auch mit dieser Antwort zufrieden und kümmerten sich um die Entsorgung der Kotze.

„Herrgott, lass es einfach liegen!“, dachte sich Gunnar angewidert, als er die nächste Schicht Folie entfernt hatte und darauf etwas klebte, was wie eingetrocknetes Blut aussah.

„Nachher holst du dir noch irgendeine Krankheit.“

Andererseits... er wollte sich gerade umbringen. Was machte es dann noch für einen Unterschied?

Er wollte einfach wissen, was dieser Spinner ihm geschickt hatte, und mit welcher Begründung. Also zog Gunnar ohne weiter nachzudenken die letzte Schicht Folie beiseite... und blickte auf drei dunkelblau angefaltete, aber ziemlich echt aussehende menschliche Finger, aus denen noch die Reste der Knochen ragten. Zweifellos ein Daumen, Zeige- und Mittelfinger, genau wie von Gunnar im zweiten Teil von „Paradies aus Asche“

beschrieben... feinsäuberlich nebeneinander gelegt und in blutbesudeltes Küchenpapier eingewickelt.

„Das ist jetzt nicht dein Ernst...“, murmelte Gunnar zu sich selbst und versuchte, erstmal wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Vermutlich war es Marzipan. Aber es roch nicht nach Marzipan, und daher wollte er es auch nicht unbedingt in den Mund nehmen, um es herauszufinden.

Vielleicht aber mit einem Taschenmesser anritzen... sehen, wie es sich anfühlte, auch wenn Gunnar eigentlich keine Ahnung hatte, wie es sich anzufühlen hatte, damit es echt war. Aber er vermutete mal, außen weich und innen hart. Anders als die Schokolade aus dem Kühlregal.

Also stand er auf, um sich ein scharfes Messer aus der Schublade zu besorgen, und ging dann wieder vor dem Päckchen in die Knie, um die Finger auf ihre Echtheit zu testen, bevor er darunter noch einen Zettel mit einer handgeschriebenen Nachricht entdeckte.

Darauf stand in krakeliger Handschrift geschrieben:

„Ich wie Shiva. Ich dir beweisen. Ruf Handy Nummer an, wenn du mich glauben. Vielleicht Finger können wieder angenäht werden wenn du beeilen.“

Angesichts der Tatsache, dass die Finger schon am Faulen waren und die Fanpost ja auch schon seit einer Woche ungeöffnet hier rumlag, bezweifelte das Gunnar allerdings stark, so dass er schließlich auch keine Skrupel hatte, einen der Finger mit dem Messer weiter zu bearbeiten, um dessen Konsistenz zu ermitteln.

Es handelte sich ganz eindeutig um Haut und Fleisch... und darunter kam irgendwann der weiße Knochen zum Vorschein.

Trotzdem wollte Gunnar immer noch nicht glauben, dass dieser Verrückte sich tatsächlich drei Finger abgehackt hatte, nur um ihm damit irgendetwas zu beweisen. Das musste eine gute Fälschung sein. Niemand auf dieser Welt würde so verrückt sein und so etwas tun, überlegte Gunnar mit zunehmendem Unwohlsein... außer vielleicht... außer vielleicht jemand, der tatsächlich verrückt war.

Irgendein psychisch labiler Irrenanstaltsinsasse... und Gunnar hatte ihn auch noch mehr oder weniger dazu aufgefordert, sich selbst zu verstümmeln. Zumindest würde man es wohl so interpretieren können, wenn irgendjemand die Email auf seinem Computer fand. Gunnar versuchte angestrengt, den genauen Wortlaut seiner Mail noch einmal aus der Erinnerung zu rekapitulieren.

Hätte ein geistig verwirrter Mensch seine Aussage wirklich als Aufforderung missverstehen können? War Gunnar inzwischen ein solch empathieloses Arschloch geworden, dass er labilen Menschen irgendwelche unbedachten Äußerungen an den Kopf schleuderte, ohne zu realisieren, was er damit bei ihnen anrichtete?

Oder waren es doch die Trolle aus dem Internet mit einem gutgemachten Fake?

Gunnar wusste nicht, wo ihm der Kopf stand. Aber er wusste, dass er sich unmöglich in Ruhe das Leben nehmen konnte, so lange diese Sache nicht aufgeklärt war.

Und so griff er kurzentschlossen nach seinem Handy, in der Hoffnung, dass sich diese Angelegenheit schnell klären ließe und sich das Ganze als schlechter Scherz herausstellte, weil am anderen Ende der Leitung entweder schallendes Gelächter zu hören war, oder die Nummer einem komplett ahnungslosen Dritten gehörte, der gar nichts mit der ganzen Sache zu tun hatte.

Am anderen Ende meldete sich eine noch recht jung klingende Männerstimme.

„Ja. Hallo?“

„Ich habe... das Paket bekommen.“, sprach Gunnar leise in den Hörer.

„Oh... wow! Du wirklich anrufen!“, jubelte die Stimme am anderen Ende, als ob sie gerade im Lotto gewonnen hätte. „Ich schon Angst gehabt, dich Paket nicht interessieren und alles umsonst.“

Gunnar betrachtete ratlos die ausgepackt vor ihm liegenden Finger.

„Das ist nicht wirklich echt, oder? Du willst mich verarschen, hab ich Recht? Du hast dir nicht wirklich die Finger abgehackt.“

„Doch, klar!“, bestätigte die Stimme. „Du sagen, ich machen. Genau wie Shiva. Du jetzt glauben, ja?“

Gunnar seufzte leise und rieb sich die pochende Stirn. Was sollte er dem Kerl nur antworten?

Er konnte ihn ja jetzt kaum mit ein paar freundlichen Höflichkeitsfloskeln wieder abwimmeln, so wie er es üblicherweise bei aufdringlichen Fans zu tun pflegte.

„Angenommen, ich glaube dir... wie sollte ich dann jetzt deiner Meinung nach reagieren? Dir gratulieren zu deiner... bedingungslosen Hingabe?“

„Du sagen, wo du wohnen. Ich kommen.“, antwortete die Stimme. „Und dann ich erklären alles.“

„Ich bin eigentlich... verabredet...“, murmelte Gunnar mit Blick auf den wartenden Strick, der ihn förmlich zu sich zu rufen schien. Andererseits war ihm natürlich selbst klar, dass er so nicht abtreten konnte. Nicht ohne herausgefunden zu haben, was es mit diesem seltsamen Fan auf sich hatte.

Und falls es nun ein irrer Psychopath war und die Finger dessen letztem Opfer gehörten... was machte es jetzt noch für einen Unterschied? Abgestochen zu werden von einem irren Fan hätte ja auch was, so rein publicity-technisch, überlegte Gunnar durchaus ernstgemeint. Dem Verlag würde das sicher besser gefallen, als die Meldung herausgeben zu müssen, dass sich sein gefeierter Star-Autor einsam und allein in seiner Stube aufgehängt hatte.

„Also gut.“, gab er daher schließlich nach und übermittelte dem Anrufer seine Adresse.

„Wann wirst du ungefähr hier sein? Heute Abend noch?“

„Du zahlen Taxi?“, fragte der Anrufer zurück.

„Klar.“, erwiderte Gunnar schulterzuckend, denn darauf kam es ja nun auch nicht mehr an.

„Dann ich in zwei Stunden da!“

Nachdem er wieder aufgelegt hatte, tigerte Gunnar nervös durch die Wohnung.

Sollte er sich im Falle eines Falles gegen den Fanatiker wehren? Sollte er irgendwo ein Messer bereitlegen?

Und überhaupt... wie sollte er reagieren, falls der Typ nicht mehr gehen wollte? Wenn er einfach nur einen psychischen Schaden hatte, ihm stundenlang von seiner toten Mutter erzählte oder von irgendwelchen Stimmen, die er hörte, ohne sich darum zu kümmern, ob es seinen Gastgeber überhaupt noch interessierte?

„Vielleicht füll ich ihn einfach ab!“, überlegte Gunnar mit Blick auf eine halbleere Schnapsflasche auf dem Beistelltisch.

Bliebe noch die Frage zu klären, was er mit den Fingern machen sollte, deren Geruch sich allmählich in seiner empfindlichen Nase festzusetzen begann.

Gunnar entschloss sich dazu, sie zunächst einmal wieder gut einzupacken und in den Kühlschranks zu legen. Vielleicht fand sich ja später noch eine Verwendung dafür. Sie einfach in den Müll zu werfen wäre ihm in Anbetracht der Situation ungeheuer pietätlos erschienen.

So überlegte er angespannt hin und her, bis es schließlich früher als erwartet an der Tür klingelte, so dass Gunnar noch nicht einmal dazu gekommen war, das von der Decke hängende Seil zu entfernen.

Er öffnete... und blickte in das Gesicht eines gut zwei Köpfe kleineren, schnauzbärtigen Inder oder Pakistani, der dort draußen im strömenden Regen stand, ihn mit ausdruckslosen Augen anstarrte und ihm seine unversehrte Hand entgegenstreckte.

Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei aber lediglich um den Taxifahrer, der seine Bezahlung einforderte.

Gunnar gab ihm die geforderten 135 Euro und legte noch ordentlich Trinkgeld drauf, worauf sich der Typ artig bedankte, wieder zu seinem Fahrzeug ging, und dabei den Blick freimachte auf einen hinter ihm stehenden, hageren jungen Mann in einem dunkelgrünen Regencap.

Er hatte ein südländisches Aussehen, schwarz gewellte Haare, die unter seiner Kapuze hervorschauten, und braune Haut, wirkte aber ziemlich blass und kränklich.

Als er Gunnar sah, lächelte er unsicher und fragte:

„Darf ich reinkommen?“

„Ähm... klar.“, meinte Gunnar und streckte ihm seine Hand entgegen.

„Ich bin Gunnar... und du bist...“

„Shiva!“, antwortete der junge Mann voller Überzeugung und reichte ihm seine gesunde rechte Hand.

Natürlich schielte Gunnar währenddessen neugierig auf die andere Hand, die tatsächlich in einen dicken, mit Blutspritzern besudelten Verband eingewickelt war.

„Na gut, äh... Shiva. Komm erstmal rein und wärm dich ein bisschen auf!“

Gunnar wies ihm den Weg in die Wohnung und nahm ihm das Regencap ab, unter dem ein nicht gerade sehr modisch wirkender, brauner Wollpullover zum Vorschein kam.

Der Junge, der sich Shiva nannte, machte sich die nassen Haare zurecht und sah sich dann mit großen Augen in der Wohnung um, die zwar Gunnars Meinung nach nichts Besonderes war, aber auf seinen Besucher ganz offensichtlich großen Eindruck machte.

„Du es schön haben hier. Und alles so sauber!“

„Naja...“, murmelte Gunnar mit Blick auf die überall verstreuten Papierfetzen von der Fanpost, die auf dem Boden liegenden Glasscherben und das immer noch von der Wand hängende Seil mit dem unvollständigen Henkersknoten. „Eigentlich wollte ich noch ein bisschen aufräumen.“

Interessiert streifte Shiva durch die Wohnung, betrachtete nachdenklich die auf dem Tisch stehende Flaschensammlung an alkoholhaltigen Getränken, und deutete dann amüsiert auf den von der Decke hängenden Strick.

„Das nicht halten! Knoten nicht gut.“, erklärte er besserwisserisch in Richtung von Gunnar, und zog dann, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, mit einem kraftvollen Ruck

daran, worauf sich der Strick von seiner notdürftigen Befestigung löste und neben ihm auf den Boden fiel.

„Ich war noch nicht fertig...“, rechtfertigte sich Gunnar kleinlaut.

Aber Shiva ließ nicht locker. Er hob die auf dem Boden liegende Schlinge auf, betrachtete sie neugierig und fragte:

„Du jemand hängen wollen? Hier in schöne Wohnung? Ich schon oft gemacht. Ich helfen. Du sagen wen hängen, und ich machen für dich! Ich Henker gut.“

Gunnar wusste nicht, ob er lachen oder heulen sollte.

Wen zur Hölle hatte er da gerade in sein Haus gelassen?

Aber irgendetwas faszinierte ihn auch an dem fremden Fan. Vielleicht war es seine naive Art, alles für bare Münze zu nehmen, was man ihm sagte. Vermutlich jemand, der überhaupt nicht in der Lage war, Ironie zu verstehen. Normalerweise verachtete Gunnar solche Menschen. Aber bei diesem Shiva hatte es auf seltsame Weise Stil.

„Also bist du ein Henker?“, antwortete Gunnar, schwer darum bemüht, sich nicht all zu spöttisch anzuhören, worauf Shiva mit entwaffnender Ehrlichkeit erwiderte:

„Ja, ich Henker. Und Soldat. Und Messerkämpfer. Ich töten jeden. Egal wie stark. Du einfach sagen, ich machen.“

„Das ist überaus... überaus freundlich von dir...“, murmelte Gunnar höflich. Ihm war klar, dass er dem fremden jungen Mann irgendeine Antwort geben musste wegen dem Strick... sonst würde der vermutlich den ganzen Tag nicht mehr damit aufhören, seine Profikiller-Dienste anzubieten. Und letztlich war es ja auch egal, denn Gunnar hatte sowieso nichts mehr zu verlieren. Und so rückte er schließlich mit der Wahrheit raus.

„Naja... um ehrlich zu sein... ich hab nicht so viele Feinde, die ich tot sehen möchte. Die Menschen da draußen sind mir einfach nur noch egal. Der Strick... der Strick ist für mich gedacht. Verstehst du?“

Shiva schaute ihn mit großen Augen an.

„Aber das nicht gut! Du Prophet! Du großer, kluger Prophet. Prophet sich nicht selbst töten. Prophet wichtig.“

„Ich bin kein Prophet!“, stellte Gunnar unmissverständlich klar, ehe er sich seufzend an seine Couch lehnte und überlegte, wie er es diesem naiven jungen Mann wohl am besten begreifbar machen konnte.

„Ich bin kein Prophet, und kein Menschenfreund, der schreibt, um anderen einen schönen Tag zu bereiten.

Der einzige Grund, warum ich mit dem Schreiben angefangen habe, war, weil es mich am Leben gehalten hat... weil ich endlich ein Ziel vor Augen hatte und ich wusste, dass ich nicht sterben konnte, bevor ich nicht die letzte Zeile dieser Geschichte zu Papier gebracht habe. Dann kam der Erfolg, und mit ihm kamen ein Haufen wildfremder Menschen, die mir einreden wollten, wie genial und einzigartig meine Geschichten waren, und dass ich ein Visionär wäre... ein Vorbild, und ja, vielleicht auch ein Prophet der Endzeit.

Und ich gebe zu, eine Weile war ich durchaus nicht abgeneigt, ihren schönen Worten Glauben zu schenken.

Jahrelang hat sich kein Schwein für mich interessiert oder dafür, wie ich über die Welt dachte. Und auf einmal standen sie Schlange, um meine Einschätzung zu diesem und jenem zu hören.

Ich meine, wie hätte ich mich davon nicht geschmeichelt fühlen können?

Doch irgendwann im Lauf der Zeit habe ich begriffen, dass es gar nicht wirklich meine Meinung war, für die sie sich interessierten. Alles, was die Leute von mir wollten, war Bestätigung. Ich sollte ihnen ihr Weltbild bestätigen, mit meinen eigenen Worten. Und so lang ich das tat... so lang ich ihnen das gab, was sie von mir erwarteten... so lang ich den Ökos etwas über die zerstörerische Wirkung der modernen westlichen Zivilisation erzählte, den frustrierten Schülern etwas über eine Welt ohne Schulpflicht, und den Anarchisten etwas über ein utopisches Gesellschaftssystem ohne Polizei und Staat... so lange hörten sie zu, und so lange nahmen sie mich ernst, ja, sie hingen förmlich an meinen Lippen. Doch wenn ich einmal etwas sagte... nur einziges Mal... was ihrer Weltanschauung widersprach... wenn ich auch nur ein einziges Mal ihre Oberflächlichkeit kritisiert oder mich über ihre politischen Ideale lustig gemacht habe... dann gingen meine Worte durch sie hindurch wie durch Luft. Dann war ich auf einmal nicht mehr der kluge Philosoph mit der großen Weitsicht, sondern der durchgeknallte Künstler, der halt ein kleines Alkoholproblem hat und dessen Provokationen man daher auch nicht besonders ernst zu nehmen braucht.“

Mit diesen Worten griff Gunnar nach dem Foto von seinem ehemaligen Fan Maximilian und dessen Braut.

„Hier... dieser Kerl da ist das beste Beispiel dafür. So lang er ein frustrierter Teenager war, der keine Frau abbekommen hat und die Gesellschaft dafür gehasst hat, so lange war er von meinen gesellschaftskritischen Gedanken und meiner Vision einer Welt, in der alles in Trümmern lag und auch die Außenseiter zu Helden werden konnten, total fasziniert. Er schrieb mir lange Briefe und wollte, dass ich seine Bücher signiere. Am liebsten hätte er wohl bei mir übernachtet.

Aber dann hat er durch irgendeinen komischen Zufall doch so ein dämliches Weibstück kennengelernt. Und zack, plötzlich ist die heutige Gesellschaft nicht mehr halb so schlimm. Er findet Gefallen am Kapitalismus, macht große Pläne für die Zukunft, gemeinsames Haus und Kinder und all das.

Ich dachte damals noch, ich hätte etwas Einfluss auf ihn. Hab ihm gesagt, dass ihm diese Beziehung nicht gut tut. Dass er auf dem besten Weg ist, ein angepasster Spießer zu werden.

Aber er hat mich nur ausgelacht... hat gemeint, dass ich nicht wüsste, wovon ich da rede... dass ich seine Angebetete ja überhaupt nicht kennen würde und kein Recht hätte, über seine Beziehung zu urteilen. Und von diesem Zeitpunkt an war ich für ihn wohl nur noch ein alter verbitterter Schwätzer, der vielleicht mal ein paar spannende Geschichten zu Papier gebracht hat, aber nichts versteht von den Dingen, auf die es im Leben wirklich ankommt.

Und das... das hat mir die Augen geöffnet, Shiva, über die wahre Natur der Menschen! Menschen benutzen dich nur. Wringen dich aus wie einen beschissenen Schwamm, so lange sie durstig sind und sich von dir Wasser erhoffen. Und wenn du ausgetrocknet bist und ihnen nichts mehr zu geben hast, oder wenn sie eine bessere Quelle gefunden haben, dann schmeißen sie dich weg und vergessen. So ist es, und so wird es immer sein.

Wenn ich ein echter Prophet wäre, dann hätte ich darüber schreiben müssen. Über ihren Mangel an Charakter, über ihren Verrat, über ihr rückgratloses Dasein. Darüber, wie sie sich gegenseitig aussaugen. Und nicht Märchengeschichten erfinden über unzerstörbare Freundschaften zwischen irgendwelchen imaginären Märchenfiguren.

Aber ich bin kein Prophet. Ich habe keinen wohlwollenden Gott an meiner Seite. Denn Gott ist...”

„Gott ist mit all den Narren, die noch an ihn glaubten, zu Asche verbrannt.“, führte Shiva für Gunnar den Satz zu Ende, bei dem es sich um einen der Anfangssätze von Gunnars legendärem Erstlingswerk handelte, den er als echter Fan selbstverständlich auswendig konnte.

„Ich weiß. Du trotzdem Prophet.“, meinte er lächelnd. „Prophet oft allein. Alle Propheten so.“

Gunnar griff kopfschüttelnd nach einer Whiskeyflasche und schüttete sich einen kräftigen Schluck in das danebenstehende Glas.

„Dann bin ich eben ein Prophet. Ein beschissener Prophet in der Wüste.“

„Ich auch in Wüste. Ich auch allein.“, antwortete Shiva. „Ich wie du. Nie gewusst, wohin. Nie gewusst, was anfangen mit Leben. Menschen geben mir Waffe, ich töten. Menschen geben mir heiliges Buch, ich lesen. Aber alles nicht ich.“

Dann ich finden dein Buch. Und ich finden mich selbst. Die Geschichte von Darek und Shiva genau wie meine Geschichte. Du wollen hören Geschichte?“

„Klar, warum nicht.“, erwiderte Gunnar neugierig, ehe er auch seinem jungen Gast ein Glas einschenkte und es ihm auffordernd entgegenstreckte. „Also dann los... erzähl mir deine Geschichte.“

Shiva nahm ihm das Glas aus der Hand und sagte: „Auf den Prophet!“, dann leerte er es in einem Zug.

„Ja, auf den Prophet....“, murmelte Gunnar und tat es Shiva gleich. „Auf den Prophet und seine durchgeknallten Fans.“

Kapitel 28 - Propheten und Märtyrer

Gnadenlos heiß brannte die Sonne auf den Kopf des gerade einmal sechzehnjährigen Ahmeds herab.

Der Junge schwitzte, aber er wischte sich nicht den angesammelten Schweiß von der Stirn. Ja, er traute sich noch nicht einmal zu blinzeln, denn er war jetzt ein Kämpfer des heiligen islamischen Staates, und sein Halbbruder, der beinahe zwanzig Jahre ältere Hakan, hielt gerade Zwiesprache mit Allah dem Allmächtigen.

Hakan war der Anführer dieses kleinen Haufens Gotteskrieger, der hier in dieser abgelegenen Grenzregion weitab von Mossul die Scharia durchsetzen sollte. Tag und Nacht zogen sie durch die Dörfer, so gnadenlos wie die personifizierte Rache Allahs, und wo immer sie auftauchten, wurden sie gefürchtet und respektiert, wie Ahmed noch nie zuvor in seinem erbärmlichen Leben respektiert worden war.

Anfangs gefiel ihm diese Macht... dieses Gefühl, doppelt so alte Bauern allein durch einen einzigen Blick so dermaßen einzuschüchtern, dass sie vor ihm auf die Knie fielen oder ihm Schokolade anboten, und manchmal auch Wertsachen oder eine ihrer Töchter.

Früher, als er noch in einem kleinen Dorf lebte, unter der unbeherrschten Hand seines mürrischen Stiefvaters, hatte er sich einen solchen Respekt immer gewünscht gehabt.

Dann begann der Krieg, und als er die Nachricht seines älteren Bruders Hakan bekam, dass er sich dem heiligen Kampf anschließen sollte, hatte Ahmed nicht lang gezögert und unter

den Verwünschungen seines Stiefvaters und dem Wehklagen seiner Mutter seine Sachen gepackt, und war mit dem kleinen Trupp Rebellen in den Sonnenuntergang gezogen. Und nun stand er hier... schweißgebadet, in der stechenden Mittagssonne... ein blutiges Messer in der Hand. Vor ihm auf dem Boden saßen zwei gefesselte Männer und drei Frauen, selber noch halbe Kinder, und schauten ihn mit flehenden, verheulten Augen an. Doch Ahmed wandte sich sofort von ihnen ab und blickte stattdessen wieder auf seinen Bruder, der mit erhobenem Zeigefinger den Koran zitierte und gerade an der Stelle angelangt war, an der es um die Unreinheit der Ungläubigen ging.

Ahmed wusste, sobald Hakan mit seinen Lobpreisungen zu Ende war, würde er das tun müssen, was er nun schon ein paar Mal getan hatte, und von dem ihm jeder in der Truppe sagte, dass er sich sehr schnell daran gewöhnen würde.

Er würde einem der Ungläubigen die Kehle durchschneiden und ihn ausbluten lassen, genau so, wie er es früher im Dorf auch schon des Öfteren mit den Lämmern seines Stiefvaters getan hatte.

Doch bis jetzt hatte sich Ahmed noch nicht daran gewöhnt.

Er blickte auf seine zitternde Hand herab.

Es war nicht so, dass er prinzipiell ein Problem damit hatte, jemanden zu töten... jemanden, der ihn anspuckte, jemanden, der ihn zu töten versuchte, jemanden, der böse war und die Menschen im Dorf unterdrückte.

Es war schon immer sein Wunsch gewesen, gegen die Unterdrücker seines Volkes zu kämpfen und keine Gnade walten zu lassen.

Doch das hier... das waren selber noch halbe Kinder. Man erzählte ihm, sie hätten gestohlen oder Gott gelästert, aber Ahmed war nicht dabeigewesen. Er hatte von ihren schändlichen Taten nur aus den Erzählungen anderer erfahren, und so blieb ihm in Momenten wie diesem nur seine Fantasie, um sich vorzustellen, wie sehr sich diese so harmlos vor ihm im Staub knieenden Menschen an Allah und dem Propheten versündigt haben mussten.

Auch jetzt versuchte er sich wieder auszumalen, wie die direkt vor ihm knieende junge Frau, deren Leben er gleich ein Ende bereiten würde, sich wie eine Schlampe angezogen und ihren ahnungslosen Ehemann mit wildfremden Männern betrogen hatte.

„Du hast es verdient, du Miststück...“, flüsterte Ahmed leise zu sich selbst. „Du hast es wahrlich verdient.“

Aber sie sah überhaupt nicht so aus, wie er sich eine fiese Schlampe vorstellte.

„Du hast es verdient, verdammt noch mal! Mein Bruder sagt, dass du’s verdient hast, also hast du es verdammt nochmal auch verdient! Oder willst du etwa meinen Bruder der Lüge bezichtigen?“

Währenddessen beendete Hakan seine Predigt mit den üblichen Worten der Demut und der Verehrung.

Ahmed blinzelte in die über ihnen brennende Sonne und hoffte, selber auch einmal die Stimme Gottes zu hören, so deutlich, wie die Anführer diese Stimme immer hören konnten.

„Oh Allmächtiger!“, betete er lautlos, nur die Lippen bewegend. „Wenn du mich hörst, gib mir ein Zeichen... gib mir ein Zeichen, dass ich dein Werk tue, und ich werde es tun, ohne noch länger daran zu zweifeln!“

Doch es erfolgte keine Reaktion, und Ahmed begann sich zunehmend unwohl zu fühlen. Er wollte diese junge Frau nicht töten... verdammt, in einer anderen Welt, unter anderen Bedingungen, hätte er vielleicht von einer wie ihr geträumt, wie sie gemeinsam irgendwas Verbotenes taten oder sich einfach miteinander vergnügten.

„Oh Allmächtiger... oder wenn du willst, dass ich es nicht tue... dann gib mir dafür ein Zeichen!“, flehte er innerlich weiter. „Gib mir jetzt ein Zeichen, und ich schwöre, ich werde das Messer weglegen und dieses Mädchen verteidigen mit meinem Leben!“

Wieder schaute er in die Sonne. Sie brannte wie immer. Keine Wolke am Himmel, die sie hätte verdecken können.

Auch die Berge im Hintergrund standen da wie immer. Hakans Worte hallten wie immer. Alles war wie immer. Kein Zeichen. Kein Eingreifen irgendeiner höheren Macht.

Und so war es wohl einfach der Wille Allahs, dass alles genauso geschah, wie es immer geschah.

„Richtet die Ungläubigen nun, auf dass sich die Worte des Propheten auch in dieser abgelegenen Gegend durchsetzen mögen, und der Wille Allahs sich auf der gesamten Welt verbreitet!“, hallten Hakans Worte genau wie immer über den leergefegten Dorfplatz. Dann gingen seine Kämpfer in Position, genau wie Ahmed hinter dem ihm zugewiesenen Opfer in Position ging.

Er setzte das Messer an, schloss die Augen, und führte dann mit der gleichen Präzision wie immer den tiefen Schnitt aus... so lange, bis der Widerstand nachgab und er wusste, dass er den Hals dieser Sünderin ordnungsgemäß durchtrennt hatte. Dann stieß er den noch zuckenden Körper nach vorne und öffnete seine Augen wieder.

In der Nacht hatte Ahmed zum wiederholten Mal diesen seltsamen Traum.

Er schreckte aus dem Schlaf auf und glaubte, durch irgendeine Stimme, die ihn rief, wachgeworden zu sein.

Doch als er sich umdrehte, lag dort sein eigener Körper vor ihm... friedlich schlafend, vielleicht auch schon tot.

Aber Ahmed hatte keine Angst. Irgendwie hatte der Tod längst seinen Schrecken für ihn verloren, so alltäglich, wie er geworden war.

Vielleicht war es ja sogar besser, ein Geist zu sein, überlegte er sich. Als Geist musste man niemandem mehr gehorchen. Als Geist konnte man überall hingehen, wo immer man wollte, und anschauen, was man wollte... kein Mensch würde einen dafür verdammen können. Kein Mensch konnte einen zur Rechenschaft ziehen.

Und so schwebte er an seinen schlafenden Kameraden vorbei durch das Lager und versuchte, sich jedes Detail einzuprägen.

Malek, wie er hinter einem der Büsche saß, um sein Geschäft zu verrichten, oder Yusuf, der sich unruhig vor dem Feuer hin und her wälzte und keinen Frieden zu finden schien. Dann betrat er das große, auf einer Anhöhe gelegene Zelt der Anführer. Auch wenn der Eingang durch die Zeltplane verschlossen war... Ahmed schwebte einfach durch sie hindurch.

Warum er es tat, wusste er selbst nicht so genau. Vermutlich einfach deshalb, weil er es konnte. Weil er unsichtbar war, und so endlich in den Bereich vordringen konnte, der ihm und den anderen Kameraden verboten war, weil die Ältesten immer gern unter sich bleiben wollten.

Er wollte ihnen unbedingt dabei zusehen, wie sie die Botschaften Gottes empfangen... oder wie sie gemeinsam über ihre Einsätze diskutierten, und jeden einzelnen Kämpfer einer strengen Einzelkritik unterzogen.

Doch in dem Zelt sah es ganz anders aus, als Ahmed immer vermutet hatte.

Da standen Flaschen und halb ausgetrunkene Gläser herum, eindeutig mit alkoholischem Inhalt. War das nicht das Zeug, das sie neulich in der Hotelbar konfisziert hatten, weil es verboten war?

Sie wollten es doch eigentlich in der Wüste ausleeren.

Was hatte es dann hier im Zelt der Anführer zu suchen?

Dann sah Ahmed zwei der Hauptmänner und seinen Bruder Hakan, wie er sich über ein junges Mädchen aus dem Dorf beugte und sichtlich erregt in sie eindrang.

Hatte er nicht jeden der Männer explizit davor gewarnt, sie auch nur anzurühren?

„Lasst die Finger von ihr!“, hatte er gedroht. „Oder Allah wird euch alle verfluchen. Sie ist so unrein wie ein Schwein. Wenn ihr sie anfasst, versündigt ihr euch.“

Und jetzt lag sie da, mit Knebel im Mund, die Hände auf den Rücken gefesselt, die Beine gespreizt. Und Hakan stöhnte laut. Stöhnte, während ihn die anderen beiden Typen anfeuerten, als ob es sich dabei um irgendeinen Leichtathletik-Wettkampf handeln würde. Ahmed konnte nicht genau sagen, was er dabei empfand. Aber es fühlte sich nicht richtig an.

Und so schwebte er nachdenklich weiter, aus dem Zelt, in die kalte, in nächtlichem Blau schimmernde Wüste hinaus... immer weiter, über dutzende Dünen hinweg, bis er irgendwann die Besinnung verlor und nach Sonnenaufgang wieder in seinem Körper erwachte.

Als sie am Mittag eine Pause einlegten, erzählte Ahmed seinem Bruder von seinem Traum. Natürlich nicht davon, was er in dem Zelt gesehen hatte... sondern nur, dass er glaubte, außerhalb seines Körpers zu stehen und durch die Wüste zu schweben.

Aber das genügte schon, um Hakan furchtbar wütend werden zu lassen.

Er verpasste Ahmed eine schallende Ohrfeige und schimpfte:

„Willst du etwa, dass man dich wegen Hexerei verurteilt? Es ist nicht erlaubt, seinen Körper zu verlassen! Oder steht das etwa irgendwo im Koran? Wenn ja, dann zeig mir die Stelle, wo es geschrieben steht. Aber glaub mir, es steht da nicht! Und weißt du, warum? Weil man sowas nicht tut. Weil es 'haram' ist.“

„Viele Dinge stehen nicht im Koran... und dennoch tun es die Menschen.“, erwiderte Ahmed in einem Anflug von Trotz, weil ihm die Worte seines Bruders auf einmal ziemlich verlogen und selbstgerecht erschienen... als ob er bei seinen Beurteilungen, was erlaubt war und was nicht, mit zweierlei Maß messen würde.

Doch statt einer Rechtfertigung setzte es nur noch eine weitere Ohrfeige von Hakan.

„Weißt du, vielleicht bist du noch zu jung, um das alles verstehen zu können! Ich wollte dich wie einen von den Männern behandeln, damit du siehst, dass ich dich respektiere.

Aber ich glaube, du bist noch viel zu sehr Kind. Vielleicht wäre es besser, du wärst noch ein paar Jahre bei Vater geblieben, um erwachsen zu werden.“

„Ich...“, versuchte sich Ahmed zu verteidigen. Doch er hatte keine Chance gegen den Redeschwall seines dominanten Halbbruders.

„Du bist jetzt einmal ganz still und sagst überhaupt nichts mehr! Du willst ein Mann sein? Dann gehst du erstmal rüber ins Dorf, da sind nur noch Weiber, und kümmerst dich darum, dass der Brunnen wieder freigelegt wird, damit wir sauberes Wasser haben.

Das sind Dinge, über die du nachdenken solltest, anstatt irgendwas vom Fliegen zu träumen. Kein Mensch ist je geflogen, außer diese verfluchten amerikanischen Imperialistenschweine.

Wenn Allah gewollt hätte, dass wir fliegen, hätte er uns Flügel gegeben. Hat er aber nicht. Er hat uns Hände gegeben zum Arbeiten, und darum wirst du jetzt auch diese Hände benutzen und so lange arbeiten, bis sie bluten! Damit du nicht mehr auf solche schwachsinnigen Gedanken kommst! Und du wirst erst wieder Teil der kämpfenden Truppe sein, wenn dein Verstand über die nötige Klarheit verfügt. Haben wir uns verstanden?“

„Ja... tut mir leid.“, erwiderte Ahmed kleinlaut mit gesenktem Kopf.

Vermutlich hatte sein Bruder ja Recht, und er war einfach noch zu sehr Kind, um all diese Dinge verstehen zu können, die um ihn herum geschahen.

Vielleicht war es wirklich besser, einfach die Schnauze zu halten und den Alten zu gehorchen, so wie er es immer tat.

Andererseits... wenn es wirklich gegen Gottes Wille war, dass er diese Träume hatte, in denen er seinen Körper verließ... wieso träumte er sie dann überhaupt?

Wieso durfte Hakan dieses unreine Mädchen berühren und ungestraft Alkohol konsumieren?

Hatte Gott in dieser beschissenen Wüste überhaupt noch etwas zu melden? Oder hatten nicht vielleicht längst andere, weitaus gottlosere Kräfte hier das Kommando übernommen?

„Denk nicht weiter darüber nach und arbeite einfach!“, sagte Ahmed in den folgenden Wochen gebetsmühlenartig zu sich selbst, jedes Mal, sobald auch nur der Ansatz eines kritischen Gedankens in ihm aufzukeimen drohte. „Tu deine Arbeit und überlass das Denken den Schriftgelehrten!“

Immerhin hatte seine Strafversetzung zur Folge, dass er von nun an nicht mehr an den Exekutionen teilnehmen musste. Doch dafür schien er auch die Kameradschaft und den Respekt seiner Gefährten ein Stück weit verloren zu haben... denn nun, wo er in der Nahrungskette wieder ganz unten stand, machten sie öfters einmal einen dummen Witz über ihn oder verschütteten „aus Versehen“ das Wasser, das er gerade mühsam aus dem Brunnen geholt hatte, nur um sich hinterher darüber zu amüsieren.

Einzig Yusuf, der schon immer eine Art väterlicher Freund für ihn gewesen war, behandelte ihn auch weiterhin stets korrekt, und baute ihn auch auf, wenn Ahmed mal wieder alles zu viel wurde.

„Lass dir nichts anmerken.“, sagte Yusuf dann nur zu ihm. „Da musste jeder von uns durch. Der einzige Grund, warum sie dich bisher immer geschont haben, war die Angst vor deinem Bruder. Aber seit er nicht mehr ständig seine schützende Hand über dich hält, tun sie eben, was ältere frustrierte Männer nunmal tun, wenn sie sich einem jungen gegenübersehen.“

„Warum tun Menschen das?“, fragte Ahmed verständnislos. „Warum hacken die Starken immer auf den Schwachen rum? Das hat mein Stiefvater schon immer getan, und wir... wir machen es jetzt hier draußen genauso.“

„Fressen und gefressen werden.“, erwiderte der lebenserfahrene Yusuf grimmig. „Das ist der Lauf der Welt. Und im Zweifelsfall bin ich lieber einer der Jäger als einer der Gejagten.

Verstehst du? Wenn du zu weich bist... dann brechen sie dich. Egal wer. Wir oder die anderen. Ist im Grunde völlig egal. Irgendjemand wird dich immer brechen. Also sei hart, jammer nicht rum, und die suchen sich irgendwann ein anderes Opfer.“
Ahmed verstand und nahm sich vor, eines Tages ein mindestens genauso harter Wüstenhund wie Yusuf zu werden. Und dann würden andere für ihn Wasser holen gehen.

Eines Tages waren sie auf Streifzügen in einem Gebiet, das bis vor kurzem noch unter Kontrolle der Regierung gestanden hatte.

„Neue Dörfer sind wie frische Quellen.“, pflegte Ahmeds Bruder zu sagen, denn dort gab es meistens noch eine Menge versteckten Wohlstand, den man zum Wohl des islamischen Staates konfiszieren konnte, während die Dörfer rund um Mossul schon längst völlig ausgeplündert waren.

Und auch diesmal schien ihnen das Glück hold zu sein. Schon allein die an einem der Häuser befestigte Satellitenschüssel ließ darauf schließen, dass es hier zumindest Fernseher und Radios gab. Und nicht selten waren diejenigen, die eine solche Schüssel auf ihrem Dach montiert hatten, auch verdächtig, weil sie unredliche westliche Fernsehsendungen anschauten oder aus anderen Gründen gegen die Scharia verstießen, so dass es sich lohnte, in solchen Fällen immer etwas genauer hinzusehen.

Das taten auch Yusuf, Malek und Ahmed, und so entdeckten sie hinter einer Schrankwand im unscheinbaren Wohnzimmer einen geheimen Raum, in dem die Bewohner ganz offensichtlich ihren Wohlstand vor den Kämpfern zu verstecken versuchten... ein Vergehen, das natürlich streng verboten war und wie nahezu alle Vergehen im islamischen Staat mit dem Tode bestraft wurde.

„Sieh dir das an!“, meinte Yusuf erstaunt und deutete auf den Fernseher und die davor stehenden anderen Geräte, unter anderem ein Laptop, wie ihn auch Ahmeds Bruder hatte, mehrere Spielekonsolen und ein teuer wirkender Computer.

An den Wänden hingen seltsame Poster, die Ahmed noch nie zuvor gesehen hatte.

„Wer ist das?“, fragte Ahmed und deutete auf das Bild von so einem gezeichneten Typen mit Oberlippenbart und einer roten Mütze auf dem Kopf.

„Super Mario...“, las Yusuf den darunterstehenden Text, ratlos mit den Schultern zuckend.

„Keine Ahnung, aber ich hab schon einmal in der Stadt ein Bild von dem Typ hängen sehen. Vielleicht irgendein neuer Prophet der Ungläubigen?“

„Aber warum...“, hakte der stets wissbegierige Ahmed weiter nach. „Warum sieht er so komisch aus? So klein und dick?“

„Weil...“, versuchte Yusuf wie immer Ahmeds Fragen zu beantworten, auch wenn er sich oft selber keinen Reim auf viele der Dinge machen konnte, die sein jugendlicher Kamerad von ihm wissen wollte. „Vielleicht weil es einfach keine gute Idee ist, seine Propheten zu zeichnen! Weil sie immer irgendjemand als zu dick oder zu dünn empfinden würde. Weil du die Erhabenheit einer von Gott ausgewählten Person gar nicht richtig darstellen kannst. Und genau aus diesem Grund zeichnen wir unseren Propheten auch nicht. Anders als diese Ungläubigen hier. Verstehst du?“

„Ja, das macht Sinn.“, nickte Ahmed einsichtig. „Ich glaube, dass der Prophet...“

Doch weiter kam er nicht, da er von einer lauten Maschinengewehrsalve unterbrochen wurde, die draußen auf dem Marktplatz abgefeuert worden war, woraufhin sich Ahmed und Yusuf einen fragenden Blick zuwarfen.

Kurze Zeit später kam Hakan in das besetzte Haus gestürmt und trommelte seine Leute zusammen.

„Los, kommt alle mit und helft mir suchen! Einer von denen wollte fliehen. Ich glaub, ich hab ihn am Bein erwischt, aber dann hab ich ihn aus den Augen verloren.“

Er deutete wild gestikulierend mit den Armen um sich.

„Ich geh da rüber und schau in dem Schuppen nach. Yusuf und Malek, ihr geht zu dem Hügel da drüben. Und Ahmed...“

Er warf seinem Bruder einen strengen Blick zu.

„Du schaust in dem ausgetrockneten Flussbett nach. Und wenn du ihn erwischt hast, dann meldest du dich über Funk bei uns.“

„Krieg ich denn keine Waffe?“, fragte Ahmed mit einem flehenden Blick.

„Na komm schon, sei nicht so hart zu dem Kleinen.“, flüsterte Yusuf ihrem Anführer zu. „Ich glaube, er hat es begriffen.“

Hakan schien einen Moment zu überlegen, ob es nicht besser wäre, seinen ungehorsamen Halbbruder noch ein wenig schmoren zu lassen, entschied sich dann aber dazu, nachzugeben, und drückte Ahmed grimmig seine Kalaschnikow in die Hand.

„Also gut... du bist wieder Teil der kämpfenden Truppe. Aber lass dir das eine Lehre sein! Keine Spinnereien mehr!“

„Natürlich.“, versicherte Ahmed, auch wenn er sich eigentlich noch immer keiner Schuld bewusst war. „Ich werde alles tun was du sagst, Bruder!“

Wenig später schlich Ahmed in geduckter Haltung durch das verdorrte Gestrüpp am Ufer des trockenliegenden Bachlaufes, und riss sich prompt an einem dornigen Strauch das Hosenbein kaputt.

Wenn Hakan den Flüchtigen wirklich hier vermuten würde, hätte er wohl kaum ihn geschickt, sondern wäre selber hier suchen gegangen. Er hatte ihn nur geschickt, weil es der beschwerlichere Weg war, ahnte Ahmed frustriert.

Andererseits... immerhin hatte er dank Yusufs Intervention jetzt wieder eine Waffe bekommen, so dass er zuversichtlich war, dass sich die Lage bald wieder normalisieren würde, und dann endlich auch die Pisackereien der anderen aufhörten.

Auf einmal entdeckte Ahmed vor sich auf dem Boden eine frische Blutspur.

Wer weiß... womöglich war er ja doch auf der richtigen Fährte.

Ahmed hielt seine Waffe aufmerksam zielend vor sich her und ging weiter den schmalen Pfad entlang, bis er schließlich an einem größeren Felsen einen vielleicht dreizehn- oder vierzehnjährigen Jungen lehnen sah, der sich mit schmerzverzerrtem Gesicht ans Bein fasste und ganz offensichtlich nicht mehr weiterlaufen konnte.

„Bleib wo du bist!“, drohte Ahmed dem fremden Jungen, während der nur erschöpft seinen Kopf nach hinten lehnte und nicht so wirkte, als ob er noch irgendwo hinrennen wollte.

So, wie es aussah, schien keine Gefahr von ihm auszugehen.

Ahmed nahm die Kalaschnikow in seine rechte Hand und griff mit der linken nach dem in seinem Gürtel steckenden Funkgerät.

„Hey Hakan, ich hab einen gefunden. Ist noch ein halbes Kind. Kann wohl auch nicht mehr laufen. Was soll ich machen?“, fragte er in das Gerät hinein.

Nach kurzer Zeit reagierte das Gerät mit einem Krächzen, und sein Bruder antwortete:

„Bin gerade beschäftigt. Aber ich will ihn mir anschauen. Halte deine Position, ich komme so schnell ich kann!“

„Geht klar.“, bestätigte Ahmed, ehe er das Funkgerät wegsteckte, um wieder mit beiden Händen seine Waffe halten zu können.

„Die werden mich sowieso erschießen.“, meldete sich der fremde Junge mit schwacher Stimme zu Wort. „So wie sie auch meinen Vater und meinen Onkel ermordet haben. Kannst mich also auch gleich an Ort und Stelle abknallen... das macht jetzt auch keinen Unterschied mehr.“

Ahmed musterte den Jungen von oben bis unten. Eigentlich wollte er ihn ja einfach ignorieren... aber irgendwie erinnerte er ihn an einen der Jungs, mit denen er früher einmal befreundet gewesen war, ehe dieser von einer amerikanischen Bombe zusammen mit dem halben Dorf ausradiert wurde.

„Wir warten.“, erwiderte er daher schließlich, um etwas Menschlichkeit in der Stimme bemüht. „Ich habe meine Befehle.“

„Und?“, überlegte der Junge nach kurzem Zögern. „Tust du immer, was man dir sagt?“

„Ich versuche es.“, bestätigte Ahmed wahrheitsgemäß, erwähnte aber natürlich nichts darüber, dass sie ihm sofort wieder die Waffe wegnehmen würden, wenn er es nicht tat. Der fremde Junge hätte sich vermutlich nur über ihn lustig gemacht.

Nach mehreren Minuten gegenseitigen Schweigens war immer noch nichts von der Verstärkung zu sehen. Und da die Waffe in Ahmeds Händen allmählich richtig schwer wurde, beschloss er, sie runterzunehmen. Von seinem Gefangenen schien ohnehin kein Widerstand zu erwarten zu sein... ganz offensichtlich hatte er sich längst mit seinem Schicksal abgefunden.

„Muss ganz schön anstrengend sein...“, flüsterte der Junge provozierend. „Den ganzen Tag lang unschuldige Menschen abzuschlachten.“

„Halt's Maul!“, brüllte ihn Ahmed zornig an, so wie er es von den Alten gelernt hatte. „Du verstehst nichts! Absolut nichts! Wir vollstrecken nur den Willen Gottes. Oder glaubst du, wenn Gott etwas anderes wollen würde als das, was wir tun, würde er es nicht irgendwie zu verhindern wissen?“

„Gott schaut schon lange nicht mehr in den Irak.“, antwortete Ahmeds Gefangener traurig.

„Oder denkst du wirklich, er könnte das alles mitansehen, was hier passiert, ohne einzugreifen? Also wenn es Gott gibt und er nichts tut, dann ist das für mich eher ein Beweis dafür, dass ihn unser Schicksal entweder nicht mehr interessiert, oder dass er im Lauf der Jahre einfach blind geworden ist.“

„Wer sagt das? Super Mario?“, erwiderte Ahmed spöttisch, der keine Diskussionen mit Andersdenkenden gewohnt war... schon gar nicht, wenn es um religiöse Themen ging.

„Dein hässlicher Prophet mit der Knubbelnase? Denkst du wirklich, ein Prophet, der zulässt, dass ihn seine Anhänger so hässlich zeichnen, hat überhaupt irgendeine Ahnung von Gottes Willen?“

Ahmed fand dieses Argument ziemlich stichhaltig, doch zu seiner Verärgerung hatte sein Gegenüber nicht viel mehr dafür übrig als ein verächtliches Grinsen.

„Du hast ganz offensichtlich keine Ahnung von Super Mario.“, erwiderte der Junge kopfschüttelnd.

„Aber falls es dich interessiert, warum ich Super Mario mag... vielleicht ja gerade deshalb. Weil Mario mir noch nie etwas über Gott erzählen wollte, über diese Welt,

oder über sonst irgendwas. Weil man mit Super Mario einfach alle möglichen verrückten Dinge tun kann, ohne dass dir irgendeiner der Alten auf die Finger haut. Oder findest du das toll, dass sie dir ständig auf die Finger hauen, wenn du mal was gemacht hast, was ihnen nicht in den Kram passt?“

„Ich...“, versuchte Ahmed angestrengt eine Antwort zu finden, ehe ihm glücklicherweise die abgeklärten Worte von Yusuf einfielen. „Fressen und gefressen werden. Das ist nunmal der Lauf der Welt. Verstehst du? Ich gehorche ihnen, werde immer stärker, gewinne an Einfluss... und irgendwann bin ich dann einer von den Alten, und dann werden die Jüngeren mir gehorchen.“

„Weil sie Angst vor dir haben.“, meinte der fremde Junge leise. „So wie du jetzt Angst vor deinen Anführern hast. Alles, was ihr vererbt, ist eure Angst. Und darauf bist du auch noch stolz, ja?“

Ahmed überlegte einen Moment, ob er den Jungen einfach abknallen sollte und seinem Bruder dann sagen, dass er versucht hatte, zu fliehen. Aber vermutlich würde ihm Hakan dann wieder das Gewehr wegnehmen.

Außerdem... irgendwie hatte der fremde Junge ja Recht, dachte Ahmed. All sein Denken war nur noch von der Angst bestimmt... Angst, etwas Falsches zu machen, Angst, wieder ausgelacht zu werden, Angst, die Alten nicht zufrieden zu stellen.

Aber so war es nunmal schon immer, und so würde es immer sein.

„Du hast also noch nie ein Super Mario-Spiel gespielt?“, hakte der Junge mit bohrendem Blick beharrlich weiter nach. „Und Star Wars? Star Wars kennst du dann wahrscheinlich auch nicht, hab ich Recht? Darth Vader?“

Ahmed schüttelte nur den Kopf und spuckte dann demonstrativ auf den felsigen Untergrund.

„Wir brauchen diesen dekadenten westlichen Schweinekram nicht! Wir sind Krieger des Propheten. Und wenn wir eines Tages gefallen sind, wird uns Gott der Allmächtige in seiner Güte reichlich belohnen dafür, dass wir nicht weich geworden sind im Angesicht der Verführung.“

„Und wenn es nicht so ist?“, fragte der Junge. „Angenommen, es kommt nichts nach dem Tod? Keine Belohnung, keine Strafe... einfach nur nichts. Wäre es dann nicht ziemlich dämlich, so viel verpasst zu haben?“

Ahmed war die Vorstellung so unangenehm, dass er nicht weiter darüber nachdenken wollte... zumal er ahnte, dass ihn sein Gefangener mit diesen Äußerungen ohnehin nur provozieren wollte.

Aber Ahmed war nicht gewillt, sich davon beeindrucken zu lassen, und sagte daher nur stolz:

„Mein Glaube ist stark. Ich weiß einfach, dass die Worte des Propheten der Wahrheit entsprechen. Mein Glaube ist so stark, dass ich für meinen Propheten sterben würde! Und du? Bist du bereit, für Super Mario zu sterben?“

Der fremde Junge schaute traurig auf den Boden und antwortete:

„Nein. Ich möchte lieber leben.“

Worauf Ahmed nur rechthaberisch erwiderte: „Da siehst du’s. Dein Glaube ist schwach! Weil deine westlichen Götter nichts taugen.“

„Glauben... Götter... Propheten...“, murmelte der Junge leise. „Bist du denn noch nie auf die Idee gekommen, dass es so viel mehr gibt im Leben als das? Du hast doch noch nicht mal einen Bruchteil dieser Welt gesehen bisher.“

Er schaute mit schmerzverzerrter Miene auf sein zerschossenes Bein.

„Wenn ich könnte... wenn ich die Möglichkeit hätte, so wie du... dann würde ich losgehen und mir die ganze Welt anschauen! Jetzt sofort. Und nie wieder zurückblicken. Denn hier... hier ist doch nur noch Tod. Und Angst. Und Hass.“

Ahmed hatte so eine leise Ahnung, was der Junge meinte, wusste aber nicht so recht, was er noch weiter dazu sagen sollte, und flüsterte daher nur:

„Spar dir das Reden. Das kostet nur Kraft und bringt nichts.“

Nach einer gefühlten Ewigkeit tauchte dann endlich sein Bruder auf... genau rechtzeitig, da sich Ahmed zunehmend unwohl dabei fühlte, so viel von den intimen Gedanken eines Menschen zu erfahren, den er vielleicht später exekutieren musste. Es war ihm deutlich angenehmer, die Menschen, die er tötete, blieben fremd und namenlos.

„Na, was haben wir denn da?“, fragte Hakan mit Blick auf den jugendlichen Gefangenen, ehe er lobend die Hand auf Ahmeds Schulter legte. „Gute Arbeit, Kleiner! Ich würde sagen, dann haben wir alle. Wir packen alles zusammen, was wir tragen können, und gehen dann wieder zurück ins Lager.“

„Und was... was wird aus ihm?“, fragte Ahmed mit Blick auf den fremden Jungen.

„Das lass mal schön meine Sorge sein.“, erwiderte sein Bruder grinsend, und fügte an seine Leute gewandt hinzu: „Keiner von euch rührt ihn an, kapiert? Er ist unrein. So unrein, dass ihr euch versündigen würdet, wenn ihr ihn auch nur anfasst!“

Bei diesen Worten musste Ahmed unwillkürlich an das eine Mädchen denken, über die sein Bruder einst genau dasselbe gesagt hatte... und mit der er sich dann in der Nacht darauf in seinem Zelt vergnügt hat.

Hatte er nun mit dem fremden Jungen etwa das Gleiche vor?

Ahmed konnte sich das kaum vorstellen. Andererseits, er hätte es auch nie für möglich gehalten, dass so ein frommer Mensch wie sein Bruder heimlich verbotenen Alkohol zu sich nehmen würde.

Daher vergaß er seine sonst übliche Zurückhaltung und stellte Hakan in ungewohnter Offenheit zur Rede.

„Du solltest sie aber dann auch nicht anfassen, wenn sie unrein sind, Hakan! Du weißt, Allah ist überall. Und er sieht alles, was wir tun.“

Hakan glaubte, nicht richtig gehört zu haben, und stammelte mehr, als dass er sprach:

„Wovon redest... du... wovon... wovon...“

Bis ihm auf einmal ein Licht aufging.

„Du hast es wieder getan, richtig? Du hast deinen Körper verlassen... und dann bist du in mein Zelt gekommen. Das hat nichts mit Allah zu tun. Das ist Teufelswerk! Los, gib mir sofort das Gewehr!“

Er ging zornig einen Schritt auf Ahmed zu und griff nach der Waffe, um sie ihm aus der Hand zu reißen. Doch diesmal weigerte sich Ahmed, loszulassen. Er wusste nur zu gut, wenn er jetzt losließ, würde er früher oder später genauso enden wie all die anderen, die seinem Bruder in die Quere gekommen waren.

„Nein, Hakan!“, schrie er und zerrte so stark er konnte an der Kalaschnikow, deren Lauf sein Bruder noch immer umklammert hielt.

Dann löste sich ein Schuss.

Ahmed ließ vor Schreck fast die Waffe fallen, während sein Bruder schwer verwundet zu Boden stürzte und sich schreiend ans Auge fasste.

„Du verdammter Teufel! Du verdammter Teufel...“, brüllte er vor Schmerzen.

Dann kamen auch Yusuf und Malek angerannt und starrten schockiert auf ihren sich am Boden wälzenden Anführer.

„Was hast du getan?“, fragte Yusuf entsetzt und wollte sich sofort auf Ahmed stürzen, um ihn zu entwaffnen. Doch der hielt ihm drohend seine Kalaschnikow entgegen. Jetzt gab es ohnehin kein Zurück mehr für ihn.

„Keinen Schritt weiter, Yusuf!“, rief er erschrocken über sich selbst. „Ich... ich wollte das nicht... aber ich schwöre, ich drücke ab, wenn ihr auch nur einen Schritt näher kommt.“ Dann deutete er auf seinen verletzten Bruder.

„Nehmt ihn... nehmt ihn, und dann verschwindet von hier! Oder ich schwöre es bei meinem Leben... ich töte euch alle. Ich kann das. Du weißt, dass ich es kann. Fressen und gefressen werden...“

„Ja... so sei es.“, sagte Yusuf nur und stieß dann den neben ihm stehenden Malek in die Seite, worauf beide den immer noch schreienden und fluchenden Hakan vom Boden aufhoben und gemeinsam mit ihm den Rückzug antraten.

„Du hast mir das Auge rausgeschossen, du verdammter Bastard! Ich werde dich finden und töten! Egal wo auch immer du dich verstecken magst!“, schrie Hakan auf dem Weg zurück, und hätte sich am liebsten wieder aus der Umklammerung seiner Helfer losgerissen, um seinem Bruder gleich an Ort und Stelle den Garaus zu machen. Doch ihm fehlte die Kraft dazu, so dass er sich schließlich, ohne weitere Schwierigkeiten zu machen, von seinen Kameraden fortbringen ließ.

Ahmed stand noch eine Weile mit zitterndem Gewehrlauf da und starrte ungläubig in ihre Richtung, bis sie endgültig hinter den Hügeln verschwunden waren.

Hatte er das gerade wirklich getan?

Sich seinem Bruder widersetzt, zum vielleicht ersten Mal überhaupt... und sogar auf ihn geschossen?

Er konnte es selbst nicht fassen. Aber da hatte sich wohl etwas in ihm angestaut in all den Jahren. Etwas, das unbedingt raus musste.

Und jetzt, jetzt war es zu spät, um sich zu entschuldigen. Zu spät, um noch einmal zurückgekröchen zu kommen. Alles, was ihm jetzt noch blieb, war die Flucht.

„Wow... cool!“, versuchte der fremde Junge auf dem Felsen, den Ahmed in der ganzen Aufregung beinahe vergessen hatte, seiner Verwunderung Ausdruck zu verleihen. „Hast du gerade wirklich einem von euch das Auge rausgeballert... wegen mir?“

„Ich...“, rang Ahmed um die richtigen Worte. „Ich hab das ganz sicher nicht wegen dir getan. Denk das bloß nicht! Ich glaube... ich will einfach nicht warten, bis ich ein alter Mann bin, damit sie endlich aufhören, mich herumzustoßen. Kannst du das verstehen?“

„Geht mir ganz ähnlich.“, bestätigte der Junge mit einem Nicken und versuchte zaghaft zu lächeln „Wie ist dein Name?“

„Ich bin Ahmed. Und du?“

„Tariq.“, sagte der Junge und streckte ihm kraftlos die Hand entgegen.

„Gut, Tariq.“, murmelte Ahmed und schlug ein, ehe er skeptisch auf die untergehende Sonne blickte. „Die werden spätestens um Mitternacht wieder hier sein. Und dann garantiert mit Verstärkung. Wir sollten von hier verschwinden. Und nie wieder zurückschauen. Nie wieder.“

„Sehe ich genauso.“, bestätigte Tariq leise. „Ich hab hier sowieso nichts mehr, was mich noch hält. Sind alle... alle tot...“

„Und Super Mario?“, fragte Ahmed, da er den Eindruck hatte, dass Tariq dieser unbekannte Prophet viel bedeuten würde. „Soll ich sein Bildnis holen für dich?“

„Ich glaub, den gibt es überall.“, meinte Tariq. „Besser, wir verschwinden sofort.“

Zunächst versuchte Tariq, auf Ahmeds Schulter gestützt alleine klarzukommen, doch so langsam, wie sie auf diese Weise vorankamen, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie die Häscher des Islamischen Staates eingeholt hätten.

Und so entschied sich Ahmed schließlich dazu, seinen neuen Kumpanen auf den Rücken zu nehmen. Zum Glück war er ja ein gutes Stück leichter und kleiner als er, so dass sie sich auf diese Weise deutlich schneller fortbewegen konnten.

Abgesehen von einer kurzen Pause an einem Brunnen, an dem sie sich ein wenig ausruhten und etwas vom mitgeführten Proviant verzehrten, lief Ahmed die ganze Nacht hindurch, während der auf dem Rücken hängende Tariq immer mal wieder die Besinnung verlor.

„Bist du wach?“, fragte Ahmed erschöpft nach hinten, als er sah, wie der Himmel über den Bergen immer heller wurde. „Die Sonne geht bald auf... wir sollten uns irgendwo einen Unterschlupf suchen. Die Hitze werden wir hier draußen nicht all zu lange überstehen.“

„Es geht schon...“, antwortete Tariq. „Und dann? Wo wollen wir eigentlich hin? Nach Baghdad? Syrien?“

Aber Ahmed war so beschäftigt damit gewesen, die vergangenen Tage immer und immer wieder aus seinem Gedächtnis abzuspuhlen und darüber nachzugrübeln, wie es nur zu dieser Eskalation kommen konnte, dass er sich noch gar keine Gedanken über das konkrete Ziel ihrer Flucht gemacht hatte.

„Einfach nur weg von hier. So weit weg von hier wie es nur irgendwie geht.“

„Warum gehen wir nicht dort hin, wo alle hingehen?“, überlegte Tariq, aus dessen Umkreis seit Beginn des Krieges schon viele Verwandte und Bekannte dem Land den Rücken zugekehrt hatten.

„Und wo soll das sein?“, fragte Ahmed. „Europa? Amerika?“

„Deutschland!“, meinte Tariq. „Lass uns nach Deutschland gehen. Ich hab da einen Cousin. Vermutlich der letzte Verwandte, der mir noch geblieben ist.“

Und so beschlossen sie schließlich, sich auf den langen, beschwerlichen Weg ins ferne Deutschland zu machen.

Gute zwei Tage schleppte Ahmed den noch immer sehr geschwächt wirkenden Tariq auf seinen Schultern durch die Gegend, ehe sie von einem der vielen Lastwagen mit an die Grenze genommen wurden.

Dort schlossen sie sich einer Gruppe weiterer Flüchtlinge an, die sich auf dem Weg zu einem der großen Auffanglager in Syrien befanden.

Doch Tariqs Wunde hatte sich unterwegs entzündet, er bekam schweres Fieber, und wie er Ahmed erst kurz zuvor gebeichtet hatte, besaß er darüberhinaus auch eine angeborene Herzschwäche, die er seinem Gefährten aus Angst, andernfalls nicht mitgenommen zu werden, bislang verschwiegen hatte.

Diese Herzschwäche war es auch, aufgrund der Tariqs Eltern ihm jeden materiellen Wunsch zu erfüllen versuchten, nachdem ihnen damals von einem Arzt mitgeteilt worden war, dass ihr Sohn vermutlich nicht über sein zwanzigstes Lebensjahr hinauskommen würde.

„Wir werden jemanden finden, der dir helfen kann!“, versprach ihm Ahmed, als er realisierte, dass sich sein neuer Weggefährte kaum noch aus eigener Kraft festhalten konnte. „Vielleicht sollten wir erstmal ne Runde schlafen.“

Ahmed legte Tariq vorsichtig an einen schattenspendenden Baum, aber Tariq schüttelte nur den Kopf und griff mit seiner nassgeschwitzten Hand nach der von Ahmed.

„Nein, Ahmed... ich glaube... ich schaff das nicht. Hier ist meine Reise zu Ende. Aber du... du wirst für mich weitergehen. Wie wir es ausgemacht haben. Nicht zurückschauen! Finde einen Platz, an dem du dich zuhause fühlen kannst... finde einen Platz, an den du gehörst. Finde dein Paradies. Aber nicht so ein Paradies wie in den heiligen Schriften... sondern ein Paradies, das nur allein für dich ist.“

„Wir werden zusammen da hin gehen!“, erwiderte Ahmed und legte seine Wasserflasche mit den letzten Vorräten in Tariqs Hände. „Morgen wird alles schon wieder ganz anders aussehen, wirst schon sehen...“

Ahmed hoffte zumindest, dass es so sein würde, und schloss die Augen, um ein paar Stunden zu schlafen.

Doch als er wieder aufwachte, lag nur noch Tariqs lebloser Körper neben ihm, und alle verzweifelten Versuche, den Jungen irgendwie wieder ins Leben zurückzuholen, waren am Ende vergeblich.

Und so begrub Ahmed seinen Gefährten noch am selben Morgen dort unter dem Baum. Er hatte Erfahrung in sowas, schließlich hatte Ahmed schon viele Gruben ausgehoben, um darin gefallene Mitkämpfer zu bestatten.

Er sprach ein letztes Gebet für ihn und lief dann wie in Trance weiter, immer dem langen Trek der Flüchtlinge folgend... ganz so, wie es Tariq von ihm gewollt hätte. Ohne zurückzuschauen. Ohne sich irgendwelche Vorwürfe zu machen.

Es war eben einfach geschehen. Manche Menschen starben. Andere kamen durch.

Schließlich erreichte Ahmed das große Auffanglager. Doch er hatte in den Tagen davor viel zu wenig getrunken, geschweige denn etwas Essbares zu sich genommen. Nicht, dass er keine Möglichkeit dazu gehabt hätte, betteln zu gehen oder von einem der Schwächlinge um sich herum etwas zu rauben. Es war ihm nur einfach völlig egal gewesen.

Und so brach er schließlich mitten im Lager zusammen.

Man brachte ihn in ein Lazarett, wo ein paar Entwicklungshelfer aus Deutschland auf ihn aufmerksam wurden. Sie fragten ihn viele Dinge, wollten wissen, wie alt er war, und ob er Familie hatte.

„Sind alle tot.“, sagte Ahmed mit brüchiger Stimme. „Tariq ist tot. Und mein Bruder hat kein Auge mehr. Wahrscheinlich ist er inzwischen auch tot.“

Dann fragten sie noch, ob er Zeuge von Greueltaten des IS geworden war.

„Sie haben... ein Mädchen vergewaltigt... in ihrem Zelt.“, erwiderte Ahmed noch immer völlig entkräftet „Ich hab alles mitangesehen, aber ich hab mich nicht getraut, etwas zu sagen. Ich hatte Angst. Jeden Tag immer nur Angst. Dabei wollte ich doch nur... Respekt. Aber sie haben mich bestraft, weil ich vom Fliegen geträumt habe. Und dann... dann haben sie auf Tariq geschossen. Ich hab ihm geholfen, und wir sind gemeinsam durch die Wüste geflohen... wollten zu einem Cousin nach Deutschland. Doch Tariq hat es nicht geschafft. Und jetzt... bin ich ganz allein... und kann nie wieder zurück.“
Irgendeiner der anwesenden Helfer befand daraufhin wohl, dass Ahmed eine bevorzugte Behandlung verdient hätte, und so kam es schließlich, dass er gemeinsam mit einigen anderen kranken oder traumatisierten IS-Opfern nach Deutschland ausgeflogen wurde.

Dort angekommen, kam Ahmed nach einem kurzen Aufenthalt in einer Klinik in eine Wohngruppe für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, zu denen er jedoch immer einen gewissen Abstand hielt, und die von einem Team engagierter Sozialpädagogen intensiv betreut wurden.

Anfangs hatte Ahmed nur einen ins Deutsche übersetzten Koran und ein paar Broschüren zur Verfügung, um die fremde Sprache zu lernen. Aber da er ein guter Beobachter war und scheinbar ein angeborenes Talent fürs Sprachenlernen besaß, machte er schnell Fortschritte, so dass sich die Betreuer bald schon ohne Dolmetscher mit ihm verständigen konnten.

Doch innerlich wünschte sich Ahmed einfach nur, tot zu sein. Er musste sich ständig irgendwie ablenken, irgendetwas lesen, auswendig lernen, oder beim Spülen und Essenmachen helfen... aber spätestens in der Nacht, wenn er wieder mit sich alleine war, kamen die ganzen Erinnerungen zurück. Erinnerungen an Tariq, an seinen Bruder, an die vielen Menschen, die er im Namen Allahs getötet hatte, und von denen ein Großteil vermutlich genauso unschuldig gewesen war wie Tariq.

Aber natürlich hätte Ahmed nie einem der Erwachsenen die ganze Wahrheit erzählt. Sie hätten ihn ja doch nur vor eines ihrer westlichen Gerichte gezerrt, vor irgendeinen Richter, der noch nie im Leben im Krieg gewesen war, geschweige denn vor der Wahl stand, entweder ein Leben lang ein entrechteter, armer Bauer zu sein, oder eine Waffe zu ergreifen und Teil von etwas Größerem zu werden.

Was konnten einem solche Schreibtischmenschen schon erzählen über Schuld? Über Gewissen? Über Ehre? Welches Recht hatten sie, über andere zu urteilen, wenn sie nie in ihren Schuhen gelaufen waren?

Für Ahmed stand fest, dass nur Gott allein über ihn richten konnte. Und wenn Gott der Meinung war, dass er für seine Taten zur Rechenschaft gezogen werden sollte, dann würde das auch geschehen... und Ahmed würde sich dieser Strafe demütig fügen.

Aber Gott schien völlig andere Pläne zu haben.

Eines Tages machte die Wohngruppe mit ihren Betreuern einen Besuch in der örtlichen Stadtbücherei.

Herr Kaminski, der Pädagoge, der sich besonders engagiert um die jugendlichen Flüchtlinge kümmerte, zeigte ein paar Bücher herum, die ihnen beim Lernen der deutschen Sprache helfen sollten.

„Das hier...“, sprach er, nach jedem Wort eine kurze künstliche Pause einlegend, so dass ihn alle in der Gruppe verstehen konnten. „Leben - auf - dem - Bauernhof. Hier - sind - viele - Bilder - von - Tieren - und - wie - sie - heißen.“

Aber Ahmed schaute gar nicht hin. Ihm war während der Präsentation des Pädagogen ein anderes Buch im Regal aufgefallen, das ihn auf merkwürdige Weise ansprach.

Auf dem Cover des Buches waren zwei mit Dreck und Blut beschmierte Jugendliche abgebildet, wobei der eine den anderen auf dem Rücken trug, was Ahmed unwillkürlich an seine Flucht mit Tariq erinnerte.

Und der Titel des Buches war irgendwas mit „Paradies“ ... dieses deutsche Wort kannte er zu genüge, hatte er es doch in seiner deutschsprachigen Version des Korans immer und immer wieder gelesen.

Daher ging er zielstrebig auf das Regal zu, holte das Buch hervor und zeigte es dem Pädagogen.

„Dieses Buch! Ich will bitte!“

Herr Kaminski ließ von den anderen ab und nahm seinem Schützling skeptisch den Roman aus der Hand.

Paradies aus Asche... war das nicht dieses Skandalbuch, über das vor einiger Zeit in den Medien berichtet worden war? In dem Sex mit Minderjährigen glorifiziert wurde und die jugendlichen Protagonisten Katzen aßen und zahlreiche Menschen zusammenschlugen oder gar ermordeten? Kaminski hatte es nie gelesen, aber er war sich ziemlich sicher, dass es keine gute Idee wäre, einen jugendlichen unbegleiteten Flüchtling solch ein gewaltverherrlichendes Machwerk lesen zu lassen.

„Das... ähm, ist noch viel zu schwer für dich.“, versuchte er Ahmed seine Idee wieder auszureden und stellte das Buch hastig ins Regal zurück. „Das wird dir kaum helfen beim Deutschlernen. Aber wenn du gerne solche Jugendliteratur magst, kann ich dir ein anderes Buch empfehlen. Das ist einfacher geschrieben und trotzdem sehr unterhaltsam.“

Er winkte ihn zu sich rüber und zeigte ihm irgend so eine erbauliche Gutmenschengeschichte über einen jungen Migrant aus armen Verhältnissen, der sich ein Stipendium erkämpfte und später ein berühmter Arzt wurde.

Aber das interessierte Ahmed nicht. Ahmed wollte wissen, was es mit diesem merkwürdigen Buch über das Paradies auf sich hatte, zumal es ihm nicht entgangen war, dass sein Betreuer davor regelrecht Angst zu haben schien.

Enthielt es die Worte Gottes? Wollten die Deutschen deshalb nicht, dass er so etwas las? Und so wartete Ahmed, bis Herr Kaminski den anderen wieder etwas vorzulesen begann, griff sich dann unauffällig das verbotene Buch aus dem Regal und ließ es in seinem Hosenbund verschwinden.

Bei der Fahrt zurück ins Wohnheim saß er wie auf glühenden Kohlen.

Was immer auch der Inhalt dieses Werkes war... Ahmed fühlte einfach, dass es kein Zufall sein konnte, dass er gerade jetzt über dieses Buch gestolpert ist. Es musste eine tiefere Bedeutung haben. Vielleicht ein Fingerzeig Allahs? Ein Weg zur Vergebung seiner Sünden? Sobald er auf seinem Zimmer alleine war, schlug Ahmed sofort neugierig das Buch auf und machte sich daran, mit Hilfe eines Wörterbuchs alle Formulierungen, die er noch nicht verstehen konnte, zu übersetzen.

Doch schon der Satz auf der ersten Seite ließ ihn in ungläubiges Staunen verfallen.

„Der liebe Gott war zusammen mit all den Narren, die noch an ihn glaubten, zu Asche verbrannt.“

Wie konnte Gott zu Asche verbrennen? Worüber schrieb dieser verrückte Schriftsteller da? Hastig blätterte Ahmed weiter, um mehr zu erfahren... und verlor sich dabei immer tiefer in dieser unglaublichen Geschichte von Shiva und Darek.

Es schien ihm, als wäre jeder Satz, jede Idee, jedes einzelne Wort, einzig und allein für ihn geschrieben worden.

Shivas Suche nach Vergebung für die schrecklichen Dinge, die er getan hatte... seine Freundschaft mit Darek, die ihn von den Dämonen der Vergangenheit ablenkte und ihm Kraft zum Weiterleben schenkte... oder wie er in seiner Jugend von den brutalen Wüstenpiraten zum Töten abgerichtet worden war... das alles kam Ahmed so dermaßen vertraut vor. Und als der erste Band schließlich endete, mit den Worten „Auch wenn der Weg, der vor ihnen lag, noch lang und beschwerlich sein würde, auch wenn sie vielleicht nur einer Illusion der Verzweifelten hinterherjagten... zum ersten Mal in seinem Leben empfand Shiva sowas wie Vergnügen dabei. Weil es vielleicht manchmal gar nicht so sehr darauf ankam, in welcher Richtung wir durch dieses verstrahlte Ödland irrten, sondern wer sich dabei an unserer Seite befand.“... da begriff Ahmed, es war nicht einfach irgendein Roman, es war nicht einfach nur Unterhaltungsliteratur. Es war eine Anleitung. Speziell geschrieben für ihn und ein paar andere Auserwählte, die es verstehen konnten... von einem genialen Mann, der vermutlich genau solche Menschen wie ihn suchte.

Die Wochen, die folgten, verbrachte Ahmed damit, wie ein Besessener sein Deutsch zu verbessern, um die Paradies-Trilogie immer besser verstehen zu können, bis er schließlich fast jedes Wort davon auswendig kannte.

Er behängte sein einst so karg eingerichtetes Zimmer von oben bis unten mit Postern und Fanzeichnungen von den Büchern, und tat in seiner Freizeit alles, um mehr über den geheimnisvollen Autor herauszufinden, der dieses Werk erschaffen hatte.

Unglücklicherweise stellte sich jedoch heraus, dass dieser Gunnar Mageddon wohl ziemlich menschenscheu war und weder Lesungen abhielt, noch sonstwie öffentlich in Erscheinung trat. Seine Adresse war nirgendwo herauszubekommen, und auch der Verlag, den Ahmed kontaktierte, weigerte sich beharrlich, ihm Anschrift oder Telefonnummer mitzuteilen... man versprach ihm jedoch, jede Fanpost, die er ihnen zuschickte, an den Autor weiterzuleiten.

Und so schrieb Ahmed Brief um Brief, und wartete jeden Morgen stundenlang sehnsuchtsvoll auf den Postboten, nur um herauszufinden, dass ihm abermals keiner geantwortet hatte.

Er fragte sich schon, ob der Verlag die Briefe tatsächlich weiterleitete... und ob ein so vielbeschäftigter Mann wie der Autor überhaupt die nötige Zeit hatte, um jeden Brief, der ihm zugeschickt wurde, persönlich zu beantworten.

Schließlich fand Ahmed durch Zufall in einem von der Zeit vergessenen Internetforum eine alte Emailadresse des Autors... und schrieb an diese Adresse, mit dem Mut der Verzweiflung:

„Sehr geehrter Schöpfer dieses genialen Werk.

Ich wieder schreibe ihnen falls sie die Brief nicht gelesen haben. Ich sitze hier in Zimmer umgeben von Menschen die mich nicht verstehen, in einem Land das mich nicht versteht und versinke in Erinnerungen die ich nicht mehr verstehe.

Was ich gewesen bin und getan ist so weit weg. Bin nicht ich.

Aber dann ich lese Buch und erkenne was bin ich.

Alles würde ich tun für sie. Alles wie Shiva tut für seinen Freund, ich tue für sie. Sie mir sagen wo sie wohnen, ich komme und werde ihnen beweisen. Meine Worte echt. Meine Gedanken ihre Gedanken.

Ich immer und ewiglich in ihrer Schuld

Ihr Shiva“

Diesmal bekam er tatsächlich eine Antwort des Autors, auch wenn der ihn darin nur wissen ließ, dass er ihm kein Wort glauben würde.

„Du bist nicht Shiva. Shiva ist nur in meinem Kopf. Du würdest dir ja auch keine drei Finger abhacken für einen Freund, so wie Shiva es getan hat. Denn das ist alles nur Fiktion.“

Wie es schien, wollte ihn der geniale Autor testen und seine Loyalität und sein Durchhaltevermögen auf die Probe stellen, um zu sehen, ob er sich von so einer Absage entmutigen ließe... denn wenn ja, dann wäre er wohl tatsächlich nicht wie Shiva gewesen, sondern nur ein weiterer Möchtegernheld mit einer großen Klappe und nichts dahinter. Doch Ahmed war anders, und er war wild entschlossen, dem Autor seine Entschlossenheit zu demonstrieren.

Also ging er zunächst ins Kaufhaus und kaufte sich mit seinem letzten Geld etwas Schminke, um sich bemalen zu können, wie Shiva und Darek es vor einem wichtigen Kampf taten.

Er recherchierte im Internet, wie man sich am Besten einen Finger abschnitt, ohne sich hinterher eine Blutvergiftung zuzuziehen oder zu verbluten.

Er trug alles zusammen... und gerade, als er von der Schule zurückkam und sich etwas Mut antrinken wollte, um sein Vorhaben endlich in die Tat umzusetzen, bemerkte er die eingeschlagene Scheibe an der Eingangstür des Wohnheims.

Es war ganz offensichtlich, dass sich dort jemand gewaltsam Zutritt verschafft hatte.

Auf dem Boden vor ihm lag Herr Kaminski inmitten eines wahren Trümmerfeldes, erschöpft keuchend und sich ein Taschentuch auf die blutende Nase drückend.

Wer immer hier gewütet hat, hatte ganze Arbeit geleistet.

„Was passiert?“, fragte Ahmed mit ungläubigem Blick auf das ihn umgebende Chaos, in dem Tische, Stühle und Reste von Geschirr wild durcheinander auf dem Boden verteilt waren.

„Deine Freunde... die haben mir... die Nase gebrochen...“, stotterte der Sozialpädagoge noch sichtlich unter Schock stehend. „Sie haben nach dir gesucht.“

„Nach mir gesucht? Ich keine solche Freunde hab.“, erwiderte Ahmed ratlos und half dem verletzten Betreuer vorsichtig auf die Beine, damit der sich erstmal auf einen Stuhl setzen konnte, um wieder zu Atem zu kommen.

„Bist du sicher, Junge?“, hakte Kaminski nach. „Es waren drei Typen... muskulös... mit Bärten wie Salafisten. Und einer von ihnen... er hatte eine schwarze Augenklappe.“

Ahmed erschrak. Ihm war sofort klar, dass es sich dabei nur um Hakan handeln konnte.

„Ja, ich ihn kennen.“, gestand er schließlich mit gesenktem Kopf. „Ich habe im Krieg gegen ihn gekämpft. Ich habe ihm sein Auge genommen.“

„Du hast... was?“, fragte der Pädagoge ungläubig, nachdem er wieder etwas zur Ruhe gekommen war. „Du warst Kindersoldat? Aber warum... warum hast du uns nie davon erzählt? Es gibt spezielle Programme für Menschen wie dich. Wo man dir helfen kann... damit du das alles nicht allein mit dir selbst ausmachen musst. Verstehst du?“

„Das mein Krieg, nicht euer Krieg.“, erwiderte Ahmed stolz. „Was sie noch gesagt? Wann wiederkommen?“

Der Pädagoge richtete sich langsam auf und humpelte Richtung Telefon.

„Sie haben gesagt... sie warten um Mitternacht vor der Moschee auf dich. Und dass du dich vor Gott verantworten musst für, wie sie es genannt haben, deine schändlichen Taten.

Aber du... du wirst da nicht hingehen, hörst du? Ich werde jetzt die Polizei anrufen, und dann werden sie die Typen verhaften. So machen wir das hier in Deutschland.“

Aber Ahmed packte ihn entschlossen am Ärmel und nahm dem immer noch geschwächten Pädagogen das Telefon aus der Hand.

„Keine Polizei. Bitte! Ich das klären auf meine Weise. Sonst diese Leute niemals Ruhe geben.“

„Auf deine Weise... ts...“, murmelte Herrr Kaminski, setzte sich wieder an den Tisch und raufte sich ratlos die Stirn.

Dann erzählte er irgendwas über den Unsinn der Blutrache und davon, dass Auge um Auge nur dazu führen würde, dass irgendwann die ganze Welt blind wäre. Doch Ahmed hörte gar nicht hin, sondern hatte sich währenddessen in sein Zimmer begeben und die zerrissen auf dem Boden liegenden Poster betrachtet. Nach einem kurzen Moment des Innehaltens hob er die im Zimmer verstreuten Bücher auf, steckte sie sich in die Jackentasche, packte alles, was er sonst noch brauchte, das Verbandszeug, sein Messer, den MP3-Player und ein paar Briefe in seine Sporttasche, und machte sich dann auf den Weg Richtung Ausgang. Als er abermals an Kaminski vorbeilief, schaute dieser kritisch auf das aus Ahmeds Jacke hervorschauende Taschenbuch.

„Dieses Buch... ich hatte gleich kein gutes Gefühl bei der Sache. Du hättest es niemals lesen dürfen.“

Ahmed lächelte und warf den ersten Band der Paradies-Trilogie neben dem Pädagogen auf die Couch.

„Buch sehr gut. Du auch lesen! Ich nicht mehr brauchen. Alles in Kopf. Du wissen wollen, wie ich wirklich bin? Dann du lesen Buch, und du verstehen. Es ist genau, wie von Gunnar Mageddon beschrieben: Den Dämonen, die uns verfolgen, können wir nicht entkommen.“, begann er den von ihm verehrten Schriftsteller zu zitieren. „Nicht, wenn wir tausend Meilen laufen. Nicht, wenn wir alle Wüsten dieser Erde durchqueren. Der einzig richtige Weg, mit Dämonen umzugehen, ist sich ihnen zu stellen, ihnen ins Gesicht zu lachen, und sie dann zurück in die Hölle zu schicken, aus der sie hervorgekrochen kamen. Denn kein Dämon ist so stark wie ein Mensch, der seine Angst vor dem Tod überwunden hat... und seine Angst vor dem Leben.“

Kaminski warf seinem vollbepackten Schützling einen sorgenvollen Blick zu.

„Du wirst nicht mehr zurückkommen. Hab ich Recht?“

„Nein.“, erwiderte Ahmed kopfschüttelnd. „Hier nicht Zuhause. Zuhause woanders.“

„Ja, ich weiß.“, erwiderte sein Betreuer mit einem unterdrückten Seufzen. „Weißt du, Ahmed... von all den versammelten Problemfällen hier warst du immer der Pflegeleichteste, bist nie ausgerastet, hast nie widersprochen, hast so schnell unsere Sprache gelernt... und meine Kollegen, Britta und Uwe, die haben dich immer als Musterbeispiel für gelungene Integration betrachtet. Aber ich habe schon immer das Gefühl gehabt, dass das genaue Gegenteil der Fall ist. In Wirklichkeit bist du hier nie angekommen. Du bist... irgendwo anders geblieben. Keine Ahnung, wo. Ich glaube, ich will es auch gar nicht wissen.“

Er nahm wieder den Telefonhörer zu Hand.

„Ich werde jetzt die Polizei rufen. Irgendwer muss ja für den ganzen Schaden hier aufkommen. Aber ich glaube, ich stehe noch ziemlich unter Schock, und mein Arabisch ist auch nicht das Beste... vielleicht habe ich ja in der ganzen Aufregung ein paar Details vergessen, und es fällt mir erst irgendwann später wieder ein. Sowas soll vorkommen, hab ich gehört...“

Er zwinkerte seinem Schützling verschwörerisch zu.

„Bitte pass auf dich auf, Ahmed! Was immer du vor hast. Wirf dein Leben nicht einfach so weg.“

„Danke! Für alles. Und keine Sorge, ich nicht vorhaben heute zu sterben. Ich noch Pläne haben. Große Pläne.“, sagte Ahmed leise, ehe er sich umdrehte und ohne noch einmal zurückzublicken davonging.

Die Moschee befand sich am anderen Ende der Stadt, in einem hässlichen, ehemaligen Industriegebäude, umgeben von leerstehenden Wohnungen und halb abgerissenen Werkshallen.

Kein Vergleich zu den repräsentativen religiösen Bauten, die Ahmed aus seiner Heimat kannte.

Um diese Uhrzeit war die Gegend wie ausgestorben, so dass niemand Zeugnis ablegen konnte über das Blutbad, das sich in den nächsten paar Minuten hier ereignen sollte. Hakan und seine zwei Untergebenen, bei denen es sich, wie Ahmed schon geahnt hatte, um Yusuf und Malek handelte, standen wie Revolverhelden in einem dieser alten amerikanischen Western breitbeinig mitten auf der Straße, in ihre weißen Salafisten-Gewänder gehüllt, und grimmig auf die Ankunft ihres Opfers wartend.

Als Ahmed endlich auftauchte, glaubten sie, ihren Augen nicht zu trauen.

Ihr ehemaliger Kampfgefährte trug modische westliche Kleidung, eine zerrissene Jeans und eine lederne Jacke... sein Gesicht war vollständig mit schwarzer und weißer Schminke bemalt, und über die Ohren hatte er einen Kopfhörer gestülpt. Seine Haare wehten lang im Wind, ohne die geringste Spur eines Bartes.

„Du hast dich... verändert...“, stellte Hakan angewidert fest, als Ahmed knapp zehn Meter vor ihnen zum Stehen gekommen war. „Du siehst aus wie so ein schwuler Popsänger aus Amerika!“

„Und du hast dich kein bisschen verändert, Bruder.“, entgegnete ihm Ahmed, darum bemüht, in Gegenwart seines einstigen Anführers cool zu bleiben und sich von seinen Worten nicht mehr so in Angst versetzen zu lassen wie früher. „Ein Wunder, dass sie euch mit diesem Outfit überhaupt ins Land gelassen haben. Haben die nicht mehr alle Augen im Kopf? Oh, verzeih... ich wollte dich nicht kränken.“

Bei diesen Worten fasste er sich demonstrativ ans Auge und grinste spöttisch.

Das reichte, um seinen Halbbruder komplett aus der Fassung zu bringen.

„Du reudiger Hund! Du hast deine Familie verraten! Du hast deinen Glauben verraten! Du hast mir mein Auge geraubt! Du wirst bluten für deine schändlichen Taten, Ahmed! Hier und jetzt.“

Er spuckte vor sich auf den Boden und gab seinen Kumpanen ein Zeichen, worauf sie sich alle drei in Bewegung setzten und drohend auf Ahmed zumarschierten.

„Wer ist Ahmed? Ich heiße Shiva!“, antwortete Ahmed noch, ehe er mit gezücktem Messer in Kampfstellung ging und seinen MP3-Spieler einschaltete, auf dem „Headhunter“ von Front 242 lief... genau, wie es sein Vorbild aus den Büchern vor jedem schwierigen Kampf zu tun pflegte.

Dann ging alles blitzschnell. Dem ersten Hieb von Hakan wich Ahmed mit einer schnellen Rückwärtsbewegung aus, den zweiten blockte er mit seinem Arm ab, und versuchte dann, dem deutlich größeren Hakan einen Stich in den Hals zu verpassen, erwischte aber nur dessen Oberarm.

Doch Ahmeds zweiten Angriff parierte Hakan, indem er ihm mit unbändiger Kraft den Arm umdrehte, worauf Ahmed das Messer aus der Hand fiel und er unsanft zu Boden stürzte.

„Du bist ein Schwächling! Genau wie du es schon immer warst.“, schimpfte Hakan und blickte kurz fluchend auf die blutende Wunde an seinem Arm, ehe er sich abermals auf seinen Bruder stürzte.

Doch Ahmed rappelte sich schnell wieder auf, tauchte unter dem körperlich überlegenen Angreifer hindurch und stürmte erstmal auf den überrascht wirkenden Malek zu, den er mit einem wilden Sprungtritt in die Eingeweide von den Beinen holte.

Dann schlug er noch einmal mit der Faust auf den Schädel des benommenen Hünen, und rannte im nächsten Moment mit lautem Kampfgeschrei weiter zu Yusuf, der fast schon ängstlich angesichts der enormen Wut des auf ihn zustürmenden Jungen die Arme vors Gesicht hielt.

Ahmed deckte ihn mit mehreren Schlägen ein, musste dann aber seinerseits mehrere harte Treffer von Yusuf einstecken, bis er schließlich schwankend in die Arme des mittlerweile wieder aufgestandenen Maleks taumelte.

Der packte ihn von hinten am Genick, damit sich Ahmed nicht mehr gegen seine Angreifer zur Wehr setzen konnte. Gerade noch rechtzeitig gelang es Ahmed, sich mit einem Kopfstoß nach hinten wieder aus der Umklammerung zu befreien, ehe er Malek am Ärmel packte und gegen Yusuf schleuderte, und sich dann so schnell wie möglich davon machte, um sich sein weiter hinten auf dem Boden liegendes Messer zurückzuholen.

Inzwischen hatte allerdings auch Hakan eine gebogene Klinge aus seinem langen Gewand gezogen und sie seinem Halbbruder drohend entgegengestreckt.

„Hätte nicht gedacht, dass ich das heute brauchen werde...“, murmelte er keuchend. „Aber wenn du es auf die harte Tour willst, bittesehr!“

Er führte einen Stich in Ahmeds Richtung aus, riss aber dabei nur den Ärmel von Ahmeds Jacke auf, ohne weiteren Schaden anzurichten.

Seine zweite Attacke traf Ahmed genau in den Bauch... Hakan spürte, wie sich die Klinge durch das Fleisch bohrte, und grinste in der festen Überzeugung, gewonnen zu haben.

Doch sein Dolch hatte lediglich eines der Bücher getroffen, die Ahmed noch unter seinen Klamotten versteckt hatte, so dass der noch immer über ausreichend Kraft verfügte, um

seinerseits mit dem Messer zuzustoßen und seinen Bruder knapp unterhalb der Rippen in die Seite zu stechen.

Von hinten kamen unterdessen Yusuf und Malek herbeigestürmt, um ihrem Anführer zur Hilfe zu eilen.

Aber Ahmed war jetzt wie im Rausch. Er war nicht länger der kleine Junge, über den sich alle lustig machten, und der den anderen das Wasser hinterhertragen musste.

Die Worte des Schriftstellers, der harte Beat der Musik und das durch seinen Körper rasende Adrenalin machten ihn zu etwas Größerem... ließen ihn zur wahrhaftigen Inkarnation des Romanhelden Shiva werden. Und genau, wie der im Takt der Musik tanzend Tod und Vernichtung über seine Gegner brachte, schlug auch Ahmed um sich wie in Trance, deckte die beiden Angreifer mit einer Serie aus Hieben ein und schlitzte dabei Yussufs Arm auf, bevor er Malek noch einen Stich in die Hüfte verpasste.

Erst ein wütender Hieb, den Malek mit seinem Schlagring gegen Ahmeds Kinn ausführte, ließ ihn nach hinten taumeln und zum ersten Mal seit vielen Monaten wieder so etwas wie Schmerz verspüren.

Ahmed ging ein paar Meter auf Abstand zu den anderen und fasste sich schwer atmend an den ausgereckten Kiefer, genau wie seine Gegner den Moment zu nutzen schienen, um nach Luft zu schnappen und sich erstmal wieder zu sammeln.

„Du kleine Ratte...“, fluchte Hakan, der noch immer nicht ans Aufgeben dachte, auch wenn sein Gewand vom vielen Blut inzwischen mehr rot als weiß war. „Duögerst das Unvermeidliche nur heraus. Aber du wirst der Rache Allahs nicht entgehen!“

Mit diesen Worten stürzte er abermals auf seinen Bruder zu, erwischte ihn mit seinem gebogenen Dolch erst an der Hand und dann am Oberschenkel, wo die Klinge mit einem knirschenden Geräusch steckenblieb, worauf Ahmed den Halt verlor und unbeholfen nach hinten stolperte... direkt in die Arme von Malek, der ihn sofort in den Würgegriff nahm und seinem Anführer Ahmeds wehrlosen Körper dann wie eine Zielscheibe entgegenstreckte.

„Allah ist groß!“, rief Hakan erfreut und näherte sich seinem jüngeren Bruder, um ihm den finalen Todesstoß zu verpassen.

„Dein Gott...“, zischte Ahmed, während sein im Schwitzkasten steckender Kopf immer roter wurde. „Dein Gott wird zu Asche verbrennen... gemeinsam mit all den Narren, die noch an ihn glauben!“

Das war Ahmeds neue Religion, und die gab ihm die nötige Kraft, sich trotz seiner Verletzungen noch einmal aufzubäumen, sich den Dolch aus dem Oberschenkel zu ziehen und ihn dem hinter ihm stehenden Malek genau zwischen die Beine zu rammen, in das Allerheiligste eines jeden Gotteskriegers.

Der schrie wie am Spieß, während sich Ahmed aufrichtete und dann in einer einzigen Drehbewegung erst Maleks Kehle durchtrennte, und die Klinge dann mit einem lauten Kampfschrei ins Herz seines herannahenden Bruders stieß.

Das nächste, was Ahmed hörte, war das leise Wehklagen von Yusuf, der sich auf die Knie gesunken den verletzten Arm hielt und entsetzt das von Ahmed angerichtete Blutbad betrachtete.

Auf der Straße hatten sich mehrere rote Pfützen gebildet, die Körper seiner beiden Mitstreiter lagen leblos im Dreck... und über ihnen thronte ein blutverschmierter Dämon

mit Schwarzweiß-geschminktem Gesicht und einem diabolischen, zu allem entschlossenen Gesichtsausdruck.

„Bitte...“, jammerte Yusuf. „Ich... ich hab dich immer gut leiden können... weißt du noch? Ich hab dich immer in Schutz genommen. Und dir beigebracht, wie es läuft im Leben.“

„Ja...“, schnaufte Ahmed. „Ich erinnere mich. Fressen und gefressen werden, nicht wahr?“

„Das...“, erwiderte Yusuf mit bitterem Galgenhumor, angesichts des auf ihn zuhinkenden, zornigen Jugendlichen mit dem blutigen Dolch in der Hand. „Das ist vielleicht nicht der beste Wahlspruch, wenn man selbst am Boden liegt...“

Er beugte seinen Kopf nach vorne, des ewigen, sinnlosen Kämpfens müde geworden... und sinnlos war es in der Tat, hier am anderen Ende der Welt gegen einen scheinbar unbezwingbaren Feind zu kämpfen, der ihm im Grunde nie irgendetwas getan hatte.

„Wenn du es tun willst, Ahmed... dann, bitte, tu es schnell und schmerzlos!“

Aber Ahmed war inzwischen wieder aus seinem Rausch erwacht und selber schockiert von der ungeheuren Energie, die ihn plötzlich durchströmt und dazu befähigt hatte, seinen so viel stärkeren Bruder zu besiegen.

Er betrachtete die Leichen seiner ehemaligen Kameraden genauso erschrocken, als sei er ein unbeteiligter Passant, der gerade zufällig des Weges gekommen und mitten in dieses blutige Fiasko hineingeraten war.

Dann deutete er mit der blutbesudelten Spitze des Dolches auf den vor ihm knieenden Yusuf.

„Du... du hilfst mir jetzt, die Leichen zu entsorgen! Und dann verschwindest du von hier. Und du wirst alles vergessen, was heute hier vorgefallen ist. Haben wir uns verstanden?“

Yusuf wischte sich eine Träne aus dem Gesicht und wagte es erst einige Sekunden später wieder, vorsichtig aufzuschauen, als stünde da nicht sein einst so schwächlicher, ehemaliger Kamerad vor ihm, sondern der leibhaftige Prophet höchstpersönlich.

„Ich werde das hier ganz sicher niemals vergessen.“, flüsterte er demutsvoll. „Aber erzählen... erzählen werde ich keinem davon. Das schwöre ich dir, bei meinem Leben!“

Sie nickten einander zu. Dann packten sie ihre beiden verstorbenen Kameraden, nahmen ihnen Ausweise und Handys ab und alles, wodurch man sie sonst noch identifizieren können würde, und warfen sie in den nahegelegenen Fluss.

„Ist kein schlechtes Land hier.“, meinte Ahmed später zu Yusuf, als sie sich zum Abschied die Hand reichten. „Die Menschen hier haben keine Ahnung, aber sie meinen es gut... denke ich. Vielleicht solltest du hier bleiben und nochmal neu anfangen.“

Aber Yusuf winkte ab.

„Ich geh wieder nach Hause, so Gott will. Das hier... das macht mir alles Angst. Du machst mir Angst.“

„Ach ja?“, meinte Ahmed nicht ganz ohne Stolz, ehe er in seine Tasche griff und das demolierte Buch herausholte, den zweiten Band der Paradies-Trilogie.

„Hier... du solltest es lesen. Ein gutes Buch. Es hat mir die Kraft gegeben, die ich gebraucht habe.“

„Teufelszeug! Das lese ich nicht.“, lehnte Yusuf Ahmeds Geschenk entschieden ab. „Es mag dir hier und heute geholfen haben. Aber ich glaube fest daran, Ahmed... für alles, was wir bekommen, zahlen wir auch einen Preis. Wie hoch ist der Preis, den du eines Tages zahlen wirst, wenn du am Ende deines Lebens vor Allah den Allmächtigen trittst?“

Ahmed nickte einsichtig und steckte das Buch in seine zerfledderte Jacke zurück. Vermutlich hätte er vor einem Jahr noch genauso reagiert wie Yusuf, wenn ihm jemand so etwas angeboten hätte.

„Das ist es ja...“, murmelte er nachdenklich. „Allah der ach so Allmächtige hat nie zu mir gesprochen. Noch nie. Jedenfalls nie so, wie er zu dir oder meinem Bruder gesprochen hat. Aber der Autor dieses Buches... der hat zu mir gesprochen, in meiner dunkelsten Stunde. Er spricht zu mir jede Nacht. Wann immer ich mich alleine und hilflos fühle. Er hat etwas in mir zum Vorschein gebracht, was kein anderer je erkannt, geschweige denn gefördert hätte. Und dafür... dafür werde ich ihm mein Leben und meine Seele vermachen. Er ist immerhin ein Gott, den ich anfassen kann. Er hat mir sogar schon eine Email geschrieben!“

„Gott hat dir eine Email geschrieben?“, fragte Yusuf ratlos. „Ach, vergiss es. Ich werde aus deinem Gefasel einfach nicht schlau. Leb wohl, kleiner Teufel!“

Sie nickten sich ein letztes Mal zu, ehe jeder in seine eigene Richtung davonging.

Ahmed quartierte sich mit dem Geld aus der Tasche seines Bruders in einer anonymen Absteige ein, um sein weiteres Vorgehen zu planen.

Gleich am nächsten Morgen, nachdem er seine Wunden genäht und sich etwas Mut angetrunken hatte, entledigte er sich seiner Finger, steckte sie in ein Päckchen und warf es in den nächsten Briefkasten.

Er würde seinen Teil der Abmachung erfüllen. Er würde den Schriftsteller nicht enttäuschen.

Dann trank er weiter, bis er die Besinnung verlor und einige Stunden später mit hämmernden Schmerzen wieder aufwachte und sich wünschte, dass alles nur ein mieser, unappetitlicher Traum gewesen war.

Und nun saß er tatsächlich hier... auf der Couch des von ihm angehimmelten Schriftstellers, und erzählte ihm seine Geschichte.

Gunnar lauschte aufmerksam, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen, bis sein Besucher schließlich am blutigen Ende angekommen war. Und natürlich waren Gunnar die Parallelen zwischen der Geschichte des Jungen und der Geschichte von Shiva aus seinen Büchern keineswegs entgangen.

Sowohl Ahmed als auch Shiva wurden von einer skrupellosen Bande zum Töten abgerichtet... sowohl Ahmed als auch Shiva widersetzten sich schließlich, freundeten sich mit einem wehrlosen Jungen an, den sie auf ihren Schultern trugen... und die Schluss-Szene, als Ahmed sich seinem fiesen Bruder und dessen Kumpanen stellte, erinnerte Gunnar frappierend daran, wie Shiva im Alleingang seinen gesamten Clan niedermetzelte. Wie hätte Gunnar von dieser Ähnlichkeit nicht fasziniert sein können?

Nach all den Jahren, in denen er vergeblich nach einem Menschen Ausschau gehalten hatte, der es mit den Charakteren aus seiner Fantasie aufnehmen konnte, stand nun leibhaftig jemand in seiner Wohnung, der tatsächlich wie eine fleischgewordene Romanfigur wirkte... und er stand nicht einfach nur vor ihm, er schien Gunnar zu verehren und ihn förmlich darum anzubetteln, bei ihm bleiben zu dürfen.

Gunnar war von Natur aus ein sehr skeptischer Mensch, und die Erfahrungen der letzten Jahre hatten ihn nur noch mehr darin bestätigt, dass einem in dieser Welt nichts geschenkt

wurde. Und wenn es dann doch einmal so aussah, als ob ein langgehegter Traum in Erfüllung gehen könnte, so war meistens irgendwo ein ziemlich großer Haken dabei. Daher wäre Gunnar wohl auch bei jedem anderen, der ihm eine solche Geschichte erzählt hätte, erstmal davon ausgegangen, dass sich da irgendein mittelloser Bursche bei ihm einschleimen wollte, um ihn dann irgendwann auszurauben oder von seinem Ruhm zu profitieren.

Doch dieser fremde Junge wirkte echt. Der blutverschmierte Verband um seine Hand wirkte echt. Da fehlten definitiv ein paar Finger...

Als Shiva bemerkte, wie Gunnar gedankenversunken auf seine kaputte Hand starrte, versteckte er den Arm verschämt hinterm Rücken... nicht, dass sein Gastgeber noch auf die Idee kommen würde, dass er ja jetzt im Grunde nur noch ein nutzloser Krüppel war, der ihm keine große Hilfe sein würde.

Aber Gunnar hatte gänzlich andere Gedanken im Kopf. Etwa, ob das alles ein völlig unwahrscheinlicher Zufall war... oder sowas wie Schicksal. Und dass er diesen armen Jungen, der alles für bare Münze zu nehmen schien, was aus Gunnars Mund kam, auch noch zu so einer schwachsinnigen Selbstverstümmelungsaktion angestachelt hatte.

„Tut es sehr weh?“, fragte er schließlich schuldbewusst, da ihm Shivas Reaktion nicht entgangen war.

„Manchmal.“, antwortete Shiva mit einem schüchternen Lächeln.

Gunnar konnte nicht anders, als hilflos den Kopf zu schütteln.

„Das war eine total dumme Idee von dir... weißt du das?“

Aber Shiva blickte nur auf den immer noch hinter ihnen herumliegenden Strick mit der Henkersschleife.

„Wenn ich dir nicht Finger geschickt, du nicht anrufen. Wenn du nicht anrufen, ich jetzt nicht hier. Wenn ich nicht hier, du jetzt tot. Also wer dumm?“

Gunnar schluckte und schaute betreten zu Boden.

Nein... das alles konnte unmöglich ein Zufall sein. Das war eine Fügung... eine extrem unwahrscheinliche Aneinanderreihung verschiedener scheinbar zusammenhangloser Ereignisse zum exakt richtigen Moment, wodurch auf einmal alles einen Sinn zu ergeben schien. Etwas, was eigentlich normalerweise nur in Romanen und Filmen vorkam, aber nicht in der Realität. Jedenfalls nicht in der grauen Realität von Gunnar.

„Es tut mir alles so leid, Ahmed... ich meine, Shiva...“, begann er nach einer längeren Pause leise zu sprechen. „Du hast Recht. Wenn du es nicht gemacht hättest, wäre ich jetzt wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Zumindest, wenn ich die Sache mit dem Knoten noch irgendwie hinbekommen hätte.“

Aber... das entschuldigt nichts! Ich meine... ich hätte auch einfach deine Briefe beantworten können. Dann hätten wir uns schon früher mal getroffen, du hättest mir einfach ganz normal deine Geschichte erzählt, und nichts von alledem hätte je passieren müssen. Du hättest noch zwei gesunde Hände, und hier würde jetzt kein Strick auf dem Boden liegen.

Es ist meine Schuld. Ich bin ein Idiot.“

„Nein!“, widersprach Shiva reflexartig. „Schicksal oft seltsam... seltsame Wege gehen. Wir alle nur Idioten auf Wege von Schicksal.“

„Vielleicht“, stimmte ihm Gunnar nachdenklich zu. „Ich glaube, wenn du unsere Sprache besser sprechen würdest, könnte aus dir ein guter Philosoph werden. Wahrscheinlich bist du das schon.“

Shiva lächelte stolz.

Nicht mal in seinen geheimsten Träumen hätte er zu hoffen gewagt, solche Worte der Wertschätzung aus dem Mund des deutschen Propheten zu hören.

„Also dann... du mich brauchen? Wir zusammen bleiben?“, fragte er hoffnungsvoll.

„Ja.“, bestätigte Gunnar ohne noch länger zu überlegen. „Ja, ich glaube, ich brauche dich wirklich. Allein schon, um mich davon abzuhalten, nochmal... nochmal so eine Dummheit zu begehen.“

Er lächelte kurz, wurde allerdings schlagartig wieder ernst.

„Aber sag, was sollen wir dann gemeinsam anstellen... du und ich? Bräuchten wir nicht auch ein höheres Ziel, wenn wir wie Darek und Shiva sein wollen? Irgendein großes Abenteuer? Etwas, was uns an den Rand der Welt und darüber hinaus führt?

Das Problem ist nur... das hier ist das reale Leben, nicht eine von meinen Geschichten. Hier gibt es kein Paradies hinter dem Horizont... keine unentdeckten Geheimnisse, keine unterirdischen Bunkeranlagen voller Gefahren, verborgen unter Trümmern und Wüstensand.“

Er hoffte, Shiva mit seinen Worten nicht zu sehr zu desillusionieren, aber Shiva blieb völlig gelassen und sprach:

„Doch. So ein Ort existiert wirklich. Ich schon gesehen. Du mir geben Karte, ich dir zeigen Weg in Paradies!“

„Ach ja?“, erwiderte Gunnar mit ratlosem Gesichtsausdruck, nicht wirklich sicher, was er davon halten sollte. Welchen Spinnereien lief sein jugendlicher Besucher da nun schon wieder hinterher?

Um nicht als Spielverderber dazustehen, holte er dann aber doch einen großen Weltatlas aus dem Bücherregal und legte ihn vor Shiva auf den Tisch.

„Also gut, dann zeig mal her... wo ist dieses Paradies?“

Shiva brauchte nicht lange, blätterte zweimal um, und deutete dann mit seiner verbundenen Hand auf eine bestimmte Stelle der Deutschlandkarte.

„Paradies hier! Und großes Abenteuer.“

„Berlin???“, hakte Gunnar ungläubig nach. „Also ich weiß nicht. Vielleicht damals in den 80ern. Aber heute? Zu viele Schwaben und Hipster, und...“

„Nein!“, korrigierte ihn Shiva. „Nicht die Stadt. Weiter unten! Unter großem Palast. Ich selbst gesehen. Da sicheres Versteck, ganz geheim... und gefährliche Leute. Wollen Welt zerstören. Welt zerstören, und Welt dann kaputt. Genau wie in deinem Buch. Du großer Prophet. Du alles schon wissen.“

„Ich...“, stammelte Gunnar überfordert. „Ich hab ehrlich gesagt keine Ahnung, wovon du eigentlich sprichst. Ich... weißt du... so funktioniert das nicht. Ich weiß nicht, was passieren wird. Ich hab einfach nur ne gute Fantasie, und... das ist wahrscheinlich alles nur ein komischer Zufall...“

„Zufall?“, fragte Shiva und hielt ihm demonstrativ seine kaputte Hand entgegen. „Zufall nicht geben. Schon vergessen? Alles Teil von großem Plan. Wir nur Figuren auf Schachbrett von Schicksal. Aber hier...“, er deutete wieder vehement auf die Karte von Berlin. „Hier Antwort. O-me-ga.“

„Omega?“, fragte Gunnar, zunehmend neugieriger werdend ob der geheimnisvollen Worte des Jungen. „Was ist das? Eine Organisation? Ein Mann?“

„Omega... keine Ahnung.“, erwiderte Shiva. „Omega so Typ mit Umhang. Alte Seele. Ungeheure Macht, fast wie Gott. Du sehen, dann glauben.“

„Wenn du es sagst.“, antwortete Gunnar, dem nach den Ereignissen dieses Tages auf einmal nichts mehr unmöglich erschien, ehe er aufstand und seinem neuen jungen Freund väterlich auf die Schulter klopfte. „Vielleicht sollten wir uns diesen Omega irgendwann einmal vorknöpfen, du und ich. Das klingt in der Tat nach einem ruhmreichen Abenteuer. Aber zuerst...“

Er blickte auf den Saustall in seiner Wohnung und den Korb mit der noch immer ungeöffneten Fanpost.

„Zuerst sollten wir hier mal ein bisschen aufräumen, was denkst du? Wir räumen auf, und dann gehen wir eine Pizza essen, und vielleicht sollte sich irgendein Arzt auch nochmal deine Verletzungen ansehen, und dann... dann erzählst du mir in aller Ruhe, was es genau mit diesem Omega auf sich hat.“

„Ich aufräumen! Ich gut aufräumen.“, sagte Shiva begeistert und deutete auf die Berge an ungelesenen Briefen. „Du lesen! Vielleicht noch mehr gute Geschichten. Noch mehr Freunde.“

„Glaub ich irgendwie nicht.“, murmelte Gunnar, ehe er sich auf den Weg machte, um Shivas Rat zu befolgen, wenngleich es ihm schwer vorstellbar schien, dass sich noch einmal so eine interessante Story wie die seines jungen Gastes unter den angesammelten Briefen verbergen würde. „Das sind keine Freunde. Das sind alles nur Fans.“

Kapitel 29 - Wunden lecken

Der „Taxifahrer“, der sich als erfahrener, ausgebuffter Schmuggler und Drogenkurier herausstellte, hatte Leonie, Fox und Spooky über die Slowakei und Tschechien sicher zurück nach Deutschland gebracht. Natürlich nicht direkt nach Kalbsbach, um nicht der Polizei oder einem von Omegas Häschern in die Hände zu fallen, sondern an einen sicheren Ort in der Nähe von Stuttgart.

Dort, in einem Industriegebiet am Rand von Bad Cannstatt, besaß seine Cousine Ludmilla eine kleine Pension... oder besser gesagt, eine versiffte Absteige, in der sich illegale Einwanderer und sonstige Menschen, die gerne unter sich bleiben wollten, für wenig Geld einmieten konnten.

„Ihr bleiben, so lange ihr wollt!“, hatte die alte Ludmilla lächelnd zu den drei Freunden gesagt, nachdem ihr der Fahrer einige Geldscheine zugesteckt hatte. „Hier alles gut. Keine Polizei. Kein Stress. Nur manchmal bisschen laut.“

Das war zweifellos noch untertrieben, da man dank der dünnen Wände fast rund um die Uhr von allen Seiten mit orientalischen Klängen und Balkan-Pop beschallt wurde.

Doch immerhin schaute einen niemand schräg an, und keiner stellte irgendwelche neugierigen Fragen, so dass sich die Freunde in den folgenden Wochen ganz darauf konzentrieren konnten, in der Anonymität ihres Unterschlupfes ihre Wunden zu lecken und die erschlafften Muskeln in Foxs Körper wieder aufzubauen.

Ein paar Mal schaute auch ein Arzt vorbei... oder, wie es Ludmilla ausdrückte, ein „guter Mann, der beinahe Doktor für Tiere geworden wäre“, und brachte Medizin und diverse Aufbaupräparate mit. Er hatte auch noch weitaus illegalere Dinge im Angebot, die Leonie und Spooky aber dankend ablehnten.

So zogen die Tage ins Land, und während Leonie die meiste Zeit damit beschäftigt war, Fox bei der Krankengymnastik zu unterstützen und seinen immer heftiger werdenden Flirtversuchen zu widerstehen, versuchte Spooky, seine außerkörperlichen Fähigkeiten zu trainieren, um für die kommende Auseinandersetzung mit Omega gerüstet zu sein. Vor allem war er darum bemüht, auch in einer fremden, stressgefüllten Umgebung seinen Körper schneller verlassen zu können, für den Fall, dass sie irgendwann mal wieder in eine ähnliche Situation wie in Novikrasnoschewsk geraten würden.

Fox hingegen hatte so viel Zeit unfreiwillig in der astralen Welt verbracht, dass er jetzt einfach nur jede Sekunde seiner wiedergefundenen Körperlichkeit genoss, ohne auch nur an so etwas wie eine Astralreise denken zu wollen.

Da waren so viele neue Eindrücke. Neue Gerüche. Neue Gesichter. Alles war so viel aufregender als die graue, zerschossene Stadt, aus der er gekommen war, und deren verbitterte, vom Krieg gezeichneten Bewohner.

Im Vergleich dazu erschien ihm das Leben mit Leonie und Spooky in Deutschland wie ein gigantischer, kunterbunter Rummelplatz. Und wie ein kleines Kind konnte Fox gar nicht anders, als jedes einzelne Fahrgeschäft auf diesem Rummelplatz auszuprobieren... was in der Abgeschiedenheit des kleinen, spärlich eingerichteten Hotelzimmers vor allem bedeutete, seinen deutschen Freunden Löcher in den Bauch zu fragen, alles anzufassen, was er in die Finger bekommen konnte, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit an Leonie und Spooky herumzufummeln... ganz ähnlich, wie es Kira einst im Waisenhaus bei ihren Freunden getan hatte.

Leonie vermutete, dass es an den Medikamenten liegen würde, die ihm von dem Tierarzt verschrieben worden waren.

„Du bist total high! Das hier ist überhaupt kein Rummelplatz, Fox. Das ist eine dreckige Absteige in einer noch dreckigeren Stadt.“, meinte sie zu ihm, als sie barfuß auf dem Bett lag, und er plötzlich damit anfang, sie zu kitzeln und neugierig an ihren Zehen herumzuspielen. „Und ich bin auch nicht so toll, wie du vielleicht denkst. Das sind einfach nur eklige Füße.“

„Gar nicht wahr! Deine Füße sind toll. Du bist die tollste Frau auf der ganzen Welt!“, ließ sich Fox jedoch nicht von ihrer Sicht der Dinge überzeugen und strahlte dabei übers ganze Gesicht. „Spooky ist auch toll. Ihr seid die tollsten Freunde, die es gibt. Und dieses Hotel ist der absolute Wahnsinn. Ein gigantischer Verstärker für jedes Geräusch, zu dem menschliche Wesen in der Lage sind. Und wir wohnen direkt in der Lautsprecherbox und spüren den Bass und die Vibrationen von überall her. Das ist tausendmal besser als jede Disco!“

„Du bist high.“, wiederholte Leonie kopfschüttelnd.

„Vielleicht.“, antwortete Fox grinsend. „Aber ich schwöre, ich hab mich noch nie so lebendig gefühlt! Wenn es sich so anfühlt, high zu sein, dann lasst mich bitte nie wieder runterkommen. Ich will so leben bis in alle Ewigkeit. Mit euch, hier in diesem Fünf Sterne-Hotel in der schönsten Stadt der Welt!“

Leonie fragte sich, ob das alles womöglich etwas zu viel für ihren jungen ukrainischen Freund gewesen ist... und ob er nicht vielleicht noch zu jung war, um den Ernst der Lage richtig begreifen zu können.

Andererseits war Foxs Aufgedrehtheit und sein jugendlicher Elan die allerbeste Ablenkung, um Spooky und Leonie angesichts der kolossalen Misere, in der sie sich befanden, nicht in Resignation und Hoffnungslosigkeit versinken zu lassen, so dass sie ihn lächelnd gewähren ließ.

Vielleicht fehlte ihm auch einfach ein geregelter Tagesablauf, überlegte Leonie.

Genaugenommen hatte Fox seit über einem Jahr nur noch das getan, wonach ihm gerade der Sinn stand, ohne jede Verpflichtung, ohne Regeln, ohne Tabus. Und als er aus der Astralwelt zurückkehrte, kehrte er nicht etwa in die Normalität zurück, in einen grauen Alltag mit Schule, Hausaufgaben und allem, was eben so dazugehörte... sondern er wachte geradewegs in seiner Lieblingsgeschichte auf... in der Geschichte von der Fuchsbande, von fiesen Unterdrückern und unzertrennlichen Freunden, die sich gemeinsam vor der Welt versteckten und in einem verborgenen Keller ihre geheimen Pläne schmiedeten.

War es da wirklich verwunderlich, dass sich Fox immer mehr wie Kira oder Vanja zu verhalten begann, und „Normalität“ für ihn nur noch ein Fremdwort aus einer längst vergessenen, bleiernen Zeit zu sein schien? Konnte man es ihm verdenken?

„Aber du musst rechtzeitig wieder runterkommen, wenn wir dich brauchen im Hier und Jetzt!“, versuchte ihm Leonie klar zu machen und griff nach seinem Kinn, damit er gezwungen war, ihr direkt in die Augen zu schauen. „Verstehst du das, Fox? Wir sitzen gerade ziemlich in der Scheiße. Auch wenn du dich wie im siebten Himmel fühlst. Wir brauchen deinen Verstand! Und du brauchst ihn auch.“

„Was denkt ihr denn von mir?“, meinte Fox daraufhin mit treuherzigem Blick. „Mit geht’s doch schon wieder viel besser. Wirklich! Ich bin vielleicht auf den Kopf gefallen, aber ganz sicher nicht blöde. Außerdem... ich sitz im Grunde schon mein ganzes Leben lang in der Scheiße. Aber es hat sich noch nie so gut angefühlt wie jetzt hier mit euch. Mit dir...“

Leonie stieß ihn grinsend von sich weg und murmelte nur: „Spinner!“

Aber da hatte er sie mit seiner ganz und gar ungewöhnlichen Art schon längst völlig aus dem Konzept gebracht, und ihren stacheligen Schutzpanzer hinweggeschmolzen wie ein Schokoladeneis in der Sommerhitze.

Es war ungefähr zwei Wochen später, an einem verregneten Freitag.

Leonie war in der Innenstadt gewesen, um von einem Internetcafe aus Kontakt zu ihrem Vater aufzunehmen und ihn wissen zu lassen, dass es ihr gut ging und er sich keine Sorgen zu machen brauchte.

Selbstverständlich gelang ihr dies aber nur sehr bedingt, und sie musste irgendwann die Verbindung kappen, aus Angst, ihr Vater würde jeden Moment aus dem Bildschirm herausgesprungen kommen, um sie mit Gewalt durch die Internetleitung zurück nach Hause zu ziehen.

Spooky schien es da deutlich leichter zu haben. Seine Eltern schienen nicht wirklich an seinem Wohlergehen interessiert zu sein, da er ohnehin immer sowas wie das schwarze Schaf der Familie gewesen war... und durch die Intrigen, mit denen er seine Eltern gegeneinander ausgespielt hat, um seinen Willen durchzusetzen, hatte er sich bei ihnen auch nicht unbedingt beliebter gemacht.

Frau Peroslova hingegen war einfach nur froh, dass es ihrem Sohn allmählich wieder besser ging, und glaubte bereitwillig jede Halbwahrheit, die Fox ihr am Telefon erzählte, darüber, dass er sich mit seinen neuen Freunden gerade an einem berühmten Kurort erholte, dass ihre Probleme mit der Polizei halb so wild waren, und dass es in Deutschland ohnehin viel gesitteter zugeht als in der Heimat, und niemand dort Angst um sein Leben zu haben brauchte.

Und nun saßen sie hier zu dritt in einem kleinen Zimmer, in dem es nicht viel mehr Mobiliar gab als einen hölzernen Wandschrank und ein Bett, das eigentlich nur für zwei Leute ausgelegt war.

Leonie trug ein tarnfarbenes Hemd, das sie erst neulich in einem Second Hand-Shop erworben hatte, dazu passend hatte sie sich ein Stirnband im Military-Look umgebunden, um ihre wieder etwas länger gewordenen Haare im Zaum zu halten. Sie mochte ihren neuen Stil, den sie sich ein wenig von den Söldnern in Novikrasnoschewsk abgeschaut hatte, und fand, dass dieses martialische Outfit deutlich besser zu ihrer Persönlichkeit passte als ihre unauffälligen Durchschnittsklamotten von früher. Immerhin hatte Leonie gerade ihren ersten Krieg überlebt, eigenhändig ein paar faschistische Arschlöcher ins Jenseits befördert, und dabei auch viel darüber gelernt, zu was sie fähig war und wo ihre Grenzen lagen. Und in gewisser Weise empfand sie auch so etwas wie Stolz bei dem Gedanken daran, im Angesicht der Gefahr nicht die Nerven verloren, sondern sich nützlich gemacht zu haben und ihren Freunden dadurch eine große Hilfe gewesen zu sein.

Um Foxs fortschreitende Genesung und seine ersten wieder eigenständig ohne Stützhilfe zurückgelegten Schritte zu feiern, hatten sie vom Discount-Laden gegenüber zwei Sixpacks mit Bier organisiert sowie eine Flasche Jägermeister, die Leonie glücklicherweise ohne Altersnachweis ausgehändigt bekam.

Während sie gemeinsam mit Fox, der für einen Jungen seines Alters und seines körperlichen Zustandes erstaunlich trinkfest war, auf dem Bett saß und sich volllaufen ließ, hatte sich Spooky auf einen Hocker ans Fenster gesetzt und starrte gedankenverloren hinaus in den trüben, verregneten Novemberhimmel.

„Du solltest auch was trinken, Spooky!“, meinte Leonie zum wiederholten Mal in seine Richtung gewandt. „Glaub mir, das Zimmer wird gleich viel schöner mit jedem Schluck. Und Fox wird mit jedem Schluck lustiger.“

„Nein danke.“, erwiderte Spooky leise. „Ich ziehe es vor, einen klaren Kopf zu bewahren. Wenigstens einer von uns sollte nüchtern bleiben.“

„Wenn du meinst.“, antwortete Fox schulterzuckend. „Ich war monatelang nur mein Kopf. Ist toll, endlich mal wieder meinen Körper zu spüren. Oder andere Körper.“

Er schaute grinsend zu der neben ihm sitzenden Leonie, die das Bier in einer Weise herunterkippte, wie es sonst nur Kerle taten... im Grunde grinste er schon die ganze Zeit vor sich hin, so unfassbar erschien ihm die Wendung, die sein Leben in den letzten Wochen genommen hatte.

Nicht nur, dass er endlich wieder in seinem richtigen Körper zurück war... er war jetzt sogar in Deutschland, hunderte Kilometer von der ungeliebten Heimat entfernt, die er schon immer so gerne hinter sich lassen wollte. Das Mädchen aus seinen Träumen saß neben ihm auf dem Bett, und der Junge aus seinen Träumen saß ihm direkt gegenüber. Besser hätte es eigentlich gar nicht laufen können.

„Darf ich dich berühren?“, flüsterte er leise und warf Leonie dabei einen treuherzigen Hundeblick zu. „Bitte... ich muss noch mehr üben... die Beweglichkeit meiner Hände verbessern.“

Leonie schaute ihn kurz verwundert an, ehe sie amüsiert mit dem Kopf schüttelte und antwortete: „Wir haben doch schon den halben Tag miteinander Übungen gemacht. Ich bin schon ganz verspannt vom ständigen nach vorne beugen.“

„Dann massiere ich dich!“, fiel ihr Fox überzeugt ins Wort. „Ich massiere dich, als Dankeschön für die von dir erbrachte Leistung. Ich bezahle dich mit meinem Körper!“ Leonie überlegte einen Moment, wie sie reagieren sollte. In jeder anderen Situation hätte sie einen zwei oder drei Jahre jüngeren Jungen, der sie auf diese Weise anmachte, nur ordentlich zusammengefasst und ihm seine Grenzen aufgezeigt. Aber Foxs direkter, ungeschminkter Art hatte sie wenig entgegenzusetzen, schon gar nicht in betrunkenem Zustand, und so lehnte sie sich schließlich nach hinten, damit er ihr den Nacken kraulen konnte.

„Wow... du bist... voll weich.“, meinte Fox fasziniert, nachdem er eine Weile zärtlich an ihrem Hals herumgefigert hatte. „Das weicheste Mädel, das ich je kennengelernt habe. Ich würde mir gern ein Stück von dir abschneiden und in die Tasche stecken... damit ich es immer bei mir haben kann, wenn ich einsam bin. Ist voll romantisch, oder?“

Leonie fühlte, wie sie rot im Gesicht wurde, und wandte sich hastig von ihm ab... zum einen, weil sie es nicht gewohnt war, Komplimente von betrunkenen Jungs zu bekommen, und zum anderen, weil sie sich die ganze Zeit schon einen Lachanfall verkneifen musste. Sie hoffte nur, Fox würde rechtzeitig damit aufhören, denn sie wollte auf keinen Fall so rüberkommen wie ein pubertierender Teenager beim Flaschendrehen... schon gar nicht in Gegenwart von Spooky, der das alles schon allein aufgrund seiner Nüchternheit nicht verstehen würde.

„Hab ich... irgendwas falsch gemacht?“, hörte sie Fox fragen, dem ihre Reaktion nicht entgangen war. „Ich weiß ja, du bist schon mit Spooky zusammen, und...“

„Ich bin überhaupt nicht mit Spooky zusammen!“, ereiferte sich Leonie ungewollt laut, so dass der am Fenster sitzende Spooky verwundert in ihre Richtung schaute.

„Oh, wir sind definitiv nicht zusammen.“, bestätigte der Angesprochene, dem gerade völlig andere Dinge durch den Kopf geisterten. „Kannst sie gerne haben. Aber lass noch ein bisschen was übrig von ihr, falls ich es mir irgendwann anders überlege.“

Spooky zwinkerte Leonie zu, um die ironische Absicht seiner Aussage zu unterstreichen, ehe er sich wieder zum Fenster umdrehte. Doch die wirkte davon nur noch mehr aus dem Konzept gebracht.

„Ich... ähm... könnt ihr vielleicht beide mal die Klappe halten?“, versuchte sich Leonie auf ihre alte Schlagfertigkeit zu besinnen. „Denkt ihr, nur weil ich ein Mädchen bin, muss ich automatisch eine Beziehung mit nem Jungen haben wollen, oder was?“

Jetzt schien Fox ein Licht aufzugehen.

„Verstehe. Du stehst nur auf Mädchen. Du bist eine Lesbe!“

„Sie steht nicht auf Mädchen.“, korrigierte ihn Spooky, ohne seinen Blick vom niederprasselnden Regen zu nehmen. „Sie wäre einfach nur gern selber ein Junge. So wie ihr Bruder.“

„Oh.“, erwiderte Fox einsichtig. „Verstehe. Also müsste ich schwul sein, damit sie was von mir will?“

„Genaugenommen...“, konterte Spooky. „Genaugenommen glaube ich, Leonie wäre stockhetero, wenn sie ein Junge wäre. Sie würde dir höchstens eine aufs Maul hauen, wenn du sie anfasst.“

„Das ist kompliziert.“, murmelte Fox verwirrt, bevor es Leonie endgültig zu bunt wurde. „Ihr seid Blödmänner! Alle beide!“, schimpfte sie und zog ein Feuerzeug aus ihrer Tasche, um noch eine weitere Flasche Bier zu öffnen. Allerdings grinste sie danach gleich wieder übers ganze Gesicht, war ihr doch in den letzten Tagen und Wochen im Versteck längst klar geworden, dass sie am liebsten nie wieder ohne diese beiden Blödmänner sein wollte. Spookys geheimnisvolle Art, Foxs ungestüme Flirtversuche, seine lustigen Sprüche, das gemeinsame Aufstehen, das gemeinsame Zubettgehen... all das war für Leonie so selbstverständlich geworden, als wäre dieser verrückte Haufen schon immer ihre Familie gewesen. Wenn jetzt noch Jacob bei ihnen gewesen wäre... Leonies Leben hätte sich wahrhaft vollständig angefühlt, und sie hätte nie wieder auch nur einen einzigen Gedanken an den Sinn des Ganzen zu verschwenden brauchen.

„Das ist genau wie damals im Waisenhaus, meint ihr nicht auch?“, sprach Fox schließlich aus, was sie alle in jenem Moment beschäftigte... jeden auf seine Weise. „Ich meine... ein paar verlorene Kinder ohne Zuhause... die kalte Welt um sie herum... draußen überall Krieg, Zerstörung und Erwachsene und all das. Und wir hier halten uns aneinander fest. Geben uns Wärme.“

Er lächelte verträumt in sich hinein, während er Leonie zärtlich durchs Haar strich, die ihren Widerstand gegen seine Annäherungsversuche längst aufgegeben hatte.

„Was würdet ihr sagen... welcher der Füchse ist euer Favorit? Ich meine, wenn ihr einen von ihnen treffen könntet, zum, äh, Teetrinken, oder vielleicht auch, um eine Nacht mit ihm zu verbringen... Wen würdet ihr wählen?“

Fox blickte gespannt in die Gesichter seiner deutschen Freunde.

Spontan war Spooky dazu gewillt, „Aris“ zu sagen... einfach, weil er verdammt gerne mehr erfahren hätte über dessen geheime Astralreisetechiken, und wie er das mit den Spinnen anstellte. Da ihm dann aber gleich wieder bewusst wurde, dass seine letzte Begegnung mit ihm ziemlich schmerzhaft gewesen ist und er nicht unbedingt besonders scharf darauf war, diese Erfahrung noch einmal zu wiederholen, verkniiff er es sich und sagte stattdessen

„Kira“.

„Kira?“, meinte Leonie verwundert. „Du legst doch immer Wert auf eine gewisse Sicherheitsdistanz, was andere Menschen angeht. Willst du echt, dass sie über dich herfällt und an deinem Schwanz rumfummelt?“

„Warum nicht?“, erwiderte Spooky nicht wirklich ernst gemeint, um seine Gefährtin ein bisschen auf den Arm zu nehmen. „Ich mag unkonventionelle Mädchen. Ich meine... ich kenn ja schon eine. Aber gegen Kira bist du vermutlich der Inbegriff von Normalität und Prüderie.“

Leonie wusste nicht genau, wie sie diese Andeutung verstehen sollte, und revanchierte sich daher, indem sie sagte:

„Ich würde Vanja nehmen!“

„Vanja?!“, fragte Spooky mit gespielter Entsetzen. „Der wäre doch viel zu soft für dich! Ich meine... er sah ja ganz gut aus und so, aber wenn man sich jetzt mal die ganzen coolen Fuchsfelle wegdenkt, die Kette mit den Zähnen und alles, was er von Aris gelernt hat, dann war er doch eigentlich ein ziemlicher Langweiler.“

„Find ich nicht!“, erwiderte Leonie trotzig. „Er hat ein bisschen was von Jacob. Er ist kreativ, kann hart zuschlagen, wenn es drauf ankommt... er kann aber auch genauso weich und mitfühlend sein. Und er hat sich immer für die Schwachen eingesetzt... war bereit, sich für sie zu opfern...“

Spooky verdrehte kritisch die Augen und meinte: „Du stehst auf Männer, die sich opfern, was? Schätze, da kann ich dann wohl nicht mithalten.“

„Natürlich nicht.“, bestätigte Leonie frotzelnd. „Deshalb wird man sich über dich in 70 Jahren auch keine Geschichten mehr erzählen! Aber über Vanja...“

Dann blickten beide rüber zu Fox, der ihre Unterhaltung grinsend verfolgte. „Was gibt’s da zu lachen, Füchschchen? Sag doch erst mal, wen du von den Vieren am liebsten hast!“

„Ich mag alle!“, stellte Fox wie aus der Pistole geschossen klar. „Aber am liebsten hab ich Nikolaj.“

„Nikolaj? Warum ausgerechnet der?“, hakten Leonie und Spooky nahezu gleichzeitig nach. Eigentlich hatte Leonie fest damit gerechnet, dass er ebenfalls Kira sagen würde, so sehr wie er am engen Körperkontakt und aneinander Rumfummeln gefallen gefunden zu haben schien.

„Na, zum einen ist er der Einzige, den ich persönlich kenne. Ich weiß, dass er ein guter Mensch ist.“, erklärte Fox mit ungewohntem Ernst. „Außerdem finde ich, dass sein Beitrag in der Geschichte etwas zu kurz kommt. Vielleicht auch deshalb, weil er die Geschichte ja selber erzählt hat und er sich selbst nicht so in den Vordergrund drängen wollte. Ist eben einfach ein total bescheidener Kerl. Aber ganz ehrlich... ich glaube, er war der Vernünftigste von den Vieren. Und wenn sie etwas mehr auf Nikolaj gehört hätten, dann wäre vielleicht alles anders gekommen. Ich glaube, wenn man ihm ein paar Tage Zeit gegeben hätte, einen Plan auszuarbeiten, dann hätte er einen Weg gefunden, jeden von ihnen heil da raus zu bringen. Aber die Pläne hat ja immer nur Aris gemacht, und Nikolaj war einfach zu höflich und nett, und hätte von sich aus nie einen Streit angefangen oder gar die Rolle des Leitfuchses an sich gerissen. Doch eigentlich hätte er der Anführer sein sollen.“

„Ok... da ist was dran.“, überlegte Leonie. „Nikolaj ist ein feiner Kerl. Und war das damals sicherlich auch schon. Ich dachte nur... naja, ich dachte, du würdest auch insgeheim darauf stehen, dass dir Kira an die Wäsche geht.“

„Dafür brauch ich keine Kira.“, erwiderte Fox lächelnd. „Ich hab doch dich, oder? Du bist Kira. So stark wie ein Junge, und immer für jeden Scheiß zu haben.“

Leonie genehmigte sich noch einen großen Schluck und stellte die Flasche dann auf dem Fußboden ab.

„Echt? Ich bin Kira? Dann soll ich wohl jetzt auch an dir rumschnuppern und dich ablecken, oder wie?“, fragte sie, mehr aus Spaß, als dass sie es wirklich in Erwägung gezogen hätte.

„Ja, bitte. Das wäre voll cool!“, erwiderte Fox komplett ernstgemeint.

Einen magischen Moment lang trafen sich ihre Blicke... und plötzlich erschien es Leonie völlig logisch, dass sie wirklich Kira war. Kira hatte einfach getan, was sie wollte. Kira konnte den Jungs an die Wäsche gehen, ohne sich danach wie eine billige Schlampe oder

ein naives, verführtes Mädchen fühlen zu müssen. Genaugenommen hatte Kira nie darüber nachgedacht, ob sie ein Mädchen war oder ein Junge, und dass sie sich aufgrund ihres Geschlechts nun auf eine gewisse Weise verhalten musste... oder dass sie das genaue Gegenteil von dem tun musste, was man von ihrem Geschlecht erwartete, um irgendjemandem damit irgendetwas zu beweisen.

Nein, Kira war einfach nur Kira. Kira konnte dich ablecken und sich im nächsten Moment mit dir prügeln wie ein echter Kerl.

„Ok... du hast es so gewollt!“

Ohne noch weiter nachzudenken stürzte sich Leonie auf Fox und drückte ihn nach hinten ins Kissen, so weit es sein geschwächer Körper eben zuließ. Dann fing sie an, ihn wie ein wildes Tier überall zu beschnuppern und abzulecken... sie verbiss sich in seinem Hals, knabberte an seinem Ohrfläppchen, und steckte ihm schließlich ihre Zunge in den Mund... bohrte sich richtig durch seine geschlossenen Lippen, bis der von der unerwarteten Heftigkeit ihrer Annäherung ziemlich überraschte Fox jeden Widerstand aufgab und ihr seinen Körper komplett zur Verfügung stellte.

Spooky betrachtete die ganze Szene genauso distanziert, wie er es immer tat, wenn er sich in die Schlafzimmern der Menschen schlich und ihnen bei ihrem Liebesspiel zuschaute. Gefangen in der Beobachterperspektive... dazu verdammt, alles zu wissen, aber manche Dinge trotzdem niemals erfahren zu können.

Es schien sein Schicksal zu sein, und da war nichts, rein gar nichts, was er dagegen tun konnte.

Doch diesmal war es anders. Diesmal wurde er in die Action hineingezogen, denn plötzlich stand Leonie neben ihm und packte ihn ungefragt am Ärmel.

„Aris hat damals sicher auch manchmal mitgemacht!“, sagte sie. „Fox meint, du musst überkommen, sonst ist es nicht echt.“

Noch ehe Spooky irgendetwas erwidern konnte, zog ihn Leonie von seinem Stuhl und schleuderte ihn rüber in Richtung Bett, so dass er Mühe hatte, nicht genau auf Foxs Gesicht zu landen, der nur unter ihm lag und dabei debil grinste, wie ein Kind, das plötzlich alle Helden aus seinen Lieblingscomics neben sich im Bett liegen hatte... Helden, die man hören, riechen und anfassen konnte. Wie hätte er eine solche Chance ungenutzt verstreichen lassen können?

Fox jedenfalls war entschlossen, zuzugreifen. Und so legte er seinen Arm um den halb auf ihm draufliegenden Spooky und umklammerte seinen Hals, um ihm erst gar keine Chance zu geben, wieder aufzustehen.

„Wehr dich nicht dagegen.“, sagte er amüsiert in Richtung von seinem Freund. „Lass es einfach geschehen. Oder willst du dein Leben lang ein körperloser Geist bleiben?“

Manchmal musste man Menschen eben zu ihrem Glück zwingen... und Fox wusste nunmal nur zu gut, dass Spooky insgeheim sehr wohl etwas für Leonie empfand.

Doch Spooky tat sich schwer damit, die Kontrolle abzugeben, und blickte verunsichert auf die näherkommende Leonie.

„Ich... ich bin nicht so wie ihr...“, versuchte er seinen Freunden stammelnd klar zu machen.

„Ich hab doch bis vor ein paar Wochen nicht mal aus einem Glas trinken können, wenn zuvor schon jemand anderes daraus getrunken hat. Ich tu mir schwer mit sowas. Das ist... mir viel zu intim...“

Er schaute fast flehend zu dem ihn immer noch nach unten drückenden Fox auf, doch der dachte gar nicht daran, loszulassen.

„Intim?“, fragte Leonie spöttisch, während sie langsam und gnadenlos auf Spooky zukrabbelte.

„Du meinst, so intim, wie unschuldige nackte Mädchen beim Pipimachen zu beobachten?“

„Das... das war auch... zu intim... ja...“, gestand Spooky, dem allmählich dämmerte, dass jeder Widerstand zwecklos war. Selbst wenn er laut um Hilfe geschrien hätte. Die zwei waren zu betrunken und viel zu sehr davon besessen, die Geschichte der Füchse nachzustellen, als dass sie sich von seinen Bedenken noch einmal hätten erweichen lassen.

„Weißt du was...“, meinte Leonie, mit ihrer Hand neugierig unter Spookys T-Shirt fassend.

„Du bist der große Experte für die Astralwelt. Und wenn wir dort sind, bist du der Chef. Du bestimmst, wo's lang geht, und wir vertrauen dir unser Leben an. Weil wir wissen, was du drauf hast.“

Aber hier... in der realen Welt... wenn du es da nicht drauf hast, und nur rumstammelst und dir nicht zu helfen weißt... dann werden eben Fox und ich die Kontrolle übernehmen. Und du... du machst, was wir dir sagen... und vertraust uns dein Leben an. So wie wir dir, dort, wo du dich besser auskennst.“

„Ja, ist ja gut...“, versuchte Spooky noch zu verhandeln. „Aber...“

Doch weiter kam er nicht, denn genau in dem Moment presste Leonie schon ihre Lippen auf die seinen und steckte ihm ihre feuchte Zunge in den Mund.

Spooky wusste nicht, wie ihm geschah...

War das alles nur ein schräger Traum? Oder lag das Mädchen, auf dessen Fotos er unzählige Male heimlich onaniert hatte, gerade direkt auf ihm drauf und war im Begriff, ihn notfalls zu vergewaltigen?

Und sein bester Freund hielt ihn auch noch fest und schaute gespannt dabei zu?

Spooky war völlig verunsichert, ob er lachen oder weinen sollte... oder sich vielleicht doch aggressiver gegen seine Freunde zur Wehr setzen, um sie für dieses unverschämte Überschreiten seiner Intimsphäre zur Rechenschaft zu ziehen.

Andererseits... irgendwie fühlte es sich gar nicht mal so schlecht an. Und als Leonie schließlich kurz von ihm abließ und ihn schnaufend wie ein hungriges Tier anstarrte, war es plötzlich Spooky, dessen Hände nach ihrem Kopf griffen, um sie näher an sich ranzuziehen und ihr abermals einen minutenlangen Kuss zu verpassen und so lange rumzuknutschen, bis sie beide völlig außer Atem waren.

Und später, nachdem Leonie aufgestanden war, um sich noch mal eine Bierflasche als Nachschub zu organisieren, küssten sich die beiden Jungs auch gegenseitig.

„Die Füchse haben das damals im Waisenhaus auch gemacht!“, hatte sie Leonie grinsend dazu aufgefordert. „Ihr könnt jetzt nicht kneifen und nur die Hälfte der Geschichte nachspielen, die euch in den Kram passt.“

Zunächst hatten sich Spooky und Fox nur ratlos angeschaut, doch dann probierten sie es und fanden ebenfalls Gefallen daran, während Leonie grinsend am Bettrand saß und mit der Flasche in der Hand das Spektakel beobachtete.

Sie war ja schon immer der Meinung gewesen, dass es völlig inkonsequent war, dass sich viele Kerle zwar vom Anblick zweier knutschender Lesben sexuell angetört fühlen, aber nicht dazu bereit waren, den Mädels dieselbe Freude zu bereiten.

„Das ist heute... der verrückteste Tag meines Lebens...“, meinte Spooky grinsend, als Fox ihm neugierig unters Hemd griff, um an seinem Bauchnabel herumzufingern. „Dann hast du bisher nicht verrückt genug gelebt!“, erwiderte Leonie mit gebanntem Blick auf ihre ausgelassen miteinander herumtollenden Freunde.

Dann stellte sie ihr Bier auf den Boden, wischte sich den Mund ab, und stürzte sich ebenfalls wieder ins Getümmel, während die Wände um sie herum im Takt der orientalischen Musik ihrer Zimmernachbarn vibrierten.

So vergnügten sie sich bis tief in die Nacht... und erst, als um sie herum längst Ruhe eingekehrt war, hatten die drei Freunde ihre jugendliche Neugier gestillt und alles erforscht, was es an ihren Körpern zu erforschen gab... und so lagen sie einfach nur noch stundenlang mehr aufeinander als nebeneinander auf dem für solche Aktivitäten eigentlich viel zu kleinen Bett, um sich gegenseitig zu spüren und dem sanft auf das Fenster prasselnden Regen zu lauschen.

„Jetzt ist die Geschichte also real geworden...“, brach Fox nach längerer Zeit als Erster ihr andächtiges Schweigen. „Hätte nicht gedacht, dass es möglich ist. Hab geglaubt, sowas passiert immer nur anderen. Aber nicht mir.“

„Ja...“, bestätigte Spooky, verträumt Leonies Hand streichelnd. „Ich hätte heute Morgen auch nicht gedacht, dass dieser Tag so enden würde.“

„Aber wisst ihr, was mich an der Geschichte von den Füchsen immer gestört hat?“, setzte Fox seine Überlegungen fort. „Das Ende! Ich habe es nie so richtig verstanden, egal wie oft mir Nikolaj auch davon erzählt hat... wieso sie am Ende getrennte Wege gegangen sind. Warum Nikolaj nicht bei Vanja und Aris geblieben ist. Oder generell... warum sie überhaupt diesen ganzen beschissenen Krieg der Erwachsenen mitgekämpft haben und zurück ins Waisenhaus gegangen sind.“

Ich meine... sie hatten alles, was zählte. Alles, was wichtig war. Sie hatten einander. Wären sie doch einfach irgendwo anders hingegangen... weg von der Front, meinerwegen bis nach Sibirien... keine Ahnung. Sie hätten sicher einen Weg gefunden.

Und ich hab mir immer geschworen, wenn ich jemals in eine ähnliche Situation geraten sollte... ich würde meine Freunde nicht gehen lassen. Niemals. Für keine Sache auf der Welt!“

Er warf Leonie und Spooky einen wehmütigen, beinahe ängstlichen Blick zu.

„Aber...“, versuchte Spooky zu ihm nach hinten gelehnt in Erfahrung zu bringen. „Meinst du nicht, dass es feige gewesen wäre, die Kinder im Waisenhaus sich selbst zu überlassen? Einfach die Augen zu verschließen und fortzugehen, während rings um sie herum so viel Unrecht geschah?“

„Feige...“, sinnierte Fox. „Ist es nicht eher feige, das loszulassen, was du eigentlich für immer festhalten möchtest, weil du Angst vor einem schlechten Gewissen hast? Ich glaube, manchmal erfordert es mehr Mut, für seine Familie davonzulaufen, als für irgendwelche Ideale in den Krieg zu ziehen.“

Nun drehte sich auch Leonie in seine Richtung. Natürlich ahnte sie, was er ihnen damit sagen wollte... nämlich, dass sie ihren Feldzug gegen Omega besser aufgeben sollten, so lange es noch die Möglichkeit dazu gab.

Und am liebsten hätte sie ihm jedes einzelne Wort davon geglaubt. Sie war sich nur nicht sicher, ob es wirklich so einfach war, wie sich ihr junger Freund das vorstellte.

„Hör mal, Fox... du, ich und Spooky... wir bleiben von jetzt an zusammen. Das ist doch völlig klar. Aber die Sache mit Omega... wir können doch jetzt nicht einfach davonlaufen! Ich meine, er hat meinen Bruder auf dem Gewissen... Jacob... aber selbst, wenn nicht. Selbst, wenn ich das vergessen würde... Omega ist da draußen und spinnt seine Pläne. Und wenn er tatsächlich die Welt vernichtet, dann sind wir drei bald auch nicht mehr da. Dann haben wir vielleicht noch ein paar schöne Wochen oder Monate... aber es könnten auch viele Jahre werden, wenn wir ihn rechtzeitig aufhalten.

Davon abgesehen... wir können doch nirgendwo anders hin, so lange die Sache mit Omega nicht geklärt ist. Mein Zuhause... klingt vielleicht verrückt, aber irgendwie vermisse ich es. Ich vermisse dieses Dreckskaß Kalbsbach. Und meinen Vater.

Ich meine, irgendwann würde ich gern mal wieder zurück. Natürlich mit euch zusammen.

Euch meinen Eltern vorstellen... in meinem Zimmer sitzen, Jacobs alte Spiele zocken, gemeinsam mit euch. Da ist es auch viel bequemer als hier...“

Sie grinste bitter, wohlwissend, dass es irgendwie naiv von ihr war, zusammen mit ihren Freunden das Leben eines vogelfreien Outlaws führen zu wollen, und trotzdem gleichzeitig noch zu versuchen, den Zauber ihrer Kindheit und die Verbindung zu ihren Wurzeln zu bewahren, die sie früher doch eigentlich immer nur loswerden wollte.

Aber nun, mit dem nötigen Abstand und all den Dingen, die sie erlebt hatte, blickte Leonie deutlich versöhnlicher auf die Zeit von damals zurück. All die Depressionen, die Ängste, die Streitereien mit ihrem Vater wegen irgendwelchen völlig unbedeutenden Lappalien... es gehörte einfach zu ihrer Jugend dazu. Es war ihre Art gewesen, mit Jacobs Tod umzugehen. Ihre Entscheidung. Ihr Weg. Und so schlecht konnte dieser Weg nicht gewesen sein, wenn er sie am Ende in die Arme von Spooky und Fox geführt hat.

„Ich weiß nicht...“, meldete sich nach einer längeren Pause auch Spooky wieder zu Wort, hin- und hergerissen zwischen den Argumenten von Leonie und den Befürchtungen von Fox, die er beide mehr als nachvollziehbar fand. „Du meinst also wirklich, wir sollen einfach abhauen, Fox? Dabei dachte ich immer, ich bin der Schisser hier... und du bist der coole Rebell und Freiheitskämpfer, der seine halbe Stadt mit Fuchs-Graffitis überzogen hat, um die Faschisten zu vertreiben.“

„Naja... um ehrlich zu sein, ganz so war es nicht...“, entgegnete Fox zögerlich. „Wollt ihr wissen, wie es wirklich gewesen ist? Ich hatte zwei beste Freunde, Mischa und Denis. Wir sind in derselben Nachbarschaft aufgewachsen... haben so viele Stunden damit verbracht, auf den Straßen zu spielen, den Geschichten von Nikolaj zu lauschen und uns vorzustellen, dass wir Partisanen waren und gegen die Nazis kämpften.

Aber eines Tages bekam Denis ein Moped geschenkt. Und er fand Anschluss an eine Clique, die auch alle Mopedfahrer hatten. Und Mischa... Mischa musste die Schule wechseln. Es war nicht weit weg... aber es erschien ihm wohl sinnvoller, seine Freizeit zukünftig lieber mit seinen neuen Mitschülern zu verbringen, um dort nicht ewig ein Außenseiter zu sein. Ich bin allein zurückgeblieben. Zusammen mit den Fuchsmasken, die wir uns damals gebastelt hatten. Wegen ihnen hab ich es gemacht. Wegen Mischa und Denis. Ihnen wollte ich damit ein Zeichen schicken. Nicht den Besatzern. Das war nur... ein lustiger Nebeneffekt...“

„Verstehe...“, seufzte Spooky nachdenklich. „Deshalb hattest du damals, als wir uns das erste Mal getroffen haben, so gut verstehen können, wie ich mich fühle. Weil du auch deine alten Freunde verloren hast... Ja, das macht Sinn.“

Irgendwie wusste er überhaupt nicht mehr, was er sagen sollte... wie es eigentlich weitergehen sollte. Und selbst, wenn sie sich dafür entschieden, den Kampf gegen Omega aufzunehmen... wo sollten sie ansetzen? Waren sie ihm und seinen Fähigkeiten überhaupt gewachsen, oder würde er sie nicht genauso fertig machen, wie er damals im Heim die gesamte Wolfsbande zerlegt hat?

Dabei hatte Spooky früher immer gute Ideen gehabt und die besten Pläne geschmiedet. Damals, in Kalbsbach. Aber da war die Situation übersichtlich. Es war eine kleine beschauliche Gemeinde, in der jeder seinen festen Platz hatte und man mit etwas Beobachtungsgeschick exakt vorausberechnen konnte, an welcher Schraube man drehen musste, um ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen. Jedenfalls, wenn man ein solch übersinnlich begabtes Manipulationsgenie wie Spooky war.

Doch ihr jetziges Problem hatte eine völlig andere Größenordnung. Fast eine andere Dimension. So ähnlich, wie für die Füchse damals der Kontrast vom übersichtlichen, geregelten Alltag im Kinderheim zum unüberschaubaren, chaotischen Treiben des Krieges gewesen sein musste, der in der Welt um sie herum tobte... und in dem sie ohne Janosch vermutlich keine drei Tage überlebt hätten.

Da kam Spooky auf einmal eine Idee.

„Was ist eigentlich mit diesem Janosch passiert? Meint ihr, der lebt noch irgendwo da draußen? Janosch könnte uns sicher helfen! Er wüsste, was zu tun ist...“

Aber Fox verzog nur das Gesicht.

„Spinnst du? Janosch wäre... erstens mal über hundert Jahre alt inzwischen. Und zweitens weiß ich nicht, ob ich ihm wirklich begegnen möchte, nach allem, was Nikolaj so erzählt hat. Wahrscheinlich würde er erstmal jemandem das Herz rausreißen und an den nächsten Gartenzaun nageln. Das mag vielleicht in meiner alten Heimat funktionieren... aber hier in Deutschland? Im 21. Jahrhundert?“

„Ich glaube, Janosch is’n ziemlicher Arsch.“, murmelte Leonie ebenfalls wenig begeistert.

„Aber vermutlich braucht man so jemanden wie ihn an seiner Seite, wenn man einen Krieg überleben will. Und wir... wir sind jetzt in gewisser Weise auch im Krieg, und...“

Ein Schlag gegen die Fensterscheibe ließ sie erschrocken den Kopf herumreißen. Gerade noch rechtzeitig, um im flackernden Licht der schräg gegenüber stehenden Straßenlaterne einen schwarz gefiederten Vogel zu erkennen, der sich benommen aufzurappeln versuchte. Ganz offensichtlich war er gegen das Glas geflogen. Der Vogel stieß ein frustriertes Krächzen aus, ehe er sich wieder in die Lüfte schwang und mit leicht unrund wirkenden Flugbewegungen davonflatterte.

„He... das war nicht zufällig ein Rabe? Also ich meine, unser Rabe...?“, wollte Leonie die Meinung ihrer Freunde in Erfahrung bringen.

„Zufällig?“, antwortete Spooky skeptisch. „Wann war in deinem Leben zum letzten Mal irgendwas zufällig?“

„Vermutlich, bevor ich dich getroffen habe.“, erwiderte Leonie achselzuckend. „Also, ich meine... einige Jahre davor... oder so...“

„Das war ganz sicher ein Zeichen von ihm!“, überlegte Fox. „Ich glaube, er will uns was mitteilen. Vielleicht hat er ja eine gute Idee für uns.“

„Dem Drecksvogel vertrau ich kein Stück mehr!“, schimpfte Spooky. Immerhin hatte er sich ein paar üble Schläge von Leonie eingehandelt, nur weil das intrigante Federvieh nicht seinen vorlauten Schnabel halten konnte.

Aber Leonie und Fox schienen da anderer Ansicht zu sein.

„Also ich fand ihn sehr nett und hilfsbereit!“, versuchte ihn Leonie zu überzeugen. „Und er hat definitiv Ahnung von der Astralwelt und so. Ich meine, so wie er den Penner manipuliert hat. Keine Ahnung, ob ihr das auch hingekriegt hättet.“

„Hätten wir nicht.“, stellte Fox klar. „Jedenfalls nicht auf diese Weise. Vielleicht sollten wir wirklich...“

„Also schön...“, gab sich Spooky seufzend geschlagen. „Ich kann ja nachher mal rübergehen in die Astralwelt und schauen, ob ich ihn irgendwo auftreibe.“

„Das wäre super!“, freute sich Leonie, zögerte dann aber einen Moment, als sie Spookys sorgenvollen Blick bemerkte. „Bist du echt immer noch sauer auf ihn, weil er mir deine Geheimnisse verraten hat? Vielleicht musste es ja einfach so sein. Vielleicht... hat er nur das getan, was längst überfällig gewesen ist.“

„Es ist nicht nur das.“, antwortete Spooky nachdenklich. „Wir wissen doch im Grunde überhaupt nichts über ihn. Was seine wahre Gestalt ist. Aus welchem Land er kommt. Wenn ich dran denke, wie er uns immer geneckt hat, dass wir Agenten wären und Astralspionage betreiben würden. Ich meine... woher weiß er überhaupt so viel über dieses Thema?

Vielleicht ist er ja selber so ein Astralspion. Und spioniert für die russische Regierung oder sowas, und alles, was wir ihm mitteilen, wandert direkt zu Putin.“

Leonie konnte das natürlich nicht ausschließen, und fragte daher achselzuckend:

„Und Putin ist...? Freund oder Feind? Ich meine, wenn es hart auf hart käme... würde er auf unserer Seite stehen, oder auf der von Omega?“

„Wladimir Putin ist bester Freund von Wladimir Putin.“, kommentierte Fox nüchtern. „Und ich vermute mal, er mag diese Welt. Zumindest mag er seinen Platz in ihr. Also warum sollte er ein Interesse daran haben, sie gemeinsam mit Omega zu zerstören? Ich meine, er ist der Obermozt von ganz Russland. Viel besser wird's nicht.“

„Das heißt?“, hakte Spooky nach. „Wäre er auf unserer Seite? Würden seine Spione uns unterstützen?“

„Klar.“, überlegte Fox. „Er würde uns alle Unterstützung geben, die wir brauchen, um die Bedrohung abzuwehren. Und wenn die Sache erledigt ist, sterben wir unglücklicherweise an einer Strahlenvergiftung. Aber ehrlich gesagt: Ich glaub nicht, dass der Rabe ein Spion für Putin ist, oder für irgendeine andere Regierung. Ich hatte nicht den Eindruck, dass er sich jemandem unterordnen würde. Jedenfalls keinem aus der materiellen Welt. Deshalb gibt es vermutlich auch so wenig Astralspione da draußen... weil die, die wirklich gut darin sind... die gesehen haben, was wir sehen können, auf einem Level sind, wo man für niemand mehr den Lakai spielen will.“

„Das heißt, du vertraust ihm?“, hakte Spooky skeptisch nach.

„Ich denke nicht, dass er ein Spion ist.“, wiederholte Fox seine Einschätzung. „Und ich glaube, dass er klug ist. Weißt du noch, damals in der Grotte, als wir ihm das mit Leonie erzählt haben, und er auf einmal ziemlich giftig wurde? Ich glaube, er ist ne ehrliche Haut. Ehrlicher als... naja, als wir, schätze ich mal...“

Er blickte beinahe schuldbewusst in Richtung von Leonie, die ihren Freunden allerdings längst verziehen hatte.

„Ja, ich weiß noch sehr gut.“, meinte Spooky in Erinnerungen versunken. „Damals... als die Welt noch so einfach und unkompliziert war. Und ich gedacht habe, alles kontrollieren zu können.“

Wir hatten gerade unseren Plan ausgearbeitet, wie wir Leonie nach Kalbsbach holen wollten, und in der Nacht darauf habe ich auch dem Raben davon erzählt.

Eigentlich wollte ich nur ein bisschen Bestätigung für unsere Genialität von ihm hören.

Aber er... er hat mich nur komisch angeschaut und fast beleidigt gekrächzt: „Hochmut ist der Anfang vom Ende!“

Dann fing er an, von Rasputin zu erzählen, der seine Intrigen am Zarenhof in Russland gesponnen hatte... und er verglich mich mit ihm, was mir zugegebenermaßen geschmeichelt hat. „Er hatte sie alle im Griff...“, sagte er mahnend zu mir. „Genau wie du jetzt ganz Kalbsbach im Griff zu haben glaubst. Doch wenn die Menschen sich zusammentun... wenn der Druck, den du auf sie ausübst, so groß ist, dass sie einander davon zu erzählen beginnen... denn werden sie sich auch früher oder später gegen dich verbünden. Und selbst so ein Genie wie du kann nicht überall gleichzeitig sein... wenn sie dir den Wein vergiften, oder dein Haus anzünden, während du irgendwo ganz woanders rumschwebst.“

Je stärker du dein Netz spinnst... umso sichtbarer wird es auch. Also sei auf der Hut!“

Ich gebe zu... ich hab damals nur darüber gelacht. Aber vielleicht hatte er ja nicht so ganz Unrecht. Im Grunde hassen sie mich doch alle in Kalbsbach. Wahrscheinlich sind sie froh, dass der unheimliche Freak endlich weg ist, und hoffen inständig, dass ich niemals zurückkomme.“

Spooky drückte seine Stirn gegen das Glas des Fensters, weniger, um besser sehen zu können, was draußen vor sich ging, als vielmehr aufgrund der kühlenden Wirkung, die er irgendwie als ziemlich wohltuend empfand. Denn sein Denkkapazität war schon wieder total heiß gelaufen.

Er vermisste die sorglose Zeit des ziellosen Herumschwebens. Er vermisste den Duft des Kalbsbacher Waldes... die Abgeschiedenheit... und die Alten. Er vermisste es, zum Ticken einer alten Standuhr den Senioren bei ihren wenigen verbliebenen Tagesgeschäften zuzuschauen.

Für die lärmende Stadt war Spooky einfach nicht geschaffen. Und auch nicht für das ganze Chaos in der Welt da draußen.

Es war ungefähr drei Stunden später.

Leonie und Fox waren längst die Augen zugefallen, und sie schlummerten Seite an Seite mit übereinandergelegten Armen im Bett, während es sich Spooky mit einer Decke auf der Couch gemütlich gemacht hatte, um zur Ruhe zu kommen und in der Astralwelt nach dem Raben zu suchen.

Doch obwohl er sich auf das rhythmische Prasseln des Regens konzentrierte, das ihn sonst immer ziemlich schnell in den richtigen Trancezustand versetzte, benötigte Spooky diesmal ungewöhnlich lange, um aus seinem Körper auszutreten.

Da waren einfach zu viele Gedanken. Zu viele Möglichkeiten. Zu viele Zweifel.

Alles an seiner stofflichen Hülle fühlte sich irgendwie anders an. Anders als damals, als alles noch ein Spiel war. Als es keinen Zeitdruck gab, und nicht das Leben seiner Freunde davon abhing.

Doch spätestens seit der Sache in Foxs Kinderzimmer fehlte Spooky jegliche Lockerheit. Immer, wenn er fast weggedämmert war, hörte er irgendein Geräusch und schreckte sogleich wieder auf. Immer dachte er, gleich kommt die verdammte ukrainische Armee eingestürmt, oder die Bullen, oder irgendwelche schwerbewaffneten Schergen von Omega.

„Es ist alles gut.“, sagte er immer wieder zu sich selbst. „Es ist alles gut. Deine Freunde sind hier. Sie beschützen dich. Niemand weiß, wo du bist. Keiner von Omegas Leuten kennt diesen Ort. Hier bist du sicher...“

„LÜGNER!“, riss ihn auf einmal eine tosende Stimme aus seiner Trance.

Spooky war total erschrocken und sprang wie eine panische Katze von seiner Couch bis hoch an die Decke.

Und erst, als er von dort oben hinabschaute und unter sich seinen schlafenden Körper liegen sah, beruhigte er sich allmählich wieder und realisierte, dass es ihm endlich gelungen war.

Routiniert wandte Spooky den Blick von seinem Körper ab, und schwebte durch das Zimmer zu seinen schlafenden Freunden.

Wie friedlich sie da lagen... friedlich und völlig mit sich selbst im Reinen. Genau das, was Spooky immer haben wollte. Menschen, die anders waren als die lärmenden Idioten aus seiner Klasse. Edler, klüger und vor allem verständnisvoller.

Sanft strich er erst Leonie, dann Fox durch die Haare, wobei seine Hand natürlich durch sie hindurchging. Aber vielleicht spürten sie seine Anwesenheit ja in ihren Träumen.

Am liebsten hätte sich Spooky gleich wieder mit dazugelegt, aber dann besann er sich wieder auf seine eigentliche Absicht und schwebte weiter in Richtung Fenster... genau in dem Moment, als er hinter sich ein vertrautes Krächzen vernahm.

„Soso, ihr seid also wieder im Lande.“, sprach der Rabe, der es sich drüben auf der Couch direkt neben Spookys schlafendem Körper bequem gemacht hatte und auf der Lehne neugierig auf und ab lief. „Und? Gefunden, wonach du gesucht hast?“

„Ich denke schon...“, erwiderte Spooky mit zufriedenen Blick auf den unter ihm schlafenden Fox. „Du hattest Recht, Rabe... man sollte mit seinen Freunden in der realen Welt abhängen. Nicht nur virtuell. Das ist einfach... anders... besser... aber auch irgendwie...“

„Verbindlicher?“, fiel ihm der Vogel ins Wort. „Wenn man nicht mehr nur für sein eigenes Wohlbefinden verantwortlich ist, sondern Verantwortung für einen anderen Menschen übernimmt, vielleicht zum ersten Mal in seinem erbärmlichen Leben...“

„Ungewohnt!“, korrigierte ihn Spooky, darum bemüht, sich von dem frechen Vogel diesmal nicht so schnell provozieren zu lassen. „Es ist einfach ungewohnt. Andere Menschen mit ans Steuer zu lassen... zu vertrauen... sich auch mal entführen zu lassen... irgendwo anders hin, wo man noch nie war.“

„Sich entführen lassen... ja.“, wiederholte der Rabe. „Und ich habe immer geglaubt, du bist einer dieser herzlosen Einzelgänger, die niemanden brauchen außer sich selbst. Und wenn einer deiner Freunde abhanden kommt, so wie dir Jacob abhanden gekommen ist, dann

ersetzt du ihn einfach durch etwas Gleichwertiges... oder seine jüngere, weibliche Version..."

„Ich... ich hatte wohl einfach nur Glück, dass Jacob eine so süße Schwester hat.“, antwortete Spooky, der es sich selbst nicht so richtig erklären konnte, warum zur Hölle er in Gegenwart des Rabens immer so verdammt ehrlich sein musste, anstatt ihm einfach etwas vorzumachen, so wie er es bei den meisten anderen tat. „Und ich hatte Glück, dass dann auch noch Fox in mein Leben getreten ist. Aber vermutlich werde ich so ein Glück nicht noch einmal haben, oder? Ich meine... wenn ich sie jetzt auch noch verlieren sollte..." „Krah. Ja!", bestätigte der Rabe. „Es gibt nicht viele Menschen, die so sind wie du oder ich. Nicht viele... nicht viele, die es überhaupt begreifen können, wie es sich anfühlt, da oben zu schweben... über der Welt. Du weißt, was ich meine.

Wenn du diese Menschen verlierst, wirst du sie für den Rest deines Lebens vermissen. Und höchstwahrscheinlich keinen Ersatz mehr finden. Nirgendwo."

Spooky nickte einsichtig. Auch wenn die Worte des Raben oftmals hart und unverschämt waren... so konnte er ihnen doch eine gewisse Weisheit nicht absprechen.

Dennoch beunruhigte ihn irgendetwas an ihrem geheimnisvollen Besucher.

„Wie hast du uns gefunden, Rabe?", fragte er daher ganz direkt. „Und wenn du uns finden kannst... kann auch er uns finden? Kann Omega uns finden?"

Aber der Rabe schaute ihn nur mit seinen schwarzen Vogelaugen an und flatterte rüber auf das Bett, in dem Fox und Leonie schliefen.

„Geunden? Vielleicht habe ich euch gar nicht gefunden. Vielleicht hab ich euch ja nie aus den Augen verloren? Ich gebe zu, ich hab mir ein paar Sorgen gemacht, als euch in der Ukraine die Kugeln um die Ohren geflogen sind... aber diese Xenia ist schon eine tolle Frau. Ich wusste, ihr seid bei ihr in guten Händen."

„Du...", versuchte Spooky sich einen Reim auf das alles zu machen. „Du hast uns verfolgt? Die ganze Zeit?"

„Muss ich ja wohl.", bestätigte der Rabe. „Ich bin euch schließlich ganz offiziell zugeteilt worden. Und ich möchte euch hiermit persönliche Grüße von meinem geliebten Landesvater Wladimir Putin überbringen."

Spooky warf dem Vogel einen völlig entgeisterten Blick zu, ehe er verstand und zu lachen begann.

„Das... das ist ein Witz gewesen, hab ich Recht? Du hast gerade tatsächlich... einen Witz gemacht..."

„Ja, ein Witz. Ha!", erwiderte der Rabe. „Ich habe euch doch belauscht, als ihr über mich gesprochen habt. Und ich muss schon sagen... ihr seid ja völlig paranoid! Ich bin ein freier Vogel. Und ein freier Vogel wie ich würde niemals dem russischen Bären dienen. Krah!"

„Ja, sowas ähnliches hat Fox auch gesagt.", antwortete Spooky nachdenklich. „Also verfolgst du nur deine eigenen Interessen? Und... was sind das für Interessen, wenn ich fragen darf?"

„Ach...", versuchte ihm der Rabe zu erklären. „Meine Motive sind eigentlich für euch irrelevant. Ja, vermutlich würden sie euch sogar völlig unbedeutend erscheinen. Sagen wir einfach, wir befinden uns alle auf einer Reise.

Eine Bahnreise. Ein paar von uns werden früher aus dem Zug aussteigen, und wieder andere fahren ein paar Stationen weiter. Aber wenn einem von uns auf dieser Reise etwas zustößt... wenn jemand abhanden kommt... dann wird der Zug umgeleitet, und es gibt

Verspätungen im Fahrplan. Und darunter haben alle Fahrgäste zu leiden. Daher versuche ich sicherzustellen, dass auch all meine Reisegefährten ihren Zielpunkt ungefährdet erreichen. Ist das für dich nachvollziehbar genug als Motivation?“

„Du sprichst mal wieder komplett in Rätseln.“, gestand Spooky seufzend. „Aber wenn du so viel weißt, verehrter Reisegefährte... dann weißt du ja sicher auch, wie der Name der nächsten Haltestelle lautet.“

„Ihr habt keine Ahnung, was ihr als nächstes machen sollt!“, fasste der Rabe amüsiert zusammen. „Dabei bin ich eigentlich davon ausgegangen, dass euch euer Bestimmungsort inzwischen klar sein sollte. Ihr müsst nach Berlin. Und zwar rechtzeitig, bevor uns alles um die Ohren fliegt.“

Also warum geht ihr nicht einfach hin und klopft einmal freundlich an die Tür? Ich bin mir einigermaßen sicher, dass ihr bereits ausreichend Omegas Interesse geweckt habt und er euch nicht sofort eliminieren wird. Vor allem, wenn ihr ihm dann auch noch den Säbel von Nestor Machno als Geschenk mitbringt.“

„Das würdest du machen an unserer Stelle?“, fragte Spooky entgeistert. „Einfach reinmarschieren und dich festnehmen lassen?“

„Entweder das. Oder ihr nehmt die Hintertür.“, antwortete der Rabe mit einem Augenzwinkern. „Die Hintertür, die ihr völlig übersehen habt.“

„Ich bin stark für die Hintertür.“, meinte Spooky. „Also gibt es einen anderen Weg? Aber wie? Wo? Was haben wir übersehen?“

Der Rabe putzte sich in aller Seelenruhe das Gefieder, und fuhr dann mit geheimnisvoller Stimme fort:

„Das Paradies aus Asche. Der Schöpfer des Paradieses hat den Schlüssel für die Hintertür. Er kann euch zu Omega führen.“

„Das Paradies aus Asche?“, hakte Spooky ratlos nach. „Was zur Hölle soll das sein?“

„Ein Roman.“, antwortete der Rabe. „Aber nicht einfach irgendein Roman. Jacobs Lieblingsroman. Und der, der ihn geschrieben hat, weiß mehr über den geheimen Bunker unter dem Reichstag, als er in der Öffentlichkeit zugeben würde. Jacob hat es auf einer seiner Notizen im Inneren des Buches vermerkt.“

„Der Schöpfer des Paradieses...“, dämmerte es Spooky. „Damit meinst du also...“

„Krah!“, krächzte der Rabe in einer solch ohrenbetäubenden Schrilie, dass die Druckwelle Spookys Astralkörper auf die Couch zurückschleuderte, wo er wenige Sekunden darauf in seinem materiellen Körper erwachte.

Als die Sonne längst hoch am Himmel stand und auch Leonie und Fox ausgeschlafen hatten, schilderte ihnen Spooky sein nächtliches Erlebnis.

„Paradies aus Asche. Ja, ich weiß, das ist so ein Buch.“, antwortete Leonie, nachdem er ihnen alles erzählt hatte. „Hab es neulich erst in den Händen gehalten, als ich Jacobs alte Sachen durchwühlt habe. Jacob fand das mal ziemlich cool. Ich hab es auch zu lesen versucht, aber ich war glaub damals noch ein bisschen zu jung dafür. Alles, was ich noch weiß, ist, dass es von zwei Jungs handelt, die in so einer abgefuckten Endzeitwelt leben. Der eine war schwach, aber ziemlich klug und voller Hoffnung, der andere war so ne Art Söldner, der keinen Sinn mehr im Leben sah. Aber gemeinsam waren sie unschlagbar. Sie haben immer das Paradies gesucht... und so weit ich mich erinnern kann, gab es da auch eine Art Bunker. Verdammt, hätte ich das Buch doch nur mitgenommen... ich hatte

gleich so ein Gefühl, dass ich es irgendwann mal lesen sollte. Dann hätte ich sicher auch Jacobs Notiz gefunden. Aber wie zum Teufel sollen wir da jetzt rankommen?“

„Wenn ich die Gedankengänge des Raben richtig verstanden habe, dann geht es gar nicht so sehr um das Buch, sondern um den Autor.“, vermutete Spooky.

„Der Autor?“

Leonie versuchte, sich zu konzentrieren und das Buchcover vor ihrem inneren Auge materialisieren zu lassen.

„Der Name war... irgendwas mit G. Gunther. Nein Gunnar... Gunnar Mageddon! Genau so hieß der Typ. Wie Armageddon, versteht ihr? Ist so ein Wortspiel. Ich weiß, dass ich mal im Internet einen Bericht über ihn gelesen habe... dass er ein ziemlicher Freak sein soll, ein misanthropischer Einsiedler, der die Menschheit verachtet und irgendwo auf einem Bauernhof lebt, fernab der Zivilisation... und dass er mal irgendeinen Journalisten verprügelt hat, oder einen Kritiker oder irgendsowas.“

„Na, das klingt doch zur Abwechslung mal sehr sympathisch.“, fand Spooky.

„Das klingt kompliziert!“, verbesserte ihn Fox. „Wie habt ihr euch das vorgestellt? Einfach hingehen, anklopfen. Guten Tag, lieber Herr menschenhassender Schriftsteller. Ein Rabe aus der Astralwelt hat uns gesagt, in ihrem Besitz befindet sich ein Schlüssel zum geheimen Bunker unter dem Reichstag. Sie können ihn uns nicht zufällig mal für ein paar Stunden ausleihen?“

Leonie musste grinsen und schlug Fox zum Spaß mit der flachen Hand auf die Stirn.

„Mensch, Foxy... das ist ne verickte Metapher! Der Schriftsteller hat nicht wirklich einen Schlüssel. Glaub ich zumindest. Aber vermutlich weiß der Kerl irgendwas, was uns weiterhilft. Oder wie wir da rein kommen.“

„Und das verrät er uns?“, fragte Fox kritisch. „Einfach so? Weil wir so lustige Kerlchen sind?“

„Klar!“, erwiderte Spooky, der nun, wo sie endlich einen konkreten Ansatzpunkt hatten, wieder etwas optimistischer in die Zukunft blickte. „Jeder Mensch hat Geheimnisse, die er nicht gern mit der ganzen Welt teilen möchte. Mit Sicherheit auch dieser Gunnar Mageddon.“

Also mache ich eben mal wieder das, was ich am Besten kann. Ich finde seine empfindliche Stelle, jage ihm ordentlich Angst ein, und dann Sorge ich dafür, dass er alles tut, was wir von ihm verlangen.“

„Vielleicht sollten wir ihm nicht gleich so die Pistole auf die Brust setzen.“, überlegte Leonie... hauptsächlich, weil sie sich Sorgen machte, dass Spooky eines Tages wie Aris enden könnte, wenn er weiter so intensiv von seinen Kräften Gebrauch machte. „Wir könnten ja zur Abwechslung auch einfach mal ehrlich sein und ihm von Jacob erzählen. Ich meine, mein Bruder war immerhin ein Fan. Und ich denke mal, kein Schriftsteller wird es gut finden, wenn sich seine Fans umbringen. Und dann erzählen wir ihm, warum sich Jacob umgebracht hat, und erwähnen so ganz nebenbei das mit dem Bunker. Und dann... sehen wir ja, wie er darauf reagiert...“

„Zumindest wird er wohl kaum auf uns schießen und uns mit Panzern verfolgen.“, lächelte Spooky zuversichtlich. „Kann ja eigentlich nur besser werden.“

Fox wollte zunächst noch etwas Skeptisches erwidern, verkniff es sich dann aber, da er den Tatendrang seiner Freunde nicht unnötig bremsen wollte, und er ohnehin auch keine bessere Idee parat hatte, und sagte stattdessen nur:

„Probieren wir’s einfach. Der Rabe wird uns schon nicht ohne guten Grund dort hinschicken. Wenn’s nicht funktioniert, können wir es immer noch auf die harte Tour machen, oder es einfach aus ihm rausprügeln. Ist schließlich nur ein Schriftsteller. Ich meine... ihr beiden habt schon ganz andere Kaliber kleingekriegt.“

„Das weißt du aber!“, erwiderte Leonie nicht ohne Stolz. Seit ihrem Abstecher in die Ukraine fühlte sie sich so gestärkt und gereift wie ein Veteran, der jahrelang an der Front gekämpft hatte. So ein griesgrämiger Schreibmaschinenhansel würde da ganz sicher das Geringste ihrer Probleme darstellen. Immerhin war sie ja Lara Croft. Und falls das nicht genügen sollte, hatte sie noch zwei wunderbar unkonventionelle Freunde an ihrer Seite. Was konnte da schon schiefgehen?

Kapitel 30 - Gunnar Mageddon

Die Freunde hatten ihr letztes Geld und den wertvollen Säbel von Nestor Machno eingepackt, den sie auf keinen Fall in ihrer wenig vertrauenserweckenden Unterkunft zurücklassen wollten, und sich dann auf den Weg in die Eifel gemacht.

Durch etwas Internetrecherche war es ihnen recht schnell gelungen, genug Fotos und Hinweise über den Wohnort des Schriftstellers zusammenzutragen, um die genaue Lage seines Anwesens schließlich anhand eines markanten Berges im Hintergrund lokalisieren zu können.

Es befand sich gut versteckt in einer spärlich besiedelten Gegend unweit der belgischen Grenze, und der einzige Zugang verlief über eine schmale, unbefestigte Straße, die kilometerweit durch den Wald führte.

Der Busfahrer hatte Leonie, Spooky und Fox freundlicherweise an einer Wegkreuzung in der Nähe aussteigen lassen... dennoch war es von dort aus noch ein ordentliches Stück zu Fuß.

Fox, der immer noch leichte Koordinationsschwierigkeiten hatte, hatte sich bei Leonie untergehakt... und auch, wenn sie extra langsam gingen, fiel es ihm sichtlich schwer, das Tempo seiner Freunde längere Zeit mitzuhalten. Aber allein zuhause zu bleiben, wie ihm Spooky vorgeschlagen hatte, wäre für Fox keine ernsthaft in Betracht zu ziehende Alternative gewesen.

„Ja, ja...“, hatte er nur gemeint. „Das machen die Leute in den Filmen auch immer. Teilen sich auf, weil sie denken, dass sie so schneller vorankommen. Und am Ende ist derjenige, den sie zurückgelassen haben, entweder tot oder wird von den Bösen entführt. Kommt nicht in Frage! Ich geh mit euch mit, auch wenn ich auf allen Vieren kriechen muss.“

„Ich wollte dich ja nur warnen... das wird kein Spaziergang!“, versuchte ihm Spooky klarzumachen. „Der Kerl wohnt anscheinend ganz schön weit weg vom Schuss.“

Nun, wo ihm die Schweißperlen auf der Stirn standen und seine Beine zitterten, fragte sich Fox insgeheim, ob er seinem Körper nicht doch etwas zu viel zugemutet hatte... und ob es nicht vielleicht doch sinnvoller gewesen wäre, die Bedenken seiner Freunde ernstzunehmen.

Aber Spooky munterte ihn auf und meinte, dass es jetzt nicht mehr weit wäre.

Um sie herum regnete es braungelbe Blätter von den Bäumen, und über die Straße und den Waldboden hatte sich eine dicke Schicht raschelnden Laubes gelegt.

Leonie musste an früher denken, als sie bei ihren Großeltern zu Besuch war, und sie gemeinsam zum Pilze sammeln in den Wald gingen. Damals erschien ihr der Wald wie ein riesiges Wunderland. Ein magiedurchfluteter Ort, an dem es keine Zeit gab, kein Gestern, kein Morgen, und keine Gedanken daran, dass der Wald irgendwo wieder aufhörte, dass der Tag viel zu schnell enden würde, oder dass Opa irgendwann sterben könnte. Nein... als Kind zählte nur der Moment... das, was gerade um einen herum passierte. Und Leonie fragte sich, warum sie es so lange verloren hatte... dieses Gefühl, Teil des Waldes zu sein, wenn sie im Wald war. Oder Teil einer echten Familie zu sein, wenn sie mit ihrer Familie zusammen war.

Stattdessen empfand sie den Wald lange Jahre über nur noch als ein beschissenes Labyrinth, dessen einziger Daseinszweck es war, möglichst schnell durchquert zu werden, ohne sich darin komplett zu verlaufen. Und Familie war für sie nur noch ein Ort, an dem Menschen zusammenlebten, die einander nicht verstehen konnten und sich gegenseitig mit ihren Launen auf den Sack gingen.

Doch jetzt, hier, untergehaakt bei ihren Freunden, ihrer neuen Wahlfamilie, und die frische, herbstliche Waldluft inhalierend, die ihr nach Wochen der stickigen Zimmerluft in ihrer Absteige wie eine herrliche Kur erschien, kehrte auch ein wenig von diesem vertrauten Gefühl von damals zurück.

„Ich hoffe, ich mache euch keine Umstände.“, meinte Fox fast entschuldigend, nachdem er schon zum wiederholten Mal gestolpert war und realisierte, wie Spooky und Leonie ihm zuliebe noch einmal ihr Tempo verringerten. „Wenn ich wieder gesund bin, werde ich schnell und stark sein und euch nicht mehr zur Last fallen. Das verspreche ich euch. Außerdem wachse ich ja noch!“

„Ach was... du bist doch überhaupt keine Last für uns.“, versuchte ihm Spooky klarzumachen. „Im Gegenteil, ich finde es eigentlich gerade ganz angenehm, nicht der Langsamste in unserer Bande zu sein. Dann muss ich mir nicht immer sowas anhören wie: Lauf schneller, die erschießen uns gleich, wenn du dich nicht beeilst!“

Er warf Leonie einen frechen Blick zu, worauf diese grinsend erwiderte: „Anders als Fox bist du aber kein Jahr im Koma gelegen. Da legt man einfach auch andere Maßstäbe an.“

Sie blickte rüber zu Fox, der das alles jedoch nicht so richtig amüsant zu finden schien, sondern nur skeptisch auf seinen immer noch leicht hinkenden, unsicheren Gang schaute. „Ich meine ja nur... vielleicht werde ich nie so gut wie ihr sein, im Laufen, oder im Denken, oder... in allem. Ihr seid mir immerhin auch ein paar Jahre voraus, und ich will nicht wieder alleingelassen werden, wenn ihr vielleicht andere Interessen entwickelt... andere Visionen...“

Es war ihm deutlich anzumerken, wie sehr ihn der Gedanke daran belastete, dass es irgendwann wieder genauso kommen könnte wie mit seinen alten Freunden aus Novikrasnoschewsk... dass sich seine Freunde weiterentwickeln und neue Hobbys für sich entdecken würden, und Fox alleine zurückblieb.

„Jetzt hör mal...“, meinte Spooky, da er sich an ihre erste Begegnung erinnert fühlte, und an das Gespräch, das sie damals geführt hatten. „Es ist noch immer genau, wie ich damals gesagt habe. Ich bin immer noch derselbe! Ok, ich geb zu, es ist alles gerade ein bisschen

verrückt, und wir versuchen die Welt zu retten, anstatt einfach nur in der Astralwelt rumzuhängen und die Welt an uns vorbei ziehen zu lassen... aber irgendwann... irgendwann wird alles wieder wie früher sein. Dann sitzen wir wieder auf unserem Lieblingsfels in der Räuberlesklinge, sehen den Menschen beim Leben und manchmal auch beim Sterben zu... und wie schnell du laufen kannst oder ob du stark oder schwach bist oder einen Kopf kleiner als wir, ist dann wieder völlig irrelevant. Ist doch so, Leo, oder?“

„Natürlich!“, bestätigte die Angesprochene überzeugt. „Wenn die Scheiße hier vorbei ist, dann schwör ich, ich werde alles mitmachen, was ihr macht, und ich werde mich nie darüber beklagen, dass es irgendwie langweilig wäre oder so! Ich werde mir von Spooky jeden Trampelpfad zeigen lassen, jeden Stein und jeden einzelnen Baum... und ich werde es lieben. Ich denke, ich werde jeden einzelnen Baum in Kalbsbach umarmen und hören, was er mir zu sagen hat.“

Spooky grinste amüsiert.

„Nanu? Woher der plötzliche Sinneswandel? Das klang aber vor ein paar Wochen noch völlig anders...“

„Keine Ahnung.“, erwiderte Leonie, melancholisch die hohen, sich sanft im Wind wiegenden Baumwipfel betrachtend, durch die nur vereinzelt ein paar Sonnenstrahlen auf ihr Gesicht fielen. „Vielleicht weil ich endlich irgendwo ankommen möchte? Ich meine, irgendwo, wo ich mich wirklich zuhause fühle. Im Grunde war ich doch mein halbes Leben lang immer nur auf der Flucht. Ich möchte einfach fühlen, wie es sich anfühlt, diese Ruhe, von der ihr immer so schwärmt... dieser Frieden da draußen in der Natur.“

„Echt super, dass du das auch so siehst!“, freute sich Fox sichtbar erleichtert. „Aber was ist in zehn Jahren... was ist, wenn...“

„Scheiß doch drauf!“, unterbrach ihn Leonie, die so viel Grübeleien von ihrem jungen Mitstreiter gar nicht gewohnt war. „Scheiß drauf, was morgen sein könnte, oder in zehn Jahren. Oder was gestern war. Kira hatte schon Recht, so wie sie die Dinge gesehen hat, meint ihr nicht auch? Was zählt, ist nur der Moment. Wenn der Moment gut ist, dann ist alles gut. Und wenn nicht... dann musst du dafür sorgen, dass er gut wird. Nicht morgen, nicht in zehn Jahren. Sondern jetzt.“

Mit diesen Worten zog sie Fox an sich ran, schaute ihm tief in die Augen, und drückte ihm dann einen langen, energischen Kuss auf die Lippen, so dass Fox gar nicht mehr dazu kam, weiterzureden oder seine unausgegorenen Gedankengänge zu Ende zu bringen. Stattdessen knutschten sie, bis er fast keine Luft mehr bekam, dann erst ließ Leonie wieder von ihm ab und fragte ganz außer Atem:

„Und? Ist der Moment gut genug für dich, Fox? Oder willst du lieber irgendwo anders sein? Zehn Jahre in der Zukunft vielleicht?“

„Nein, nein! Ich find's hier ganz toll so wie es ist. Wirklich!“, antwortete Fox mit einem breiten Grinsen im Gesicht. Dann hakte er sich wieder bei ihr ein, und sie marschierten weiter den steinigen Waldweg entlang, der Fox auf den verbliebenen zwei Kilometern allerdings nur noch halb so anstrengend erschien.

Einzig Spooky grübelte an jenem sonnigen Herbsttag noch ein wenig länger über die nachdenklichen Worte ihres ukrainischen Freundes nach.

Und er fragte sich, ob es nicht ein wenig naiv war, so wie Kira ausschließlich im Hier und Jetzt leben zu wollen, während sich um einen herum alles im ständigen Wandel befand.

Spooky dachte an die unzähligen Abende, die er schweigend in den Stuben der Alten verbracht hatte, um ihnen beim Verwelken zuzusehen.

War es nicht so, dass irgendwann der Zeitpunkt kam, an dem sich ein jeder Mensch eingestehen musste, dass für ihn keine Zukunft mehr existierte und der Moment kein besonderes Vergnügen mehr bereitete, weil alles, was noch vom Leben übrig blieb, Erinnerungen an bedeutende, schöne und unwiederbringlich verlorene Erlebnisse in der Vergangenheit waren?

So, wie die Blätter von den Bäumen fielen, wenn ihre Zeit gekommen war, weil die Tage kürzer und die Temperaturen immer kälter wurden... so geschah doch im Grunde genau dasselbe auch mit den Menschen und ihren Beziehungen zueinander. Alles wurde von der Zeit relativiert. Weil der Körper nicht mehr mitmachte. Weil der Geist sich nach neuen Herausforderungen sehnte. Oder, wie im Fall der Fuchsbande, weil einen die Ereignisse in der Welt einfach überrollten und mit sich fort rissen.

Kein Mensch konnte mit abschließender Sicherheit sagen, wo er sich in zehn Jahren befinden würde... in welcher Lebenssituation, in welcher Gesellschaft, mit welchen Ängsten und Hoffnungen.

Vielleicht traf man eine Liebe, die noch größer war als die große Liebe, die man bereits gefunden zu haben glaubte. Vielleicht entwickelte man eine Vision für die Zukunft, mit der die Menschen um einen herum nichts anfangen konnten. Oder... vielleicht wurde man auch von der Vergangenheit eingeholt. Von dem, was einem einmal das Wichtigste auf der ganzen Welt gewesen war, und was einem irgendwo auf dem langen Weg des Lebens abhanden gekommen ist.

Spooky war die meiste Zeit seines Lebens alleine gewesen, ein typischer Einzelgänger... nicht ohne einen gewissen Stolz darauf, sich selbst zu genügen und es nicht nötig zu haben, die Gesellschaftsspiele der anderen mitzuspielen.

Nun war er umgeben von Freunden, einer echten Familie... und er genoss es. Er genoss es, mit Fox dumme Witze zu reißen, Leonie ein bisschen zu necken, oder einfach sich auch mal von seinen Freunden zu irgendeiner Dummheit überreden und mitziehen zu lassen... all die sozialen Interaktionen nachzuholen, die er in den Jahren des Alleinseins so vernachlässigt hatte, und die wohl einfach zu einem erfüllten Leben auch irgendwie dazugehörten.

Und am liebsten hätte er es wirklich so wie Kira betrachtet. Einfach das Grübeln seinlassen und jeden Moment auskosten, ohne an gestern oder morgen zu denken.

Aber Spooky konnte es nicht, denn er hatte so eine Ahnung, dass all zu naives Sich-einem-Traum-hingeben schon immer nur dazu geführt hatte, dass es irgendwann ein schmerzhaftes, trauriges Erwachen geben würde. Doch weil er seinen Freunden nicht ihren Optimismus rauben wollte, der ihnen doch eigentlich so gut zu Gesicht stand, behielt er seine unausgegorenen Gedanken lieber für sich und grübelte stattdessen im Stillen weiter... was dazu führte, dass auch Leonie irgendwann seine Schweigsamkeit bemerkte.

„Nanu, du bist so ruhig, Spooky... was ist los? Schon wieder am Grübeln darüber, was heute alles schief laufen könnte?“

„Nein... nein.“, antwortete er aus seinen Gedanken gerissen. „Ich genieß nur die Stimmung hier... wie die Blätter fallen. Wie sie im Moment ihres Todes das schönste Kleid tragen.“

„Wow.“, lächelte ihn Leonie an. „Du solltest Gedichte schreiben, echt! Das ist so... romantisch, und gleichzeitig auch traurig. Wenn man sich überlegt, dass in ein paar Wochen Winter sein wird. Und hier nur noch kahle Äste rumstehen.“

„Hey, ich mag den Winter!“, mischte sich daraufhin auch Fox in ihre Unterhaltung ein. „Winter ist meine absolute Lieblings-Jahreszeit. Wenn bei uns zuhause im Winter ganz viel Schnee lag, dann bin ich immer stundenlang durch den Wald gegangen und hab mir vorgestellt, dass Aris und die anderen ganz nahe waren. Dass sie mich aus ihrem Versteck heraus beobachteten und sich darüber unterhielten, ob ich es verdient hatte, Teil ihrer Bande zu werden...“

Er strahlte beseelt vor sich hin bei der Erinnerung daran, während Leonie den Gedanken, aus den Bäumen heraus von Aris beobachtet zu werden, verständlicherweise gerade als weitaus weniger angenehm empfand.

„Der Winter kommt noch früh genug, Fox.“, meinte sie daher nur. „Ich mag die Blätter lieber, wenn sie noch an den Bäumen hängen.“

„Ja, das ist auch cool!“, erwiderte Fox daraufhin, ohne Leonies Einwand wirklich verstanden zu haben. „Im Herbst kann man sich im Wald sogar noch besser verstecken. Vor allem, wenn man ein Fuchs ist.“

Zur Mittagszeit erreichten die drei Freunde schließlich eine Waldlichtung, in deren Mitte sich ein stattliches, mehrstöckiges Bauernhaus befand. Daneben erspähten sie mehrere Schuppen, einen länglichen Stall, und eine Koppel mit ein paar Pferden.

Schon von weitem konnten sie den unverkennbaren Duft von Stroh und Pferdemit wahrnehmen, sowie ein lauter werdendes Klopfen, was vermutlich von einem arbeitenden Bauern oder Förster kam, der irgendwo in der Nähe Holz hackte.

„Schön hat er’s hier... schön einsam.“, meinte Spooky mit Blick auf die rings um die Lichtung herum wachsenden Tannen, die den Eindruck erweckten, als würde sich dieses Fleckchen Erde mitten im Nirgendwo befinden... was im Grunde auch zutraf, denn außer ein paar verschlafenen Weilern mit einigen wenigen Häusern waren ihnen in den letzten 20 Kilometern keinerlei Ortschaften aufgefallen.

Am Rand des Waldes war ein großer Stapel Brennholz aufgeschichtet. Von dort schienen auch die lauter werdenden Klopf-Geräusche zu kommen.

Und tatsächlich erspähten die Freunde kurz darauf einen jungen Typen mit Axt in der Hand, der gerade im Begriff war, einen Baumstamm zu spalten, als er plötzlich innehielt und grimmig zu ihnen rüberschaute.

Er hatte ein südländisches, arabisch wirkendes Aussehen, gewellte schwarze Haare und einen leichten Bartansatz über Lippen und Kinn. Und auch, wenn im Zuge der Flüchtlingskrise selbst in den abgeschiedensten Kaffern die moderne Zeit eingekehrt war und man zuweilen dunkelhäutige Menschen mit 90er-Jahre-Klamotten auf ihren Fahrrädern durch die Gegend strampeln sah, wirkte der Typ mit seinem exotischen Äußeren, der schwarz glänzenden Lederjacke und seiner löchrigen Designer-Jeans dennoch ein wenig deplatziert. Nicht wie jemand, der im Wald seine tägliche Arbeit verrichtete, sondern eher so, als ob er gerade nachts in irgendeiner Großstadt auf dem Weg in die Disco war.

Während Spooky, Fox und Leonie langsam weitergingen, folgte er ihnen mit der Axt in der Hand parallel zur Straße und in derselben Geschwindigkeit, ohne auch nur kurz den Blick von ihnen zu nehmen.

„Meint ihr, der gehört dazu?“, wollte Leonie von ihren Freunden wissen. „Der wirkt irgendwie nicht sehr gastfreundlich.“

„Keine Ahnung.“, erwiderte Spooky ratlos. „Vielleicht ist das ja einer von Mageddons Angestellten. Oder er leistet hier seine Sozialstunden ab.“

Spooky hob freundlich die Hand zum Gruß, aber der Typ reagierte nicht... lief einfach nur stoisch weiter in Richtung des Hauptgebäudes. Erst, als die drei Freunde bei einem der Schuppen angekommen waren, ging er auf einmal auf sie zu und stellte sich ihnen drohend in den Weg.

„Das ist Privatbesitz! Was habt ihr hier zu suchen?“, meinte er mit einem drohenden Unterton in der Stimme, und streckte den Freunden zur Unterstreichung seiner Worte demonstrativ seine blitzende Axt entgegen. Dabei fiel Leonie auf, dass er, seltsamerweise nur an der linken Hand, einen schwarzen, ledernen Handschuh trug.

„Wir... ähm, wir suchen Herrn Mageddon. Gunnar Mageddon... den Schriftsteller!“, übernahm Spooky das Reden. Aber das schien ihr grimmiges Gegenüber nicht wirklich zu überzeugen.

„Viele suchen den Schriftsteller. Aber nur die wenigsten finden ihn auch.“, erwiderte er unbeeindruckt und musterte die Freunde dabei kritisch von oben bis unten. „Sogenannte Fans... kommen hier her, wollen ein Autogramm haben, oder dass man ihnen irgendwelche T-Shirts signiert. Die haben keine Ahnung! Der Schriftsteller ist ein großer Mann. Ein Prophet. Und diese Narren glauben, ihn verstanden zu haben. Aber die meisten von ihnen haben nichts verstanden. Absolut nichts!“

Er schien sich regelrecht in Rage zu reden, und Leonie hatte schon Angst, dass der Kerl jeden Moment ausrasten und mit der Axt auf sie einschlagen würde.

„Das... das mag sein...“, konterte Spooky, um Deeskalation bemüht. „Aber wir sind ja auch gar keine Fans... ich meine, wir sind jedenfalls nicht gekommen, um irgendwas signieren zu lassen. Wir würden Herrn Mageddon nur gern ein paar Fragen stellen.“

„Presse?“, fragte der argwöhnische Fremde ungehalten. „Habt ihr nicht gehört, was mit dem letzten Journalisten passierte, der hier unangemeldet aufgetaucht ist? Ist ausgerutscht und hat sich ein paar Rippen gebrochen...“

„Nein, wir sind nicht von der Presse!“, stellte Leonie klar. „Wir... wir sind aus privaten Gründen hier. Es geht um meinen Bruder, und... es ist echt wichtig. Hör mal, müssen wir das wirklich hier draußen besprechen? Lass uns ein paar Minuten mit Gunnar Mageddon reden, und dann sind wir sofort wieder weg, ok? Vielleicht interessiert es ihn ja, was mit einem seiner treuesten Fans passiert ist.“

„Er ist auf dem Feld.“, erwiderte ihr Gegenüber grimmig. „Meinetwegen könnt ihr im Haus warten, bis er zurück ist. Los, mitkommen!“

Leonie warf Spooky und Fox einen fragenden Blick zu. Sie war zwar einiges gewohnt, aber die Begrüßung dieses Kerls toppte fast noch die Unfreundlichkeit der Leute in Novikrasnoschewsk.

„Tun wir besser, was er sagt...“, flüsterte ihr Spooky leise zu, während der ungehobelte Kerl bereits vorweg Richtung Haus marschierte. „Ich glaube nicht, dass er seine Einladung noch einmal wiederholen wird.“

Und so folgten sie ihm schließlich an den Stallungen und den Pferden vorbei, bis sie sich in einer schmucklosen, aber durchaus gemütlich wirkenden Bauernstube wiederfanden, die

jedoch aufgrund der zahlreichen Regale mit hunderten von Büchern eher wie eine kleine Bibliothek anmutete.

„Nichts anfassen!“, mahnte sie ihr Aufpasser noch. „Und schön hierbleiben. Es dauert nicht lange.“

Mit diesen Worten schloss er die Tür hinter sich und ließ die drei Freunde allein in der Stube zurück.

„Na, das ist ja ein Charmebolzen...“, meinte Leonie kopfschüttelnd. „Wer zur Hölle ist das? Für wen hält der sich?“

„Wie ein Schriftsteller sieht er jedenfalls nicht aus.“, überlegte Spooky. „Dem möchte ich ehrlich gesagt lieber nicht in einer dunklen Bahnhofofenunterführung begegnen.“

Unterdessen hatte Fox die Einrichtung der Bude genauer unter die Lupe genommen, und deutete schließlich verwundert auf eines der großen Bücherregale.

„Hey, Leute! Schaut euch das an! Die sehen alle gleich aus. Das müssen mindestens hundert Exemplare von ein und dem selben Buch sein.“

Nun realisierten auch Spooky und Leonie, dass die unzähligen Bücher in den Regalen allesamt nahezu identisch waren.

„Das Paradies aus Asche, Band 1...“, las Leonie laut vor. „Band 2...“

„Und Band 3!“, ergänzte Spooky mit Blick auf das rechts von ihm befindliche Regal, ehe er seine Neugier nicht länger zügeln konnte und eines der Exemplare herausgriff, um den Text auf der Rückseite zu begutachten.

„Im dritten Band der preisgekrönten Trilogie erreichen Darek und Shiva das gesuchte Paradies. Doch was sie dort vorfinden, erschüttert ihre Vorstellungen zutiefst. Abermals sind die beiden Freunde gezwungen, sich zu entscheiden, für ein Leben als Desperados auf ständiger Suche nach...“

„Ich hab doch gesagt: Nichts anfassen!“, rief der arabisch aussehende Kerl, der auf einmal wieder in der Tür stand und drohend mit dem Finger auf Spooky deutete. „Diese Bücher sind verdammt wertvoll!“

Spooky blickte irritiert auf das Etikett auf der Buchrückseite und murmelte:

„16 Euro 90, unverbindliche Preisempfehlung... ja, das ist verdammt viel Geld...“

„Der immaterielle Wert, du Klugscheißer!“, korrigierte ihn der unfreundliche Wächter.

„Also schlage ich vor, du legst das jetzt brav zurück, oder...“

„Oder was?“, stellte sich auf einmal Leonie schützend vor ihren Freund. Sie hatte an ihrer alten Schule oft genug mit solchen Typen zu tun gehabt und wusste vermutlich besser als Spooky, wie man mit denen umzugehen hatte. „Was willst du Knecht eigentlich? Ich schlage vor, du hältst jetzt mal den Rand, oder ich polier dir die Fresse!“

„Du... was?“, fragte ihr Gegenüber ungläubig, da er einen solch heftigen Konter eher von einem der Jungs erwartet hatte. Doch noch ehe er dazu kam, ihr etwas Angemessenes zu entgegnen, stand auf einmal der Schriftsteller hinter ihm, legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, und sprach in die versammelte Runde:

„Aber aber, meine Lieben... das ist sicher alles nur ein großes Missverständnis. Kein Grund, sich gegenseitig gleich an die Gurgel zu gehen!“

„Der Kerl ist ein Arschloch!“, erwiderte Leonie trotzig auf den unfreundlichen Araber deutend. „Wir haben überhaupt nichts gemacht.“

„Ja. Ihr kommt einfach nur etwas... unerwartet.“, sagte der Schriftsteller, ehe er seinen Gehilfen zur Seite nahm und ihm in einer fremden Sprache, die für Leonie und ihre Freunde nicht zu verstehen war, etwas zuflüsterte. Der nickte daraufhin, warf Leonie nochmal einen feindseligen Blick zu, und machte sich dann grimmig aus dem Staub.

„Bitte entschuldigt diese etwas unkonventionelle Begrüßung.“, versuchte der Schriftsteller anschließend die Wogen zu glätten. „Shiva ist manchmal vielleicht ein bisschen übereifrig. Er versucht mich zu beschützen, immer und überall... und er mag einfach keine Fremden.“ „Der sieht aber selber auch nicht gerade so aus, als ob er hier aufgewachsen ist.“, rechtfertigte sich Leonie, die es gar nicht einsah, dem Kerl sein Verhalten einfach so durchgehen zu lassen. „In welchem Zoo haben sie den denn aufgegabelt?“

„Nun...“, versuchte ihr der Schriftsteller zu erklären. „Sagen wir einfach, er hatte keine leichte Kindheit... nicht so wie ihr. Alles was er besitzt, befindet sich hier, an diesem Ort. Und er würde ihn verteidigen bis zum Tod. Aber so weit braucht es ja nicht zu kommen, nicht wahr?“

Er lächelte den Freunden geheimnisvoll zu, ehe er Leonie zur Begrüßung seine Hand entgegenstreckte. Mit seinen schulterlangen, nach hinten gekämmten Haaren und dem unrasierten Gesicht wirkte er ganz ähnlich wie auf dem alten Foto von irgend so einer Preisverleihung, das sie von ihm im Internet gefunden hatten. Nur, dass er im Lauf der letzten Jahre wohl ein wenig kräftiger geworden war und auch etwas mehr Speck an der Hüfte angesetzt hatte.

„Ich bin Gunnar Mageddon. Aber ihr könnt gern Gunnar sagen.“

„Angenehm... äh, ich bin Leonie.“, erwiderte Leonie. „Und die beiden hier sind meine besten Freunde, Spooky und Fox.“

Der Schriftsteller drückte auch den beiden Jungs die Hand und bat sie dann mit einer einladenden Geste, ihm in das Zimmer nebenan zu folgen, in dem sich eine Spüle, ein Herd und ein noch nicht vollständig abgeräumter Frühstückstisch befanden.

„Setzt euch doch erstmal! Wollt ihr Tee? Oder Kaffee?“

„Das ist sehr nett...“, antwortete Spooky. „Aber nein, danke... wenn, dann nur einen Schluck Wasser. Wir wollten nicht...“

„Ich nehm ne Cola!“, unterbrach ihn Fox. „Du hast doch Cola hier, oder?“

„Natürlich.“, meinte Gunnar und ging zu einem großen, auf dem Boden stehenden Kühlschrank.

„Na gut. Dann nehme ich auch eine.“, überlegte Leonie.

Nachdem er mit den Getränken zurückkam und sie vor den Freunden auf den Tisch gestellt hatte, setzte der Schriftsteller eine etwas ernstere Miene auf und sagte:

„Ich habe gehört, ihr habt eine interessante Geschichte für mich? Ihr müsst wissen, ich sammle gute Geschichten. Das bringt der Beruf eben so mit sich.“

Leonie, Spooky und Fox warfen sich einen unentschlossenen Blick zu.

„Unsere Geschichte würden sie uns ja doch nicht glauben...“, meinte Leonie schließlich zögerlich, etwas ratlos, ob sie es wirklich mit der Wahrheit versuchen sollte oder nicht. Doch Gunnar lächelte nur milde und meinte:

„Glaubwürdige Geschichten sind langweilig. Sie bringen unser Weltbild nicht ins Wanken. Immerhin halten wir es ja für möglich, dass sie passiert sein könnten... und was wir für möglich halten, ist uns bereits in der einen oder anderen Form vertraut.“

Von der Offenheit des Schriftstellers überrascht beschloss Leonie schließlich, die Katze aus dem Sack zu lassen.

„Also gut, sie haben es so gewollt! Was halten sie von folgender Geschichte?

Es war einmal ein Junge namens Jacob. Er hat sich schon früh viele Gedanken über das Leben gemacht, fand nie so wirklich einen Platz in der Welt, und er war im Übrigen auch ein Fan ihrer Bücher. Dieser Jacob verfügte über eine ganz besondere Fähigkeit, die ihn von anderen Jugendlichen unterschied: Er konnte seinen Körper verlassen, mit seinem Astralkörper durch die Wände schweben und auf diese Weise Dinge sehen, die anderen Menschen verborgen blieben.“

„Eine Superhelden-Geschichte?“, wurde sie von Gunnar unterbrochen. „Ist es das? Wie bei Marvel? Das ist vorhersehbar! Lass mich raten: Dieser Jacob ist von seinen Kräften anfangs überfordert, findet aber schnell Gefallen daran, damit allen möglichen Blödsinn anzustellen. Der Nachbarin unter den Rock zu schauen. Seinen Mitschülern Streiche zu spielen.“

Dann passiert etwas Unvorhergesehenes. Er trifft auf eine dunkle, geheimnisvolle Macht. In seinem jugendlichen Übermut glaubt er, etwas gegen diese Macht ausrichten zu können, denn er hat ja schließlich diese Superkräfte. Es kommt zu einem Kampf, bei dem Jacob jedoch den Kürzeren zieht, und er erkennt, dass er im Grunde gar nichts weiß und noch eine Menge zu lernen hat.“

„Ja, ähm... so ähnlich... war das tatsächlich...“, stammelte Spooky verwundert. „Woher wissen sie das?“

„Das ist Schema F. Das ist schlecht.“, erklärte ihm der Schriftsteller. „Diese Story hätte bei meinem Verleger sofort verschissen.“

Leonie schüttelte frustriert mit dem Kopf. Es kam ihr so vor, als ob der Schriftsteller glaubte, sie wollten ihm hier bloß ihre Fanfiction vortragen.

„Jacob war mein Bruder!“, stellte sie schließlich mit grimmiger Miene klar. „Er hat sich von dieser bösen Macht namens Omega bequatschen lassen... hat sich auf seine Seite ziehen lassen, und ist daran zu Grunde gegangen, dass Omega immer krankere Dinge von ihm gefordert hat.“

Schließlich wusste er keinen anderen Rat mehr, als sich umzubringen. Und alles, was er hinterließ, war ein Abschiedsbrief mit wirrem Gerede über einen geheimen unterirdischen Bunker in Berlin... und einen Hinweis auf den Autor der Paradies-Trilogie, der angeblich irgendwas über die Vorgänge in dieser unterirdischen Anlage zu wissen scheint.“

„Und nun machen sich die drei unerschrockenen Helden auf, um die Hintergründe dieser unerfreulichen Geschehnisse aufzudecken.“, fuhr Gunnar, nun offensichtlich ganz in seinem Element, in Leonies Namen mit der Erzählung fort. „Dabei geraten sie in eine gewaltige, deutschlandweite... nein, besser noch, weltumspannende Verschwörung. Auf sie wird geschossen, Autos explodieren, und sie werden von korrupten Polizisten und dem Geheimdienst gejagt und können mehrmals nur mit knapper Not entkommen.“

„Ja! Ja! Das ist es! So ist es gewesen.“, freute sich Fox. „Also heißt das, du glaubst uns?“ Der Schriftsteller blickte erst Fox, dann Leonie und Spooky streng in die Augen, schüttelte dann den Kopf und antwortete:

„Ich weiß nicht... irgendwas stört mich an dieser Geschichte. Ihr solltet vielleicht keine Namen von echten, noch lebenden Prominenten, wie beispielsweise von mir, verwenden.“

Irgendwer könnte sich auf den Schlips getreten fühlen und euch seine Anwälte auf den Hals hetzen. Oder Schlimmeres.“

Er zwinkerte den Freunden vielsagend zu. Aber Leonie hatte wenig Sinn für diese Art von Humor. Stattdessen klopfte sie auf den Tisch, so dass beinahe ihre Cola aus dem Glas schwappte, und rief dann lauter, als es nötig gewesen wäre:

„Verdammt! Das ist nicht einfach irgendeine Story, die wir uns ausgedacht haben! Das ist wirklich passiert. Hier!“

Mit diesen Worten griff sie nach dem grünen Tuch, in das sie den Säbel eingewickelt hatten, und enthüllte die antike Waffe vor den Augen des zweifelnden Schriftstellers.

„Das ist der Säbel von Nestor Machno! Schonmal gehört den Namen? Meinen sie, wir haben uns den in irgendeinem Kostümshop ausgeliehen? Schauen sie ihn sich ruhig genau an... vielleicht klebt irgendwo noch bisschen Blut dran von dem ukrainischen Söldner, den wir damit kaltgemacht haben. Aber diese Schweine hatten das verdammt nochmal verdient! Sehen sie, was die gemacht haben.“

Sie marschierte auf Fox zu, riss ungefragt dessen T-Shirt hoch, der das nur widerwillig über sich ergehen ließ, und zeigte auf die Operationsnarben an der Leiste und im Schulterbereich.

„Fox lag mehrere Monate im Koma wegen denen. Bis wir gekommen sind um ihn rauszuholen. Unter Lebensgefahr. Hier!“

Sie deutete auf die noch immer zu sehenden Kratzer und Blutergüsse an ihrem Unterarm, die sie vom Kampf mit dem riesigen Söldner davongetragen hatte.

„Die Arschlöcher haben uns fast umgebracht. Das ist nicht einfach irgendeine Geschichte. Das ist verdammt noch mal wirklich passiert!“

„Sie hat mir die Nase gebrochen.“, ergänzte Spooky und deutete auf das stabilisierende Pflaster über seinem krummen Zinken, damit es nicht so aussah, als ob er der Einzige wäre, der ohne Opfer zu erbringen durch diese schweren Zeiten gegangen ist.

„Ja, aber das hat er sich verdammt nochmal selbst zuzuschreiben.“, fuhr Leonie gereizt fort und griff dann nach ihrem Portemonnaie, um das Foto ihres Bruders herauszukramen und es vor Gunnar Mageddon auf den Tisch zu knallen.

„Das ist Jacob! Das war mein Bruder! Und verdammt noch mal, erzählen sie uns jetzt nicht wieder irgendeine Scheiße, wie dass das ein vorhersehbarer Racheplot ist oder sowas in der Art. Die haben auf uns geschossen, wir sind durch halb Europa geflohen, und jetzt sind wir hier bei ihnen, weil wir keinen beschissenen Plan mehr haben, wie es weitergehen soll!“

„Schh... schhh...“, meinte der Schriftsteller mit einer beschwichtigenden Geste. „Komm wieder runter, wildes Mädchen. Ich habe ja nicht gesagt, dass ich euch nicht glauben würde.“

Doch... ja... ich glaube euch. Und doch bin ich überrascht. Richtig kindlich, aus tiefstem Herzensgrunde überrascht... dass ihr ausgerechnet hier bei mir, in meiner abgeschiedenen kleinen Welt, auftaucht, und ausgerechnet mir diese Geschichte erzählt.“

Er machte einen Moment eine nachdenkliche Pause, starrte gedankenversunken auf die neben dem Fenster hängende Wanduhr, und fuhr dann mit deutlich sanfter klingender Stimme fort:

„Vielleicht solltet ihr mir einfach erst einmal die ausführliche Version eurer Geschichte... äh, eurer Erlebnisse... erzählen. Es ist noch genug Tee da. Und ein paar Brötchen und Brezeln, wenn ihr mögt.

Also was ist? Ihr erzählt mir alles, was passiert ist, damit ich auf dem aktuellsten Stand bin, und dann... dann kann ich euch vielleicht auch ein paar Tipps geben, was ihr meiner Meinung nach als nächstes machen könntet.“

„Ok, das ist ein Deal!“, stimmte Spooky dem Vorschlag zu und griff sich aus dem Korb eines der Brötchen, während sich Fox, der seit seiner Ankunft in Deutschland nicht genug von den deutschen Brezeln bekommen konnte, gleich zwei davon angelte und gierig zu mampfen begann.

„Genaugenommen war es folgendermaßen...“, lehnte sich Spooky schließlich nach vorne und begann, dem Schriftsteller die ganze Geschichte zu erzählen. Zumindest eine Kurzfassung davon... wie er sich mit Jacob anfreundete, wie er Leonie hinter Licht führte, wie sie sich mit Omega anlegten und sich plötzlich in Novikrasnoschewsk wiederfanden und Fox retteten... und was sie von Nikolaj über Omega und die Füchse in Erfahrung bringen konnten.

Der Schriftsteller hörte aufmerksam zu, nippte hin und wieder an seiner Tasse, und wartete geduldig, bis Spooky beim Ende seiner Erzählung angekommen war.

„Und jetzt sind wir eben hier bei ihnen gelandet, weil dieser merkwürdige Rabe uns den Hinweis mit dem Buch gegeben hat, und weil er denkt, dass der Autor von Jacobs Lieblingsbuch irgendetwas wissen könnte über Omegas geheimen Bunker.“

„Ts... ein Rabe...“, erwiderte Gunnar kopfschüttelnd. „Ich hätte das echt gern mit eigenen Augen gesehen... wie du über dem Boden schwebst und Zwiesprache hältst mit einem... sprechenden Raben. Das wäre hilfreich, um eurer Geschichte wirklich Glauben zu schenken.“

„Ich gebe zu... dieser Teil klingt ein bisschen bizarr.“, gestand Spooky augenzwinkernd.

„Also wenn man es nicht mit eigenen Augen miterlebt hat, vermute ich mal. Aber sie sind ja Schriftsteller, sie haben sicher genug Fantasie, um sich das vorzustellen, wie das ungefähr ausgesehen hat.“

„Fantasie, ja... die habe ich wohl.“, erwiderte Gunnar. „Aber Fantasie hat jedes Kind, wenn es sie sich nicht von den Erwachsenen nehmen lässt. Das ist keine Kunst. Das Geheimnis der Kunst besteht darin, die Dinge aus einer anderen Perspektive zu betrachten... aus einer Perspektive, die den meisten Menschen bisher vielleicht gar nicht aufgefallen ist. Ich geb dir mal ein kleines Beispiel, was ich damit meine... was es bedeutet, die Dinge aus einer anderen Perspektive zu betrachten.“

Er machte eine kurze Pause, in der er geistesabwesend auf die hinter ihm befindliche Uhr blickte, ehe er eindringlich weiterzureden begann.

„Also habe ich das richtig verstanden, meine außergewöhnlichen jungen Freunde... da sitzt ein bald hundert Jahre alter Zigeuner, besser gesagt dessen astrale Manifestation, im Kreis der Mächtigen, und manipuliert alle nach Strich und Faden?

Ihr sagt, eure Freundschaft wäre euch das Allerwichtigste auf der Welt... aber ohne diesen Zigeuner würdet ihr euch heute nicht einmal kennen. Ohne ihn hätte es keine Füchse gegeben, keinen Widerstandskampf, keinen Nikolaj, der euch mit seiner Geschichte von Freundschaft und Zusammenhalt inspiriert hätte.

Du, Fox, würdest jetzt in Novikrasnoschewsk sitzen, in einer zerbombten Stadt ohne Freunde. Spooky, du würdest das tun, was du immer schon getan hast... im örtlichen Altenheim die Katzen der alten Leute erschrecken. Leonie würde vielleicht gerade im wunderschönen Gelsenkirchen in der Schule sitzen und über irgendeiner Matheaufgabe verzweifeln, vielleicht hätte sie sich aus Ermangelung anderer Alternativen auch irgendwann so einem Assi aus dem Ghetto an den Hals geworfen... und ihr Bruder... wer weiß... hätte sich vielleicht trotzdem umgebracht, auch wenn er diesem Zigeuner nie begegnet wäre, denn ganz ehrlich, meine Teuerste... bei allem Respekt vor deinem Bruder... so wie ich das Ganze verstanden habe, war er auch schon vor der Begegnung mit Omega nicht gerade der psychisch stabilste Mensch auf diesem Planeten. Er hat sich selbst verletzt, er kam mit seiner Rolle im Leben nicht zurecht, und er kam nicht damit klar, dass sich seine kleine Schwester zunehmend von ihm entfremdete.

Also wenn ich das alles zusammenzähle, was dieser übermächtige Zigeunerjunge an positiven und negativen Effekten auf euer Leben ausgeübt hat... woher nehmt ihr eigentlich eure Gewissheit, dass Omega wirklich der Schurke ist in dieser Geschichte? Vielleicht hat er Jacob ja nur zu retten versucht... genau wie dich, Leonie... obwohl ihm klar war, dass es kaum ein schwierigeres Unterfangen gibt, als einen heranwachsenden Menschen davor zu bewahren, von der gewaltigen Sogwirkung seines Umfelds verschlungen und Jahre später als zerrissene, orientierungslose Seele wieder ausgekotzt zu werden?

Vielleicht hat Omega ja einfach nur Jacobs allergrößten Wunsch erfüllt... nämlich dich, Leonie, zu dem zu machen, was dein Bruder immer haben wollte. Zu einer stolzen, unbeugsamen Kämpferin. Der Preis dafür mag unglaublich hoch gewesen sein. Sicher, ein schrecklicher, grausamer Preis. Aber vielleicht müssen wir Menschen, wenn wir uns dem Schicksal widersetzen und das Unvermeidliche in eine andere Richtung lenken wollen, einen solch hohen Preis bezahlen, wie ihn Jacob bezahlt hat, um dein wahres Wesen zum Vorschein zu bringen.“

Fox und Spooky lauschten interessiert den Worten des Schriftstellers. Nur Leonie weigerte sich beharrlich, sich von seiner andersartigen Sichtweise beeindrucken zu lassen.

„Oh nein, nein, nein!“, unterbrach sie ihn gereizt. „Das, was sie hier sagen, ist doch genau die Argumentation, mit der Omega die Menschen dazu bringen will, seine kranken Spielchen mitzuspielen!

Es ist überhaupt nicht gesagt, dass ich wirklich so geworden wäre! Vielleicht hätte ich es auch noch von alleine geschnallt, wer ich wirklich bin, ohne dass man mich dafür erstmal komplett traumatisieren und aus der Bahn werfen muss.

Vielleicht hätte ich halt mal Erfahrungen gemacht mit irgendeinem Assi aus dem Ghetto... aber ich hätte das dann vermutlich schon noch gemerkt. Ich meine, dafür lebt man doch in gewisser Weise. Um die Chance zu haben, sich selbst zu finden. Und zwar von ganz alleine, durch eigene Kraft. Nicht, indem dich irgendein allwissender Guru notfalls mit Gewalt in die richtige Spur prügelt.

Ich meine... natürlich besteht immer die Gefahr, dass man sich im Leben selbst verliert und es am Ende bedauert, dass man es nicht früher geschnallt hat, und dass man so viele Fehler begangen hat... aber... ist es die Aussicht auf so eine wunderbare Selbsterkenntnis, die

nicht durch Zwang, sondern aus freien Stücken geschieht, nicht wert, dieses Risiko einzugehen?“

Gunnar zuckte nur ratlos mir den Schultern und meinte:

„Möglich, ja. Natürlich. Viele Menschen finden ihren Weg von alleine. Und mindestens ebenso viele finden ihn nicht. Aber mir brauchst du das nicht zu erzählen. Vielleicht hättest du es lieber deinem Bruder erzählen sollen, als er noch dazu in der Lage gewesen ist, dir zuzuhören.“

Leonie ballte wütend die Hand zur Faust... völlig verständnislos, dass sie auf einmal hier auf der Anklagebank zu sitzen schien.

„Ich war noch ein Kind, verdammt noch mal! Was hätte ich denn machen sollen? Sie können doch nicht ernsthaft von einer Zwölfjährigen erwarten, dass sie Verantwortung für das verkorkste Leben ihres beschissenen Bruders übernimmt!“

Sie stockte... erschrocken von sich selbst und den Worten, die da aus ihrem Mund kamen. Noch nie zuvor hatte sie so etwas ausgesprochen. Nicht einmal zu denken hätte sie es gewagt. Und nun hatte Leonie tatsächlich ihren Bruder beleidigt, und jeder im Raum konnte es hören... am liebsten hätte sie alles sofort wieder zurückgenommen.

Der Schriftsteller lächelte, und es war nicht genau auszumachen, ob er es tat, um ein wenig die Anspannung aus ihrem Gespräch zu nehmen, oder weil er es insgeheim genoss, die sonst so selbstbewusste Leonie auf diese Weise aus der Fassung gebracht zu haben.

„Nun, meine Liebe... du hast natürlich völlig Recht. Niemand konnte so etwas von dir erwarten. Nur du selbst. Du selbst erwartest es von dir. Du fragst dich die ganze Zeit: Was habe ich falsch gemacht? Wieso habe ich seine Probleme damals nicht erkannt? Wieso war ich einfach nur eine zwölfjährige pubertierende Göre?“

Du willst mir erzählen: Das Leben ist nunmal dazu da, um Fehler zu begehen und sich auch mal zu verlaufen. Aber gleichzeitig haderst du damit... kannst es nicht akzeptieren, dass andere Menschen andere Entscheidungen treffen, dich betrügen, dich verletzen, dich im Stich lassen...

Du sehnst dich nach einer Welt, in der so etwas nicht passiert. Nach einem Paradies, wo jeder Mensch genau an dem Platz ist, an den er deiner Meinung nach hingehört.

Du willst, dass dein Bruder wieder hier ist... du willst es, mit genau demselben egoistischen Eifer, mit dem dein Bruder unbedingt wollte, dass du nie erwachsen wirst und dich in eine ähnliche Richtung entwickelst wie er.

Und ja, ich glaube, es ist ihm gelungen. Du bist tatsächlich so ähnlich geworden wie er. Das war das Geschenk von Omega an deinen Bruder. Er hat für Jacob den Lauf der Welt verbogen... weil er es kann. Genau, wie er damals Vanja gerettet hat mit seiner Spinne. Die eine Aktion, mit der alles begonnen hat. Das, was ihm den Glauben daran gegeben hat, dass man alles verändern kann, wenn man nur die Mechanismen versteht... dass man sich die Welt Untertan machen kann, sie komplett umkrepeln kann, von innen nach außen. Und ich glaube, das ist es, was Omega tut... bis heute. Er spielt mit dieser Welt, er formt sie nach seinen Vorstellungen. Er biegt sich das Schicksal zurecht... genau wie du und ich und jeder andere es auch machen würde, wenn er dieselben Fähigkeiten hätte wie er. Leugne es nicht!

Du würdest alles geben, um deinen Bruder zu retten, wenn du es könntest. Dein Bruder hat alles gegeben für dich. Ihr seid euch verdammt ähnlich. Und diese Kompromisslosigkeit...

diese Bereitschaft, alles zu opfern für euer Paradies... das verbindet euch mit Omega, so wie ich das sehe... und zwar weitaus mehr, als ihr es euch selber einzugestehen traut.“

Leonie schluckte und schwieg. Sie wusste nicht mehr, wo ihr der Kopf stand... konnte nicht mehr sagen, ob alles, was ihr dieser komische Schriftsteller einzureden versuchte, kompletter Blödsinn war, oder ob sie vielleicht einfach nur noch nicht bereit war, sich auf die unbequeme Wahrheit einzulassen, weil ihr die Ahnung, dass er mit allem Recht haben könnte, eine Heidenangst machte.

Auch Spooky war ihre ungewohnte Zurückhaltung nicht entgangen, und so beschloss er, an ihrer Stelle weiterzureden, um dem Schriftsteller den Ernst der Lage zu verdeutlichen.

„Omega will die Welt nicht ein bisschen zurechtbiegen. Er will sie zerstören! Das hat er doch selbst gesagt... dass er alles niederbrennen würde, wenn er nur die Möglichkeit dazu hätte. Und genau das wird er auch tun, wenn wir ihn nicht aufhalten. Ich versteh nicht, wieso sie das alles so kalt lässt, wieso sie ihn auch noch verteidigen? Es ist doch völlig offensichtlich, was er vorhat!“

Spooky warf Gunnar einen aufgebrauchten Blick zu, aber der lächelte nur milde und antwortete:

„Glaubst du, es ist wirklich so einfach, ja? Wie in einer eindimensionalen Comicverfilmung? Die Bösen sind eben böse, und weil sie so furchtbar böse sind, versuchen sie, alles Schöne kaputt zu machen? Und die Guten sind eben gut, und weil sie so verdammt gut sind, kämpfen sie dafür, dass alles so schön bleibt, wie es ist?“

Aber nach allem, was du mir vorhin erzählt hast, solltest du doch von uns allen am Besten wissen, wie es hinter der Fassade dieser Welt wirklich aussieht. Hinter der schönen Fassade lauern Lügen, moralischer Verfall und Perversion...“

„Ja, schon klar, es gibt viele kranke Arschlöcher da draußen.“, versuchte ihm Spooky klarzumachen. „Aber das rechtfertigt noch lange nicht...“

„Es geht überhaupt nicht um die Arschlöcher!“, unterbrach ihn der Schriftsteller unwirsch.

„Diese Maden, denen du dabei zusiehst, wie sie hinter verschlossenen Gardinen auf Kinder pornos wichen oder ihre Frau verprügeln, sind vollkommen uninteressant. Aber ein häufiges Vorkommen von Maden ist meistens ein ganz guter Indikator dafür, dass irgendwas am Verrotten ist. Maden vermehren sich umso stärker, wenn sie den geeigneten Nährboden dafür finden... faulige, überkommene Strukturen, sei es in der Gesellschaft, unseren Kirchen oder in den Familien.“

Der Schriftsteller schaute eindringlich in die Runde... überlegte, wie er seinen jungen Gästen den desolaten Zustand der modernen Zivilisation am Besten begreiflich machen konnte. Da kam ihm beim Anblick von Fox, der nun schon die dritte Brezel genommen hatte und hungrig daran herumkaute, die passende Idee.

„Vielleicht...“, fuhr er mit seiner Erklärung fort. „Vielleicht ist unsere Gesellschaft ein bisschen wie dieser Frühstückstisch. Irgendwann war er mal frisch gedeckt. Mit Liebe und Sorgfalt. Das war heute Morgen, als Shiva und ich hier gefrühstückt hatten.“

Als wir fertig waren, seid ihr gekommen. Auch für euch war noch genug da, und ihr habt euch gefreut über diese vorhandene Struktur des Tisches, und der Tassen, und der Brötchen.

Wenn ihr fertig seid, werden noch ein paar mehr Krümel hier herumliegen.

Möglicherweise werde ich die Brötchen nachfüllen und neuen Tee aufsetzen, ihn notfalls ein bisschen verdünnen, wenn der Vorrat zur Neige geht.

Dann kommen die nächsten Gäste. Vielleicht werden sie denken „Ein bisschen unordentlich... aber immerhin gibt's was zu essen.“ Sie werden sich hinhocken und es euch gleich tun.

Und wenn sie fort sind, kommen wieder welche. Und wieder. Und es kommen immer mehr.

Und irgendwann, in der zwanzigsten Generation... dem zwanzigsten Schwung neuer Gäste, die am selben Tisch sitzen und aus denselben Tassen trinken... wird der Tee nur noch kaltes, abgestandenes Wasser sein. Die Brötchen werden vertrocknet und hart wie Stein sein, und wer sich bewegen will, muss sich erstmal durch Berge von gebrauchtem Geschirr wühlen, das die vorigen Gäste auf dem Tisch hinterlassen haben.

Es wird vermutlich kein besonders einladender Ort mehr sein. Und trotzdem, sobald jemand versucht, aufzuräumen und den ganzen Scheiß auszumisten, um zu sehen, was überhaupt noch verwendbar ist, werden die anderen, die ebenfalls am Tisch sitzen und gierig nach jedem Krümel greifen, alles tun, um ihn daran zu hindern. „Du kannst ja gehen, wenn es dir nicht passt!“, werden sie ihm zurufen. „Aber der Tisch bleibt, wo er ist! Wir wollen essen.“

Und genau das ist der Punkt, an dem wir uns heute befinden. Diese Welt macht uns zwar immer noch einigermaßen satt... aber wirklich befriedigend ist das schon lange nicht mehr.

Und für die, die nach uns kommen, wird es noch weitaus weniger schön werden. Aber dennoch werden auch die lernen, sich mit den vorhandenen Strukturen zu arrangieren, und werden dankbar sein, dass wenigstens noch ein stabiler Tisch da steht, als Fundament, auf dem sie ihre harten Brötchen mit Wasser zu sich nehmen können.

Versteht ihr, was ich euch damit sagen möchte?“

„Hm, ja...“, erwiderte Fox mampfend. „Wir haben verdammtes Glück, dass wir schon heute Mittag zu dir gekommen sind! Wer weiß, wie es hier abends aussieht.“

Spooky grinste, wurde angesichts des eindringlichen Blicks ihres Gegenübers aber gleich wieder ernst, und murmelte mit finsterner Miene:

„Irgendwann muss jemand ausmisten.“

Der Schriftsteller nickte ihm anerkennend zu.

„Entweder das... oder das Spielchen wird so lange weitergehen, bis der Tisch von alleine zusammenbricht und wir alle wieder wie die Schweine auf dem Boden essen, umgeben von Müll und Fäkalien.“

Und was bleibt denjenigen, die sich damit nicht abfinden wollen, dann noch übrig? Sie brechen auf, machen sich auf die Suche nach einem besseren, schöneren Ort... nach einem Paradies, an dem der Tisch noch frisch gedeckt und sauber ist. Und dann... spätestens, wenn sie einen solchen Ort gefunden haben, werden sie sich überlegen müssen, wie man verhindern kann, dass es wieder genauso kommt. Vielleicht einfach, in dem man nach jeder Generation den Müll wegbringt und einmal ordentlich durchwischt, bevor die nächste an der Reihe ist.

Aber dieses Durchwischen passiert eben nicht in unserer heutigen Welt.

Wir schaffen nicht jeder Generation aufs Neue den Platz, den sie zum Leben bräuchte. Wir setzen sie nur vor vollendete Tatsachen, und sagen ihnen „Friss oder stirb!“.

Die Alten, die früher da waren, die hatten noch Platz... die hatten noch etwas zu melden. Die durften noch neue Städte gründen, neue Landstriche besiedeln, und wenn alles voll war, dann haben sie einfach eine Revolution gemacht, oder sie haben den Nachbarn angegriffen und sein Reich unter sich aufgeteilt. Alles war im ständigen Wandel, wenn auch garantiert nicht immer friedlich. Aber es hat sich immerhin gewandelt und den Bedürfnissen der Menschen angepasst.

So entstanden neue Nationen und komplett neue Systeme, und andere wurden ausgelöscht.

Doch heute... heute sagen sie dir: So wie es jetzt ist, so hat es von nun an zu bleiben bis in alle Ewigkeit. Ihr dürft keine neuen Nationen mehr gründen. Wenn ihr es doch tut oder euch abspalten wollt, seid ihr Kriminelle und werdet von der sogenannten Völkergemeinschaft nicht anerkannt.

Oder falls ihr Straßen umbenennen wollt, die schon seit fünfzig oder hundert Jahren einen Namen haben, mit dem sich längst kein darin lebender Mensch mehr identifizieren kann. Habt ihr eine Ahnung, wie viele Gerhart-Hauptmann-Straßen oder Thomas-Mann-Straßen es gibt, obwohl die wenigsten Menschen freiwillig auch nur ein Buch von diesen Langweilern anrühren würden?

Spiderman hingegen kennt fast jeder, aber wir haben trotzdem keine Marvel-Straße oder eine Peter Parker-Allee... Und warum? Weil sich für die Interessen der heute lebenden jungen Menschen doch kein Schwein interessiert. Weil Kultur nur das ist, was unsere Vorfahren vor hundert Jahren konsumiert haben, in deren kleine Spatzengehirne so etwas wie Spiderman überhaupt nicht hineingepasst hätte.

Und dieses Problem geht weit über Straßennamen hinaus.

Die wirklich wichtigen Strukturen unseres Lebens können wir nicht mehr beeinflussen. Welches Wirtschaftssystem wir haben. Wie der Staat aufgebaut ist. Wie Recht gesprochen wird. All diese Dinge sind mittlerweile perfekt juristisch abgesichert, in Stein gemeißelt bis in alle Ewigkeit, und wer daran rüttelt und eine radikale Veränderung möchte, dem sagt man: „Geht nicht, wir haben bereits das optimale System gefunden. Hör auf, so ein Querulant zu sein und störe uns nicht!“

Alles, was wir noch tun dürfen, ist auf den Strukturen der Alten ein bisschen von unserem eigenen Müll hinterlassen.“

Gunnar schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und wirkte auf einmal geradezu aggressiv, wie ein religiöser Erweckungsprediger, der sich an seiner eigenen Ideologie berauscht und in Rage geredet hatte.

„Wir werden daran ersticken! Nicht heute, nicht morgen. Aber irgendwann. Und irgendwann werden uns unsere Nachfahren anklagend fragen: Warum habt ihr es soweit kommen lassen? Warum habt ihr es zugelassen, dass eine Welt entsteht, in der man als Einzelner nicht mehr atmen kann und keinen Platz mehr hat, um ein menschenwürdiges Leben zu führen. Warum habt ihr nicht rechtzeitig aufgeräumt?“

Und dann wird man vielleicht mit anderen Augen darüber urteilen, wer der Gute und wer der Böse gewesen ist in eurer kleinen Geschichte.

Und deshalb, meine Freunde...“, sprach er nun wieder in deutlich gemäßigterer Tonlage weiter, während er nun schon zum wiederholten Mal auf die hinter sich befindliche Uhr schaute, als ob er noch irgendeinen wichtigen Termin wahrzunehmen hatte. „... deshalb bin ich mir nach allem, was ihr mir erzählt habt, nicht so sicher, ob Omega wirklich nur

zerstören will. Oder ob er nicht vielleicht einfach nur die Karten neu mischen möchte, damit der Weg frei ist für den längst überfälligen Neuanfang. Weil er es erkannt hat. Weil er genauso hinter die Fassaden geblickt hat wie du, Spooky... nur vermutlich noch hundertmal öfter, und hundertmal intensiver.“

Kapitel 31 - Offenbarung

Die Luft war stickig geworden von der Schwere der Argumente, die der misanthropische Schriftsteller in den Raum geworfen hatte.

Leonie wirkte wie betäubt und versuchte verzweifelt, ihre längst besiegt geglaubten Selbstzweifel abzuschütteln, die von ihrem Gastgeber mit neuer Nahrung versorgt worden waren. War sie vielleicht doch mitschuldig am Tod ihres Bruders, weil sie erst viel zu spät realisierte, wie sehr sie ihn mit ihrer kindlichen, oberflächlichen Art enttäuscht hatte?

Wenn sie damals schon die coole, abgebrühte Schwester gewesen wäre, die sie heute für ihn hätte sein können... wenn sie ihm nur das Gefühl vermittelt hätte, dass sie stark und hart genug war, dass er ihr all seine Probleme anvertrauen konnte, anstatt wie ein zerbrechliches Püppchen zu wirken.... alles wäre völlig anders gekommen. Sie hätte ihn retten können! Es war einzig und allein ihre Schuld.

Verzweifelt schaute sie zu ihren Freunden herüber, in der Hoffnung, dass einer von ihnen dem Schriftsteller entschieden widersprechen würde, um seine ganzen Worte als einen Haufen haltloser Unterstellungen zu entlarven. Doch Spooky schien längst ebenfalls in den Bann seiner Worte gezogen worden zu sein... er nickte nur noch nachdenklich vor sich hin, als habe der Schriftsteller bloß ausgesprochen, was er insgeheim schon lange befürchtet hatte.

Nur Fox ließ sich von all dem nicht aus der Ruhe bringen, nuckelte genüsslich an seiner Cola und wirkte dabei so gelöst, als befänden sie sich auf einem heiteren Schulausflug.

„Alles klar bei dir?“, fragte er leise in Richtung von Leonie gewandt, als er ihre suchenden Blicke bemerkte. „Willst du auch ne Brezel? Kannst du den Rest von meiner haben, wenn du magst.“

„Nein, nein...“, räusperte sie sich und versuchte, nach außen die gewohnte Souveränität auszustrahlen. „Ich muss nur mal kurz auf die Toilette. Sowas haben sie hier doch, oder?“, fragte sie Gunnar, der daraufhin auf die Tür deutete.

„Draußen im Gang, zweite Tür links.“

„Alles klar...“, erwiderte Leonie mit einem bemühten Lächeln und erhob sich von ihrem Stuhl. „Entschuldigt mich für nen Moment.“

Aber sie ging nicht auf die Toilette.

Irgendeine Ahnung veranlasste Leonie, stattdessen durch den Gang in die andere Richtung zu der massiven, hölzernen Haustür zu gehen. Vielleicht war es auch einfach nur die Sehnsucht nach frischer Luft.

Sie griff nach der Klinke, drückte sie runter... aber nichts geschah. Abgeschlossen! Und kein Schlüssel weit und breit.

Irritiert schaute Leonie auf den Flur zurück.

Was hatte das zu bedeuten? Hatte man sie hier drin etwa eingesperrt? Wollte man sie daran hindern, vorzeitig wieder zu verschwinden? Oder war das einfach nur ein komischer Zufall?

Sie dachte daran, wie der Schriftsteller vorhin mehrmals auf die Uhr geschaut hatte... und wie er redete und redete, ohne Unterlass. Als ob er sie irgendwie beschäftigen wollte. Und überhaupt... was sollte diese merkwürdige Verbissenheit, mit der er Omegas Weltvernichtungspläne zu verteidigen schien? Warum hatte er ihr so unverblümt die Schuld am Tod ihres Bruders gegeben?

Das alles machte für Leonie überhaupt keinen Sinn.

Möglich, dass sie das ständige Nachdenken über irgendwelche Intrigen und Verschwörungen auch einfach nur paranoid gemacht hatte... trotzdem konnte Leonie nicht anders, als der Sache auf den Grund zu gehen.

Und so folgte sie neugierig der Treppe in den oberen Stock, um sich im Haus dieses feinen Herrn einmal etwas genauer umzusehen... vorsichtig darauf achtend, dass die knarrenden Holzdielen unter ihren Füßen keine all zu lauten Geräusche verursachten, damit unten niemand auf ihr eigenmächtiges Herumspionieren aufmerksam wurde.

Oben angekommen schlich Leonie den sich vor ihr erstreckenden, schmucklosen Gang entlang, bis sie zu mehreren geschlossenen Türen gelangte.

Die erste war wie erwartet fest zugesperrt, aber an der zweiten hatte sie Glück.

Leonie drückte leise die Klinke herunter und betrat ein Zimmer, dessen Wände komplett mit Postern und Werbeplakaten der „Paradies aus Asche“-Trilogie volltapeziert waren. An der Wand befand sich ein Bett mit Super Mario-Bettwäsche, daneben stand auf dem Boden eine Nintendo-Konsole mit diversen Mario- und Zelda-Spielen.

Leonie fragte sich überrascht, ob es das Zimmer von diesem Shiva war. Sie hätte nicht gedacht, dass der Typ auf sowas stand.

Sie überprüfte das Regal auf der gegenüberliegenden Seite, entdeckte aber nichts von Interesse, außer ein paar Wurfsterne, diversen Kampfsportatgebern und einem Einmachglas, in dem drei abgetrennte menschliche Finger zu schwimmen schienen.

„Das ist definitiv sein Zimmer!“, dachte Leonie. Der Typ musste völlig durchgeknallt sein. Sie beschloss, besser wieder nach draußen zu gehen und ihr Glück an einer der anderen Türen zu versuchen.

Die letzte Tür, die sich am Ende des Ganges befand, war größer und stabiler als die anderen, und statt einer Türklinke besaß sie so einen altmodischen Messing-Knauf, so dass Leonie schon bei ihrem Anblick ahnte, dass sie garantiert abgeschlossen sein würde.

Zu Leonies Überraschung war die Tür aber tatsächlich nur angelehnt, und gab schon nach einem kleinen Druck den Blick in den dahinterliegenden, weitläufigen Raum frei.

Auf den ersten Blick schien es sich um eine Art Lager zu handeln, denn es befanden sich mehrere hohe Schränke und Regale darin, die vollgestellt waren mit Büchern von allen möglichen Autoren.

„Sieh an... der Kerl liest also doch nicht nur sein eigenes Zeug.“, dachte Leonie amüsiert, während sie die Titel auf den Buchrücken in Augenschein nahm.

Da waren viele Bücher über den Krieg und Che Guevara, Geschichte der mittelamerikanischen Revolutionen, sowie diverse Ratgeber, Anleitungen zum Partisanenkampf, Überleben in der Wildnis und... ein Leitfaden für die Zombie-Apokalypse.

Daneben noch alle möglichen anderen Bücher über den Weltuntergang, mit allem, was man in einer solchen Sammlung erwarten würde. Sogar Nostradamus und die Zeugen Jehovas waren vertreten.

Der Schriftsteller schien offensichtlich zu den Menschen zu gehören, die gerne auf alle Eventualitäten vorbereitet waren.

Leonie ging neugierig weiter, zu einem unter einem schrägen Dachfenster gelegenen Schreibtisch, auf dem mehrere Karten und Zeichnungen ausgebreitet waren.

Die oberste war eine topografische Karte von Europa, auf der mehrere Zahlen und Koordinaten eingezeichnet waren. Darunter erspähte Leonie eine Karte von Berlin und Umgebung... und direkt daneben einen Bauplan von einem großen Gebäude oder etwas in der Art.

„Das ist der Reichstag!“, schoss es Leonie plötzlich durch den Kopf. „Der Reichstag und die Geheimräume, die sich darunter befinden... aber wieso? Was will er damit?“

Sie blickte sich suchend in dem weitläufigen Zimmer um, in der Hoffnung, weitere Hinweise zu finden, die ihr das Interesse des Schriftstellers an diesen Räumlichkeiten irgendwie erklären würden. Dabei fiel ihr Blick schließlich auf einen mannsgroßen Wandschrank, der fast die komplette gegenüberliegende Zimmerseite bedeckte.

Leonie legte die Pläne wieder notdürftig so zusammen, wie sie sie vorgefunden hatte, und machte sich dann auf den Weg zum Schrank, dessen breite Schiebetür sie vorsichtig beiseite schob.

Darin befanden sich mehrere lange Mäntel mit pelzigen Kapuzen... nein, es waren keine Kapuzen. Es waren Fuchsmasken!

Zwei Fuchsmasken und die dazugehörigen Felle, Hosen und Mäntel, ganz ähnlich wie die, die wohl die ukrainischen Partisanen damals benutzt haben mussten. Daneben hingen noch mehrere bedrohlich aussehende Klingen, zwei Patronengurte und eine Art Bogen oder Armbrust.

Was hatte das alles zu bedeuten?

Die Pläne vom Bunker... die Masken...

Ausgerechnet hier. Wie kam dieser Gunnar Mageddon dazu? Oder konnte das alles vielleicht nur ein merkwürdiger Zufall sein?

Leonie schoss Fetzen aus ihrer Unterhaltung mit Spooky in den Sinn, damals, in Nikolajs gemütlicher Wohnung.

„Ich glaub einfach nicht an Zufälle, Leonie. Und du? Glaubst du an Zufälle?“

„Du meinst... Solche Zufälle wie, dass du mich zufällig im Wald beim Pinkeln beobachtet hast, weil du zufällig genau da gestanden bist, wo ich mich niedergelassen habe? Oder dass mein Vater rein zufällig mit mir nach Kalbsbach gezogen ist, wo ich rein zufällig in dieselbe Klasse gekommen bin wie du?“

„Ja, genau. Solche Zufälle meine ich. An sowas glaube ich einfach nicht.“

Nein, einen Zufall konnte man hier wohl definitiv ausschließen, überlegte Leonie.

Entweder, der Kerl hatte vor, mit den Fuchs-Kostümen in Omegas geheimen Bunker einzubrechen... oder er arbeitete vielleicht sogar für ihn oder wurde von ihm erpresst, und war nur eine weitere seiner zahlreichen Marionetten.

Was immer es war... Leonie ahnte, dass sie besser schleunigst von hier verschwinden sollten.

Und so schloss sie den Schrank vorsichtig wieder und machte sich eilig auf den Weg nach unten.

Doch gerade, als sie an den Bücherregalen vorbeiging, stellte sich ihr an der Tür plötzlich eine bedrohlich dreinschauende Gestalt in den Weg.

Es war dieser Shiva, der unfreundliche Butler des Schriftstellers... und seinem zu allem entschlossenen Blick nach zu urteilen war er nicht gekommen, um nur ein wenig freundschaftlichen Smalltalk zu betreiben.

„Ich wusste sofort, dass du Ärger machen würdest.“, sagte er mit einem aggressiven Unterton in der Stimme. „Wenn es nach mir ginge, würde ich dich einfach draußen im Garten verscharren. Gunnar meinte nur leider, er möchte dich gern lebendig bei Omega abliefern, mit einer schönen Schleife drumrum... als ein kleines Freundschafts-Geschenk.“ Leonie blieb stehen und ballte grimmig die Hand zur Faust.

„Dann heißt das also, ihr arbeitet für ihn? Für Omega?“

„Wir arbeiten für niemanden!“, stellte Shiva klar. „Sagen wir einfach, Omega und wir sind... Geschäftspartner. Wir verfolgen ein gemeinsames Ziel. Und das werden wir uns von so einer überall herumschnüffelnden, vorlauten Göre wie dir ganz sicher nicht kaputt machen lassen!“

Mit diesen Worten zog ihr Gegenüber ein paar Handschellen aus seiner Hosentasche, und warf sie Leonie dann auffordernd vor die Füße.

„Los, anlegen! Und wage es bloß nicht, auf dumme Gedanken zu kommen.“

Zur Verdeutlichung seiner Drohung machte Shiva ein knackendes Geräusch mit seinem Nacken, was wohl respekt einflößend wirken sollte, Leonie jedoch nur ein müdes Lächeln entlockte, schließlich war sie in der Schule schon mit ganz anderen Kalibern fertig geworden... ganz abgesehen davon, dass sie erst vor ein paar Wochen mit einem uniformierten Bären gewrestelt hatte.

Daher schüttelte sie nur mitleidig den Kopf und sagte dann, mit Blick auf die am Boden vor ihr liegenden Handschellen:

„Die legst du dir besser selber an, so lang du noch die Chance dazu hast! Sonst werde ich sie dir nachher in deinen haarigen Arsch stecken.“

„Du kleine Göre hast keine Ahnung, mit wem du dich anlegst...“, meinte Shiva daraufhin überheblich. „Dann werde ich dir wohl erstmal ein paar Manieren beibringen müssen.“

Er zog seine Jacke aus, unter der ein weißes Shirt zum Vorschein kam, das seine guttrainierten Oberarme erkennen ließ. Dann wandte er sich zur Türe und drehte den Schlüssel im Schloss herum, um deutlich zu machen, dass es für Leonie aus diesem Raum kein Entkommen geben würde.

Aber wenn der Kerl meinte, jetzt hier eine große Show abziehen zu müssen, würde ihn Leonie ganz sicher nicht enttäuschen... immerhin hatte sie lange genug dieses Machogehabe bei ihren Mitschülern studieren können. Und am Ende hatte sie sich fast immer durchgesetzt.

„Mein Daddy hat immer gesagt, ich soll mich nicht mit älteren Jungs prügeln.“, meinte sie und spuckte verächtlich auf den Boden, als ob sie sich auf ihrem alten Schulhof in Gelsenkirchen befand. „Hab leider nie auf ihn gehört...“

Dann knackte sie noch bedrohlich mit den Gelenken ihrer Finger, um ihrem Gegenüber klarzumachen, dass er nicht den leichten Kampf bekommen würde, den er sich in seinen feuchten Träumen vielleicht erhofft hatte.

Doch Shiva ließ das Ganze völlig unbeeindruckt.

„Du hast dich vermutlich noch nie richtig geprügelt.“, meinte er leise. „Weißt du, in deiner Kultur... da schlagen die Männer nicht mit voller Kraft zu, wenn sie gegen Frauen kämpfen. Weil sie ein schlechtes Gewissen haben. Aber in der Kultur, aus der ich komme, da gibt es keine Emanzipation. Da bringt man den Frauen Respekt bei. Und das notfalls mit der Peitsche!“

„Bist sicher ein würdiger Vertreter deiner Ziegenfickerkultur.“, erwiderte Leonie in der Annahme, ihn damit richtig wütend zu machen.

Aber Shiva antwortete nur:

„Bin ich nicht. Ich hab meinen Bruder getötet und meinen Koran verbrannt.“

„Oh... tja, das tut mir jetzt echt leid für dich. Dann wirst du wohl direkt in die Hölle kommen, wenn ich mit dir fertig bin.“, meinte Leonie und stapfte wütend auf ihn zu, wild entschlossen, sich den Weg nach draußen dann eben mit Gewalt freizukämpfen.

„Die Hölle?“, entgegnete Shiva. „Da war ich schon. Ich kann dir ja mal eine Kostprobe geben, wie sich die Hölle anfühlt, du großmäulige Schlampe!“

Er holte mit seiner rechten Faust aus, um ihr ein für alle Mal ihre Grenzen aufzuzeigen, aber da war Leonie bereits an ihm dran, blockte seinen Schlag ab und verdrehte ihm dann den Arm, bis es in seinem Schultergelenk laut knirschte.

Doch anders, als von Leonie erwartet, hörte sie keinen Schmerzensschrei, nicht einmal das geringste Stöhnen. Stattdessen berappelte sich Shiva sofort wieder, drehte sich elegant um die eigene Achse, und löste sich so aus ihrem Griff, ehe er Leonie mit ungeheurer Wucht gegen das Schienbein trat, und ihr dann noch einen Kopfstoß genau auf die Nase verpasste. Die unerwartete Heftigkeit seiner Attacke ließ Leonie nach hinten gegen das Bücherregal prallen, und sie fasste sich zunächst einmal reflexartig ins Gesicht und betrachtete überrascht das Blut an ihren Fingern.

„Du mieser Wichser...“, fluchte sie.

Sie war sich sicher, sie hatte ihm den Arm ausgerenkt. Wie konnte der Kerl das nur so unbeeindruckt wegstecken?

„Hab dir ja gesagt, ich bin nicht wie die Pussys auf deinem Schulhof!“, konterte Shiva und fasste sich unauffällig an die schmerzende Schulter. „Ich mach dich notfalls auch mit einer Hand fertig.“

Jetzt erst bemerkte Leonie, dass der schwarze Handschuh in seiner Linken vermutlich dazu diente, sein Handicap zu verschleiern. Gehörten die eingelegten Finger in dem Glas etwa zu ihm?

„Ach, du Armer...“, lachte sie ihn aus. „Willst du jetzt etwa einen Behindertenbonus?“

Aber da stürmte Shiva bereits auf sie zu, packte sie am Hals, und stieß sie dann mit dem Kopf mehrmals gegen das Bücherregal, bis es beinahe durchbrach.

„Ich... werde dir zeigen... wer hier... behindert... ist!!!“, rief er dabei voller Zorn.

Leonie spürte mehrere harte Schläge auf ihrem Hinterkopf und versuchte, sich irgendwie aus seinem gnadenlosen Griff zu befreien. Doch ihr Versuch, ihr Knie in seine Weichteile zu rammen, wurde von Shiva vorausgeahnt und sofort abgeblockt.

Eine Etage weiter unten war der Schriftsteller währenddessen noch immer damit beschäftigt, Spooky und Fox durch gute Argumente auf seine Seite zu ziehen.

„Wisst ihr... in gewisser Weise kann ich Omega ganz gut verstehen.“

Ich bin nicht in einem Waisenhaus aufgewachsen, so wie er. Aber ich weiß, wie es sich anfühlt, ein Niemand zu sein. Ich weiß, wie es sich anfühlt, nirgendwo dazuzugehören.

Keiner hat sich je für ihn interessiert. Und die einzigen Freunde, die er gefunden hat, waren andere Ausgestoßene. Andere, die genauso mies behandelt worden sind wie er selbst. Und wenn man unter solchen Umständen heranwächst, mit dem ständigen Gefühl, dass irgendwas nicht richtig sein kann... dann hat man im Grunde nur zwei Möglichkeiten: Entweder, man sucht den Fehler bei sich selbst und hasst sich selbst für das, was man ist. Oder man sucht den Fehler in der Welt da draußen.

Ich denke, Aris hat seine Entscheidung getroffen. Vielleicht war es an dem Tag, als seine Freunde ausgelassen im Fluss gespielt haben, während er abseits unter dem Baum lag und den immer näher kommenden Krieg beobachtete. Vielleicht hat er schon da den Entschluss gefasst, dass man den Erwachsenen diese Welt wegnehmen musste, wenn es eine Zukunft für Menschen wie ihn und seine Freunde geben sollte.

Und dann, im Lauf der Jahre, ist sein Zorn immer stärker geworden. Die Menschen haben den Krieg in seine kleine Welt getragen und alles zerstört, was ihm jemals etwas bedeutet hat... das kleine Paradies, das er sich aufgebaut hatte für sich und seine Freunde.

Darauf kann es nur eine Reaktion geben. Er würde den Krieg auch in ihre Welt tragen, und ihr Paradies zerstören. Ist im Grunde nur konsequent, dass er jetzt ausgerechnet in Berlin sein großes Spiel abzieht. Im Land der Herrenmenschen, die ihm und seinen Freunden damals alles genommen haben.“

„Also geht es ihm einfach nur um Rache?“, fiel Spooky dem Schriftsteller ins Wort. „Er will sich rächen für ein Unrecht, das so viele Jahrzehnte her ist... an den Nachfahren der Täter von einst?“

„Rache? Rache ist ein erbärmliches Motiv für Genozid!“, sinnierte Gunnar.

Aber Spooky blieb skeptisch.

„Gibt es denn... gibt es denn ein edles Motiv für sowas?“

„War es edel von Gott, die Sintflut auszulösen?“, fragte Gunnar nachdenklich. „Nahezu alles Leben zu vernichten, nur weil es in Babylon und sonstigen Großstädten so viele Sünder gab? Aber so viele Sünder können es gar nicht gewesen sein, dass sie alle den Tod verdient hatten. Wie viele unschuldige Tiere und Kinder sind dabei wohl ums Leben gekommen?“

„Sag ich doch schon immer...“, meinte Spooky grinsend. „Gott ist ein fieser Massenmörder.“

„Ja, genau!“, erwiderte Gunnar. „Aber ein Massenmörder, den die Menschen bis heute anbeten. Das ist die wunderbare Ironie daran. Seine Untaten sind ja nicht gerade unbekannt... nicht zensiert oder wegretuschiert worden. Sie stehen vielmehr alle für jedermann nachlesbar in dem heiligen Buch, das die Menschen schon ihren Kindern zum Lesen geben.“

Dabei spielt es gar keine so große Rolle, ob das nun tatsächlich stimmt oder ob es nur Märchengeschichten sind. Tatsache ist, sie beten ihn an, obwohl sie genau wissen, dass er die gesamte Vorgängerkivilisation vernichtet hat.

Vielleicht ist es in ihren Augen ja verjährt... vielleicht sagen sie sich auch, so falsch kann das mit der Sintflut ja nicht gewesen sein, wenn daraus eine so tolle Zivilisation wie die unsere entstanden ist. Oder vielleicht ist es ihnen auch einfach egal, weil er ja später eine Jungfrau vergewaltigt hat und seinen Sohn ans Kreuz schlagen ließ, um den Menschen zu zeigen, wie lieb er sie hat.

Es ist im Grunde auch völlig einerlei, was die Gläubigen darüber denken.

Fakt ist, ihr lieber Gott hat den Resetknopf gedrückt. Zumindest steht es so in der Bibel. Und keiner macht ihm heute noch irgendwelche Vorwürfe deshalb, weil es einfach schon so verdammt lang her ist.

Also was spricht dagegen, es noch einmal zu tun? Wieso sollte es auf einmal Massenmord sein? Verdammt... ihr betet den Kerl an, der sich damit brüstet, das vor ein paar tausend Jahren schon einmal gemacht zu haben!“

Bei diesen Worten schlug der Schriftsteller aufgeregt mit der Faust auf den Tisch... so energisch, dass das umherstehende Geschirr auf und ab hüpfte, und selbst der noch immer mit Essen beschäftigte Fox schützend sein Glas festhalten musste.

„Und wieso sollte es diesmal funktionieren?“, mischte sich nun auch Fox in die Unterhaltung ein. „Ich meine... wie lang sind die Menschen denn beim letzten Mal fromm und keusch geblieben, bis die ganze Hurerei wieder von vorne losging?“

„Woher soll ich das wissen?“, entgegnete der Schriftsteller achselzuckend. „Ich bin Atheist, ich glaube nicht an den ganzen Mist. Ich hab nur wiedergegeben, was in diesem Buch steht. In diesem einen Buch... diesem einen Buch, auf dem alles basiert. Unsere gesamte Kultur. Das ist das, was mich als Schriftsteller fasziniert. Nicht der Inhalt dieses Buchs. Sondern diese Vorstellung, dass irgendjemand vor zweitausend Jahren ein Buch geschrieben hat... ein einziges Buch, das über alle Zeiten und alle gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umwälzungen hinweg immer noch in so vielfältiger Weise das Denken der Menschen bestimmt, bis zum heutigen Tag.

Warum ist es für so viele Menschen heutzutage ganz selbstverständlich, dass man nur einen einzigen Menschen lieben darf... und dass dieser Mensch vom anderen Geschlecht sein muss? Weil es in diesem einen Buch steht, und es über so viele Generationen von den Alten an die Jungen weitergereicht wurde, bis es irgendwann ins kollektive

Unterbewusstsein gesickert ist und es auch Menschen für selbstverständlich hielten, so zu leben, die nie besonders viel mit dem Glauben am Hut hatten... die vielleicht nie auch nur einen längeren Blick in dieses Buch geworfen haben.

Oder was ist das, dass wir uns für unsere Geschlechtsorgane schämen? Dass wir Nacktheit, die in manch anderen Kulturen als normal angesehen wird, als unangenehm empfinden? Dass wir Scham empfinden für unsere Gefühle, unsere Lust... ja selbst, wenn sie vergewaltigt werden, schämen sich viele Menschen noch dafür, als ob sie sich schuldig und schmutzig gemacht hätten.

Ist doch alles nur, weil es in diesem einen Buch steht!

Dieses Buch, das oberflächlich betrachtet nur ein paar nette und ein paar weniger nette Geschichten erzählt... und doch steckt es voller versteckter Botschaften an die Leser. Voller Vorwürfe. Voller Drohungen, was mit den Lesern passieren wird, wenn sie dieses oder jenes nicht beachten.

Ständige Drohung mit Vernichtung, Angst vor dem Weltuntergang... Opfer bringen, das Maul halten... den Alten nicht widersprechen...

Frauen und Kinder sind in diesem Buch, von ein paar Ausnahmen abgesehen, ohnehin nur dazu da, entweder geopfert oder gezüchtigt zu werden. Aber die alten bärtigen Männer, Noah, Abraham, Moses... das sind die großen Helden dieser Saga, die Herrenmenschen... das sind die Bestimmer, die sagen, wo es langgeht. Kinder, Jugendliche und Frauen sind Randerscheinungen, die mitlaufen und sich zu fügen haben.

Was hat das wohl aus der Menschheit gemacht? Wie verändert es Menschen, wenn sie über tausend oder zweitausend Jahre hinweg mit solchen Geschichten aufwachsen? Auch wenn sich die Wirkung abgeschwächt haben mag im Laufe der Zeit... sie ist doch noch überall in unserer Kultur präsent. In der Art, wie wir zusammenleben. In unseren Familien. In der Art, wie die älteren Menschen mit den jüngeren umgehen. In der Arroganz der Mächtigen.

Und ich frage mich eben, wenn ein einziges Buch es vermag, eine Kultur so dermaßen einschneidend zu prägen und zu formen... wie viel anders könnte unsere Kultur heute aussehen, wenn damals ein anderes Buch den Platz der Bibel eingenommen hätte? Vielleicht ein Buch, das die Menschen nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf Gehorsam den Alten oder Gott gegenüber einschwört, sondern auf Verbundenheit mit ihren Freunden? Ein Buch, das die jungen Menschen dazu ermutigt, selbständig zu denken und den Alten zu widersprechen? Widerstand zu leisten statt zu gehorchen? Sich eigene Wertvorstellungen anzueignen, anstatt einfach die der Väter zu übernehmen?

Was für eine Hochkultur könnten wir heute haben, wenn die Menschen nicht zweitausend Jahre lang zum sich schuldig fühlen, stillhalten und Opfer erbringen ermutigt worden wären, sondern dazu, hinter die Fassaden zu blicken, zu philosophieren, zu träumen, zu rebellieren und notfalls auch mal was kaputtzuschlagen?

Ich glaube, meine jungen Freunde... ich glaube, ein solches Buch hätte alles verändert!“

Der Schriftsteller hielt einen Moment inne und schaute ergriffen von diesem Gedanken auf das hinter ihm stehende Bücherregal mit den unzähligen Exemplaren seiner Erfolgs-Trilogie.

„Und wie würde ein solches Buch aussehen?“, hakte Spooky interessiert nach, auch wenn er sich angesichts des selbstverliebten Blicks des Schriftstellers auf seine gesammelten Werke die Antwort ja schon denken konnte.

„Meinen sie dieses Buch da? Das Paradies aus Asche?“

„Es ist nur ein Buch.“, erwiderte Gunnar nach einer kurzen Denkpause deutlich deprimierter als zuvor. „Ein Buch unter Millionen. Genau wie die Bibel, würde sie heute zum ersten Mal veröffentlicht werden, nur ein Buch unter Millionen wäre, eingeordnet unter „Sektenspinnereien“, irgendwo zwischen den Werken von L. Ron Hubbard und dem hunderttausendsten esoterischen Lebensratgeber.

Mit dem Gesülze würdest du heute doch kein Schwein mehr hinterm Ofen vorlocken.

Nein, meine Freunde... dieses Buch konnte nur deshalb solch eine enorme Wirkung entfalten, weil es über einen so langen Zeitraum hinweg nahezu das einzige Buch war.

Weil es sich nicht seinen Platz teilen musste mit unzähligen Konkurrenzwerken, die das genaue Gegenteil behaupteten, sondern weil es ganz für sich allein stand... so mächtig, so un widersprochen, so konkurrenzlos, wie die Bücher da hinten in diesem Regal.

Und wenn wir jemals erleben wollen, dass ein anderes Buch seinen Platz einnimmt... dann müssen wir zunächst einen Reset herbeiführen. Noch einmal neu anfangen. So, wie wir

diesen Tisch irgendwann aufräumen müssen, wenn wir nicht wollen, dass uns das abgestandene, zweitausend Jahre alte Geschirr den Appetit versaut.“

Eine Etage über ihnen hatte Leonie unterdessen an einem ganz anderen Buch Interesse gefunden. Die gebundene Ausgabe des Kapitals von Karl Marx... schwere Kost, die sie da in höchster Not aus dem Regal gezogen hatte... aber genau richtig, um sie Shiva über den Schädel zu ziehen, damit der endlich von ihr abließ und Leonie wieder etwas Luft zum Atmen bekommen konnte.

Tatsächlich genügten ihr zwei Hiebe mit dem Wälzer, um sich aus der Umklammerung des Angreifers zu befreien. Shiva taumelte benommen zwei Schritte nach hinten, doch Leonie war nun gewillt, ihn nicht mehr zum Ausruhen kommen zu lassen.

Und so setzte sie sofort nach, stürmte mit einem lauten Kampfschrei auf ihn zu und rammte ihn mit der Schulter, so ähnlich, wie sie es bei dem Soldaten in der Ukraine auch getan hatte. Doch das Fenster hinter ihnen war viel zu klein, als dass sie ihn durch die Wucht des Aufpralls hätte nach draußen befördern können.

Stattdessen krachten sie beide gemeinsam in den hinter ihnen befindlichen Schreibtisch, worauf sich die dort gelagerten Karten quer über den Raum verteilten.

Leonie spürte, wie sie mit dem Hinterkopf gegen etwas Hartes stieß, aber sie ließ sich davon nicht beirren, sondern sprang sofort auf den immer noch leicht benommenen Shiva, um ihn wie eine Furie mit wilden Schlägen ins Gesicht und gegen das Kinn einzudecken.

Erst durch einen Kniestoß in Leonies Unterleib und einen weiteren Fußtritt gegen ihren Hals gelang es Shiva, sich von ihr zu lösen und nach hinten in Sicherheit zu krabbeln.

Auch Leonie rieb sich ihren schmerzenden Hals und die Schulter, und ging erstmal sicherheitshalber ein paar Schritte auf Distanz zu dem unerwartet zähen Angreifer.

So standen sie sich nun eine ganze Weile stumm gegenüber... keuchend, fluchend, entkräftet nach Luft ringend... aber ihre Erschöpfung dennoch so gut wie eben möglich verbergend, um in ihrem Gegenüber gar nicht erst irgendwelche Hoffnungen aufkommen zu lassen, dass er diesen Kampf für sich entscheiden könnte.

„Blödes Miststück... du... du bist ja total... durchgeknallt...“, stammelte Shiva schließlich und prüfte mit blutverschmierten Fingern die Stabilität seines sich etwas lose anfühlenden Schneidezahns.

Der Respekt vor Leonies wehrhaftem Auftreten war ihm deutlich anzusehen.

Doch auch Leonie war von der Zähigkeit Shivas ziemlich überrascht. Nicht einmal der Kerl in Novikrasnoschewsk schien so dermaßen hart im Nehmen zu sein. Und sie hatte die nicht ganz unbegründete Befürchtung, eine weitere Runde gegen den brutalen Schläger möglicherweise nicht zu überleben.

Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Leonie wirklich Schiss vor einem Kampf.

Aber natürlich wollte sie sich das so wenig wie möglich anmerken lassen. Stattdessen antwortete sie, ohne ihren Gegner auch nur für einen Sekundenbruchteil aus dem Auge zu lassen:

„Was... hältst du... davon, wenn wir uns... auf unentschieden einigen? Ich geh runter... hol meine Freunde... und dann sind wir weg. Und du siehst mich nie wieder, versprochen!“

„Das geht leider nicht.“, erwiderte Shiva. „Weißt du... von mir aus... von mir aus würd ich dich gehen lassen. Aber Gunnar will dich fangen. Und ich tue alles für Gunnar. Ich sterbe für ihn. Ich töte für ihn. Und er würde das Gleiche für mich tun.“

Er griff nach dem vor ihm herumliegenden Hocker und prüfte, in wie fern er sich als Waffe gegen das wilde Mädchen eignen würde.

„Bist du dir da wirklich sicher?“, versuchte ihn Leonie irgendwie ins Zweifeln zu bringen.

„Momentan blutet jedenfalls nur einer von euch... und dein... dein feiner Herr und Meister... der sitzt gemütlich da unten und schlürft seinen Tee. Ist ja ein toller Freund, wenn du mich fragst.“

Auch Leonie schaute sich nun händeringend nach irgendetwas Brauchbarem in ihrer Nähe um, was sie als Waffe für die nächste Runde verwenden konnte.

„Was weißt du schon?“, konterte Shiva grimmig. „Du weißt nichts! Du bist nur eine arrogante... scheiß arrogante Bitch... und ich werde dir deine Grenzen aufzeigen! So, wie ich es früher gemacht habe... da wo ich herkomme.“

Da waren stolze Männer und Frauen... Soldaten, Dorfälteste, Lehrer, die es gewohnt waren, dass man ihnen gehorchte oder zu ihnen aufsah. Aber am Ende... am Ende haben sie geweint wie ein Baby.

Du hast keine Ahnung, wie sich das anfühlt... dieses Gefühl, dabei zuzusehen, wie ein weiterer Mensch von seinem hohen Ross fällt. Egal ob er es verdient hat oder nicht. Im Endeffekt... sind wir Menschen alle hochmütig... und wir alle haben es verdient, tief zu fallen. Und ich... ich werde dich heute fallen sehen. Ich werde dich weinen hören!“

Er brach ein Bein des Hockers ab und schnaufte noch ein letztes Mal durch, während Leonie in Ermangelung anderer Gegenstände nach einer wenig bedrohlichen Tischlampe griff. Aber eigentlich galt ihr Ziel auch eher dem Schrank weiter hinten, wo sich die Fuchsuniformen und die Messer befanden. Sie musste ihren Gegner nur noch einmal ordentlich auf die Bretter schicken, um genug Zeit zur Verfügung zu haben.

„Heute wird nur einer von uns weinen!“, warf sie ihm entschlossen entgegen. „Und das werde garantiert nicht ich sein. Ich werde dir dein krankes Hirn aus dem Kopf prügeln. Das kannst du dann von mir aus deinen Dorfältesten erzählen... oder deinen beschissenen Kamelen!“

Sie warfen sich noch einen letzten Blick zu, aus dem sowohl Verachtung als auch eine ordentliche Portion Respekt sprach... dann stürmten sie ein weiteres Mal kampfbereit aufeinander zu.

Der Schriftsteller hatte inzwischen eines seiner Bücher aus dem Regal genommen, um seinen Gästen eine kleine Passage daraus vorzulesen, in der Hoffnung, sie dadurch von seiner Sicht der Dinge überzeugen zu können.

„Nach jahrelanger Suche waren Darek und Shiva nun also endlich am Ziel.“

Der Ort der Hoffnung. Der Ort voller unermesslichem Reichtum. Das Paradies.

Doch es war ganz anders, als es sich Darek und Shiva vorgestellt hatten.

Genaugenommen war es nur ein endlos wirkender Gang voller technischer Geräte und unzähliger Kapseln, in denen sich menschliche Wesen befanden. Kinder, zwischen drei und fünfzehn Jahre alt, die in einer purpurnen Flüssigkeit schwammen und wirkten, als ob sie nur schliefen und jeden Moment zu neuem Leben erwachen könnten.

„Die sind jung... jünger als wir...“, stellte Shiva erstaunt fest. „Was ist mit ihnen passiert? Was tun sie hier?“

Unterdessen hatte sich Darek an einem der Terminals zu schaffen gemacht und versuchte, die darin enthaltenen Informationen so gut es ihm eben möglich war zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufügen.

„Sie sind von ihren Eltern hier her gebracht worden... für viel Geld... um ihnen das zu ersparen, was die Erwachsenen aus ihrer Welt gemacht hatten.

Sie sollten hier friedlich schlafen, geschützt vor den Grausamkeiten hinter den Mauern... bis aus den Trümmern der Welt eines Tages eine neue Zivilisation entsteht, und man sie zurück ins Leben holen würde.“

„Das ist doch voll beschauert!“, murmelte Shiva frustriert. „Ich dachte, hier gibt’s was zu essen. Und Waffen. Und Gold. Und Diamanten. Stattdessen... ein Haufen schlafender junger Menschen. Was sollen wir mit denen machen? Sollen wir die etwa essen oder was? Oder sie aufwecken und dann ausbilden? Aus ihnen eine kleine Privatarmee formen?“

„Das liegt an uns... meinst du nicht auch?“, versuchte Darek seinem Freund zu erklären.

„Was immer wir ihnen erzählen, wie diese Welt ist... sie werden es glauben. Sie werden auf uns hören. Und sie werden uns respektieren. Wir sollten uns nur gut überlegen, was wir ihnen sagen.

Sollen wir ihnen wirklich sagen, dass diese Welt ein Ort ist, in dem nur die Starken überleben und jeder sich selbst der nächste ist? Oder... oder erzählen wir ihnen vielleicht etwas anderes. Nicht darüber, wie die Welt ist... sondern wie sie sein könnte. Darüber, wie...“

Ein deutlich zu hörendes Poltern, gefolgt von etwas, was wie ein spitzer Schrei klang, brachte den Schriftsteller dazu, seinen Vortrag kurzzeitig zu unterbrechen.

„Was war das?“, fragte Spooky verwundert. „Habt ihr das gerade auch gehört?“

„Die Schweine.“, erklärte ihm Gunnar, um Gelassenheit bemüht. „Sie sind immer so unruhig, wenn es ans Schlachten geht...“

„Das... das kann man ihnen auch nicht verübeln, oder?“, antwortete Spooky und tauschte mit Fox einen skeptischen Blick aus.

„Wo war ich stehen geblieben...“, fuhr der Schriftsteller gedankenversunken fort. „Ach ja... Darek versuchte also, seinem Freund zu erklären, was sie mit den Kindern, die sie gefunden haben, anfangen sollten, und dass es...“

Doch abermals ertönte ein lauter Krach, der eindeutig von innerhalb des Gebäudes zu kommen schien, worauf sich Fox entschlossen vom Tisch erhob.

„Ich werde mal gehen und nach Leonie sehen.“, sagte er entschuldigend zu ihrem Gastgeber. „Sie ist schon eine Weile weg, und...“

Doch weiter kam er nicht, denn Gunnar hatte inzwischen eine schwarze Pistole aus seinem Hosenbund gezogen, und zielte damit abwechselnd auf die Köpfe von Fox und Spooky.

„Ihr bleibt schön hier sitzen, bis wir fertig sind!“, ermahnte er seine verwirrten jungen Gäste.

„Es ist ziemlich unhöflich, einen Autor bei der Lesung zu unterbrechen. Also schlage ich vor, ihr haltet jetzt die Klappe und lasst mich meine Ausführungen zu Ende bringen. Ich bin mir sicher, dass sich dann die meisten Fragen, die ihr an mich haben werdet, von alleine klären werden.“

Er wollte gerade mit dem Lesen fortfahren, als die Tür zur Stube aufgestoßen wurde und Shiva ins Zimmer gehumpelt kam, mit dick angeschwollener Backe, zerrissenem T-Shirt und reichlich zersausten Haaren.

Hinter sich her zog er an ihrem Fuß die bewusstlose Leonie, die ebenfalls ziemlich übel zugerichtet aussah.

„Was für ein gestörtes Weib!“, fluchte er, während er sie angestrengt über den Boden zog wie ein Jäger seine erlegte Beute, und sie schließlich neben Spooky und Fox liegen ließ.

„Verdammt, Shiva...“, staunte der Schriftsteller beim Anblick seines jungen Freundes. „Was ist denn mit dir passiert? So schlimm hast du nichtmal ausgesehen, als du dich mit deinen Daesh-Freunden angelegt hast. Hat sie etwa noch Verstärkung dabei gehabt, von der wir nichts wussten?“

„Nein... war nur sie allein.“, erwiderte Shiva frustriert, ehe er vor dem besorgt dreinschauenden Spooky zu stehen kam. „Was ist? Ist das deine Freundin?“

„Unsere!“, stellte Fox sofort unmissverständlich klar, ehe sich sowohl er als auch Spooky besorgt über Leonie beugten, um sich zu vergewissern, dass sie keine schlimmeren Schäden davongetragen hatte.

„Wundert mich nicht, dass ihr einer nicht genügt.“, murmelte Shiva und ging erstmal weiter zu Gunnar, der ihn ebenfalls ziemlich besorgt wirkend auf etwaige schlimmere Verletzungen überprüfte.

„Ist alles ok bei dir, Kleiner?“

„Geht schon...“, seufzte Shiva.

„Und sie?“

„Hab sie am Leben gelassen... wie versprochen.“, erklärte Shiva augenzwinkernd, während ihm der Schriftsteller aus dem Gefrierfach einen Eisbeutel reichte, den sich Shiva sogleich dankbar an die malträtierte Backe presste.

„Ich hab noch nie... noch nie gegen so jemanden gekämpft wie sie...“, versuchte er kopfschüttelnd das gerade Erlebte zu verarbeiten.

Gunnar fasste ihm tröstend an die Schulter, ehe er sich wieder in Richtung seiner Gäste orientierte.

„Es braucht dir nicht peinlich zu sein, Shiva... sie ist eben was Besonderes. Sonst hätte Omega wohl kaum Interesse an ihr entwickelt.“

Spooky und Fox war es in der Zwischenzeit gelungen, mit gutem Zureden und einigen Spritzern kaltes Wasser die ziemlich lädiert wirkende Leonie wieder einigermaßen zu Bewusstsein zu bringen.

Erschöpft lehnte sie sich an Spookys Schulter und stöhnte:

„Ich hab voll verloren, oder?“

„Ja, sieht so aus.“, flüsterte Spooky mit wütendem Blick Richtung Shiva, der sich mit Eisbeutel und schmerzverzerrtem Gesicht auf die Couch im hinteren Teil des Raumes fallen ließ. „Aber ich glaub, dem Arschloch geht's auch nicht viel besser!“

„Ich dachte... ich hab ihn gleich k.o. ...“, versuchte Leonie zu erklären. „Aber der Typ ist nicht von dieser Welt. Ich weiß nicht mal, ob er überhaupt Schmerz empfindet...“

„Wie schon gesagt... Shiva hatte keine leichte Kindheit.“, erwiderte Gunnar, ehe er auch Spooky einen Eisbeutel und ein Handtuch zur Versorgung von Leonies Wunden zuwarf, ohne dabei jedoch die Pistole aus der Hand zu legen.

Spooky nahm es mit einem vorwurfsvollen Blick entgegen und begann, vorsichtig das Blut aus Leonies Gesicht zu wischen.

„Die gehören zu Omega...“, wollte Leonie ihre Freunde an ihren neugewonnenen Erkenntnissen teilhaben lassen.

„Ja... wissen wir schon.“, antwortete Spooky, sichtlich frustriert darüber, dass ihm das falsche Spiel ihres Gastgebers nicht schon ein wenig früher aufgefallen war.

„Aber... warum?“, fragte Fox, der das Ganze noch weniger zu kapieren schien als seine beiden Freunde. „Was hat er davon, wenn er für Omega arbeitet?“

„Ich arbeite nicht für ihn!“, stellte der Schriftsteller unmissverständlich klar, dem ihre kleine Unterhaltung natürlich nicht entgangen war. „Omega und wir... wir verfolgen nunmal gewisse gemeinsame Interessen.“

Er seufzte, da ihm klar war, dass sich seine jugendlichen Gäste mit dieser kurzen Erklärung wohl kaum zufrieden geben würden, nach allem, was zwischen Shiva und Leonie vorgefallen war.

„Also gut...“, gab er sich schließlich einen Ruck, nachdem ihn die drei schon wieder so vorwurfsvoll anschauten, und beschloss, ihnen seine Version der Geschichte zusammenzufassen. „Dachtet ihr wirklich, ihr seid die einzigen, die ihren Körper verlassen und durch die Gegend schweben können? Auch mein Freund Shiva hier besitzt diese Fähigkeit. Er hat sie seit damals, als er in der Wüste im Camp der Terroristen umhergeschwebt war.“

Und bei einem seiner Ausflüge in die astrale Welt entdeckte er schließlich auch Omegas Bunker. Ganz ähnlich wie Spooky und Jacob damals.

Doch anders als ihr war Shiva clever genug, um sich im Verborgenen zu halten.

Er hat sich alles in Ruhe angeschaut, und hat mir dann später davon berichtet.

Ich habe in Omega nie eine Bedrohung gesehen. Ich hatte vielmehr von Anfang an so eine Ahnung, was er wirklich bezweckte. Er wollte diese Welt neustarten... aber nicht aus irgendwelchen idealistischen Gründen, sondern aus dem gleichen Grund, warum er auch die Kontrolle im Waisenhaus an sich genommen hatte... einfach nur, um zu sehen, ob er es konnte. Ob seine Kraft groß genug dafür war. Aber ihm fehlte ein Konzept für das, was danach kommen sollte. So, wie er damals im Heim auch kein Konzept gehabt hätte ohne seine Freunde.

Und so sind Shiva und ich nach Berlin gefahren. Haben ordentlich Radau veranstaltet und immer wieder Omegas Namen gerufen. Und offensichtlich haben wir sein Interesse geweckt.

Wir wurden gefangengenommen und in einen Konferenzsaal gebracht.

Omega erschien, hat ein bisschen mit uns geplaudert, uns von seinen Plänen erzählt, und uns dann unmissverständlich klar gemacht, dass wir diesen Raum nicht mehr lebend verlassen würden.

„Ihr habt hoffentlich nicht ernsthaft geglaubt, dass ich euch all das hier zeige, und euch dann einfach wieder gehen lasse?“, hat er gesagt. „Warum sollte ich so etwas Verrücktes tun?“

Und ich hab ihm geantwortet: „Vielleicht, weil du nicht möchtest, dass dein Name irgendwann in Vergessenheit gerät? Du magst noch so mächtig sein. Aber eines Tages wirst du vergehen. Und auch, wenn diejenigen, die das Vergnügen hatten, dich gekannt zu

haben, mit Stolz oder vielleicht auch voller Furcht an diese Begegnung zurückdenken und dich nie vergessen werden... irgendwann werden auch sie Vergangenheit sein.

Und dann ist es, als ob du nie existiert hättest. Und der Neustart für die Welt... er wird zu nichts weiter führen, außer dazu, dass der ganze Mist wieder von vorne losgeht, und die Menschen wieder die gleichen Dummheiten begehen.“

„Das ist der Lauf der Dinge.“, erwiderte Omega kalt. „Alles endet irgendwann. Jeder von uns wird vergessen.“

„Jesus wurde nicht vergessen!“, habe ich ihn daraufhin korrigiert. „Jedenfalls bis jetzt noch nicht.“

Und dann habe ich ihm meinen Vorschlag unterbreitet... nämlich, ein Buch zu schreiben. Ein Buch über ihn. Besser gesagt, ein Buch über drei Jungs und ein Mädchen, die in einem Waisenhaus aufwuchsen und nichts hatten außer ihrer Verbundenheit zueinander. Dieses Buch sollte von ihrer Freundschaft erzählen... von ihrem Kampf für Gerechtigkeit... und davon, dass jeder, egal wie schwach und unbedeutend er auch zu sein schien, das Zeug dazu hatte, sich über seine Unterdrücker zu erheben und der Welt seinen Stempel aufzudrücken.

Und die Menschen der Zukunft würden mit diesem Buch aufwachsen. Sie würden es verinnerlichen, so wie sie heute die Geschichten aus der Bibel verinnerlicht haben... und sie würden das Wissen weiterreichen an ihre Kinder. Und die würden es wiederum an ihre Kinder weiterreichen.

„Überleg es dir.“, hab ich zu ihm gesagt. „Das, was du erlebt hast... das, was du dir damals aufgebaut hast... es könnte ein Vorbild sein für Millionen unverständener Kinder... ein Leuchtfeuer in der Dunkelheit, das ihnen Kraft und Inspiration spendet. Und als angenehmer Nebeneffekt würden du und deine Freunde auf diese Weise nie vergessen werden... Vanja, Kira und Nikolaj würden gemeinsam mit dir unsterblich werden. Ein Vermächtnis für die Ewigkeit. Zumindest für tausend oder zweitausend Jahre, oder vielleicht ja auch noch für viel länger.“

Ich gebe zu, mir war zu dem Zeitpunkt schon ein bisschen mulmig zumute. Omega ist kein Typ, der verhandelt. Und auch keiner, der sich von anderen gern etwas aufschwatzen lässt. Er hat Beweise verlangt... hat verlangt, dass ich ihm zeige, dass ich mir das alles nicht nur ausgedacht habe, um meinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Also habe ich ihm die Sammelausgabe vom Paradies gegeben, die ich extra für diesen Zweck mitgenommen hatte.

Omega ließ mich und Shiva über Nacht in eine Zelle sperren.

Aber schon am nächsten Morgen wurden wir wieder abgeholt und zu ihm geführt.

„Darek und Shiva, hä?“, meinte Omega ungewohnt freundlich. „Ich mag die beiden! Hat mich irgendwie an Vanja und mich erinnert. Und das Ende... als sie das vermeintliche Paradies gefunden haben... das war wirklich inspirierend.“

Wir nickten einander anerkennend zu.

Und so sind wir eben ins Geschäft gekommen.

Omega säubert die alte Welt. Und ich lege den Grundstein für die neue. Das ist der Deal. Ich habe mich hierher zurückgezogen, um zu schreiben. Und jetzt habe ich nur noch ein paar wenige Seiten vor mir, dann ist es vollbracht, und Omega wird seinen Teil unserer Abmachung erfüllen.

Und er wird sich sicher freuen, dass ich ihm heute als kleines Freundschaftsgeschenk noch ein paar Spielgefährten rüberschicke. Er hätte es vermutlich schon ein wenig bedauert, die Schwester von Jacob und ihre beiden begabten Freunde nicht noch persönlich kennenzulernen, bevor es mit der alten Welt zu Ende geht.

Auch wenn es Omega nicht zugeben würde... ihr habt ihn mit eurer Vorführung damals schon ein wenig beeindruckt. Wie ihr einfach so seine besten Leute ausschalten konntet, und dann auch noch ihm persönlich die Stirn geboten habt. Er mag Menschen, die sich nichts gefallen lassen. Und darüberhinaus habt ihr ihm sogar noch eine wichtige Reliquie zurückgebracht, an der sehr viele Erinnerungen hängen.“

Mit diesen Worten blickte der Schriftsteller auf den noch immer ausgepackt neben dem Tisch liegenden Säbel von Nestor Machno.

„Wir hielten den Säbel für verloren... dachten, er wäre irgendwo im Waisenhaus zurückgeblieben und ein Opfer der Flammen geworden. Wer hätte gedacht, dass ihn Nikolaj gerettet und die ganze Zeit über im Wald vergraben hatte... es scheint wirklich, dass sich am Ende alles zusammenfügt, wie es vorherbestimmt ist.“

Gunnar lächelte, und wirkte dabei beinahe gutmütig.

Spooky blickte noch immer sichtlich verwirrt zu ihm hoch und versuchte, sich angestrengt einen Reim auf das alles zu machen.

„Und der Rabe?“, fragte er schließlich sein Gegenüber. „Dieses elende Mistvieh, das uns verraten hat? Wer war das? Dein durchgeknallter Talibanfreund?“

„Ach ja, richtig, der sprechende Rabe, von dem du erzählt hast.“, antwortete der Schriftsteller mit überrascht hochgezogenen Augenbrauen. „Ehrlich gesagt hab ich keine Ahnung, was...“

„Wir waren es jedenfalls nicht!“, fiel ihm Shiva von weiter hinten ins Wort. „War sicher einer von Omegas Agenten. Hab gehört, ein paar von denen können sowas... sich in Tiere verwandeln und so. Was zur Hölle habt ihr denn geglaubt? Dass Omegas Organisation aus Amateuren besteht?“

Er schüttelte grinsend den Kopf angesichts von so viel Leichtfertigkeit.

„Das ist eben der jugendliche Übermut.“, meinte Gunnar, der den Freunden ein merkwürdiges Lächeln zuwarf, ehe er sich zu Shiva umdrehte, der sich immer noch seinen kühlenden Eisbeutel auf die Wange drückte. „Die haben wohl wirklich geglaubt, sie könnten eine alte Seele wie Omega hinters Licht führen.“

„Zu viele Filme geschaut.“, schlussfolgerte Shiva kopfschüttelnd und kümmerte sich dann wieder um seine Verletzungen.

„Ja, das ist es wohl. Oder zu viele Comics gelesen.“, erwiderte der Schriftsteller augenzwinkernd, ehe er sich wieder zu Spooky und den anderen wandte. „Ein finsterner Superschurke, der die Welt vernichten möchte, aber von einer Handvoll Kinder aufgehalten wird, weil er sie zu lange nicht ernst genommen hat. Und am Ende besiegen die Kinder den Schurken und werden zu berühmten Helden, denen die ganze Erwachsenen-Gesellschaft auf ewig dankbar ist. Habt ihr ernsthaft geglaubt, das hier wird eine solche Art von Geschichte?“

Dann muss ich euch leider enttäuschen, Jungs... und, ähm, Mädels... diese Art von Story ist total ausgelutscht. Und außerdem hat sowas außerhalb von Comics und Filmen noch nie funktioniert.“

„Die Welt zu vernichten aber auch nicht!“, entgegnete Fox trotzig. „Hat auch noch nie funktioniert.“

„Nun... es gibt für alles ein erstes Mal.“, meinte der Schriftsteller amüsiert.

Spooky war immer noch gedanklich dabei, die wahre Dimension dieser Verschwörung zu begreifen.

Der Rabe gehörte also zu Omega. Dieser miese Verräter.

Aber warum hatte er sie dann hierher zu Mageddon geschickt? Der Rabe wusste doch die ganze Zeit über, wo sie waren... er wusste von ihrem Abstecher in die Ukraine und ihren Erlebnissen dort. Er wusste von ihrem Geheimversteck in Bad Cannstatt, wo sie mehrere Wochen gewohnt hatten.

Wäre es nicht deutlich einfacher für Omega gewesen, Spooky, Fox und Leonie schon dort oder gleich an der Grenze abzufangen? Warum dieser Umweg über den Schriftsteller?

„Aber warum so umständlich?“, hakte Spooky daher nach, um etwas mehr Licht ins Dunkel zu bringen und die fehlenden Teile dieses Puzzles endlich richtig zusammenzusetzen.

„Warum habt ihr uns nicht schon viel früher aus dem Verkehr gezogen? Warum hetzt ihr uns erst die Bullen auf den Hals, und dann lasst ihr uns wieder an der langen Leine laufen?“ Der Schriftsteller schien den Sinn von Spookys Frage nicht so ganz nachvollziehen zu können.

„Die Bullen? Na was denkt ihr denn? Ihr erpresst euer halbes Dorf, in dem jeder genau weiß, wo ihr wohnt. Eure Lehrer, den Dorfpolizisten, womöglich auch noch den Bürgermeister. Ist doch logisch, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis jemand zurückschlägt und euch irgendwas in die Schuhe schiebt. Eine Intrige, um euch ein für alle Mal loszuwerden.“

Vielleicht saßen sie sogar alle zusammen in ihrem Gemeindehaus, haben gemeinsam bis tief in die Nacht beraten und dann beschlossen, euch mit ihren falschen Zeugenaussagen in die Pfanne zu hauen.

Sowas in der Art ist wahrscheinlich passiert. Oder... was habt ihr denn geglaubt? Dass es Omega war, der euch die gesamte Staatsmacht auf den Hals gehetzt hat? Aus Wut, weil ihr ihn ein bisschen geärgert habt? Ist es das, was ihr glaubt, ja?

Nehmt euch mal nicht so wichtig, Freunde! Omega hat gerade wahrlich wichtigere Dinge im Kopf, als sich mit solchen Kindereien zu beschäftigen.

Er hat euch vermutlich lediglich beobachten lassen, von einem seiner Spione... aber alles Weitere habt ihr euch eindeutig selbst zuzuschreiben. Glaubt mir, wenn Omega euch wirklich hätte aus dem Verkehr ziehen wollen... dann wärt ihr nicht all zu weit gekommen. Dann wäre nicht die Polizei in euer Haus gestürzt, sondern ein vollbesetzter Jumbo-Jet, ein Satellit oder sowas.“

Er zwinkerte ihnen verschmitzt zu.

„Aber...“, wollte Spooky ein weiteres Mal nachhaken, verstummte dann jedoch mitten im Satz und murmelte einfach nur „Ach, vergiss es!“, um Gunnar nicht aus Versehen noch irgendwelche wichtigen Informationen zu liefern, und grübelte stattdessen lieber im Stillen weiter.

Omega und der Schriftsteller glaubten also offenbar ernsthaft, dass Spooky und Leonie nur deshalb auf der Fahndungsliste gelandet waren, weil sie die falschen Leute erpresst haben.

Doch selbst, wenn es tatsächlich so gewesen sein sollte, dass Spooky den Bogen überspannt hatte und die Kalbsbacher daraufhin beschlossen haben, ihn auf diese Weise aus dem Verkehr zu ziehen... wieso hätte irgendjemand Leonie mit in die Sache hineinziehen sollen? Sie hatte ja schließlich überhaupt nichts mit den Erpressungen zu tun gehabt.

Nein... das wäre doch im Grunde völlig unlogisch, überlegte Spooky.

Irgendwas musste er übersehen haben. Irgendwas, was auch ihren Gegenspielern bisher entgangen war.... und er zermartete sich angestrengt das Gehirn, um herauszufinden, was. „Glaubt mir einfach. Ihr könnt vor Omega nichts geheimhalten!“, versicherte der Schriftsteller abermals. „Also besser, ihr seid einfach ehrlich zu ihm, wenn ihr dann heute Abend vor ihm steht, und versucht erst gar nicht irgendwelche faulen Tricks. Ehrlich, ich meine es nur gut mit euch. Ihr könnt den Teufel nicht mit seinen eigenen Waffen schlagen. Ihr könnt den listigsten aller Füchse nicht überlisten.“

Leonie richtete sich unterdessen ein wenig auf und versuchte angestrengt, den Worten des Schriftstellers und ihrer Freunde zu folgen. Doch sie schienen aus mehreren Richtungen gleichzeitig zu kommen, und es wirkte, als tanzten er und die anderen wild um sie herum. Dazu brummte Leonies Schädel fürchterlich, so dass sie befürchtete, mindestens eine mittelschwere Gehirnerschütterung von ihrer Auseinandersetzung mit Shiva davongetragen zu haben.

Auch der kühlende Eisbeutel, den ihr Spooky auf die heftig schmerzende Stirn gelegt hatte, half da nur sehr bedingt.

Wenn sie sich wenigstens auf etwas konzentrieren könnte...

Doch die Worte des Schriftstellers, die Antworten ihrer Freunde, und die Gedanken an den Kampf mit Shiva... alles vermischte sich in ihrem Kopf zu einem einzigen klebrigen Gedankenbrei. Und über allem lag dieser brummende Maschinenlärm, der immer lauter zu werden schien, je mehr sich Leonie darauf konzentrierte.

Was zur Hölle war nur mit ihrem Kopf los?

Erst, als sie bemerkte, dass auch die anderen um sie herum die Geräusche wahrzunehmen schienen, realisierte Leonie, dass der Lärm wohl von einem oder mehreren über dem Haus kreisenden Helikoptern stammte.

„Keine Angst...“, versicherte Gunnar seinen unfreiwilligen Gästen. „Die werden euch nichts tun und euch anständig behandeln. Ihr habt mein Wort. Tut einfach das, was sie sagen, und macht keine Dummheiten. Das sind Profis. Die wenden keine unnötige Gewalt an. Aber die fackeln auch nicht lange, wenn ihr ihnen blöd kommt... dann gibt’s einen Sack über den Kopf, eine Spritze ins Genick, und ihr landet im Land der Träume.“

„Ja, ist ja gut...“, erwiderte Spooky. „Wir tun, was sie sagen. Haben ja wohl auch kaum eine andere Wahl...“

Er griff nach Leonies Hand und bemühte sich um ein zuversichtliches Lächeln.

„Hab keine Angst, Leo!“, flüsterte er leise. „Wir kriegen das schon irgendwie hin.“

„Natürlich.“, antwortete Leonie. „Aber nicht mehr heute, Spooky. Vielleicht morgen.“ Dann schloss sie erschöpft die Augen und fiel nur kurze Zeit später in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Kapitel 32 - Schachfiguren

So kamen die drei Freunde zu einem gut zwei Stunden dauernden Gratisflug in einem schwarzen Militärhelikopter, den sie unter anderen Umständen sicherlich wahnsinnig interessant gefunden hätten.

Doch angesichts der bedrohlichen Lage und den vielen ungelösten Fragen in ihrem Kopf blieb wenig Zeit, um die unter ihnen vorüberziehende Landschaft zu betrachten.

Stattdessen streichelte Fox besorgt durch das Haar der schlafenden Leonie, inständig hoffend, dass sie bald wieder ok sein würde und keine schwereren Verletzungen von der Auseinandersetzung mit Shiva davongetragen hatte.

Spooky hingegen starrte fast die ganze Zeit nur nachdenklich in die Wolken... grübelte darüber nach, was sie übersehen hatten... und natürlich fragte er sich auch, was genau sie Omega nun eigentlich erzählen sollten.

War es wirklich sinnvoll, auf Konfrontationskurs zu gehen und zu versuchen, ihm seine Weltzerstörungspläne auszureden? Oder wäre es nicht vielleicht klüger, sich zumindest zum Schein auf sein Vorhaben einzulassen und so zu tun, als ob sie auf derselben Seite stünden?

Spooky war sich jedenfalls sicher, dass man jeden hinters Licht führen konnte. Selbst so einen erfahrenen Manipulierer wie Omega.

Immerhin ging Erfahrungheit nicht selten mit Hochmut einher. Und so, wie es Spooky nicht für möglich gehalten hätte, dass ihn in Kalbsbach jemand hinters Licht führen könnte... so würde vielleicht auch Omega so sehr davon überzeugt sein, alles im Griff zu haben, dass ihn diese scheinbare Gewissheit anfällig machte.

Einen Versuch wäre es zumindest wert, überlegte Spooky. Aber ihm war auch nur zu gut klar, dass dieser eine Versuch dann auch unbedingt gelingen musste, weil sie von Omega vermutlich keine zweite Chance bekommen würden.

Irgendwann öffnete Leonie kurz die Augen, immer noch reichlich bedröppelt, und blickte direkt in das über sie gebeugte Gesicht von Fox, der ihr ein erleichtertes Lächeln zuwarf.

„Wo, verdammt... wo sind wir...?“, stammelte sie noch immer ein wenig orientierungslos.

„Im Himmel.“, antwortete ihr junger Freund wahrheitsgemäß.

„Im Himmel?“, wiederholte Leonie. „Was zur Hölle... machen wir im Himmel?“

„Na, fliegen!“, erklärte ihr Fox augenzwinkernd und deutete auf die am Fenster vorüberziehenden Wolken. „Gratisflug zur Fuchsschance.“

„Fuchs... was?“, fragte Leonie, der die Verwirrung deutlich ins Gesicht geschrieben war, worauf Fox ihr zu erklären versuchte: „Also, Hitlers Hauptquartier im Osten hieß doch Wolfsschance... und ich hab mir gedacht, weil jetzt Omega der Führer ist, nennen sie es vielleicht... Fuchsschance. Wäre doch ein cooler Name, oder?“

„Was auch immer.“, murmelte Leonie kraftlos.

Auch Spooky hatte nun erfreut realisiert, dass Leonie wieder zu sich gekommen war, und rief gegen den Rotorenlärm in Richtung seiner Freunde:

„Alles ok bei dir, Leo?“

Sie schaute kurz zu ihm hoch, versuchte angestrengt zu lächeln, aber legte sich dann gleich wieder vorsichtig nach hinten.

„Irgendwie dreht sich alles...“, erwiderte sie, aber viel zu leise, als dass es Spooky hätte hören können. „Ich weiß gerade nicht, wo oben und unten ist.“
„Mach dir keine Sorgen.“, versuchte sie Fox aufzumuntern, während er tröstend nach ihrer Hand griff. „Du hast einen harten Schädel. Das wird schon wieder!“
„Ja, klar.“, antwortete Leonie noch. Dann schloss sie müde die Augen und dämmerte wieder hinweg.

Das nächste, was Leonie mitbekam, war ein kitzelndes Gefühl an ihrer Backe. Zuerst glaubte sie an ein lästiges Insekt und wischte es schlaftrunken beiseite. Doch gleich darauf spürte sie es schon wieder. Und dann noch einmal... jetzt saß irgendwas direkt auf ihrer Nase.

Genervt öffnete Leonie die Augen... und fand sich zu ihrer Überraschung in einem der mit Kisten vollgestellten Kellerräume des ukrainischen Waisenhauses wieder. Ihr gegenüber saßen Vanja, Nikolaj und Kira, jung, kindlich, ganz ähnlich, wie sie auf dem Gruppenfoto aussahen und der alte Nikolaj es in seinen Erzählungen beschrieben hatte. Vanja hatte ein paar Brotkrumen in der Hand, die er alle paar Sekunden sichtlich amüsiert in Richtung von Leonies Gesicht warf.

„Schaut her, jetzt ist sie wach!“, stellte Nikolaj erfreut fest.
„Na endlich.“, murmelte Vanja. „Dachte schon, sie will ihr ganzes Leben verschlafen.“
„Was...?“, fragte Leonie sichtlich verwirrt, erhob sich von ihrem Bett, und schaute sich erst einmal prüfend um, worauf Kira wie eine ängstliche Katze aufsprang und hinter Vanjas Rücken in Deckung ging.
„Keine Angst... ich tu dir doch nichts!“, versuchte sie Leonie zu beruhigen, und warf Vanja und Nikolaj dann einen fragenden Blick zu.

„Ist das hier... echt? Seid ihr echt? Oder nein, lasst mich raten... das ist nur wieder so ein abgefuckter Traum, stimmt's?“

Vanja zuckte gleichgültig mit den Schultern.

„Traum? Realität? Macht es denn einen Unterschied? Wenn du glaubst, dass es real ist, ist es real. Und wenn du anderen Menschen nur überzeugend genug davon berichtest, wird es für die auch zur Realität werden.“

„Dann frage ich anders...“, ließ Leonie nicht locker. „Existiert ihr auch außerhalb meines Kopfes?“

„Oh ja. Sogar in unzähligen Variationen!“, bestätigte Vanja mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Welche hättest du denn gern? Die von Nikolaj vielleicht?“

Mit diesen Worten schritt er zu seinem reichlich unbeteiligt dasitzenden Freund und legte ihm kameradschaftlich die Hand auf die Schulter.

„Nikolaj hier ist ein echter Romantiker. Ein Fan von Abenteuerromanen. Und nebenbei bemerkt auch ein ziemlich gutmütiger Kerl, der ziemlich gut darin ist, anderen Menschen zu vergeben. Deshalb sind wir in seinen Erinnerungen, in den Geschichten, die er erzählt, auch sowas wie mutige Freiheitskämpfer und unzertrennliche Freunde, die ein großes Abenteuer erleben. Er hat viele Menschen inspiriert mit seinen Partisanen-Geschichten. Aber ganz ehrlich? Er hat ziemlich viele Dinge ausgespart, nur angedeutet, oder ganz verdrängt. Vieles, was uns vielleicht in einem nicht ganz so edlen Licht erscheinen lassen würde.“

Hat er dir etwa erzählt, wie Aris und ich einen unserer Mitbewohner getötet haben? Ich meine, so richtig im Detail? Nein... er hat nur mal kurz ganz nebenbei erwähnt, dass da jemand vom Dach gestürzt ist, hab ich Recht? Weil das seine Version der Realität ist. Die Version, in der er sich entschieden hat, zu leben.

Aris wiederum..."

Vanja deutete in den hinteren Teil des Raumes, wo der Angesprochene ganz offensichtlich in einer Hängematte lag und tief und fest schlummerte.

„Aris hat das alles völlig anders wahrgenommen. Für Aris bestand die Welt nur aus Menschen, die ihm nützen, und Menschen, die ihm im Weg stehen. Für ihn waren wir keine Gruppe unzertrennlicher Freunde. Für ihn waren wir ein paar Schwächlinge, die sich an ihn geheftet haben, weil wir gemeinsam bessere Überlebenschancen hatten.

Wenn dir Aris unsere Geschichte erzählt hätte, anstatt Nikolaj... ich glaube, er wäre in zehn Minuten damit fertig gewesen. Wäre auch nicht sonderlich spannend geworden, um ehrlich zu sein. Hier mal jemanden verprügelt, da mal jemandem Angst eingejagt, ab und zu auch mal selber was einstecken müssen... ein bisschen durch die Gegend geflogen, Erfahrungen gesammelt, und ein paar nützliche Menschen gefunden, mit denen man ganz nett allen möglichen Scheiß machen konnte. Dann die Menschen wieder verloren. Alles egal, alles bedeutungslos. Alles nur Teil des ewigen Überlebenskampfes, dessen einziger Sinn darin besteht, immer stärker zu werden und noch ein paar neue Tricks zu lernen. Das wäre wohl so in etwa seine Version der Geschichte.

Nicht sehr romantisch, nicht wahr? Und nicht halb so inspirierend wie die Drei Musketier-Story von Nikolaj. Dein Freund Fox hingegen..."

Vanja drehte sich zu seiner Linken, wo auf einmal wie aus dem Nichts der bewegungslos dastehende ukrainische Junge aufgetaucht war.

„Fox wollte am liebsten sein ganzes Kinderzimmer mit Postern von uns tapezieren. Für ihn waren wir nicht nur irgendwelche Freunde, die zusammen Abenteuer erlebt haben... für ihn waren wir Vorbilder, Vaterersatz und Popstars in einem. In seiner Realität war Aris noch klüger als in Wirklichkeit, und Kira war noch viel erotischer, als es jemals einer von uns wahrgenommen hat. Unsere Freundschaft war perfekt, unsere Motive waren edel, und er würde vermutlich für einen jeden von uns sein Leben aufs Spiel setzen, so vernarrt ist er in uns und unsere Geschichte. Besser gesagt, in seine Version unserer Geschichte.

Aber frag mal den deutschen Soldaten, den wir gefoltert haben, einfach nur, weil uns gerade langweilig war... frag den mal, wie edel wir waren. Für ihn waren wir mit Sicherheit keine Superstars und keine Musketiere, und auch keine tapferen Waisenkinder, die sich ein paar Fuchsmasken aufgesetzt haben, um ein bisschen Krieg zu spielen.

Aus seiner Perspektive waren wir Monster. Echte, brutale, unbarmherzige Monster ohne jegliches Mitleid.

So hat ein jeder seine eigene Wahrnehmung von den Geschehnissen jener Zeit... und eine jede dieser Versionen ist genauso wahr, wie sie auch eine Lüge ist. Aus jeder Perspektive waren wir etwas anderes."

„Und aus deiner Perspektive?“, hakte Leonie neugierig nach. „Was wart ihr aus deiner Perspektive? Wie hast du das alles wahrgenommen, Vanja? Was ist deine Version der Geschichte?“

„Meine Perspektive?“, fragte Vanja nachdenklich. „Wer weiß. Vielleicht würde sie dich überraschen. Vielleicht auch nicht. Menschen sind ziemlich sonderbar und tun sonderbare Dinge. Vor allem, wenn sie verliebt sind in einen Gott. Pass auf, ich zeig dir mal was!“

Vanja schnippte kurz mit dem Finger, worauf Leonie aus dem Kellerraum gerissen wurde und sich sichtlich verwundert in mehreren Kilometern Höhe wiederfand.

Aus der Vogelperspektive flog sie da an Wolken und Nebelfeldern vorbei, unter sich die schneebedeckten Gipfel des Himalayas.

Zuerst hatte Leonie Angst und blickte instinktiv auf ihren Körper, um zu sehen, ob sie sich auf einer Astralreise befand. Doch sie konnte keinen Körper erkennen. Nicht einmal einen halbdurchsichtigen Astralleib. Sie war pure Energie.

Und so flog sie über Berge und Täler hinweg, während die Umgebung unter ihr allmählich von Schneefeldern in eine karge, unwirtliche Wüste überging.

Ganze Städte zogen an ihr vorüber, Landschaften voller Sanddünen und kleiner Felsen. Je näher sie dem Boden kam, um so mehr Details konnte sie erkennen... bis sie schließlich auf einer sandigen Hochfläche landete, direkt neben drei Kerlen mit Taliban-ähnlichen Gewändern, die einem jüngeren vierten Taliban, der schützend eine Waffe vor sich hinhielt, irgendwelche Vorwürfe machten.

Leonie schaute verdutzt in das Gesicht des Jungen... und erkannte darin ganz eindeutig die jüngere Version des Mistkerls, der sie vor ein paar Stunden so übel verprügelt hatte.

„Shiva...“, murmelte sie verwirrt. „Das ist Shiva, hab ich Recht? Aber was tut der hier?“

Die anderen schienen keinerlei Notiz von Leonies Anwesenheit zu nehmen.

Ihre ganze Aufmerksamkeit schien einzig ihrem jungen Kameraden zu gelten.

„Du hast... du hast es wieder getan, richtig?“, schimpfte der Ältere von ihnen, offensichtlich ihr Anführer. „Du hast deinen Körper verlassen... und dann bist du in mein Zelt gekommen.

Das hat nichts mit Allah zu tun. Das ist Teufelswerk! Los, gib mir das Gewehr!“

„Damit du ihn töten kannst?“, fragte der Jüngere und deutete auf den menschenleeren, sandigen Boden unter seinen Füßen. „So, wie du alle tötetest, bevor sie meine Freunde werden können?“

„Wovon redest du da, du verdammter Spinner?“, fragte der Anführer ungehalten. „Hier ist niemand außer dir und deiner blühenden Fantasie. Fängst du jetzt schon an, mit imaginären Freunden zu sprechen? Yusuf hat gleich gesagt, dass du noch zu jung bist für das alles hier. Vielleicht hätte ich auf ihn hören sollen. Und jetzt her mit der Waffe!“

Er griff nach dem Gewehr, um es Shiva aus der Hand zu reißen, doch im selben Moment löste sich daraus ein Schuss, und der Anführer brach schwer verwundet zusammen.“

„Was hast du getan?“, hörte Leonie einen der beiden anderen Taliban rufen. „Du hast auf deinen Bruder geschossen! Hast du jetzt völlig den Verstand verloren?“

Aber Shiva forderte sie nur auf, sich zu verpissen, ehe er sich seine Waffe umhängte und allein in Richtung Wüste davonmarschierte.

Leonie folgte ihm neugierig... beobachtete, wie sich seine Lippen bewegten, und schwebte etwas näher heran, um zu hören, was er da die ganze Zeit faselte.

„Wohin sollen wir denn gehen?“, sprach er ratlos zu sich selbst. „Zurück können wir jedenfalls nicht mehr. Nach Deutschland? Du willst, dass wir nach Deutschland reisen?

Was? Ich allein, ohne dich? Natürlich traue ich mich! Für dich würde ich alles tun.

Immerhin hast du mir von Super Mario erzählt. Und du hast mir gezeigt, was mein Bruder in seinem Zelt getan hat. Und dass es noch andere Götter gibt außer Allah. Du hast mir die

Augen geöffnet, und dafür werde ich dir ewig dankbar sein. Du bist mein bester Freund. Ich wünschte nur... ich wünschte, du könntest bei mir bleiben. Bitte bleib! Wenigstens noch heute Nacht. Ich weiß nicht, wie ich klarkomme, wenn ich alleine bin... Ja, danke. Ich weiß. Natürlich. Ich werde dich nicht enttäuschen.“

Leonie verstand nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

Sprach Shiva zu ihr? Sprach er mit sich selbst? Hier war doch sonst kilometerweit keine Menschenseele.

„Hey? Hallo?“, fragte Leonie, in der Annahme, Shiva würde vielleicht ihre Worte hören und ein paar brauchbare Antworten liefern können.

Stattdessen wurde Leonie unsanft von einer unsichtbaren Macht in den Himmel gerissen, und fand sich kurze Zeit später im vertrauten Keller des Waisenhauses wieder.

„Was war das, Vanja?“, wollte sie von ihrem Gastgeber in Erfahrung bringen. „Was hast du mir da gerade gezeigt?“

Doch zu ihrer Überraschung saß auf der hölzernen Kiste gegenüber plötzlich nicht mehr Vanja, sondern ihr Bruder Jacob, und warf ihr einen seltsam entrückten Blick zu.

„Jacob!?“

„Ja, Leo... dachte schon, du hast mich vergessen...“, antwortete ihr Bruder mit sanfter Stimme, während er auf einem vor sich befindlichen Schachbrett gewissenhaft einige Figuren aufstellte.

„Ich würde dich nie vergessen!“, stellte Leonie sofort entrüstet klar. „Es ist nur... ich hab viel zu tun gehabt. Und ich hab Freunde gefunden!“

„Ich weiß.“, erwiderte Jacob stolz. „Du bist jetzt ein großes Mädchen. Und du musst die Welt retten. Aber sei auf der Hut. Manchmal denken wir, wir sind der Spieler, der die Figuren kontrolliert. Dabei sind wir nur ein Bauer von vielen.“

Jacob nahm eine braune Bauernfigur zur Hand und betrachtete sie interessiert, ehe er sie aufs Feld zurückstellte und auf eine andere, ebenfalls braune Figur deutete.

„Naja, ich war wohl eher der Läufer. Hab die Flanke aufgebrochen, für einen Moment, damit der König aus seiner Deckung musste. Dann wurde ich geschlagen.“

Er entfernte den braunen Läufer und zeigte auf den weißen König, der immer noch umgeben war von einigen mächtigen Figuren, die ihn beschützten.

„Du, Leo, bist der Bauer. Gehst immer schön geradeaus. Und wenn dir einer schräg kommt, haust du ihm auf die Fresse.“

Mit diesen Worten ließ Jacob den braunen Bauern einen Bauer der weißen Seite abräumen.

„Du hast jetzt die Aufmerksamkeit des Königs erweckt. Er baut seine Deckung um, während weiter hinten ein mächtiger Krieger in Stellung geht.“

Jacob lenkte den braunen Turm über das halbe Feld, und brachte ihn drohend nicht weit vom weißen König entfernt in Stellung.

„Auch der Turm ist entbehrlich und wird höchstwahrscheinlich geopfert werden, keine Frage. Aber das ist nicht spielentscheidend. Spielentscheidend ist die braune Königin, die den weißen König zwischen Turm und Bauern treibt und schließlich schachmatt setzt.“

Er nahm die Figur der Dame in die Hand und klickte mit ihr den weißen König vom Spielfeld.

„Das war's, meine Liebe. Schach und matt! Damit ist das Spiel vorbei.“

„Und der Bauer?“, fragte Leonie und deutete auf die braune Figur, die laut Jacob ja sie selbst darstellen sollte. „Was passiert jetzt mit dem Bauern?“

„Das interessiert keine Sau!“, lachte Jacob. „Das ist ja genau das, was ich dir zu sagen versuche, Schwesterchen. Hier! Kannst ihn behalten, wenn er dir so wichtig ist.“

Er warf ihr die kleine Figur entgegen, und Leonie versuchte sie zu fangen... doch ihr Griff ging ins Leere. Stattdessen wurde sie zurück aus dem seltsamen Traum in ihre subjektive Wirklichkeit geschleudert, wo sie noch etwas orientierungslos an der Seite von Spooky und Fox erwachte.

„Wo sind wir?“, fragte Leonie, nachdem sie die Augen geöffnet hatte und sich in einem fensterlosen, hell erleuchteten Raum wiederfand.

„Ganz tief unten in der Erde. Sie haben uns in den Bunker gebracht und hier eingesperrt.“, erklärte ihr Spooky, der an ihrer Seite saß und hastig ihre Hand losließ, die er wohl bis gerade eben noch gehalten hatte. „Ist nicht gerade eine Fünf Sterne-Unterkunft. Aber immerhin haben sie uns korrekt behandelt. Soweit...“

Leonie versuchte, sich aufzurappeln und einen Blick auf den Rest des Inventars zu erhaschen.

Die an den Wänden hängenden Porträts einiger früherer Bundeskanzler, die neben ein paar Plastikstühlen die einzige Einrichtung des Raumes waren, ließen darauf schließen, dass es sich hierbei um eine Art Warteraum handelte, der wohl nur provisorisch zur Zelle umfunktioniert worden war.

Hinter der milchigen Glasscheibe waren auf der anderen Seite die Konturen von zwei bewaffneten Männern in Fuchskostümen zu sehen, die wohl eigens zur Bewachung der drei Freunde dorthin abkommandiert worden waren, und die nicht so wirkten, als ob sie sich so leicht übertölpeln lassen würden.

„Hey, Leonie. Geht es dir gut?“, fragte Fox, der etwas weiter hinten im Raum an der Wand hockte.

„Geht schon wieder, ja.“, antwortete Leonie heiser. „Hatte nur einen komischen Traum. Du bist übrigens auch darin vorgekommen... ich weiß aber nicht mehr genau, in welchem Zusammenhang. Ich glaube, du warst mit mir im Keller in dem alten Waisenhaus...“

Sie versuchte angestrengt, sich weitere Details ins Gedächtnis zu rufen, doch wie so oft bei solchen Träumen schien die Erinnerung mit jeder Sekunde, in der sie darüber nachdachte, undeutlicher zu werden.

„Und? War ich auch da? In deinem Traum?“, wollte Spooky erwartungsfroh von ihr wissen.

„Nö.“, meinte Leonie nur. „Da waren nur Fox, und Vanja, und Jacob, und... Shiva...“

„Shiva?“, grinste Spooky kopfschüttelnd. „War ja klar. Siehste Fox, ich hab’s dir doch gesagt, Leo steht insgeheim auf diesen irren Dschihadisten.“

„Typisch! Frauen wollen halt letztlich doch immer einen harten Macker, der sie hin und wieder verdrischt.“, antwortete Fox im Spaß. „War schon bei meiner Mum so. Die netten Kerle hatten keine Chance.“

„Ach haltet die Klappe, alle beide!“, erwiderte Leonie, der es inzwischen wieder etwas besser ging, auch wenn ihr Schädel noch immer ordentlich brummte. „So war das doch überhaupt nicht. Ich hab ihn nicht mal angefasst in meinem Traum. Hab nur gesehen, wie er da mit einem Gewehr in der Hand rumstand und so nen Taliban abgeknallt hat. Und dann ist er allein durch die Wüste gelaufen und hat Selbstgespräche geführt.“

„Ja, das kommt vor.“, meinte Spooky schulterzuckend. „Der Kerl ist ein Psychopath. Die machen sowas.“

Leonie versuchte angestrengt, sich an weitere Details ihres Traumes zu erinnern, während ihr Fox auffordernd ein Glas Wasser entgegenstreckte.

„Hier, meine Wüstenprinzessin! Trink erstmal bisschen was. Du musst ja völlig ausgetrocknet sein...“

„Danke.“, murmelte Leonie und genehmigte sich einen kräftigen Schluck.

Wie war sie überhaupt hier her gekommen? Was war in den letzten Stunden vorgefallen? Alles, woran sie sich noch erinnerte, war diese Wanderung durch den herbstlichen Wald. Und da war dieser Bauernhof.

Und dieser Schriftsteller, Gunnar Mageddon!

So langsam, Schluck für Schluck, wie Leonie das Wasserglas leerte, kehrte auch die Erinnerung wieder zu ihr zurück.

Sie hatte gekämpft, mit diesem Shiva... noch nie zuvor war sie von jemandem so dermaßen verprügelt worden. Dabei hätte der Kerl eigentlich halb tot sein müssen, so viel Mobiliar wie sie über seinem Schädel zerschlagen hatte. Aber am Ende hat er Leonie ausgeknockt. Und sein Herr und Meister... dieser Schriftsteller... der hat sie dann vermutlich verraten und an Omega ausgeliefert. Warum, weshalb und wieso, wollte ihr immer noch nicht so ganz einleuchten. Aber sie hatte ja auch nur einen Teil der Unterhaltung zwischen Spooky, Fox und Gunnar mitbekommen.

Jedenfalls war er ein mieser Verräter... und sie haben sich einfach übertölpeln lassen.

Frustriert trat Leonie mit dem Schuh gegen einen der unbenutzten Plastikstühle.

„Dieser verickte Schriftsteller! Ich hatte gleich so ein Gefühl, dass man diesem Kerl nicht über den Weg trauen kann.“

„Immerhin sind wir in Berlin.“, versuchte Fox etwas Positives an der Situation zu finden.

„Ja, toll.“, erwiderte Leonie genervt. „Und in ein paar Stunden werden wir wahrscheinlich exekutiert. Aber schön, dass du dir davon nicht die gute Laune verderben lässt.“

Spooky wanderte unterdessen wie ein gefangener Tiger in der Zelle auf und ab und sprach mehr zu sich selbst als zu den anderen.

„Irgendwas haben wir übersehen, Leute! Irgendjemand spielt hier ein falsches Spiel. Aber wer? Entweder hat Omega dem Schriftsteller nicht alles verraten... oder der Schriftsteller hat uns einfach nur belogen, was den Polizeieinsatz in Kalbsbach angeht. Oder vielleicht... vielleicht hat das ja auch alles einer der Politiker ausgeheckt, die von Omega erpresst werden?“

Die Frage ist: Wer hätte ein Interesse daran, dass wir Hals über Kopf aufbrechen müssen und in die Ukraine reisen? Und dort auf Nikolaj treffen. Und Fox retten. Und Nestor Machnos Säbel finden. Ganz zufällig, versteht sich. Nur fange ich langsam an, daran zu zweifeln, dass es jemals auch nur einen einzigen Zufall in dieser ganzen Geschichte gegeben hat...“

„Das Grübeln bringt uns jetzt auch nicht weiter.“, erwiderte Leonie sarkastisch. „Nimm dir ein Beispiel an dem kleinen Fuchs. Setz dich einfach mal hin, entspann dich und warte auf das Erschießungskommando. Ist doch alles ganz gechillt hier. Und hey, wir sind in Berlin...“

„Sehr witzig.“, konterte Fox und wollte noch etwas hinzufügen, wurde jedoch von Spooky abrupt unterbrochen, der sich zwischen ihn und Leonie drängte, weil er ihnen den Gedanken, der ihm gerade gekommen war, unbedingt mitteilen wollte.

„Was ist mit dem verdammten Raben?“, fragte er in Richtung von Leonie gewandt. „Der Rabe hat uns doch erst auf die Idee gebracht, zum Schriftsteller zu gehen! Er muss also auf jeden Fall von der Verbindung zwischen Omega und Gunnar gewusst haben. Also hat er uns absichtlich ins offene Messer laufen lassen? Oder ging es ihm um irgendwas anderes? Irgendwas, was wir bisher komplett übersehen haben?“

„Die Hintertür...“, überlegte Leonie. „Die Hintertür in den Bunker, hat er doch gesagt. Die führt über den Schriftsteller.“

„Nun... wir sind hier!“, meinte Fox, mit ausgebreiteten Armen auf ihre hell erleuchtete Zelle deutend. „Nicht vorne durch den Haupteingang, sondern durch die Hintertür. Gelogen hat er nicht.“

„Ja... aber...“, erwiderte Spooky wenig begeistert. „Was bitteschön soll das für eine dämliche Hilfe gewesen sein? Dieser verdammte Vogel hat vielleicht nicht gelogen im direkten Sinn. Aber aufrichtig war das auch nicht von ihm. Es sei denn... es sei denn, er hat unbedingt gewollt, dass wir den Schriftsteller kennenlernen... und uns mit ihm unterhalten. Aber wozu? Damit wir uns überzeugen lassen? Oder hat er gehofft, dass wir mit dem Schriftsteller und seinem gestörten Henkersgesellen schon irgendwie fertig werden? Oder er gehört doch zu Omega. Aber warum hat er dann...“

„Ach, ist doch alles für'n Arsch, die ganzen Gedanken.“, meinte Leonie mit einem genervten Kopfschütteln. „Lasst uns lieber einen Plan austüfteln, wie wir hier rauskommen. Irgendeinen Weg muss es doch geben!“

Leonie hielt es nicht länger auf ihrem Sitz.

Sie stand auf, marschierte auf die Scheibe zu und trommelte mehrmals wutentbrannt mit der Faust dagegen, so heftig, dass sie sich sicher war, dass gleich die Tür aufgerissen werden würde und einer der Wächter hereinkam, um sie zu ermahnen.

„Ihr blöden Wichser! Kommt doch her und kämpft wie ein Mann, wenn ihr euch traut!“

Doch die auf der anderen Seite postierten Wachen zeigten keinerlei Reaktion.

Vermutlich war das Glas nicht nur gepanzert, sondern auch weitestgehend lärmundurchlässig.

„Leo, das bringt doch nichts!“, versuchte sie Fox zu beruhigen. „Komm, setz dich wieder... ich massier dir ein bisschen den Nacken.“

„Ich will jetzt aber nicht massiert werden!“, schnaubte Leonie noch immer in Rage. „Ich meine... wir müssen doch irgendwas tun können.“

Auf einmal kam ihr eine Idee:

„Hey, könnt ihr Jungs nicht einfach ein bisschen zaubern? Ihr wisst schon, so wie Aris damals, als plötzlich die Soldaten im Waisenhaus aufgekreuzt sind.“

Er hat einfach kurz die Augen geschlossen, hat seinen Körper verlassen und ist irgendwo hingeschwebt... und zack, schon hatte er irgendeinen Ausweg gefunden...“

„Im Prinzip schon...“, senkte Spooky reumütig den Blick. „Ich kann nur nicht so gut, wenn ich unter Druck stehe. Das habe ich schon in der Ukraine gemerkt. Ich kann mich einfach nicht konzentrieren, wenn ich weiß, es muss schnell gehen, oder dass jetzt fürchtbar viel von mir abhängt. Aris konnte das ganz locker im Sitzen machen. Ich fürchte, dafür reichen meine Fähigkeiten bei Weitem nicht.“

„Ich kann es versuchen.“, meinte Fox. „Aber um ehrlich zu sein... ich komme schon seit drei Wochen nicht mehr aus dem Körper raus. Habe wohl zu viel Angst, dass ich wieder zwischen den Welten hängenbleibe und nicht mehr zurückfinde.“

Leonie seufzte leise.

„Wenn ihr es nicht schafft, wer dann? Ich jedenfalls nicht. Schätze, dann müssen wir uns wohl was anderes einfallen lassen.“

Sie überlegte kurz und stellte sich dann auf einen der Plastikstühle, um die ziemlich glatt aussehende Decke nach eventuellen Lüftungsschlitzen oder Fugen abzuklopfen.

Aber trotz ausgiebiger Inspektion konnte sie nicht den geringsten Hinweis auf einen Fluchtweg finden.

„Verdammt...“, fluchte sie resigniert. „Wenn man in Videospielen von den Bösen in so eine beschissene Zelle eingesperrt wird, ist da immer irgendwo ein Stein locker oder ein Loch unterm Bett.“

„Ja.“, ergänzte Spooky. „Und die Waffen, die sie einem abgenommen haben, liegen im Raum nebenan in einer großen Truhe.“

„Ihr müsst mir diese Spiele zeigen, irgendwann...“, meinte Fox leise. „Bei uns zuhause hatte ich sowas nicht. Wir haben meistens nur auf der Straße gespielt.“

Er formte die Finger, als ob er ein Gewehr in der Hand halten würde, und zielte damit auf Spooky und Leonie.

„Peng! Peng! So haben wir das gemacht.“

Leonie lächelte und fuhr ihrem Freund durch die hellblonden Haare. Für einen Moment dachte sie darüber nach, dass er eigentlich noch ein halbes Kind war, das viel zu schnell erwachsen werden musste, und wunderte sich, wie er das alles so locker wegstecken konnte und dabei immer noch so unbeschwert wirkte. Aber genau dafür liebte sie ihn, und sie sagte:

„Keine Sorge, Fox. Wir werden noch genug Zeit haben, wenn das alles hier vorbei ist... versprochen! Und dann zeig ich dir alles. Alles, was Jacob in seinem Zimmer hatte. Auch das krasse Zeug ab 18.“

Fox antwortete zunächst nicht, sondern schaute einen Moment etwas verunsichert an die Decke.

„Es wird doch weitergehen, oder?“, fragte er schließlich mit brüchiger Stimme. „Ich meine... wir sind bis hierher gekommen. Wir haben alles überlebt. Wir werden doch hier jetzt nicht sterben. Oder Leonie? Spooky?“

„Niemand wird hier sterben, Füchschen!“, stellte Spooky klar und versuchte, dabei so überzeugend wie möglich zu klingen, während er seinem Freund tröstend über den Rücken strich. „Jedenfalls keiner von uns. Wenn man bedenkt, wie oft sie dich schon umbringen wollten... aber du hast es immer überlebt. Peng. Bumm. Kugeln rechts und links.“

Er lächelte ungläubig bei dem Gedanken an all die überstandenen Gefahren und daran, wie unwahrscheinlich es war, dass sie es trotzdem bis hier her geschafft hatten.

„Wir haben halt gerade nur... ne kleine Pechsträhne oder sowas. Aber die kriegen uns nicht klein! Niemals.“

Mit diesen Worten streckte er seinem Freund auffordernd die Hand entgegen, woraufhin der einschlug und entschlossen wiederholte:

„Niemals!“

„Wir werden denen sowas von in den Arsch treten!“, ergänzte Leonie, wenngleich sie selbst nur äußerst halbherzig daran glaubte, dass sie aus diesem Schlamassel nochmal heil herauskommen würden. Aber sie fand es einfach süß, wie die Jungs füreinander da waren... und dass sie Teil dieser verschworenen Gemeinschaft sein durfte. Da wollte sie nicht den Kotzbrocken spielen und die Stimmung durch ihre realistische Lage-Einschätzung versauen, wie sie es früher in solch einer Situation getan hätte.

Sie rechneten jeden Moment damit, von irgendjemandem besucht oder verhört zu werden. Doch zunächst geschah erstmal mehrere Tage garnichts. Man reichte ihnen ordentliches Essen und Getränke, und wenn einer von ihnen auf die Toilette musste, geleiteten sie die wortkargen Wachen höflich, aber bestimmt über den Korridor zu einem der Waschräume.

Als Leonie am dritten Tag eine ziemliche Szene machte und die Langeweile beklagte, reichte man ihnen ein Schachbrett und einige dicke Wälzer aus der Kanzler-Bibliothek, die aber keinen der Freunde wirklich interessierten.

„Wir wollen endlich den verdammten Obermotz sprechen!“, schimpfte Leonie wütend. Doch die Wache ließ sich davon in keinster Weise beeindrucken, sondern giftete nur zurück:

„Wer glaubt ihr, dass ihr seid? Die englische Königsfamilie oder was? Ihr kommt an die Reihe, wenn ihr an der Reihe seid. Und so lang solltet ihr einfach dankbar sein, dass Omega so gnädig ist. Anderen ist es nicht ganz so gut ergangen wie euch.“

„Pah. Gnädig...“, öffnete Spooky den Typen nach, nachdem der die Tür wieder hinter sich verschlossen hatte. „Seine Gnade kann mir echt gestohlen bleiben!“

Er lehnte sich frustriert auf seine Pritsche zurück und nahm sich vor, noch einmal zu versuchen, seinen Körper zu verlassen. Aber irgendwas in diesem Raum schien das nicht zuzulassen. Vielleicht irgendeine komische Art von Magnetfeld, oder es hatte etwas mit dem seltsamen Brummtönen zu tun, den sie die ganze Zeit über wahrnahmen. Oder man hatte ihnen gar irgendwas ins Essen gemischt.

Auch Fox gelang nicht einmal der Ansatz einer Astralreise, so dass die Freunde allmählich zu dem Schluss kamen, dass ihr Gastgeber wohl definitiv irgendwelche Vorkehrungsmaßnahmen ergriffen haben musste, um jegliches unerlaubte Herumschweben in seiner Domäne zu unterbinden.

So ging es noch eine ganze Weile. Dann endlich, am sechsten oder siebten Tag ihrer Gefangenschaft, öffneten zwei maskierte Kerle die Tür, und Spooky, Fox und Leonie wurden in den großen Kommandoraum geführt, den sie damals schon aus der Astralperspektive besucht hatten.

Gerade in dem Moment, als sie in Begleitung ihrer Aufpasser durch die Tür treten wollten, kamen ihnen drei weitere mit Fuchsmasken bekleidete Wachen entgegen, die einen blutverschmierten, leblosen Körper hinter sich herschleiften.

Spooky warf als erster einen Blick auf das blasse Gesicht, in dem wohl bereits die Leichenstarre eingesetzt hatte, und meinte zu seinen Freunden:

„Scheiße... ich glaube, das ist der Innenminister! Das ist gar nicht gut...“

„Der Kerl war eh ein Arschloch.“, murmelte Leonie schulterzuckend.

Aber Spooky warf ihr einen kritischen Blick zu und flüsterte:

„Ja. Aber darum geht's nicht. Wenn die jetzt schon anfangen, irgendwelche wichtigen Politiker zu eliminieren, dann muss ihr Plan schon ziemlich weit fortgeschritten sein.“ „Oder irgendwas ist gründlich schiefgelaufen.“, ergänzte Fox leise.

Im Inneren des Kommandoraums erspähten sie schließlich die halb durchsichtige, aber dennoch für jedermann gut sichtbare Gestalt von Omega, beziehungsweise dessen jugendliches Alter Ego mit den grünen Augen und den silber schimmernden Haaren, so wie er auch bei ihren früheren Begegnungen in der Astralwelt ausgesehen hatte.

Während Spooky sichtlich beeindruckt darüber nachdachte, wie ungeheuer stark die Kräfte ihres Gastgebers sein mussten, wenn es diesem sogar möglich war, seinen Astralkörper auch in der stofflichen Welt auf eine solche Weise zu manifestieren, schien dieser damit beschäftigt zu sein, einigen seiner Untergebenen irgendetwas auf einer Landkarte zu erklären, die auf dem großen Bildschirm hinter ihnen eingeblendet war.

Doch als er realisierte, dass Spooky, Fox und Leonie eingetreten waren, beendete Omega seine Unterweisung und wandte sich neugierig in ihre Richtung.

„Ah... meine verehrten Gäste! Schön, dass ihr es noch rechtzeitig zum großen Finale hier her geschafft habt. Ich gebe zu, ich war ein bisschen in Sorge, dass ihr euch wieder mit dem Gesetz anlegt oder sonstwie in Schwierigkeiten bringt. Aber jetzt ist ja endlich alles so, wie es von Anfang an vorherbestimmt war.“

Er schwebte auf die drei Freunde zu, mitten durch einen der Tische hindurch, und kam dann direkt vor Leonie zum Stehen.

Interessiert betrachtete Omega Leonies blutunterlaufenes Auge und die immer noch dick geschwollene Backe.

„Leonie... endlich begegnen wir uns persönlich. Ich habe gehört, du hast dich mit Shiva geprügelt? Wunderbar! Ich mag Frauen, die was einstecken können. Und vor allem auch austeilen. Das erinnert mich an meine kleine Kira... sie hat sich auch immer auf die größten Brocken geworfen, und ist dabei keinen Millimeter zurückgewichen. Ich bin mir sicher, wir wären gute Freunde geworden, wenn du damals mit uns im Waisenhaus aufgewachsen wärst.“

Er fuhr ihr sanft durch das Haar, und Leonie spürte ein leichtes Kribbeln auf ihrer Haut.

Am liebsten wollte sie ihm sofort eine scheuern für alles, was er ihr angetan hatte. Doch sie ahnte, dass ihre Faust einfach nur durch ihn hindurchgehen und sie sich lächerlich machen würde, daher ließ es Leonie dabei, ihm ihre Verachtung durch ihren Gesichtsausdruck mitzuteilen, und giftete ihn an: „Freunde? Ja, vielleicht wären wir Freunde geworden. Aber dann hättest du nicht meinen Bruder umbringen dürfen, du mieser Wichser!“

„Ach komm schon, Leonie...“, erwiderte Omega mit einem arroganten Lächeln. „Bist du etwa immer noch sauer wegen dieser einen Sache? Das mit deinem Bruder... war ein bedauerlicher Unfall.“

Er wurde ernst und schwieg, und es wirkte so, als würde er tatsächlich für einen Augenblick bedauernd nach Worten ringen.

„Um ehrlich zu sein... ich glaube, ich habe ihn einfach überfordert. Junge Menschen sind lernfähig und wissbegierig, ja... und deshalb wollte ich ihm vieles beibringen, so lange er so jung und offen dafür war.“

Ich wollte ihm zeigen, wie die Welt funktioniert... aber ich habe dabei übersehen, dass er nur die Hälfte von dem, was ich ihm klarmachen wollte, überhaupt aufnehmen konnte. Weil es einfach viel zu viel war für sein kleines Gehirn.

Er hat es so aufgefasst, dass ich ihn dazu bringen wollte, dir etwas anzutun. Doch alles, was ich jemals getan habe, war ihm Möglichkeiten aufzuzeigen... Wahrscheinlichkeiten...

Alternativen...

Weißt du... von der Perspektive eines Gottes aus betrachtet, ist manchmal alles so einfach und unkompliziert.

Erst die menschliche Perspektive macht es zum Problem.

Es ist vielleicht ein wenig vergleichbar mit Jesus, der nichts weiter getan hat, als den Menschen zu sagen, seid keine Arschlöcher, oder ihr werdet dafür bezahlen und in die Hölle kommen. Ich bin überzeugt davon, er hat damit die Hölle gemeint, die sie sich selbst geschaffen haben, nebenbei bemerkt...

Und was haben die Menschen aus diesen Worten gemacht? Haben in seinem Namen Scheiterhaufen aufgestellt und Hexen angezündet, ganze Völker ausgerottet, ihren Nachwuchs gequält und dessen Sexualität unterdrückt.

Alles nur, weil ein Halbgott versucht hat, ihnen etwas zu erklären, was von seiner Perspektive aus betrachtet die einfachste Sache auf der ganzen Welt war... aber was einfach nicht in ihre kleingeistigen Menschengehirne hineinpassen konnte.

Und so ähnlich war das auch mit mir und deinem Bruder. Womit ich nicht sagen will, dass er dumm war. Aber eben überfordert. Nicht vorbereitet genug.

Also wenn du mir etwas vorwerfen willst, dann wirf mir vor, dass ich ihn zu früh ausgewählt habe. Dass ich etwas zu grob mit ihm umgegangen bin. Aber ich habe ihn ganz sicher nicht umgebracht, Leonie!“

Leonie weigerte sich, diese Worte überhaupt an sich ranzulassen, und wandte ihr Gesicht demonstrativ von ihm ab.

„Du kannst dir deine Worte sparen! Es ist nicht wichtig, wie es passiert ist. Nur das Ergebnis zählt. Und ohne dich wäre er jetzt noch hier.“

„Sicher?“, fragte Omega eindringlich. „Die innere Zerrissenheit, die Selbstzweifel und die Angst, dass du ihn eines Tages verachten würdest, weil du ein normales Kind bist und er nicht... nichts davon habe ich ihm eingepflanzt. Das war schon von Anfang an in ihm drin. Vielleicht hätte er sich so oder so umgebracht.“

Aber gut, lassen wir das. Ich bin mir sicher, du wirst es irgendwann verstehen. Wenn es dir hilft, mich zu hassen, dann tu es eben. Es macht keinen Unterschied.“

Mit diesen Worten ließ er schließlich von ihr ab und schwebte als nächstes ganz dicht an Spooky heran, der sich bemühen musste, angesichts der ungewohnten Nähe dieses machtvollen Wesens nicht all zu verängstigt zu wirken.

„Spooky... ich muss sagen, du siehst in echt deutlich unspektakulärer aus als in deiner astralen Form. Aber du hast zweifellos großes Potenzial in dir. Noch 20 oder 30 Jahre hartes, konsequentes Training, und ich bin mir sicher, du wirst eines Tages über ähnliche Kräfte verfügen, wie ich es tue.“

Spooky wusste nicht so genau, ob er diese Aussage nun als Kompliment auffassen sollte, oder ob es eher so viel bedeutete wie „Du kannst mir nicht mal ansatzweise das Wasser reichen, also versuch erst gar keine Dummheiten!“

Daher schwieg er einfach nur und versuchte zu lächeln, in der Hoffnung, dass sich Omega bald wieder von ihm abwenden würde. Und tatsächlich tätschelte er ihm nur kurz die Wange, und wandte sich dann dem danebenstehenden Fox zu.

„Du hast im Namen der Fuchse ordentlich Chaos angerichtet, ganz in der Nähe von meiner alten Heimat, habe ich gehört.“, sprach er auf ukrainisch zu dem Jungen. „Hast unser Zeichen an die Wände gemalt... wie in den alten Zeiten. Herrlich. Und du kennst Nikolaj? Ich hatte schon lange mal wieder bei ihm vorbeischaun wollen... aber manchmal ist man so sehr mit der Zukunft beschäftigt, dass man seine Wurzeln vernachlässigt. Ich bin dir jedenfalls dankbar, dass du hier bist, mein tapferer junger Freund... und dass ihr mir den Säbel mitgebracht habt. Er wird einen Ehrenplatz in meiner Sammlung bekommen.“

„Du bist immer mein großes Vorbild gewesen, Aris!“, antwortete Fox mit der ihm eigenen Offenheit. „Ich habe immer geglaubt, du wärst schon lange tot... und jetzt... jetzt stehst du wirklich vor mir. Das ist so wunderbar!“

Leonie verdrehte genervt die Augen, als sie seine bewundernden Worte vernahm. Eigentlich hatte sie gehofft, Fox würde dem Angeber einmal ordentlich die Meinung eigen. Stattdessen schien er gerade kurz davor zu sein, ihn um ein Autogramm zu bitten. „Du kannst an meiner Seite die neue Welt erschaffen.“, sagte Omega, dem die Schmeicheleien von Fox sichtlich zu gefallen schienen. „Wir brauchen Menschen wie dich. Und du wirst bei uns viele Freunde haben, die alles genauso sehen wie du und ich. Gemeinsam können wir Großes erreichen.“

„Das ist sehr nett von dir... wirklich!“, erwiderte Fox mit Blick auf die neben ihm stehenden Spooky und Leonie. „Aber ich glaube, ich habe bereits Freunde, die so sind wie ich. Und ohne sie werde ich nirgendwo hingehen.“

„Verstehe.“, seufzte Omega. „Nun gut. Es wird langsam Zeit. Ich bin mir sicher, ihr werdet es schon noch einsehen, dass mein Plan der Erneuerung der einzig richtige für diese Welt ist.“

Mit diesen Worten wandte er sich wieder von seinen Gästen ab und gab den hinter ihnen stehenden Wachen ein Zeichen.

„Bringt sie zurück in ihr Gästezimmer! Wenn es so weit ist, werden sie einen Ehrenplatz in der ersten Reihe bekommen. Ich denke, das bin ich ihnen schuldig... um der alten Zeiten willen.“

Daraufhin stellten sich drei der Maskenträger hinter die Freunde und packten sie am Ärmel, um sie zurück in die Zelle zu begleiten.

Aber Leonie war nicht bereit, sich so einfach wieder fortschicken zu lassen. Es hatte noch nie ihrer Natur entsprochen, andere stillschweigend über ihr Leben bestimmen zu lassen. Und genau das war es ja im Grunde, was Omega versuchte... bestimmen zu wollen. Über sie, über Millionen andere, über die ganze Welt.

„Warte, Aris!“, rief sie daher energisch und stieß den Arm des ihr zugeteilten Aufpassers unsanft von sich weg. „Es ist nicht richtig! Und wenn Jacob noch am Leben wäre, würde er dir jetzt genau dasselbe sagen. Er war ganz sicher kein Freund dieser Gesellschaft oder des heutigen Systems... und ich bin das auch nicht, falls es dich interessiert. Von mir aus knall diese ganzen Politikerschweine ab, oder mach sie zu deinen Sklaven ... das geht mir echt am Arsch vorbei. Aber du kannst nicht die ganze Menschheit über einen Kamm scheren!“

Selbst wenn du in deinem Leben tausend Arschlöchern begegnet bist, die es verdient haben, vernichtet zu werden, kannst du nicht einfach daraus schließen, dass die Milliarden, denen du noch nicht begegnet bist, es ebenfalls verdient haben.“

„Ich kann rechnen.“, erwiderte Omega und unterbrach abermals seine Vorbereitungen. „25 Kinder im Waisenhaus haben aktiv andere unterdrückt. 120 haben mit schlotternden Knien dabei zugesehen und alles mit sich machen lassen. Und nur 4 haben sich aufgelehnt und versucht, der Unterdrückung ein Ende zu bereiten.

Du sagst mir, meine Erfahrungen seien nicht repräsentativ.

Dann sage ich dir: Ich will dich sehen! Dich und deine Schulkasse. Stell dir vor, du und deine Klassenkameraden würden in derselben Situation leben wie wir damals. Könntest du mir garantieren, dass mehr als vier von ihnen rebellieren würden? Würdest du mir dafür bürgen mit deinem Augenlicht?

Menschen sind Menschen, Leonie. Überall auf der Welt. Ich kann nicht alle von ihnen kennen, nein. Aber ich erkenne, wie erbärmlich diese Welt sie gemacht hat... und wie selten es ist, dass diese Welt Wesen wie uns entstehen lässt, die sich erheben... die kämpfen und sich nichts gefallen lassen.

Diese Welt hat die Menschen verkommen lassen. Auch wenn sie auf den ersten Blick noch so nette Nachbarn und Mitschüler sein mögen. Ich habe gesehen, wie sie reagieren, wenn es ums nackte Überleben geht. Ich habe gesehen, wie sie reagieren, wenn sie nicht wissen, ob sie am Abend was zum Essen auf dem Tisch haben. Ich habe gesehen, wie schnell dann die ganze schöne Maske der Zivilisation von ihnen abfällt.

Also halte mir keine Moralpredigten. Die absolute Mehrheit der Menschen ist charakterloser Dreck, wenn es hart auf hart kommt. So lang sie in der Sonne stehen, siehst du nur ihre nette Seite. Aber wenn die Nacht einbricht... wenn die Angst in ihr Leben tritt... dann siehst du, wie sie wirklich sind.

Raubtiere. Feiglinge. Mitläufer. Und ein paar ganz wenige verrückte Idealisten. Pah!“

Er winkte verächtlich ab und wandte sich kopschüttelnd wieder seinen Untergebenen zu. Doch Leonie wollte sich nicht so leicht geschlagen geben und suchte händeringend nach den richtigen Argumenten.

Aber Spooky kam ihr zuvor und sprach an ihrer Stelle:

„Auch ich habe die Menschen lange beobachtet, Omega. Ich habe ihre Angst gesehen... Angst davor, alleine zu sein... Angst davor, dass jemand ihre geheimen Veranlagungen erkennen könnte... Angst davor, dass ihre Lebenspläne nicht in Erfüllung gehen.

Die Menschen sind voller Angst.

Aber genau deshalb wirst du auch mit einem Neustart des Systems nichts verändern. Sie werden weiter in Angst leben. Vielleicht werden sie keine Angst mehr davor haben, zu ihren sexuellen Bedürfnissen zu stehen. Aber vielleicht haben sie dann stattdessen Angst davor, dass ihre Nachbarn erkennen könnten, dass sie Egoisten sind... dass sie nicht an die tollen Ideale heranreichen, die Gunnar Mageddon in seinem Buch beschworen hat. Vielleicht werden sie Angst davor haben, dass sie dich enttäuschen werden... dich, ihren neuen Gott.

Im besten Fall wirst du ihre Ängste austauschen. Aber nicht ihr ängstliches Wesen an sich.“

„Mag sein...“, entgegnete Omega, den die verzweifelten Argumentationsversuche seiner Gäste allmählich zu langweilen begannen. „Aber ich habe auch gar nicht vor, eine ideale Welt für jedermann zu schaffen. Man kann es eh nie allen Recht machen. Da brauchst du

dir nur irgendwelche Kundenrezensionen im Internet anschauen. Es gibt nie die vollen fünf Sterne. Irgendwer hat immer was zu meckern, egal wie gut das Produkt ist, nicht wahr? Aber was ich tun kann, ist einen guten Nährboden zu schaffen. „Gut“ im Sinne von: Gut für meinesgleichen. Für meine Art. Für die, die das fühlen, was ich gefühlt habe. Für die, die das sehen können, was ich gesehen habe.

Ich kämpfe für meine Art, Spooky. Und du? Für was kämpfst du doch gleich? Für die ganzen Narren da draußen, die dich nicht verstehen können und nie verstehen werden? So wie Superman?“

Spooky zögerte einen Moment, da ihm klar wurde, dass er genaugenommen nie für irgendetwas gekämpft hatte, bevor Leonie gekommen und ihn in dieses Abenteuer hineingezogen hatte.

Eigentlich hatte er immer nur versucht, Konflikten und Kämpfen jeder Art aus dem Weg zu gehen. Aber natürlich ahnte er, dass einer wie Omega so etwas nie verstehen würde. „Im Grunde kämpft doch jeder für die Dinge, die ihm wichtig sind.“, versuchte er schließlich seinem Gegenüber klarzumachen. „Für seine Familie... für seine Art... da bist du auch nicht anders als der fette Dorfnazi, der bei mir in der Nachbarschaft wohnt, Omega. Jeder kämpft für irgendwas. Und weil alle so viel kämpfen, ist diese Welt ein einziges Schlachtfeld.

Weißt du... es gibt da so einen Spruch bei uns in Deutschland: Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.

Ich hab den Spruch immer gemocht. War sowas wie ein Lebensmotto von mir... naja, zumindest bevor wir nach Novikrasnoschewsk gefahren sind.

Überleg es dir. Wenn einfach keiner mehr gegen den anderen kämpfen würde...“

„Wenn keiner mehr kämpfen würde, blieben die Besitzverhältnisse genau so, wie sie es im Moment sind.“, unterbrach ihn Omega streng. „Die Verteilung der Güter, die Abhängigkeitsverhältnisse, die Hierarchien... alles eingefroren und in Stein gemeißelt bis in alle Ewigkeit.

Wölfe werden Wölfe bleiben, und die Schafe bleiben Schafe und lassen sich fressen ohne Widerstand. Vielleicht blöken sie ein bisschen und Scharren unruhig mit den Hufen, als pazifistischer Ausdruck ihrer Unzufriedenheit. Und dann werden sie gefressen.

Erzähl mir nicht, wie die Welt funktioniert, Junge!

Wenn du echten Frieden willst... musst du ihn dir nehmen. Und alle, die dir deinen Frieden nicht gönnen wollen, die müssen erzittern vor dir. So haben wir damals im Heim Frieden geschaffen. Und ich schwöre dir, im großen Maßstab wird es kein bisschen anders ablaufen. Die Welt ist nichts anderes als ein gigantisches Waisenhaus voller hungriger Kinder, die sich nach einem Vorbild sehnen. Und ich werde ihnen dieses Vorbild geben. Wenn ihr mich jetzt entschuldigen würdet... ich habe eine Revolution vorzubereiten.“

Er nickte seinen Untergebenen zu, woraufhin diese Spooky, Leonie und Fox unsanft vor sich herstießen.

„Los, mitkommen!“, forderte einer von ihnen unter seiner Maske.

Leonie gehorchte fluchend.

„Ja... ist ja schon gut, verdammt. Ich kann selber laufen.“

Schließlich wurden sie zurück in die vertraute Zelle begleitet und die Tür hinter ihnen zugesperrt.

„Hey, wir haben es immerhin versucht...“, bemühte sich Fox darum, die Stimmung seiner Freunde ein wenig aufzuheitern. „Ihr habt nicht ernsthaft geglaubt, dass er sich bequatschen lassen würde, oder?“

Leonie setzte sich wütend auf einen der Plastikhocker und schlug mit der Faust gegen die Wand.

„Von wegen Omega...“, regte sie sich auf. „Der Typ ist ein Alpha-Tier wie alle anderen auch! Spielt sich hier auf wie der Rächer der geprügelten Waisenknaben... aber letztlich ist er doch auch nicht anders als die, die er zu bekämpfen versucht.“

Und alles, was ihm dabei im Weg steht, wird rücksichtslos niedergetrampelt. So wie Jacob damals. Ist halt Kollateralschaden. Ist halt dumm gelaufen, ja? Mich kotzt der Typ so dermaßen an!“

„Soll ich dich bisschen massieren, zur Entspannung?“, fragte Fox, ohne weiter auf ihre Argumente einzugehen.

„Nein, verdammt!“, fluchte Leonie vorschnell... überlegte es sich aber gleich darauf wieder anders und murmelte: „Ja, meinetwegen...“

Sie lehnte sich in Richtung ihres Freundes und streckte ihm ihre Schultern entgegen.

„Ehrlich gesagt könnte ich jetzt auch eine kleine Massage vertragen.“, meinte Spooky mit Griff an seinen verspannten Nacken, und ließ sich erschöpft neben Leonie auf einem der freien Stühle nieder.

Doch als er sich nach hinten lehnte und hinauf an die Decke blickte, hielt er irritiert inne.

„Hey, schaut mal da! Sah das vorhin nicht anders aus?“, sagte er zu seinen Freunden und deutete auf einen dunklen Wasserfleck in der Ecke, der sich plötzlich wie von Geisterhand zu einem ganzen Muster aus dunklen Linien und Vierecken auszubreiten begann, bis er die halbe Decke umfasste.

„Die haben hier ein Problem mit den Leitungen.“, stellte Fox nüchtern fest. „Hätte ich nicht erwartet in Deutschland.“

„Quatsch!“, entfuhr es Leonie, die nun ebenfalls fasziniert an die Decke starrte. „Das ist kein Zufall. Das ist... eine Karte!“

„Eine Karte von diesem Bunker.“, ergänzte Spooky ungläubig, während er sich auf einen der Stühle stellte, um die seltsamen Linien noch etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

„Hmm... das ist definitiv feucht. Riecht wie Abwasser. Aber das ist kein zufälliges Muster. Hier... hier sind wir. In diesem kleinen Raum. Und das da vorne... das muss der Kontrollraum sein, in dem wir vorher waren.“

„Wie geht sowas?“, rätselte Fox. „Wer macht das? Und wozu?“

Im selben Moment wurde die Tür aufgestoßen, und einer der Wachen mit Fuchsmaske und Maschinengewehr in der Hand betrat den Raum.

Der Maskierte musterte die drei Freunde eindringlich, dann fiel sein Blick auf das immer noch deutlich sichtbare Wassermuster an der Decke über ihnen.

Er zögerte einen Augenblick, ehe er sorgsam von innen die Türe verschloss, die Waffe hinter sich an die Wand lehnte, und dann mit durch die Maske gedämpfter Stimme sagte: „Die Karte des Fuchsbaus... interessante Methode. Er überrascht mich immer wieder aufs Neue. Und dass er euch auch rekrutiert hat... naja, eigentlich hätte ich es mir ja denken können.“

„Uns hat niemand rekrutiert!“, stellte Leonie unmissverständlich klar, der die Stimme irgendwie vertraut vorkam. „Wir sind von so einem durchgeknallten Schund-Autor und

seinem schwachsinnigen Gehilfen aufs Kreuz gelegt und entführt worden. Gegen unseren Willen!“

„Verstehe...“, erwiderte der Maskenmann mit einem süffisanten Grinsen. „Ihr seid so naiv, immer noch an Zufälle zu glauben. Nach allem, was passiert ist. Hört zu: Wir haben nicht viel Zeit. Omega ist gerade anderweitig beschäftigt... aber niemand weiß, wann er zurück sein wird. Besser, wir vertrödeln nicht unnötig Zeit.“

Er blickte einen Moment unschlüssig auf die verschlossene Tür hinter sich, und entschied sich dann dazu, seine Maske abzunehmen, um den Freunden seine wahre Identität zu offenbaren.

„Shiva!“, entfuhr es Fox und Spooky nahezu zeitgleich, als sie unter der Maske das Gesicht des jungen Gotteskriegers erblickten.

„Heißt das, du bist ein Doppelagent?“, fragte Leonie ungläubig. „Du bist auf unserer Seite? Oder... auf wessen Seite stehst du eigentlich?“

„Wir sind alle nur Schachfiguren in einem viel größeren Spiel.“, versuchte ihnen Shiva klarzumachen. „Eine Schachpartie, die vor über siebenzig Jahren in einem ukrainischen Waisenhaus begonnen hat. Und wenn uns dieses Spiel alle vier hier her geführt hat... in einen Raum mit einer großen Karte an der Decke, auf der ein deutlich sichtbares X eingezeichnet ist... dann schlage ich vor, dass wir dieses X finden und unserer Bestimmung folgen.“

Mit diesen Worten griff er in seine Tasche und zog eine winzige, silberne Pistole heraus... klein genug, um als Feuerzeug durchzugehen, doch tödlich genug, um sich im Notfall den Weg damit freizuschießen.

„Hier... die ist für euch! Sobald hier das Chaos ausbricht, zögert nicht, sie zu benutzen. Ihr habt aber nur fünf Schuss, vergesst das nicht. Also, wer möchte?“

Er streckte sie zunächst auffordernd allen Dreien entgegen, entschied sich dann aber dazu, auf Leonie zuzugehen und sie ihr zu überreichen. „Nimm du sie! Ich glaube, die anderen beiden sind nicht hart genug für den Job.“

Leonie ließ sich das nicht zweimal sagen und griff zu, noch ehe sich Spooky und Fox über Shivas Einschätzung echauvieren konnten.

„Und... auf was genau sollen wir damit schießen?“, hakte Spooky schließlich ein wenig ratlos nach.

„Auf alles, was euch in die Quere kommt auf dem Weg zu eurem Ziel. Und wenn ihr erstmal dort seid...“

Shiva deutete auf das an der Decke befindliche X.

„Dann werdet ihr wissen, was zu tun ist. Du wirst es wissen, Leonie!“

Mit diesen Worten setzte er sich die Maske wieder auf und griff nach seinem Gewehr.

„Ach, und noch was...“, sagte er, während er zurück in Richtung Tür lief.

„Versteckt die Waffe!“

„Und... wo genau sollen wir die verstecken?“, fragte Leonie.

„Na, irgendwo, wo man sie nicht suchen wird, falls ihr gefilzt werdet.“, antwortete Shiva und deutete auf sein Hinterteil. „Deshalb ist sie so schön klein.“

„Das ist so eklig.“, murmelte Leonie.

„Bin mir sicher, du kannst das, kleine Nutte.“, erwiderte Shiva mit einer Stimmlage, aus der nicht genau ersichtlich war, ob er das alles nur spielte, oder ob seine Abneigung ihr

gegenüber nach wie vor echt war. „Tu was du für richtig hältst. Aber vergiss nicht: Das Schicksal dieser Welt liegt jetzt allein in deinen Händen. Oder sollte ich sagen: In deinem Arsch?“

Er salutierte kurz vor ihnen, ehe er sich wieder der Tür zuwandte... doch Spooky hielt ihn mit einem entschlossenen Griff an den Arm zurück.

„Warte! Stimmt es wirklich, dass Omega vorhat, die gesamte Zivilisation zu vernichten? Ich meine... kann er es überhaupt? Das haben sicher schon viele versucht, und...“

„Glaubt mir, er kann!“, erwiderte Shiva bestimmt. „Ich meine... ich kenne nicht alle Details. Aber ich weiß, was ich weiß. Da waren Forscher... Forscher aus Russland. Die haben noch zu Sowjetzeiten eine neue Art von Virus erschaffen... dermaßen ansteckend und tödlich, dass sich keiner der Verantwortlichen getraute, daran weiterzuforschen. Aber sie haben ihre Forschung auch nicht vernichtet, sondern... aufbewahrt. Im Verborgenen. Um ein Druckmittel zu haben, falls man ihnen oder ihren Familien etwas antun wollte.“

Doch Omega hat das geheime Versteck gefunden, in dem das Virus gelagert wurde. Er hat alles an sich gerissen. Und jetzt warten seine Leute an verschiedenen dichtbevölkerten Orten dieser Welt nur noch auf einen Befehl von ihm, um es freizusetzen. Ist alles bloß eine Frage der Zeit.“

„Und wie... wie sollen wir drei etwas ausrichten können, gegen diese ganze Armee da draußen?“, hakte Leonie ungläubig nach, die sich von all den Ereignissen der letzten Wochen zunehmend überfordert fühlte. „Das ist glaube ich echt ne Nummer zu groß für uns.“

Shiva schaute sie nur verständnislos an, als ob sie gerade totalen Unsinn verzapft hätte, und meinte:

„Aber Omegas sterblicher Hülle eine Kugel in den Kopf zu jagen, das kriegst du noch hin, oder? Das ist echt alles, was von dir erwartet wird. Das ist der Grund, warum du überhaupt hier bist. Um alles andere braucht ihr euch keine Gedanken zu machen.“

Ihr erfüllt eure Aufgabe, und ich kümmerge mich mit ein paar anderen um den Rest. Aber falls ihr es unbedingt genau wissen wollt: Da sind Sprengladungen angebracht, an allen tragenden Säulen dieses Bunkers. Und sobald die Zünder scharf gestellt sind, bleiben euch noch etwas mehr als fünfzehn Minuten, und dann... Booom, fliegt hier alles in die Luft, und begräbt den ganzen Fuchsbau unter sich, mit allem, was dann noch von Omega und seinen Handlangern übrig sein wird.“

„Und was ist mit uns?“, fragte Spooky nicht wirklich begeistert. „Werden wir dann auch mit begraben? Gehört das auch zu deinem tollen Plan?“

„Nicht, wenn ihr euch beeilt.“, antwortete Shiva mit angespannter Miene. „Es gibt ganz in der Nähe der Waschräume einen geheimen Ausgang. Ein ehemaliger Versorgungsschacht, der zu einem alten, stillgelegten U-Bahn-Tunnel führt. Steht alles auf der Karte da oben, also prägt sie euch besser gut ein, wenn ihr am Leben bleiben wollt. Und jetzt entschuldigt mich... ich muss auf meinen Posten zurück. Wenn mich Omega hier entdecken sollte, kommt hier überhaupt keiner von uns mehr lebend raus.“

Er nickte Spooky noch einmal zu, ehe er sich ruppig von ihm losriss und durch die Türe schritt, um sie gleich darauf wieder sorgsam hinter sich zu verriegeln.

Zurück blieben die drei Freunde in ihrer Zelle, die sich ratlose Blicke zuwarfen und alle nicht so recht wussten, wie sie mit der neuen Situation umgehen sollten.

„Wir haben also einen neuen Verbündeten...“, meinte Fox als Erster.
„Nett.“, stimmte schließlich auch Spooky in einem sarkastischen Tonfall mit ein, und fügte in Richtung von Leonie gewandt hinzu: „Insgeheim steht er glaub schon ein bisschen auf dich, oder?“

„Aber ich nicht auf ihn!“, stellte Leonie unmissverständlich klar, für den Fall, dass irgendwer das Knistern zwischen ihm und ihr als ein Zeichen erotischer Spannung missgedeutet hatte. „Was glaubt ihr? Warum macht er das? Ich dachte, es wäre ihm so furchtbar wichtig, seinen Meister nicht zu enttäuschen, die Welt zu zerstören und so...“
„Ehrlich, ich hab keine Ahnung.“, gestand Spooky mit ratlosem Blick auf die zunehmend blasser werdenden Strukturen an der Decke, die genauso unnatürlich wieder zu verschwinden schienen, wie sie entstanden waren. „Ich kapiert irgendwie garnix mehr. Schachfiguren, ok... aber in was für einem Spiel? Was meint er?“

„Er hat sich drei verflixte Finger abgeschnitten für seinen Herrn und Meister!“, murmelte Leonie fassungslos. „Und jetzt hintergeht er ihn? Einfach so? Oder ist Gunnar Mageddon auch mit von der Partie?“

„Doppelagent. Ganz klar.“, meinte Spooky.

„Mindestens Dreifach-Agent.“, vermutete Fox.

„Und für wen?“, wollte Leonie wissen.

„Vielleicht ist er in Wirklichkeit immer noch beim IS.“, überlegte Spooky nicht ganz ernstgemeint, wenngleich man sich in diesen Zeiten wohl über garnichts mehr hundertprozentig sicher sein konnte. „Und die haben ihn in Deutschland eingeschleust, damit er die Ungläubigen infiltriert und...“

„Sehr unwahrscheinlich.“, unterbrach ihn Leonie, und Fox vermutete:

„Ganz sicher ehemaliger KGB! Astralspionage-Spezialeinheit.“

„Der Rabe.“, dämmerte es Spooky schließlich. „Shiva arbeitet definitiv für den Raben!“

„Oder er ist der Rabe.“, ergänzte Leonie.

„Ja. Das eine oder das andere. Oder er und der Rabe arbeiten beide für eine noch unbekannte dritte Macht.“

„Hey... immerhin haben sie uns ne Knarre gegeben.“, versuchte Fox ihre Situation positiv zu sehen. „Und sie wollen doch die Welt retten, genau wie wir!“

„Hat der Kerl zumindest gesagt. Aber ich glaub hier drin keinem mehr irgendwas.“, antwortete Leonie grimmig und betrachtete prüfend die mickrige Pistole in ihrer Hand. Sie hätte sie am liebsten probenhalber einmal abgefeuert, um sicher zu gehen, dass das Teil überhaupt funktionierte, und um die Wirkung besser einschätzen zu können... doch erstens wäre das vermutlich viel zu auffällig gewesen, und zweitens hatten sie ja nur fünf Schuss. Zumindest, wenn Shiva die Wahrheit gesprochen hatte und sie nicht nur wieder zu verarschen versuchte. Und so steckte sie sich die Pistole einfach nur skeptisch in ihren Hosenbund.

Doch zunächst passierte rein gar nichts. Weder an diesem Tag, noch an den Tagen, die folgten. Immerhin war das Essen in Ordnung, und Fox konnte die Zeit sinnvoll nutzen, um seine immer noch etwas schlaffen Muskeln zu trainieren und allmählich wieder zu seiner alten körperlichen Verfassung zurück zu finden.

Hin und wieder machte Leonie mit ihren Freunden auch ein bisschen Kampftraining, was aber nicht einmal halb so intensiv war wie das, was Aris und Vanja damals im Waisenhaus veranstaltet hatten.

Dennoch war es für Spooky hart genug, dass er meist schon nach ein paar wenigen Körperkontakten Schmerzen verspürte und um Gnade flehte.

Fox hingegen fand deutlich mehr Gefallen daran, mit Leonie seine Kräfte zu messen, und stürzte sich eifrig ins Gefecht, auch wenn ihm Leonie körperlich deutlich überlegen war. Seine Haare waren inzwischen etwas länger geworden, und Leonie hatte ihm hinten und an der Seite ein paar Zöpfe hineingeflochten, weil er ein bisschen mehr wie Vanja aussehen wollte und seine alte Frisur als viel zu normal und langweilig empfand.

„Na, gibst du endlich auf?“, fragte Leonie, als sie ihn nach einem harten Sparringskampf im Schwitzkasten hatte und sein Kopf immer roter wurde.

„Vergiss es!“, keuchte Fox angestrengt und versuchte, sich durch einen energischen Griff in ihr Gesicht aus ihrer Umklammerung zu befreien.

Spooky, der das alles aus sicherer Distanz von einem der Stühle aus beobachtete, meinte nur kopschüttelnd:

„Ihr werdet euch noch umbringen, wenn ihr so weiter macht!“

„Wir müssen... stärker werden...“, antwortete Leonie verbissen, und klang dabei ein kleines bisschen wie Aris damals. „Komm her und mach mit, wenn du überleben willst!“

Spooky wollte erst abwinken, raffte sich aber schließlich doch dazu auf, zu Foxs Befreiung zur Hilfe zu eilen, bis sie ihre Freundin schließlich gemeinsam zu Boden gerungen hatten und zu zweit auf der nahezu bewegungsunfähigen Leonie lagen.

„So hab ich das nicht gemeint, ihr Idioten. Geht runter von mir!“, beschwerte sie sich lautstark. „Das ist total unfair so. Einer nach dem anderen.“

„Das Leben ist selten fair, Leo.“, erwiderte Spooky grinsend. „Besser du gewöhnst dich dran.“

Irgendwie gefiel ihm das Kampftraining gleich deutlich besser, wenn er Leonie so unter Kontrolle hatte, auch wenn ihm natürlich sehr wohl bewusst war, dass sich Omega und seine Leute nicht so einfach geschlagen geben würden, und dass er daher besser jede sich bietende Chance zum Trainieren nutzen sollte.

Im Gegenzug zu Leonies Bemühungen, ihre Freunde körperlich fit zu bekommen für die bevorstehende Auseinandersetzung, versuchten Fox und Spooky auch, Leonie in fortgeschrittenen Astralreise-Techniken zu unterrichten... zumindest in der Theorie, denn immer noch schien irgendeine mysteriöse Kraft jeden Versuch der drei Freunde, ihre Körper zu verlassen, zu unterbinden, so dass ihnen im Grunde gar nichts anderes übrig blieb, als abzuwarten und auf Shivas geheimnisvollen Plan zu vertrauen.

Am Abend desselben Tages saß Spooky mit unruhig zappelnden Beinen auf dem Boden und starrte an die Decke.

„Echt toll... Erwachsen sein hatte ich mir irgendwie anders vorgestellt. Dabei bin ich vor zwei Tagen achtzehn geworden.“

„Ich hab es mir irgendwie genau so vorgestellt.“, erwiderte Leonie müde. „Das Erwachsensein, meine ich... Den ganzen Tag über eingesperrt zu sein in einem Bunker mit künstlichem Licht, und über dir sitzen die ganzen Arschlöcher und machen Politik.“

Fox ging gar nicht auf ihren Kommentar ein, und meinte nur zu Spooky gewandt:

„Echt? Du hattest Geburtstag? Warum hast du nichts gesagt? Vielleicht hätte uns Aris einen Kuchen gebracht... ich meine, wäre doch möglich, oder? Achtzehn wird man nur einmal im Leben!“

„Pfft.“, entgegnete Spooky kopfschüttelnd. „Genaugenommen hat nur irgendwann mal irgendein arschloch damit begonnen, die Tage zu zählen und sie in Stunden und Minuten zu unterteilen, um Stress und Hektik zu erzeugen. Und als Nullpunkt hat man den Geburtstag eines Menschen namens Jesus gewählt, von dem keiner weiß, wann genau er eigentlich geboren wurde. Also... warum feiert man sowas überhaupt, wenn es doch eh alles nur willkürliche Zahlen auf einer willkürlichen Skala sind?“

„Ist das nicht völlig egal?“, versuchte ihn Fox zu überzeugen. „Man sollte jeden Grund zum Feiern nehmen, den man kriegen kann.“

Dann stellte er sich in die Mitte des Raumes, breitete seine Arme aus und rief mit aller Kraft:

„Hey, Aris! Hörst du? Spooky hat Geburtstag gehabt! Wie wär's mit ner Flasche Rum und einem leckeren Kuchen?“

Spooky und Leonie grinsten kopfschüttelnd angesichts der Ausgelassenheit ihres jungen Freundes.

„Wenigstens du lässt dir die Laune nicht vermiesen...“, murmelte Spooky. Und Leonie ergänzte:

„Zumindest weiß ich jetzt, warum dich Spooky damals unbedingt retten wollte... weil dein Optimismus einem das Gefühl gibt, dass es noch nicht zu spät ist. Selbst wenn es fünf vor Weltuntergang ist. Das hilft echt.“

Sie lächelte ihn aufrichtig an, fügte dann aber noch augenzwinkernd hinzu:

„In ein paar Tagen wird Omegas Virus die Welt entvölkern... wenn nicht sogar noch Zombies auftauchen oder Schlimmeres. Aber es hilft. Tut gut, dass wenigstens einer hier sich die gute Laune nicht verderben lässt.“

„Da wo ich herkomme....“, antwortete Fox nach einer kurzen Pause in einem deutlich nachdenklicheren Tonfall. „Da haben die Menschen so viele Sorgen, wisst ihr? Viele sind den ganzen Tag nur am Fluchen. Zu wenig Geld, zu wenig Arbeit, und die Regierung macht sowieso, was sie will. Und alles ist grau in grau. Wenn du ein bisschen mehr Licht in dieser Welt haben willst... dann musst du selber zur Sonne werden. Und strahlen, wann immer du kannst.“

Leonie nickte einsichtig und meinte: „Das klingt nach einer guten Philosophie. Vielleicht hast du wirklich Recht, Fox. Vielleicht habe ich auch viel zu viel Dunkelheit ausgestrahlt in den letzten Jahren, anstatt für etwas mehr Licht zu sorgen... und wenn wir das hier heil überstehen sollten, dann schwöre ich, dass ich es versuchen werde! Ich meine... die Welt ein bisschen mehr so zu sehen wie du. Aber... ich glaube, ich kann das nicht, so lange das alles hier nicht geklärt ist... und so lange ich Jacob nicht gerächt habe. Lasst es uns erst zu Ende bringen.“

„Jetzt klingst du aber optimistisch!“, erwiderte Spooky skeptisch. „Denkst du wirklich, es liegt an uns, die Sache hier zu Ende zu bringen? Als ob wir irgendeine realistische Chance hätten. Hast du gesehen, wie viele von den Füchsen da draußen rumwuseln? Und wie schwer die bewaffnet sind?“

„Hey!“, antwortete Leonie überzeugt. „Immerhin haben wir jetzt auch ne kleine Knarre! Und einen durchgeknallten Dschihadisten an unserer Seite. Wann sind unsere Chancen zum letzten Mal so dermaßen gut gewesen?“

Kapitel 33 - Propaganda

Nach insgesamt beinahe dreiwöchiger Gefangenschaft war es schließlich soweit. Ziemlich verloren standen Spooky, Fox und Leonie im großen Konferenzsaal, umgeben von gut hundert Fuchsmaskenträgern, größtenteils Jugendliche und junge Erwachsene, die ungeduldig auf den Moment ihrer Machtübernahme warteten.

Wohl um Platz für die versammelte Menschenmenge zu schaffen, oder weil er schlicht und ergreifend in der zukünftigen Weltordnung nicht mehr benötigt wurde, war der große Tisch, an dem zuvor die Politiker saßen, abgebaut und in seine Bestandteile zerlegt worden.

Was in der Zwischenzeit alles über ihnen auf der Oberfläche vorgefallen war, konnten die drei Freunde nur vermuten, da sie in ihrer langen Zeit im Bunker weder über aktuelle Zeitungen noch sonstige Informationsmöglichkeiten verfügten, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf Shivas Worte zu vertrauen, dass es noch nicht zu spät war, so lange sich alle Beteiligten an den Plan hielten... wenngleich ihnen noch immer schleierhaft war, worauf dieser Plan eigentlich hinauslaufen sollte. Und so harrten Spooky, Fox und Leonie nun mit mulmigem Gefühl der Dinge, die da kommen würden.

Vorne stand auf einer leicht erhöhten, provisorisch aufgebauten Bühne der hell leuchtende Avatar von Omega, an seiner Seite ohne Maske Gunnar Mageddon und Shiva, sowie zwei weitere unmaskierte Kerle und zwei Frauen, die die drei Freunde noch nie zuvor gesehen hatten. Auf einem kleinen Holztisch vor ihnen lag auf einem silbernen Ständer der Säbel Nestor Machnos, ausgestellt wie eine heilige Reliquie, daneben noch einige Uniformreste, eine von Vanja persönlich bemalte Flagge mit Fuchssymbol, ein rostiger Dolch und noch ein paar andere Gegenstände von damals, die alle mit der Geschichte der Füchse zu tun hatten und von Omegas Handlangern eigens für diesen feierlichen Moment zusammengetragen worden waren.

Spooky blickte nervös hin und her, ratlos, wie sie angesichts der gewaltigen Übermacht um sie herum überhaupt irgendetwas ausrichten sollten.

Leonie kniff angestrengt die Pobacken zusammen, wo sie wie von Shiva angeraten ihre Mini-Pistole versteckt hatte, und wartete ungeduldig auf den richtigen Moment, um die Waffe aus dem After zu ziehen und Omega ein für alle Mal das großkotzige Maul zu stopfen.

Und auch Fox war ungewohnt nervös... wenn auch weniger aus Angst vor der großen Übermacht oder vor dem Ende der westlichen Zivilisation, sondern eher, weil er sich schon seit geraumer Zeit in einem kaum aufzulösenden Zwiespalt befand.

Noch vor wenigen Monaten hätte er alles geopfert, um hier dabei sein zu dürfen, in den Reihen von Aris und seinesgleichen... genau wie in den alten Geschichten von Nikolaj, die er so gerne selbst miterlebt hätte, anstatt sie immer nur erzählt zu bekommen.

Und nun stand er tatsächlich hier unter ihnen. Doch nicht als ein Teil von ihnen, sondern als ihr Feind, weil Leonie und Spooky ihre Feinde waren... diejenigen, die um die halbe Welt gereist waren, um ihn zu retten, obwohl sie ihn kaum kannten. Die vielleicht einzigen realen Menschen, die ihm jemals das Gefühl gegeben haben, wichtig zu sein und gebraucht zu werden in dieser Welt.

Es stand für Fox außer Frage, dass seine ganze Loyalität diesen beiden Menschen galt. Und doch wünschte er sich insgeheim, dass es eine Möglichkeit geben würde, sein altes Vorbild und seine neuen Freunde irgendwie miteinander zu versöhnen.

Doch wie hätte das möglich sein sollen, so lange Leonie Omega für den Tod ihres Bruders verantwortlich machte, und Spooky ein schlechtes Gewissen plagte, weil er damals nicht genug für Jacobs Rettung unternommen hatte, und er diesen Fehler unbedingt wieder gut machen wollte, indem er nun bedingungslos Leonies Rachefeldzug unterstützte?

Und so harrete Fox ratlos der Dinge, die da kommen würden, und hoffte inständig, dass sich alles irgendwie von selbst regeln würde... im Idealfall ganz ohne sein Zutun. Ohne, dass er gezwungen wäre, für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen und gegen seine innigsten Überzeugungen zu handeln.

Inzwischen war der in einen eleganten, mit Fuchssymbolen verzierten Ledermantel gekleidete Schriftsteller nach vorne getreten und hatte mit einer flammenden Rede begonnen, um Omegas Truppen auf das neue Zeitalter und ihre Rolle darin einzuschwören. „Meine werten Freunde, Mitstreiter, Schicksalsgenossen!

Wir haben uns heute hier versammelt, um die Welt in ein neues Zeitalter zu führen.

Ihr wurdet überall auf der Welt zusammengesucht, weil ihr uns aufgefallen seid. Teilweise durch eure kraftvollen Träume, teilweise durch die Dinge, die ihr im realen Leben vollbracht habt.

So unterschiedlich unsere Herkunft und die Kulturen, in denen wir herangewachsen sind, auch sein mögen... so eint uns doch eine Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einer Welt, die nicht länger auf den Säulen des Patriarchats, der Konformität und der verlogenen Doppelmoral altertümlicher Religionen basiert, sondern auf etwas weitaus Edlerem!

Auf einer besseren, erhabeneren Idee... auf einer Idee, die schon lange vor uns da war, und die auch noch viele tausend Jahre nach uns existieren wird.

Wenn ich in eine Bibliothek gehe und mir Bücher ansehe, die heute als Klassiker gelten, dann erkenne ich darin diese Idee.

Und Millionen Menschen strömen jedes Jahr in die Kinos, um sich Heldengeschichten anzuschauen... Heldengeschichten, die exakt von dieser Idee handeln.

Es ist die Idee von einer Welt, in der die Menschen Widerstand leisten gegen ihre Unterdrücker. In der die Menschen die alten Göttern von ihrem Thron stoßen, weil sie begriffen haben, dass deren Herrschaft zu millionenfachem Leid und Unglück geführt hat. Es ist die Idee davon, dass sich ein paar Außenseiter zusammentun, Freunde werden und gemeinsam die Welt verändern.

Millionenfach schauen sich die Menschen da draußen solche Werke an, in denen es um diese Idee geht.

Aber regieren und rumkommandieren lassen sie sich weiterhin von machtbesessenen Alphatieren.

Umgeben tun sie sich nicht mit edlen Helden, sondern mit angepassten Mitläufern.

Ihre Freunde und Liebhaber suchen sie sich unter langweiligen Durchschnittsmenschen. Und ihre Kinder geben sie in die Obhut von Pfaffen und Pädagogen, die ihnen nicht beibringen, wie man rebelliert und für etwas kämpft, sondern wie man schön brav die Schnauze hält und Karriere macht.

Im Zweifelsfall sagen sie alle:

„Scheiß auf die Bücher! Scheiß auf die Helden unserer Jugend! Scheiß auf all die schönen Ideale! Wir gehen lieber den einfachen Weg.“

Denn obwohl sie überall von Heldengeschichten umgeben sind... obwohl sie alle damit aufgewachsen sind... so werden diese Geschichten in ihrer Kultur doch als etwas Entbehrliches betrachtet. Als etwas, das der Unterhaltung dient und keinen höheren Wert besitzt, außer im Kopf einiger weniger Nerds vielleicht, die diese Geschichten sammeln und dafür viel Geld ausgeben.

Aber heilig? Heilig ist ihnen das nicht.

Heilig ist ihnen dafür die Geschichte eines Zimmermanns, der sich ohne Widerstand ans Kreuz schlagen lässt, um dem Willen seines Vaters zu gehorchen.

Heilig ist ihnen ein Buch, in dem unter anderem geschrieben steht, dass Eltern ihre ungehorsamen Kinder steinigen dürfen.

Heilig sind ihnen ihre Hierarchien, ihre Könige, ihre Bürgermeister, ihre Prominenten...

Und bewundern tun sie nicht ihre Kinder und deren wunderbare Freundschaften.

Bewundern tun sie arrogante Selbstdarsteller, alte Säcke und Bonzen, die ein schnelles Auto fahren.

Das sind die Prioritäten dieser Gesellschaft.

Und warum? Weil einige Dinge von Generation zu Generation weitergereicht werden, ohne jemals hinterfragt zu werden.

„Sei brav, damit du vorankommst“. „Widersprich nicht den Alten“. „Reichtum ist gut, Gehorsam ist gut, Traditionen sind gut“.

Das sind die Wurzeln. Und diese Wurzeln haben bisher jeden gesellschaftlichen Wandel, jede Revolution und jede Aufklärungswelle nahezu unbeschadet überstanden.

Was nützt es, den Baum zu fällen und darauf zu warten, dass sich auf dem Stumpf neue Knospen bilden, wenn das darunterliegende Wurzelwerk vergiftet ist?

Es wird ja doch immer wieder ein und der selbe Baum zum Vorschein kommen.

Und wenn wir heute nun gegen dieses vergiftete Wurzelwerk vorgehen... so tun wir das nicht aus Hass den Menschen gegenüber, um sie zu bestrafen, oder um sie auszulöschen.

Wir tun dies nicht, weil wir Feinde des Lebens wären.

Wir tun dies vielmehr aus Respekt vor dem Leben! Damit es sich ausbreiten kann, in einer anderen, edleren Form... in seiner ganzen Vielfalt.

So, wie ein leidenschaftlicher Gärtner das störende Unkraut entfernt, damit an dieser Stelle ein blühender Garten entstehen kann... so entfernen auch wir das Unkraut, das streng genommen natürlich auch Leben ist und kein bisschen mehr oder weniger Wert ist als eine blühende Rose.

Aber man muss eben irgendwann eine Entscheidung fällen, welche Blumen man haben möchte in seinem Garten und welche nicht. Irgendwer wird immer zu kurz kommen.

Wir haben nun den Mut, diese folgeschwere Entscheidung zu treffen.

Sobald unser weiser Anführer Omega das Kommando dazu erteilt, werden unsere Leute gleichzeitig in mehreren Hauptstädten dieser Welt ein hochansteckendes, tödliches Virus freilassen, das sich binnen weniger Wochen um den gesamten Erdball verbreiten wird. Weil sich ihr Körper noch im Wachstum befindet, haben viele Kinder und Jugendliche wohl eine gewisse Immunität gegen das Virus und gute Chancen, den Ausbruch der Seuche zu überleben... doch die Erwachsenen werden nahezu ausnahmslos dahingerafft werden. Alles wird im Chaos versinken... und wenn erstmal die Kraftwerke vom Netz sind, wird auch das ganze digital abgespeicherte Wissen der Menschheit aufhören zu existieren. Die Welt wird bereit sein für eine neue Sprache. Für eine neue, bessere Gesellschaftsordnung. Für eine neue Kultur, die nicht mehr auf der Legende eines hilflos am Kreuz verendeten Gottessohnes, sondern auf der Legende der wehrhaften, heroischen Fuchsbande basiert.

Und auch, wenn uns diese Generation dafür verachten mag... die nachfolgenden werden uns Recht geben. Denn sie werden in einem blühenden Garten heranwachsen. In einem Garten der Vielfalt, einem gigantischen Abenteuerspielplatz, den jeder einzelne Mensch nach seinen Vorstellungen mitgestalten kann, und in dem nicht alles bis in den letzten Winkel bereits durch die eine vorherrschende, tief verwurzelte Pflanze in Beschlag genommen wurde.

Lasst uns Gärtner sein, meine Freunde, und dieses Opfer erbringen. Lasst uns das Unkraut aus der Erde ziehen... im Namen von etwas Besserem! Im Namen der Füchse und all unserer Freunde und Gesinnungsgenossen, die ihr Leben gelassen haben für diese Idee!“

Ausgelassener Jubel brandete rings um die drei Freunde herum auf. Viele der Fuchsmaskenträger begannen begeistert die Hände aufeinander zu schlagen... und Fox hätte um ein Haar mitgeklatscht, angestachelt von Gunnar Mageddons Rede und den vielen maskierten Gleichgesinnten um ihn herum, besann sich aber im letzten Moment eines Besseren, als er die angespannten Gesichter von Spooky und Leonie bemerkte, die dafür garantiert kein Verständnis gehabt hätten.

Nachdem der erste Beifall verklungen war, verbeugte sich der Schriftsteller demütig vor der versammelten Mannschaft, um sich dann wieder hinten neben Shiva und den anderen einzureihen.

„Danke, Gunnar. Danke für diese inspirierende Rede!“, ergriff daraufhin Omega das Wort, klatschte mehrmals demonstrativ in die Hände, und schwebte dann einige Schritte nach vorne, um seinerseits ein paar Worte an seine Untertanen zu richten. „Für einen Moment sah ich mich wieder im Kreis meiner alten Freunde stehen... damals, im Waisenhaus. Ich sah uns, wie wir umzingelt waren von einer gigantischen Übermacht, und uns jede Hoffnung abhanden gekommen war... und dann trat plötzlich Nikolaj aus der Menge hervor, um die Rede seines Lebens zu halten... die verdammt nochmal beste Rede, der ich jemals beiwohnen durfte!

Sie hat uns so viel Kraft gegeben, so viel Energie und Kampfeswille.

Und du, Gunnar... du bist genau wie Nikolaj damals war. Du verfügst über die seltene Gabe, Menschen zu inspirieren und ihnen neue Wege aufzuzeigen.

Als du damals vor drei Jahren plötzlich hier in unserem Bunker aufgetaucht bist, zusammen mit deinem durchgeknallten Messerkämpfer, da wusste ich zunächst nicht, wie ich euch

einordnen sollte. Wart ihr Verbündete? Spione? Oder einfach nur zwei völlig unbedeutende Niemande?

Ich gebe zu, ich war ein bisschen überrumpelt... ganz ähnlich, wie ich damals auch von Nikolaj überrumpelt wurde, als er plötzlich da vor uns stand und so sprach, als ob er schon immer zur Fuchsbande dazugehört hätte.

Und wie Nikolaj hab ich dich anfangs nicht ganz ernst genommen, weil es auch verdammt schwierig ist, jemanden ernst zu nehmen, der einem vorher nie wirklich aufgefallen war. Aber dann... dann habe ich dein Buch gelesen. Das Paradies aus Asche. Ich begann zu verstehen, warum das Schicksal dich und mich zusammengeführt hat. Und auf einmal wusste ich, was zu tun war.

Du, ich... wir alle hier... wir werden diese Welt übernehmen und ihr unseren Stempel aufdrücken. Genau so, wie wir es damals auch im Waisenhaus getan haben. Das ist unsere Bestimmung.

Ein bisschen mit den Mächtigen spielen, mit ihren Ängsten, ihren kleinen, spießigen Träumen und Hoffnungen... schön und gut. Das war für eine Weile ganz unterhaltsam, so wie es für eine Weile unterhaltsam war, im Waisenhaus ein bisschen Unruhe zu stiften und den Wölfen mal ordentlich Angst einzujagen.

Aber langfristig... langfristig war uns damals schon klar, dass wir das Heim übernehmen mussten... dass das der einzige Weg war, wenn sich jemals wirklich etwas ändern sollte.

Und wäre die Welt so einfach aufgebaut wie unser kleines ukrainisches Waisenhaus damals... wir würden einfach den größten Maulhelden auf diesem Planeten, diesen amerikanischen Präsidenten, oder vielleicht auch den russischen, zum Zweikampf herausfordern. Der beste seiner Leute gegen den besten von uns.“

„Putin gegen Shiva!“, rief ein recht jung klingendes, vorlautes Mädchen aus der zweiten Reihe der Fuchsmaskenträger. „Ich will Putin gegen Shiva sehen!“

Omega grinste kopfschüttelnd angesichts dieser Idee, und fügte dann amüsiert hinzu: „Ja, ich gebe zu, das hätte einen gewissen Reiz. Aber ich fürchte, Shiva würde Probleme bekommen.“

Er schaute nach hinten zum Schriftsteller und dessen Gehilfen, in Erwartung einer schlagfertigen Antwort von Shiva. Doch der blickte nur angespannt gradeaus, woraufhin Gunnar Mageddon an seiner Stelle antwortete:

„Unsinn... die Sache mit Leonie... da hat er sich bewusst zurückgehalten, weil er sie nicht töten wollte. Aber wenn Shiva töten möchte, dann tötet er auch. Er nimmt es mit Putin auf, und noch mit drei oder vier Bodyguards von ihm, wenn es sein muss!“

„Ja...“, antwortete Omega in Gedanken versunken. „Wenn es so einfach wäre... so einfach wie damals im Heim... einfach den Anführer verprügeln, und dann werfen sich dir alle vor die Füße. Ach... ihr habt keine Ahnung, wie sehr ich das manchmal vermisste! Dieses einfache, rohe, ehrliche Leben.“

Heute hingegen... heute ist alles so furchtbar kompliziert. Die Mächtigen führen sich auf wie Götter. Als ob sie stärker, klüger und bedeutender wären als der ganze dreckige Rest, und ihr dummes Volk verehrt sie dafür. Aber wenn du sie zurechtstutzt, wenn du sie entführst, verprügelst oder abknallst, um dem Volk zu zeigen, wie klein und schwach sie eigentlich sind... dann wird dich trotzdem keiner deshalb zu seinem neuen Anführer wählen. Sondern die werden dich nur vorwurfsvoll anschauen und fragen: Wie konntest du unserem geliebten Anführer nur sowas antun?

Und wisst ihr, warum das so ist?

Weil sie ihre verdammten Anführer nur noch aus dem Fernsehen kennen!

Wenn sie jeden Tag die Stiefel ihrer Anführer putzen müssten und sehen würden, wie die in Saus und Braus leben, während das Volk nur die Krümel abbekommt... wenn sie jeden Tag von ihnen verprügelt werden würden auf dem Weg zum Frühstückstisch... dann würden sie sie hassen.

Aber sie sind nicht mehr auf diese direkte Weise mit ihren Unterdrückern konfrontiert, wie wir es damals im Heim gewesen sind. Sie kennen sie nur noch aus dem Fernsehen... von inszeniertem Bildmaterial...

Alles da draußen ist inszeniert. Propaganda. Genau wie bei Stalin damals, nur psychologisch noch viel ausgereifter.

Und auch wenn ich mittlerweile recht gut darin bin, dieses Lügenspiel mitzuspielen... es mitzugestalten... Ich finde, so sollte es nicht sein!

Der Schwätzer mit dem größten Maul sollte von jemandem mit einem noch größeren Maul jederzeit vom Thron gestoßen werden können.

Der klügste Anführer dieses Planeten sollte durch eine einfache Schachpartie von einem noch klügeren Kopf jederzeit besiegt und abgelöst werden können.

Und nicht durch irgendwelche Wahlen. Was bringt es, ein Volk alle vier Jahre nach seiner Meinung zu fragen, das von Geburt an indoktriniert und mit Scheiße abgefüllt worden ist? Was soll dabei rauskommen? Das ist so, wie wenn man damals im Waisenhaus die Kinder gefragt hätte: Wollt ihr lieber von Viktor, von Aleksander oder von Oleg verprügelt werden?

Ein Großteil von ihnen hätte wahrscheinlich Viktor gewählt, weil er einfach am meisten hergemacht hat. Aber in Wahrheit... in Wahrheit wollten die meisten wohl am liebsten von überhaupt niemandem mehr verprügelt werden. Nur leider stand diese Option nicht zur Wahl. Sie wird niemals zur Wahl stehen! Es sei denn, du hebelst die gesamte Ordnung aus... zeigst, dass nicht nur die paar Personen an der Spitze ungeeignet sind, diese Welt zu regieren, sondern dass die Ordnung an sich das Problem ist. Die Ordnung, die so tief eingeebrannt ist in das Kollektibewusstsein, dass sie die allermeisten Menschen als gottgegeben und unveränderlich betrachten.

Und um diese Ordnung zu beseitigen, meine lieben Freunde, dafür braucht man zunächst einmal Chaos. Chaos, und dann... eine ordentliche Portion... Fantasie..."

Omega unterbrach irritiert seine Rede, als er aus dem Augenwinkel eine etwa handtellergroße Spinne bemerkte, die vom Tisch mit den Reliquien her plötzlich auf ihn zugekrabbelte kam, und sich schließlich an seinen Beinen hochzuarbeiten begann.

Sah sie nicht genauso aus wie die Spinne von damals aus dem Keller, mit deren Hilfe er das erste Mal die etablierte Hackordnung im Waisenhaus ins Wanken gebracht hatte?

Und sie sah nicht nur so aus... sie fühlte sich auch noch genauso an! Auch wenn sie strenggenommen eigentlich hätte direkt durch ihn hindurchkrabbeln müssen, da sein Astralkörper nur Interaktionen mit anderen Lebewesen oder Objekten zuließ, wenn Omega dies ausdrücklich wünschte.

Aber irgendwie gelang es ihr dennoch, an ihm heraufzukurabbeln und bei jedem ihrer Schritte ein unangenehm reales Kribbeln auf seiner Haut zu hinterlassen, wie es Omega schon seit langer, langer Zeit nicht mehr gefühlt hatte.

Völlig aus dem Konzept gebracht hielt er inne und betrachtete das Krabbeltier argwöhnisch, wie es unaufhaltsam über sein Bein und die Arme in Richtung Schulter kroch. Als er noch ein Kind war, hatte es ihn nicht im Geringsten gestört... doch mittlerweile war er an körperlichen Kontakt nicht mehr gewöhnt. Erst recht nicht, wenn er ohne seine Einwilligung geschah.

Und so kam es, dass Omega die Spinne schließlich in hohem Bogen von sich wegschleuderte, kurz bevor sie mit ihren haarigen Beinen nach seinem Hals greifen konnte. „Was zur Hölle ist das? Wie kommt die hier rein?“, fragte er aufbrausend seine links von ihm stehenden Mitstreiter, die nur ratlos mit der Schulter zuckten. „Wie kann es sein, dass...“

Weiter kam er nicht, denn noch ehe Omega seine Verwunderung zum Ausdruck bringen konnte, sprang aus der Menge seiner maskierten Anhängerschar eine kleine, grau-weiße Ratte hervor. Genaugenommen war es die gleiche Ratte von damals... die gleiche Ratte, die er gemeinsam mit Vanja im Keller des Waisenhauses dressiert hatte.

„Lenin?“, fragte Omega und beobachtete verwirrt, wie sie zweimal auf dem Boden vor ihm hin und her lief, ehe sie laut fiefend wieder in der Menge verschwand.

„Habt ihr das gerade auch gesehen? Die sah genauso aus wie Lenin...“

Omega schaute sichtbar verwirrt in Richtung seiner Leute, beschloss dann aber, der Sache selber auf den Grund zu gehen und der Ratte hinterherzulaufen.

„Dreh jetzt bloß nicht durch, so kurz vor dem Ziel!“, vernahm er die mahnende Stimme von Gunnar Mageddon in seinem Rücken. „Ganz offensichtlich spielt da jemand ein Spielchen mit dir.“

„Ein Spielchen?“, konterte Omega und drehte sich wutschnaubend um. „Niemand spielt Spielchen mit mir, Schriftsteller! Ich würde es jedenfalls keinem empfehlen. Wo sind eigentlich unsere unfreiwilligen Gäste gerade?“

Er machte eine drohende Geste in die Mitte seiner Gefolgsleute, woraufhin diese sofort gehorsam zur Seite gingen, um die Sicht auf Spooky, Leonie und Fox freizugeben, die alle drei jedoch mindestens ebenso ahnungslos dastanden wie ihr Gastgeber.

„Ich... ich war das nicht!“, versicherte ihm Spooky sofort, noch ehe er ihn beschuldigen konnte. „Ehrlich... ich kann seit Tagen nicht mehr meinen Körper verlassen. Und schon gar keine Illusionen erzeugen. Der ganze Stress und so.“

„Ich hätte dir was ganz anderes geschickt!“, giftete ihm Leonie zu, als sein bohrender Blick auf sie fiel.

Doch Omega ließ sich davon nicht beirren und ging mehrere Schritte auf die drei Freunde zu.

„Und du, junger Fuchs? Dann kannst es ja eigentlich nur du gewesen sein. Du kennst die Geschichten aus dem Heim schließlich in- und auswendig. Und so, wie man mir erzählt hat, sind deine Fähigkeiten fast genauso ausgeprägt wie die deines Freundes.“

Aber auch Fox hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun, und antwortete ihm auf ukrainisch:

„Ich bin es nicht gewesen, großer Bruder. Du bist immer ein Vorbild für mich gewesen. Ich habe immer Respekt vor dir gehabt. Bitte lass uns einfach gehen!“

„Ich glaube dir.“, antwortete Omega und klopfte seinem jungen Fan anerkennend auf die Schulter, ohne damit jedoch in irgendeiner Weise zufriedengestellt zu sein. „Du hast

jedenfalls Respekt. Aber irgendjemand unter den hier versammelten Genossen hat definitiv keinen. Keinen Respekt!“

Er ließ wieder von den drei Freunden ab und schritt prüfend die Reihe seiner umherstehenden Verbündeten ab. Er konnte hinter all ihre Masken blicken... und er kannte jeden Einzelnen von ihnen. Jeden hatte er persönlich für diese Mission ausgewählt. Jedem von ihnen hätte er ohne zu Zögern sein Leben anvertraut.

Jedem, außer eben seinen drei unfreiwilligen Gästen... und vielleicht noch dem Schriftsteller und dessem undurchschaubaren Begleiter.

Mit skeptischem Blick wandte sich Omega zu den hinter ihm stehenden Getreuen... im selben Moment, als direkt vor ihm die kleine Ratte wieder aus der Menge gerannt kam, hinter der sie sich scheinbar versteckt hatte.

Laut fiepend sprintete das Nagetier an den Reihen der maskierten Fuchs-Soldaten vorbei, dicht gefolgt vom zunehmend genervt wirkenden Omega, der sich diese Show nicht länger bieten lassen wollte.

Er teleportierte sich direkt vor die Ratte hin, um sie zu fangen. Doch im letzten Moment flutschte sie ihm durch die halbdurchsichtigen Hände, schlug auf der Flucht ein paar aufgeregte Haken, und suchte schließlich Schutz im Hosenbein einer regungslos am Rand der Reihe stehenden Gestalt, die bislang noch keinem der Anwesenden aufgefallen war.

Irritiert schaute Omega an ihren Beinen nach oben. Er kannte diese Hose... er kannte den langen, aus Fuchsfellen bestehenden Mantel... er kannte die langen Haare und das leicht mädchenhaft wirkende Gesicht.

Es war Vanja. So, wie er damals aussah, als er die letzten Worte mit ihm gewechselt hatte... vor so vielen Jahren. Und er schien sich kein bisschen verändert zu haben.

„Du...“, flüsterte Omega verwirrt. „Du bist nicht Vanja! Das ist nur ein Trick, oder? Der echte Vanja hat es nie hinbekommen, mit seinem Astralkörper zu reisen...“

„Vielleicht hat er damals einfach nicht über deinen Fanatismus verfügt.“, erwiderte die Gestalt verächtlich, und schwebte dann mehr, als sie schritt, an den Reihen der versammelten Maskierten vorbei. „Eine nette Armee hast du dir da aufgebaut, Aris. Wenn wir das doch nur damals gehabt hätten... ich glaube, wir hätten es wirklich geschafft, das ganze Land zurückzuerobern. Für Nestor Machno. Weißt du noch?“

Aber Omega hatte kaum Ohren für die Worte des ungebetenen Gastes. Er war immer noch ganz damit beschäftigt, herauszufinden, wer der Versammelten hier im Saal ein falsches Spiel mit ihm spielte... oder ob es tatsächlich möglich sein konnte, dass es sich bei dem Eindringling um seinen alten Kameraden Vanja handelte.

Ungläubig wie ein Kind, das gerade dem Weihnachtsmann begegnet war, lief er hinter ihm her und packte ihn prüfend am Ärmel. Obwohl er halb durchsichtig schimmerte, fühlte er sich doch genauso fest und echt an, als bestünde er aus stofflicher Materie.

Mehr noch. Die Schnüre, die den Mantel zusammenhielten, den sie damals gemeinsam gebastelt hatten... die Haare, sein Gesicht... alles war bis ins kleinste Detail genau so, wie es Omega von damals in Erinnerung hatte. Alles war zu echt, zu perfekt, als dass es ein Imitat von irgendjemandem sein konnte, der die Geschichte der Füchse nur vom Hörensagen kannte.

„Du bist wirklich... echt...“, stammelte Omega sichtlich um Fassung bemüht. „Ich hatte nicht damit gerechnet, dich noch einmal wiederzusehen. Nach all den Jahren. Hab dich

gesucht, nachdem ich meine Fähigkeiten zurückerlangt habe... aber hab dich nie gefunden. Wo bist du gewesen? Wie hast du das gemacht?"

„Ich war schon immer gut darin, mich zu verstecken, Aris.“, entgegnete Vanja mit einem kalten Lächeln. „Verstecken und Überleben... das konnten wir gut, nicht wahr?"

„Ja, das konnten wir gut.“, bestätigte Omega in Erinnerungen vertieft.

Für einen Augenblick erschien es ihm so, als wäre wieder alles wie früher. Als stünden sie dort, nur sie beide allein, mitten im verschneiten Wald... um sie herum nur Stille und kalter ukrainischer Schnee, der jedes Geräusch verschluckte.

„Was zur Hölle läuft hier ab?“, flüsterte Spooky zu seinen Freunden, während sie ungläubig auf die beiden Geistwesen blickten, die wie eingefroren dastanden und sich für einige endlos erscheinende Sekunden gegenseitig anstarrten. „Gehört das zum Plan?"

„Er ist der Plan!“, erwiderte Fox, fasziniert in Richtung von Vanja blickend. „Verstehst du nicht? Vanja ist derjenige, der das alles hier eingefädelt hat. Er hat uns auserwählt, um heute in seinem Namen zu kämpfen.“

„Dann soll er sich besser beeilen.“, antwortete Leonie, die ungeduldig ihre Pobacken zusammenkniff.

Sie bekam zunehmend das Gefühl, dass es hier keinem der Anwesenden noch um ihren Bruder ging, oder um die Rettung der Welt. Alles schien sich nur noch um diese alte Geschichte zu drehen.

„Wir sind alle nur Schachfiguren in einem viel größeren Spiel. Ein Spiel, das vor über siebenzig Jahren in einem ukrainischen Waisenhaus begann.“, hallten Shivas Worte in ihren Gedanken wider.

Nur darum ging es doch. Dass diese zwei kaputten Typen da vorne ihren jahrzehntelangen Konflikt austrugen... und die anderen Leute hier, Spooky, Fox und Leonie, ja, die gesamte Menschheit... das alles war für die beiden nur ein Mittel zum Zweck. Genaugenommen wirkte es in diesem Moment so, als würden sie alles andere, was um sie herum passierte, überhaupt nicht mehr wahrnehmen.

„Vielleicht ist das unsere Chance, hier rauszukommen...“, flüsterte Leonie und machte sich bereit, die Waffe zu ziehen und sich durch die um sie herumstehenden Wachen hindurchzukämpfen.

„Nein, warte noch!“, erwiderte Fox, fasziniert von der lebendig gewordenen Geschichte, die sich vor ihren Augen abspielte. „Ich will wissen, was passiert.“

„Außerdem meinte Shiva, wir sollen sein Zeichen abwarten. Ich glaube, das war noch nicht das Zeichen.“, unterstützte ihn Spooky und warf Leonie einen mahnenden Blick zu. „Also mach jetzt nichts Unüberlegtes, ok?"

Leonie schaute nur grimmig zurück und fragte sich, ob es wenigstens Spooky noch um die Sache ging, oder ob auch er schon so gebannt an den Lippen der beiden alten Geister-Partisanen hing, dass ihn nichts anderes mehr zu interessieren schien.

„Warum bist du hier, Vanja?“, stellte Omega schließlich die Frage, die bis auf Leonie alle Anwesenden in dem Saal brennend interessierte. „Warum ausgerechnet jetzt? Was soll das hier werden?"

„Vielleicht...“, antwortete Vanja leise. „Vielleicht will ich einfach verhindern, dass du deine schöne neue Welt auf einer Lüge errichst. Einer Lüge von Freundschaft, die es so nie gegeben hat.“

Einen Moment lang trafen sich ihre stechenden Blicke, und es wirkte so, als würden sie sich gleich aufeinander stürzen wollen, um sich zu verprügeln, wie sie es damals im Waisenhaus getan hatten.

Doch dann drehte sich Vanja wieder von seinem alten Freund weg und wandte sich der vor ihnen versammelten Menge zu.

„Einen Teil der Geschichte hat er euch nämlich immer vorenthalten, wisst ihr? Nicht einmal dem Schriftsteller hat er erzählt, wie es nach der Befreiung des Waisenhauses weitergegangen ist. Warum hätte er es auch erzählen sollen? Es hätte ja nicht in das romantische Bild gepasst, von Freunden, die immer füreinander da waren, und denen nichts wichtiger war als ihre gegenseitige Verbundenheit.

Aber so ist es nicht gewesen!

Mir war nichts wichtiger als das. Kira war nichts wichtiger als das. Nikolaj war nichts wichtiger als das. Aber Aris? Für Aris war Freundschaft immer nur ein Mittel zum Zweck, um seine Ziele zu erreichen.

Und wie ich sehe...“, meinte er mit einem verächtlichen Blick auf das hinter ihnen ausgestellte Buch des Schriftstellers. „Wie ich sehe hat sich daran bis heute nicht das Geringste geändert!“

Um sie herum setzte ein lauter Tumult ein. Die maskierten Füchse drehten sich zu ihren Freunden um, tuschelten, murmelten... unschlüssig, was sie von dieser neuen Entwicklung halten sollten.

Und in demselben Maße, wie sie sich über die Geschehnisse austauschten, ließ auch ihre Wachsamkeit nach.

„Du hast dir einen merkwürdigen Zeitpunkt ausgesucht, um alte Geschichten aufzuwärmen, Vanja.“, versuchte Omega, die Aufmerksamkeit der versammelten Getreuen wieder auf seine Seite zu ziehen. „Dabei solltest du doch eigentlich am allerbesten wissen, dass eine Geschichte nur dann zur Legende werden kann, wenn man es mit ein paar Details nicht so genau nimmt.

Oder denkst du, die Wehrmachtssoldaten hätten sich jemals davor gefürchtet, unsere Wälder zu betreten, wenn sie gewusst hätten, dass da nur ein paar Waisenkinder und ein Verrückter hausten, die genauso verwundbar und sterblich waren wie sie selbst?

Nur weil wir ihnen vorgespielt haben, übernatürliche Wesen zu sein, konnte es funktionieren.

Oder nimm mal die Geschichte des Christentums als Beispiel:

Was glaubst du, wäre passiert, wenn die frühen Christen das wahre Ende der Geschichte ihres Religionsgründers erzählt hätten? Wenn sie erzählt hätten, dass Jesus nicht am Kreuz gestorben ist, sondern dass man ihn rechtzeitig gerettet und wieder gesundgepflegt hat, und er dann mit einigen seiner Getreuen nach Indien ausgewandert ist, wo er viele Jahrzehnte später an Altersschwäche starb, wie ein ganz normaler Mensch?

Ohne die Mystifizierung... ohne die Legende vom Tod am Kreuz und der anschließenden Wiederauferstehung... wäre es doch immer nur eine kleine, unbedeutende Sekte von vielen gewesen. Und spätestens hundert Jahre später hätte die Welt sie alle längst komplett vergessen gehabt.

Und warum? Weil die Menschen Illusionen brauchen!

Keine Kultur wurde allein auf der Basis von Fakten gegründet. Jede Kultur braucht ihre Legenden... ihren Gründungsmythos.

Und ein Gründungsmythos muss perfekt sein. In sich stimmig. Und ergreifend.

Und dafür muss man eben auch mal ein paar nicht ganz so stimmige Details unter den Teppich kehren. Das wurde in einer jeden Kultur so gemacht, seit Anbeginn der Zeiten. Also wen kümmern schon so ein paar unbedeutende Details? In hundert Jahren wird es keinen mehr interessieren, was nach dem Ende unserer Geschichte passiert ist.“

„Doch, mich interessiert es!“, rief plötzlich ein besonders vorwitziger Junge aus der Reihe der anonymen Maskierten.

„Mich auch!“, fügte gleich darauf ein weiterer Maskierter mit weiblich klingender Stimme hinzu. „Vanja ist genauso wichtig für die Geschichte wie Aris. Ich will verdammt nochmal wissen, wie es weitergegangen ist! Ich will die ganze Geschichte hören!“

„Ja! Erzähl uns die Wahrheit!“, stimmten schließlich noch weitere lautstark in die Forderungen mit ein.

Die Unruhe im Saal war kaum mehr zu bändigen, und Omega schien sichtlich mit sich zu ringen, ob er diskutieren und die anderen freundlich zur Ruhe ermahnen, oder besser gleich ein abschreckendes Exempel statuieren sollte.

Vanja hatte sein erstes Ziel erreicht.

„Ich will euch gern erzählen, wie es nach der Befreiung des Waisenhauses weitergegangen ist!“, fuhr er nach einer kurzen Bedenkpause mit seiner Rede fort.

„Ich bin damals mit der Kutsche immer weiter nach Osten gefahren, bis zu der Hütte am See, die sich Karaslov in besseren Zeiten als Wochenendhaus eingerichtet hatte. Doch nun, in den Wirren des Krieges, war sie völlig unbenutzt, wirkte so ausgestorben wie die ganze Gegend... und im See gab es genug Fische, um irgendwie zu überleben.

Ich hatte die Körper von Aris und Kira nebeneinander aufgebahrt, benetzte ihre Lippen hin und wieder mit Wasser, und wenn ich nicht gerade auf der Suche nach Nahrung war, tat ich den ganzen Tag nichts, außer dazusitzen, in Erinnerungen zu schwelgen und ihnen beim Schlafen zuzusehen.

Doch während sich Kiras Körper innerhalb weniger Tage zu verändern begann, immer unansehnlicher und fleckiger wurde, blieb das Aussehen von Aris unverändert.

Und schließlich, nach mehreren Wochen, erwachte er ganz unvermittelt aus seinem Schlaf. „Wo sind wir?“, fragte er, sobald er meine vertraute Stimme und den seltsamen Geruch im Raum vernahm.

„An einem dunklen Ort.“, antwortete ich leise. „Wir sind hier sicher. Aber Kira... Kira schläft noch immer.“

„Und Nikolaj?“, fragte Aris weiter, nachdem er sich mühsam aufgesetzt hatte.

„Ich hab ihn fortgeschickt.“, meinte ich. „Hab ihm gesagt, er gehört nicht hierher.“

„Gut.“, sagte Aris. „Und Janosch? Was ist mit Janosch?“

Ich schüttelte nur mit dem Kopf und erwiderte:

„Vergiss Janosch! Der war dermaßen sauer auf dich... auf uns... den sehen wir garantiert nie wieder.“

Aris seufzte.

„Na toll. Dann sind wir jetzt also wieder genauso weit wie vor vier Jahren. Wir haben alles verloren.“

„Wir haben doch uns!“, versuchte ich ihm klarzumachen, aber Aris ging gar nicht darauf ein und sagte nur:

„Bring mir was zu Essen! Ich hab Hunger.“

Ich gehorchte und grillte ihm ein paar Forellen aus dem See.

Nachdem wir gegessen hatten, betastete Aris eine Weile neugierig Kiras verfallenden Körper, und meinte dann schließlich in rauem Tonfall:

„Das ist eklig! Du kannst sie unmöglich hier liegen lassen. Mach draußen ein großes Feuer und verbrenn alles!“

„Aber...“, wollte ich mich noch empört zur Wehr setzen, ahnte aber, dass er Recht hatte, und dass sich nichts auf dieser Welt dauerhaft festhalten ließ, selbst wenn wir es uns noch so sehr wünschten.

Und so stand ich am Abend desselben Tages mit einer Fackel in der Hand vor dem Haufen aus Ästen und Stroh, den ich unweit der Hütte aufgeschichtet hatte, und rang mit den Worten.

„Es... es ist alles so ungerecht. Sie hat ihr Leben gegeben... für uns...“

„Für dich!“, korrigierte mich Aris, der erschöpft an einem nahen Baum lehnte, in seiner typisch gnadenlosen Art. „Es war deine Idee, das Waisenhaus zu befreien.“

„Ja.“, musste ich mir traurig eingestehen. „Sie hat es nur für mich getan. Aber... ich hab das doch nicht gewollt! Sie hätte niemals eine Kugel abfangen sollen für mich. Wäre doch besser ich an ihrer Stelle gestorben... immerhin war es meine Idee, und...“

„Jetzt mach schon, zünd das verdammte Feuer an!“, mahnte mich Aris zur Eile. „Es wird langsam kalt hier draußen. Und von deinem Gelabere wird sie auch nicht mehr lebendig. Meinst du etwa, mir fehlt sie nicht? Kira war das Beste, was uns damals im Waisenhaus passieren konnte. Aber die Toten kommen nicht zurück, egal wie sehr sich die Überlebenden auch selbst bemitleiden mögen. Also was zur Hölle machen wir noch hier draußen?“

„Du hast Recht. Sie war verdammt nochmal das Beste, was uns passieren konnte.“, pflichtete ich ihm bei und entzündete feierlich den Stapel.

Ich stand die ganze Nacht über dort am Feuer, beobachtete, wie die Flammen hochzüngelten und schließlich Kiras ganzen Körper verschlangen. Ich schaute ihnen stumm dabei zu und verlor mich in Erinnerungen, bis am nächsten Morgen nur noch ein kleines bisschen Glut von unserer besten Freundin übrig geblieben war.

Die Asche füllte ich in eine leereodkaflasche... für den Fall, dass wir sie vielleicht später einmal wieder benötigen würden, um uns damit die Gesichter anzumalen, oder was auch immer. Denn zu dem Zeitpunkt war ich eigentlich noch recht zuversichtlich, dass sich zwischen Aris und mir schon bald wieder alles normalisieren würde, sobald er erstmal wieder zu Kräften kam und sein alter Kampfgeist zurückkehrte.

Tatsächlich erholte sich Aris' Körper rasch von den Strapazen, doch vermutlich durch die Überbelastung hatte sich irgendwas in seinem Gehirn verändert. Er fühlte eine ständige Unruhe in sich, und dadurch war es ihm nicht mehr möglich, die nötige Konzentration aufzubringen, um seinen Körper zu verlassen.

Er hatte seine Fähigkeiten verloren und war nun einfach nur noch ein blinder Junge, der sich in einer kleinen Hütte am See versteckte. Kein Halbgott, und kein Zauberer. Und wisst ihr was? Es hätte mich nicht im Geringsten gestört! Und ich habe wirklich alles, was in meiner Macht stand, versucht, um ihn auf andere Gedanken zu bringen und ihm klarzumachen, dass das Leben mehr zu bieten hatte als zu herrschen, Kontrolle auszuüben und Angst zu verbreiten.

Der Einzige, der nicht damit klarkam, dass Aris plötzlich ein normaler Junge ohne irgendwelche übernatürlichen Fähigkeiten war, war Aris selbst.

„Zu was bin ich gut?“, hat er mich eines Tages in betrunkenem Zustand gefragt. „Zu was bin ich gut, wenn ich nichtmal sehen kann, wo ich mich gerade befinde? Wenn mir andere immer den Weg zeigen müssen? Zu was ist so ein erbärmliches Dasein gut, Vanja, hä?“

Und ich habe ihm geantwortet:

„Das ist doch nur das Denken der Erwachsenen, Aris... das Denken der Faschisten. Und auch das Denken von Stalin und seinen Gefolgsleuten. Menschen immer daran zu messen, wozu sie gut sind... was sie nützen. Und wenn sie niemandem nützen, dann braucht man auf ihre Bedürfnisse auch keine Rücksicht zu nehmen. Dann beseitigt man sie einfach... so wie sie Kiras Eltern und die anderen Dorfbewohner beseitigt haben.

Aber so denken wir nicht! Wir sind anders, schon vergessen? Uns interessiert nicht, ob jemand blind ist oder behindert oder miserable Manieren hat, so wie Kira damals...

Was zählt, sind allein die inneren Werte! Die Schönheit, die von innen kommt.

Und auch wenn du nichts sehen kannst, so kannst du doch hören. Du kannst fühlen. Wir können miteinander reden, Quatsch machen, all die Dinge tun, die wir damals im Heim auch schon immer getan haben. Nur mit dem Unterschied, dass wir jetzt keine Angst mehr zu haben brauchen, dass sie uns irgendwann bestrafen oder rausschmeißen.

Das ist doch alles, was wir immer wollten, oder etwa nicht?

Aber, falls es dich beruhigt: Du bist nicht unnütz. Ganz sicher nicht.

Ich brauche dich. Nicht wegen deiner übernatürlichen Fähigkeiten, sondern... einfach, weil du du bist.“

Ich griff nach seiner Hand und drückte sie zärtlich, um ihm klarzumachen, dass es mir verdammt ernst war. Ich habe jeden Tag in seiner Nähe genossen. Ich habe mich so unglaublich geschützt und sicher gefühlt. Und das nicht nur deshalb, weil er diese Kräfte besaß.

Der Grund, warum ich mich bei ihm so sicher fühlte, war einfach seine ruhige, überlegene Art. Sein ganzes Wesen.

Aber Aris stieß mich nur wütend von sich weg.

„Lass mich in Ruhe, du Schwuchtel!“, rief er. „Du verstehst es einfach nicht, oder?“

Ich bin nicht so wie du. Ich bin nicht so leicht zufrieden zu stellen. Es genügt mir nicht, morgens aufzustehen, gut zu frühstücken, nicht verprügelt zu werden, und den Rest des Tages damit zu verbringen, aneinander rumzufummeln und dann irgendwann wieder einzuschlafen.

Ich bin verdammt nochmal für Größeres bestimmt!“

„Aber... das war unser Leben... das war unser Traum...“, versuchte ich ihm traurig klarzumachen. „Dafür haben wir doch alles...“

„Falsch!“, konterte Aris. „Es war dein Traum! Ich wollte immer schon mehr.

Hast du etwa ernsthaft geglaubt, ich habe das alles nur gemacht, damit wir irgendwann zusammen ein ruhiges, glückliches Leben führen können?

Weil du so ein geiler Typ bist, mit dem ich unbedingt den Rest meines Lebens verbringen möchte?

Bedauere, Vanja... aber das ist einfach nur Wunschdenken von dir gewesen.

Ich habe die Zeit mit dir, Kira und Nikolaj genossen, ja... weil es gut war, für den Moment.

Aber ich glaube, auf Dauer hätte mich das ohnehin nur gelangweilt.

Weißt du, was ich wirklich genossen habe?

Das Verhalten anderer Menschen zu studieren... ihre Systeme zu studieren... und sie dann einstürzen zu lassen, durch eine Kleinigkeit. Durch ein verbotenes Geheimnis, das ich kannte. Sie dabei zu beobachten, wie sie mitsamt ihrer ganzen Arroganz und Herrlichkeit zur Hölle fuhren.

Das war mein tägliches Glück. Das war meine wahre Liebe.

Das mit dir und Kira... hat mir nicht mal ansatzweise so viel bedeutet.“

Natürlich hatten mich seine Worte damals sehr verletzt... obwohl ich es ja eigentlich wusste.

Was ist das, dass man sich immer in die falschen Menschen verliebt? In die, die gar nicht in der Lage sind, etwas für einen zu empfinden, weil sie über eine ganz andere Denkstruktur verfügen?

Und trotzdem hofft man, dass sie es irgendwann doch noch verstehen...

Es ist, wie wenn du versuchst, einem Blinden zu erklären, was Farben sind.

Wenn du einem Tauben versuchst, die Faszination von Musik zu beschreiben... mehr noch, wenn du versuchst, ihm zu erklären, warum dich gerade die Melodie eines bestimmten Liedes so sehr berührt, dass es im Lauf der Zeit zu deinem absoluten Lieblingslied geworden ist.

Und er schaut dich nur mit seinen tauben Ohren an und fragt: „Was hast du gesagt? Ich kann dich nicht hören.“

Ich bin dann wütend aus der Hütte gegangen, hab die Türe hinter mir zugeschlagen und bin irgendwo ziellos am Seeufer entlang gelaufen, bis ich mich schließlich auf einem verlassenem Holzsteg niederließ und mir erstmal mit zittrigen Händen eine der Zigaretten anzündete, die ich in Karaslovs Hütte gefunden hatte, und die ich eigentlich für besondere Gelegenheiten aufbewahren wollte.

Ich inhalierte einen tiefen Zug und schaute auf das glatte Wasser um mich herum...

wünschte mir, dass meine Gedanken auch so ruhig und klar sein würden wie dieser See.

Aber in mir drin tobte ein gewaltiger Sturm.

Hatte Aris Recht mit dem, was er mir vorwarf? War es wirklich meine Schuld gewesen, dass alles auseinandergebrochen ist?

Ich zermartete mir den Kopf und versuchte mir vorzustellen, wie sich alles entwickelt hätte, wenn ich nicht darauf bestanden hätte, die Kinder aus dem Waisenhaus zu befreien. Vielleicht hätten die Deutschen sie wirklich eiskalt umgebracht. Vielleicht haben sie auch nur geblufft, und sie wären irgendwann weitergezogen, oder hätten die Kinder sonstwohin geschickt.

Angenommen, ich hätte auf Aris gehört, und wir hätten das Ultimatum einfach ignoriert... wären in unserem Versteck geblieben und hätten einfach so getan, als ob das alles nie

passiert wäre. Vermutlich wäre Kira dann immer noch am Leben. Nikolaj und Janosch wären immer noch Teil der Fuchsbande, und Aris... Aris wäre vermutlich immer noch im Besitz seiner enormen Kräfte.

„Verdammt... ich hab ihm seine Kräfte geraubt. Das ist alles meine Schuld!“, schoss es mir unentwegt durch den Kopf. Konnte ich ihm verdenken, dass er sauer auf mich war? Ich wusste doch genau, wie viel es ihm bedeutete... wie sehr er sich durch diese Gabe definiert hatte. Und nun war er auf einmal nur noch ein ganz normaler Junge, und ich war Schuld daran.

Andererseits, überlegte ich mir... vielleicht wäre es früher oder später sowieso passiert. Aris war ohnehin kaum noch ansprechbar gewesen in den Wochen davor.

Und Nikolaj schien immer unzufriedener zu werden, sprach ständig nur noch von früher, von der schönen Zeit, die wir im Heim genossen hatten.

Janosch wäre nach dem Winter vermutlich sowieso weitergezogen, ohne uns.

Vielleicht war die Fuchsbande einfach nicht dazu bestimmt gewesen, diesen Winter zu überstehen. Vielleicht war das alles... diese ganze beschissene Welt... auch einfach eine Nummer zu groß für uns. Aber Aris konnte es ja nicht groß genug haben.

Also was jammerte er jetzt eigentlich rum, weil er an seine Grenzen gestoßen und zurechtgestutzt worden war? Er hatte es doch förmlich darauf angelegt. Und ich dachte mir in jenem Moment, dass er es früher oder später schon noch kapiere würde... dass ihm vielleicht etwas Demut ganz gut zu Gesicht stehen würde... dass er vielleicht einfach noch etwas Zeit brauchte, um das alles zu verarbeiten und sich mit unseren neuen Lebensumständen abzufinden.

Und dass er dann auch verstehen würde, wie viel er mir bedeutete, und dass die Verbindung zwischen uns viel wertvoller war als alles Gold und alle Macht dieser Erde.

Und so blieb ich noch mehrere Monate bei ihm... ertrug seine Launen, seine kleinen albernen Versuche, die Menschen in seiner Umgebung auch ohne seine übersinnlichen Fähigkeiten zu manipulieren... und hoffte auf irgendein Wunder. Dass ich eines schönen Morgens aufwachen würde, und Aris zu mir sagte: „Du hattest Recht. Ich habe mich getäuscht. Ich brauche nichts anderes im Leben, so lange du an meiner Seite bist!“ Doch das passierte nicht.

Stattdessen entfremdeten wir uns nur immer mehr voneinander.

Und dann, eines Nachts, als draußen schon stundenlang ein heftiger Regen auf die hölzerne Hütte niederprasselte und wir einander nicht ausweichen konnten, eskalierte die Situation.

„Ich habe gestern im Schlaf so ein Kribbeln gefühlt.“, erzählte mir Aris, dessen Denken sich wie immer nur um sich selbst drehte, und der gar nicht mitbekam, dass ich schon seit Stunden meinen Rucksack zusammenpackte und nur noch darauf wartete, dass endlich dieser scheiß Regen aufhört. „Vielleicht kommen meine Fähigkeiten ja langsam zurück.“

„Schön für dich.“, sagte ich nur. „Dann kannst du ja bald wieder Gott spielen.“

„Und das werde ich auch tun!“, entgegnete mir Aris entschlossen. „Dann baue ich mir eine Armee von Menschen auf, die mich so akzeptieren, wie ich bin... und die mir nicht immer vorschreiben wollen, was ich zu fühlen und zu machen habe.“

„Du fühlst doch überhaupt nichts mehr.“, murmelte ich gereizt. „Von allen Gefühlskrüppeln, die das Aufwachsen im Waisenhaus hervorgebracht hat, bist du der verkrüppeltste. Vielleicht sollte ich dich einfach von diesem lieblosen Dasein erlösen.“ Ich zog meine Pistole aus dem Mantel und hielt sie ihm so dicht an den Kopf, dass er den kalten Stahl auf seiner Schläfe spüren konnte.

Aber Aris ließ sich davon natürlich nicht beeindrucken.

„Na los, drück schon ab! Die alten Zeiten werden nicht zurückkommen dadurch. Ich werde dich nie wieder so brauchen, wie ich dich damals gebraucht habe.“

Darauf griff ich wütend nach seinem Arm, drückte ihm mit aller Gewalt die Waffe in die Hand und richtete sie dann auf meinen Kopf, den ich nach vorne beugte wie ein williges Opferlamm.

„Dann schlage ich vor, du erschießt einfach mich!“, empfahl ich ihm. „Beende es. Drück den Abzug und hör zu, wie es sich anhört, wenn die Kugel meinen Schädel durchdringt. Das ist eine interessante Erfahrung. Dafür lebst du doch, oder? Für interessante Erfahrungen wie diese.“

Aris presste mir die Waffe noch etwas fester an den Kopf, so als ob er einen Moment ernsthaft daran dachte, abzudrücken.

„Du bist ein kaputter Freak, Vanja! Weißt du, was dein Problem ist? Schon seit du am Rockzipfel deiner toten Mutter gehangen bist?

Du hast einfach noch nie für dich selbst gelebt. Leben bedeutet für dich nur buckeln, dienen oder lieben. Immer brauchst du jemand anderen, um dich selbst wahrzunehmen. Ich brauch keinen. Ich bin mir selbst genug. Und deshalb komme ich klar in dieser Welt... und du nicht.

Vielleicht sollte ich dir wirklich den Gefallen tun und abdrücken. In dieser Welt wirst du ja doch nie finden, was du suchst. Du wirst niemals glücklich werden.“

Ich schloss andächtig die Augen und hoffte, er würde schießen. Nur so würden meine Qualen ein Ende nehmen.

Aber er tat es nicht. Stattdessen senkte er mit sanftem Druck die Waffe, worauf ich schließlich aufgab und die Pistole in seinen Händen zurückließ.

„Viel Spaß noch mit deinen Superkräften!“, sagte ich ihm zum Abschied. „Vielleicht wirst du eines Tages große Macht erlangen. Aber du wirst nie wieder jemand haben, dem du wirklich vertrauen kannst.“

„Du auch nicht!“, antwortete Aris wie ein trotziges Kind. „Denn für sowas sind Menschen einfach nicht gemacht.“

„Wenn du meinst...“, murmelte ich traurig.

Dann nahm ich meinen bereitstehenden Rucksack und ging hinaus in den Regen, ohne mich noch einmal zu ihm umzudrehen.

Ich ging weg vom See, am Fluss entlang, und dann immer der Straße nach.

Ernähren tat ich mich nur von dem, was ich am Wegesrand fand. Aus Tagen wurden Wochen, und aus Wochen Monate.

Ich hatte kein Ziel vor Augen... hatte jedes Zeitgefühl verloren.

Alles was ich wollte, war weg. Einfach nur weg von allem, was hinter mir lag. Weg von dem Waisenhaus. Weg von den Erinnerungen. Weg von Aris.

Weg von diesem Leben, in dem ich immer nur ein Anhängsel gewesen bin von anderen, die besser wussten als ich, wo es lang ging.

Vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben musste ich über meinen Weg selbst entscheiden.

Und da merkte ich erst, dass es mir völlig egal war, wohin dieser Weg führte. Alles, was mich je ausgemacht und von anderen unterschieden hatte, war mein Wunsch nach einer richtigen Familie... und meine Sehnsucht nach Liebe.

Darüber hinaus hatte ich nichts. Ich war ein Niemand. Ich wollte auch nichts anderes sein als das.

Und so wanderte ich immer weiter, bis ich irgendwann in den schneebedeckten Ausläufern des Himalayas angekommen war, die Nahrung immer knapper wurde und ich schließlich entkräftet zusammenbrach.

Ein paar Mönche fanden mich dort, päppelten mich wieder auf, und nahmen mich in ihrem Kloster auf.

Dort fand ich Ruhe. Ich meditierte mit ihnen.

Ich versuchte, alles loszulassen, was mich in der Vergangenheit so runtergezogen hatte... versuchte, über alles hinwegzukommen.

Und eines Tages, als ich so losgelöst von allem war und keinerlei Druck mehr empfand, entschwand ich aus meinem Körper. Zum ersten Mal überhaupt.

Und ich konnte die Welt so sehen, wie Aris sie immer gesehen hat.

So vergingen die Jahre. Ich wurde älter, verdiente mir den Respekt der Mönche und der Dorfbewohner, half ihnen, wo immer ich konnte, und arbeitete daran, meine Fähigkeiten zu verfeinern. Aber ganz tief in mir drin habe ich nie aufgehört, ein Fuchs zu sein.

Ich schützte das Dorf und kämpfte. Erst gegen die Sowjets, dann gegen die Chinesen. Gegen jeden, der den einfachen Menschen dort ihr kleines Glück streitig machen wollte. Ich wurde zu ihrem Beschützer. Zu einem Mythos der Berge. Ganz ähnlich, wie es die Füchse damals in der Ukraine gewesen waren.

Und ich war kurz davor, meinen Frieden zu schließen mit diesem Leben.

Aber den Dämonen der Vergangenheit kann man wohl einfach nie völlig entkommen, ganz egal, in welchen entlegenen Winkel des Planeten man auch flüchten mag.

Im Lauf der Jahre hörte ich immer wieder Gerüchte. Gerüchte von einem mächtigen Geistwesen, das Menschen manipulierte, in irgendwelchen Bananenrepubliken Chaos verbreitete und sogar ganze Staatsstreiche organisierte.

Ich wusste sofort, dass es sich dabei nur um Aris Gemo handeln konnte. Omega.

Aus der Ferne verfolgte ich seinen unaufhaltsamen Aufstieg, beobachtete ihn, wie er immer mächtiger und mächtiger wurde.

Und ich hab mir immer wieder gesagt: Es geht mich nichts an! Wir sind keine Familie mehr. Er ist einfach nur irgendein Spinner, der die Weltherrschaft an sich reißen möchte. Kein Grund, mich einzumischen.

Aber dann... dann fing Aris an, junge Menschen um sich zu scharen... junge Menschen wie euch, die über eine besondere Begabung verfügten. Er erzählte ihnen, wie die Welt funktionierte, beeindruckte sie mit seinen Fähigkeiten und seinem enormen Wissen, und formte so aus ihnen eine schlagkräftige Armee von Astralspionen.

Ich wartete im Verborgenen... wartete auf den Moment, an dem er ihnen endlich von uns erzählen würde... von der legendären Fuchsbande, und davon, dass er ohne mich, ohne Kira und ohne Nikolaj nicht das Geringste erreicht hätte. Ich wollte so gern die Geschichte hören aus seinem Mund. Unsere Geschichte.

Aber es passierte nicht. Euer toller Anführer inszenierte sich nur als mystisches, gottgleiches Wesen, das über allen anderen stand, das keine eigene Geschichte und keine Vergangenheit zu haben schien...

Seine alten Freunde hingegen hat er über Jahre hinweg nicht ein einziges Mal erwähnt. Ist es nicht so, Aris? Wir waren dir längst völlig egal geworden!

Erst, als Gunnar Mageddon in dein Leben trat und dich auf die Idee brachte, dass die alte Geschichte von der Fuchsbande dir noch einmal ziemlich nützlich werden könnte... als Gründungsmythos, als Fundament für deine neue Gesellschaftsordnung... da warst du plötzlich Feuer und Flamme, hast deine kleine Privatarmee in diese schicken Fuchskostüme eingekleidet und ihnen immer wieder gebetsmühlenartig Geschichten von unseren Abenteuern und unserer tollen Freundschaft erzählt.

Verdammt, dann sei doch wenigstens so ehrlich und erzähle ihnen auch, wie wir gescheitert sind! Wie unsere Freundschaft gescheitert ist. Wie alles gescheitert ist.

Sag ihnen, dass unsere Freundschaft nur funktioniert hat, so lange wir im Krieg gegen alles und jeden waren... aber nicht mehr, als wir endlich Frieden hatten.

So lange du das nicht erzählst, ist es doch nur Propaganda.

Wie die Geschichten von den ach so heldenhaften sowjetischen Arbeitern, die sich angeblich für die sozialistische Idee aufopferten. In Wahrheit haben die alle nur Angst gehabt, eingesperrt zu werden oder zu verhungern. Deshalb haben sie so geschuftet.

Aus nackter Angst ums Überleben.

Und unsere Freundschaft... die basierte im Grunde auf etwas ganz ähnlichem. Auf unserer Angst vorm Verhungern. Wir haben uns aneinandergeklammert, weil wir einander brauchten. Weil wir alleine nicht überlebensfähig waren. So wie alle Kinder eben alleine nicht überlebensfähig sind.“

„Und es hat funktioniert, oder nicht?“, fiel ihm Omega ins Wort. „Wir haben überlebt. Und wir sind stark geworden. Was ist daran auszusetzen? Du wärest heute gar nicht hier ohne diese Freundschaft... ohne diese Idee, die du heute als Propaganda bezeichnest.“

„Ich verrate dir, was daran auszusetzen ist:“, konterte Vanja, nicht bereit, sich noch einmal von seinem alten Gefährten den Mund verbieten zu lassen, jetzt, wo er sich erst einmal in Rage geredet hatte. „Dass die Hauptfigur dieser rührenden Geschichte über Freundschaft und bedingungslosen Zusammenhalt ein rücksichtsloser Egoist ist, der im gesamten Handlungsverlauf vielleicht zwei, drei nette Dinge zu seinen Freunden sagt, und ansonsten einen auf cool und unnahbar macht, alle ständig nur herumkommandiert und danach beurteilt, wie nützlich sie für ihn sein können.“

Was genau bitteschön ist daran jetzt so viel anders und revolutionärer als die Freundschaften von irgendwelchen Durchschnittsjugendlichen heutzutage?

So lange man voneinander profitiert und nicht viel andere Alternativen hat, was man stattdessen mit seiner Zeit anfangen könnte, hängt man zusammen rum und bildet sich furchtbar was darauf ein, was für eine krasse Clique von Freunden man ist. Doch sobald man realisiert, dass einen eine all zu enge Verbindung mit anderen Menschen unflexibel macht, weil man sich ja eigentlich viel lieber selbstverwirklichen möchte, anstatt anderen

zuliebe auf irgendwas verzichten zu müssen, geht man immer mehr auf Distanz zueinander... und später, ein paar Jahre nach dem Ende der Schulzeit, hat es die einen hierhin verschlagen und die anderen dorthin, und man trifft sich vielleicht aus Sentimentalitätsgründen alle paar Wochen mal, oder auf irgendwelchen Klassentreffen, und schwelgt in Erinnerungen... aber insgeheim ist doch jeder froh, dass er jetzt endlich seine eigene Familie hat, seine eigene Frau, die nur ihm allein gehört, sein eigenes Haus und seinen eigenen Job.

Das ist der Lauf der Dinge, Aris. Menschen werden kälter. Menschen gehen auf Distanz zueinander. Man nennt es auch Erwachsenwerden. Und vielleicht... vielleicht ist sowas ähnliches auch mit uns passiert.“

Er legte eine kurze Sprechpause ein und verharrte nachdenklich vor den Reihen der wie gebannt auf ihn starrenden Fuchssoldaten, ehe er Omega einen skeptischen Blick zuwarf und eindringlich weitersprach:

„Wenn die Fuchsbande auch heute noch zusammen am Lagerfeuer sitzen würde... wenn sie ein bisschen länger Bestand gehabt hätte als ein beschissenes halbes Jahr, nachdem unsere Schulzeit zu Ende gegangen war... dann, Aris, wäre es vielleicht ein guter Gründungsmythos für eine neue Gesellschaft geworden.

Aber dafür hätte dir meine Zuneigung wichtiger sein müssen als deine beschissenen Superkräfte.

Ich hätte Nikolaj nicht einfach wegschicken dürfen, nur weil ich Angst hatte, durch seinen verfluchten Idealismus ständig an meine eigene Erbärmlichkeit erinnert zu werden. Und Kira hätte niemals diese Kugel abfangen dürfen, die einzig und allein für mich bestimmt war... denn sie konnte am allerwenigsten dafür, dass wir uns damals zerstritten haben... sie hat es wahrscheinlich überhaupt nicht verstehen können, wieso die Mitglieder ihrer Familie, das Einzige, was für sie von Bedeutung war, plötzlich aufeinander losgegangen sind, als ob sie erbitterte Feinde wären.

Verdammt, Aris... wir haben Fehler gemacht!

Zu viele Fehler, als dass die Geschichte unserer Freundschaft solch ein in sich stimmiger, makelloser Gründungsmythos sein könnte.

Was denkst du, wird passieren, wenn die nachfolgenden Generationen uns als ihr großes Vorbild nehmen und so zu sein versuchen wie wir? Sie werden am Ende doch genauso scheitern wie wir! Aber das Ende... das Ende hast du immer verdrängt, nicht wahr?“

„Wenn hier einer etwas verdrängt hat, dann bist du es, Vanja!“, konterte Omega, der nicht bereit war, sich auf diese herablassende Weise vor seinen versammelten Getreuen die Leviten lesen zu lassen. „Ich habe aus meinen Fehlern gelernt. Ich bin stärker geworden mit jedem Versuch, und heute stehe ich hier als eines der mächtigsten Wesen des Planeten und lebe meinen Traum.

Aber du? Du warst doch immer nur ein fantasieloser Mitläufer. Du hast andere für dich die Pläne schmieden lassen. Hast andere für dich Entscheidungen treffen lassen. Hauptsache, du durftest mitmachen.

Und ich habe dich mitmachen lassen... oder etwa nicht? Ich habe versucht, dir die Welt zu erklären, wie ich sie sehe. Habe versucht, dich an meinen Visionen teilhaben zu lassen. Und wärest du damals nicht einfach davongelaufen, sondern hättest weiter an mich geglaubt, dann hätten wir zusammen noch eine Menge Spaß haben können, nachdem meine Kräfte zurückgekommen waren.

Aber du hattest ja leider keinerlei Ehrgeiz. Keine Visionen. Und damit meine ich nicht deine mangelnden Fähigkeiten in der astralen Welt. Ich rede von Visionen für die Zukunft.“

„Wir waren eine Familie! Das war meine Vision von der Zukunft!“, rechtfertigte sich Vanja wie ein Kind, das man zu Unrecht einer schweren Missetat beschuldigt hatte.

Doch Omega ließ sich davon nicht unterbrechen.

„Du hast doch einfach nur Schutz gesucht. Einen Mutter-Ersatz. Irgendwas zum Unterkriechen.

Du hast in Wirklichkeit nie in derselben Liga gespielt wie ich, Vanja! Du hast dich nur in meinem Licht gesonnt. Also erzähl mir nichts von Freundschaft. Nur jemand, der mir wirklich ebenbürtig ist, kann mein Freund sein.

Und hier habe ich sie nun um mich herum versammelt: Kreative Geister, Schöpfer, Menschen, die meine Gedanken teilen, die meinen Wunsch nach Veränderung teilen... denen es nicht genügt, dass einfach nur irgendwer da ist, der ihnen die Hand hält, wenn es dunkel wird.

Und was hast du, Vanja? Du hast nichts. Siebzig Jahre später, und immer noch hast du nichts. Nichts außer deinem Koffer voller alter Geschichten von damals.

Denkst du, damit beeindruckst du hier irgendwen, hä? Ich hab die Kontrolle. Und du hast nichts!“

Mit diesen Worten marschierte Omega auf Vanja zu, um ihn mit einem Faustschlag und der geballten Kraft seiner Überzeugung auf den Boden zu schicken, genau wie er es damals bei ihren Trainingskämpfen oft genug getan hatte. Doch Vanja lächelte nur und schaute auf Omegas Hand, die im selben Moment durchsichtig wurde und durch Vanjas Geistkörper widerstandslos hindurchglitt.

„Du überschätzt deine Kräfte, Aris.“, konterte Vanja gelassen. „Du hast hier schon lange nicht mehr die Kontrolle!

Weißt du, was deine große Schwäche ist? Du bist berechenbar geworden... so verdammt berechenbar. Wer dich wirklich kennt, weiß, wie du auf bestimmte Situationen reagieren wirst... weil du immer so reagierst. Alles, was du vorfindest, wirst du eiskalt benutzen, um deine Ziele zu erreichen. Das hast du schon immer so getan.

Aber was, wenn jemand die Dinge, die du vorfindest, extra arrangiert hat... extra nur für dich? Damit du sie so benutzt, wie du es immer tust? Und zack, schon bist du selber zu einer Marionette geworden. Genau so, wie du jahrelang andere Menschen zu Marionetten gemacht hast.“

Vanja manifestierte eine an Fäden hängende Puppe in seiner Hand, die genau wie eine Miniatur-Version von Omega aussah, und die zu seinen Finger-Bewegungen ausgelassen zu tanzen begann.

Aber Omega dachte gar nicht daran, sich von seinem alten Kameraden für dumm verkaufen zu lassen.

„Deine billigen Taschenspielertricks beeindrucken niemanden hier, Vanja.“, gab er ihm zu verstehen. „Alles, was du hier vor dir siehst, ist meinem eigenen Willen entsprungen. Und die Menschen, die hier versammelt sind, sind allein wegen mir und meinen Ideen gekommen...“

„Ach, ist das so?“, fragte Vanja mit einem kalten Lächeln. „Auch die Menschen, die dich am liebsten umbringen wollen? Wie etwa Leonie, deren Bruder du auf dem Gewissen hast?

Denkst du wirklich, sie ist hier, weil du es so arrangiert hast?

Ich habe meine schützende Hand über sie und ihre Freunde gehalten, einzig und allein aus dem Grund, weil ich wollte, dass sie beim großen Finale mit an Bord sind.

Oder Gunnar Mageddon?

Der berühmte Schriftsteller? Meinst du wirklich, es war ein Zufall, dass er eines Tages wie aus dem Nichts hier aufgetaucht ist und dich auf die Idee mit dem Buch gebracht hat?

Du solltest es doch langsam besser wissen, dass es solche Zufälle einfach nicht gibt.

In Wahrheit ist Gunnar Mageddon nur deshalb hier, weil er von meinem Gehilfen Shiva so lange subtil manipuliert worden ist, bis er es für eine ziemlich gute Idee hielt, hier bei dir aufzutauchen und dir die Sache mit dem Buch vorzuschlagen.

Weil ich es so wollte! Ich wusste, dass du viel zu fantasielos bist, um die Bedeutung unserer Geschichte zu begreifen. Du hattest sie ja schon so gut wie vergessen in all den Jahren des Gottspiels.

Und so schickte ich dir eben einen Geschichtenerzähler... und zwar nicht irgendeinen, sondern den Besten, den ich für unsere Geschichte finden konnte, damit er dir ein wenig auf die Sprünge hilft. Weil du Gefühlskrüppel es allein niemals auf die Reihe bekommen hättest!

Und das Virus, mit dem du die Menschheit vernichten willst? Glaubst du echt immer noch, es war purer Zufall, dass dir die Information über diese Formel in die Hände gefallen ist? Vielleicht wollte ich ja, dass du davon erfährst. Weil ich nämlich genau wusste, was du dann tun würdest... weil ich dich kenne! Besser, als du dich selbst.“

Vanja hielt kurz inne, um den Anblick zu genießen, wie in Omega immer mehr Zweifel aufstiegen und er sichtlich um Fassung zu ringen schien.

„Du hältst dich für so clever, Aris. Aber in Wirklichkeit... in Wirklichkeit bin ich derjenige, der die Fäden zieht! Ich allein habe all das hier arrangiert, extra nur für den heutigen Tag. Ich hab dich die Drecksarbeit erledigen lassen... das lästige Klein-Klein... und du bist mir komplett auf den Leim gegangen.“

Für einen Moment schien es, als ob die Maske der Zuversicht von Omegas Antlitz abfiel, und er gleich wie ein enttäuschtes Kind zu Heulen beginnen würde.

„Dieser ukrainische Esel!“, fluchte Gunnar leise zu dem neben ihm stehenden Shiva. „Das ist ein ganz billiger Trick! Vanja versucht ihn doch nur zu verunsichern... das ist doch so offensichtlich. Allein schon, dass er deine Loyalität in Frage stellt... der kennt dich doch überhaupt nicht! Der weiß überhaupt nicht, was wir zusammen durchgemacht haben. Jeder hier sieht doch, was er vorhat!“

„Menschen sind nicht immer das, was sie vorgeben zu sein.“, antwortete Shiva, während er nervös den Griff der Maschinenpistole umklammerte, die er unter seiner Jacke versteckt hatte.

Wie es aussah, schien Vanja mit seiner Taktik Erfolg zu haben und Omega argumentativ in die Ecke drängen zu können. Doch dann begann dieser auf einmal herzlich zu lachen, und deutete anerkennend mit dem Finger auf seinen alten Kameraden.

„Gut gemacht, Vanja! Das war ein schöner Bluff. So wie früher, als wir auch fast immer nur geblufft haben, weil wir in Wahrheit nichts in der Hand hatten.“

Wunderbar! Ich wäre beinahe drauf reingefallen. Allerdings hat deine fantasievolle Manipulationsgeschichte einen kleinen Logikfehler, findest du nicht auch? Du willst die Welt überhaupt nicht zerstören. Du willst sie doch bloß retten, nicht wahr? Nur deshalb

bist du hier aufgekreuzt. Um zu verhindern, dass wir heute unsere neue Weltordnung errichten. Also warum solltest du mir all diese Werkzeuge in die Hand gelegt haben, hä? Das ergibt leider überhaupt keinen Sinn.“

Er marschierte triumphierend ganz dicht an Vanja heran, um ihn allein durch seinen stehenden Blick in die Knie zu zwingen.

Aber Vanja hielt dem Blick eiskalt stand, und meinte nur:

„Kleiner Denkfehler von dir, Aris. Ich will die Welt überhaupt nicht retten. Diesmal nicht! Ich verrate dir, was ich stattdessen machen werde:

Ich werde dir dabei zusehen, wie du stirbst! Und dann lassen meine Leute das Virus frei und löschen einen Großteil der Menschheit aus.

Unter den Überlebenden werden wir das Buch verteilen, genau wie du es mit dem Schriftsteller geplant hattest... nur mit einer kleinen Änderung:

In der neuen Version der Geschichte werden Kira, Nikolaj und ich die Helden sein, die nur durch die Kraft ihrer Freundschaft und ihrer sozialistischen Ideale die Kontrolle über das Waisenhaus erlangen... während du, Aris, nur ein tollpatschiger Blinder sein wirst, den wir aus Mitleid in unserer Bande mitmachen lassen.

Du wirst für alle Zeit nur der unbedeutende Sidekick sein, der die Helden mit seinen Späßchen aufheitert und ab und zu meinen Schwanz lutschen darf. Aber an die Wände wird man neben die Fuchssymbole nicht deinen Namen schreiben, sondern meinen. Vanja!“

Omega wurde rot vor Zorn und fluchte:

„Das ist absurd! Jeder weiß, dass es so nicht gewesen ist. Das ist nur eine erbärmliche Lüge!“

„Propaganda.“, verbesserte ihn Vanja triumphierend. „Waren es nicht deine eigenen Worte, dass die Menschen Illusionen brauchen... und dass man hier und da ein bisschen etwas verändern muss, damit eine Geschichte zur Legende wird?

Und anders als deine Geschichte wird meine Version die Zeit überdauern, denn sie kommt ohne deinen ganzen albernern Hokuspokus aus, und wird auch von Menschen nachgeahmt werden können, die nicht über deine übersinnlichen Fähigkeiten verfügen. Denn sie handelt nicht von einem großenhirnigen Halbgott, der seinen Körper verlassen kann... sondern von der Kraft der Freundschaft. Von Tapferkeit, Solidarität und Liebe... ja, Liebe, Aris! Dieses eine Gefühl, das du nie verstanden hast, aber ohne das alles andere nichts ist. Die Helden dieser Legende heißen Nikolaj... Kira... und Vanja.

Und du, Aris... du darfst dann bis in alle Ewigkeit an meinem Rockzipfel hängen, da wo du hingehörst! Als ein hilfloses, unbedeutendes Anhängsel!“

Mit diesen Worten packte Vanja seinen ehemaligen Freund am Kragen, und der Griff seiner kalten Finger war das realste, was Omega seit siebzig Jahren gefühlt hatte. Dann holte Vanja mit der Faust aus und verpasste Omega einen Schlag, der so dermaßen aufgeladen war von jahrzehntelang angestautem Zorn, dass Omegas Astralkörper wie von einer Rakete getroffen durch den halben Saal katapultiert wurde.

Den Moment der allgegenwärtigen Verwirrung nutzte Shiva, indem er ein paar Schritte nach vorn marschierte und rief: „Hier sind überall Bomben platziert. In fünfzehn Minuten fliegt hier alles in die Luft! Also macht, dass ihr rauskommt. Lauft um euer Leben!“

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, zog er seine Maschinenpistole, richtete sie auf die versammelte Menge und feuerte dann eine Salve dicht über ihre Köpfe hinweg. Einige warfen sich daraufhin erschrocken auf den Boden. Andere zogen ihrerseits ihre Waffen oder versuchten, sich irgendwie zum rettenden Ausgang durchzudrängeln.

„Was hat das zu bedeuten, Shiva?“, fragte der irritiert an seiner Seite stehende Schriftsteller, der für einen Moment überhaupt nicht wusste, wie er auf diese unerwartete Entwicklung reagieren sollte. „Ich dachte, das war alles bloß ein gutgemachter Bluff von Vanja... oder... oder etwa nicht? Hast du mich etwa... nur ausgenutzt?“

Er musterte seinen jungen Begleiter skeptisch, der dem stechenden Blick seines Mentors nicht länger standhalten konnte, und daher nur leise murmelte:

„Tut mir leid, Gunnar.“

Dann schickte er den Schriftsteller mit einem harten Schlag mit dem Knauf seiner Waffe zu Boden.

„Das ist ein Verräter! Schnappt ihn euch!“, riefen mehrere Wachen aus der ersten Reihe, die Omega treu ergeben waren, und eröffneten sogleich das Feuer in Shivas Richtung. Nur um Haaresbreite konnte Shiva den Schüssen ausweichen und gerade noch rechtzeitig hinter dem Tisch mit den Reliquien in Deckung hechten.

„Meinst du, das ist jetzt das vereinbarte Zeichen?“, wollte Spooky gerade die an seiner Seite stehende Leonie fragen, doch da hatte sie ihn bereits gepackt und zog ihn und Fox mit sich fort, quer durch die aufgescheuchte Menge hindurch.

„Los jetzt, das ist unsere Chance!“

Sie stiegen über einige am Boden kauern Maskenträger hinweg, stolperten, zerrten... Leonie verpasste einem der ihnen zugeteilten Aufpasser, der sie mit einem forschen Griff am Weitergehen hindern wollte, einen wütenden Schlag in die Fuchsschnauze. Einen anderen, der sich ihnen in den Weg stellen wollte, rammte Spooky mit einem beherzten Schulterstoß zur Seite, während der flinke Fox unter gleich zwei Kerlen hindurchflutschte und einem von ihnen, als der ihn nicht gehen lassen wollte, noch einen kräftigen Kinnhaken verpasste.

„Lasst uns durch!“, brüllte Leonie, ehe sie sich vergewisserte, dass ihre Freunde noch immer dicht hinter ihr waren und nicht den Anschluss verloren.

Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, wie sich Shiva mit ein paar der treuesten Anhängern Omegas ein heftiges Feuergefecht lieferte, zwei von ihnen mit gut gezielten Schüssen niederstreckte, dann aber selber getroffen wurde und gegen einen der umherstehenden Stühle taumelte.

Dann hatten Leonie, Spooky und Fox das schlimmste Getümmel hinter sich gelassen und rannten so schnell sie konnten durch die große Doppeltür in Richtung des breiten Ganges, während hinter ihnen die Astralkörper von Vanja und Aris eng aneinandergeklammert durch den Saal flogen und sich gegenseitig unbarmherzig mit harten Schlägen eindeckten.

Kapitel 34 - Schachmatt

„Wo geht's lang?“, fragte Fox außer Atem, als sie an einer Kreuzung ankamen, an der scheinbar identisch aussehende weiße Gänge in alle Himmelsrichtungen abzweigten.

Spooky versuchte kurz, sich an die Karte zu erinnern, und rief dann schließlich überzeugt: „Wir müssen nach links!“

So rannten sie weiter, ohne noch irgendwelche Gedanken an das hinter ihnen tobende Chaos zu verschwenden. Jetzt galt es einzig und allein, die Mission zu erfüllen, und sich dann so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen.

Sie hetzten zu dritt um die nächste Ecke, um kurz darauf abrupt anzuhalten, wodurch der hinten gehende Fox beinahe auf Spooky und Leonie aufgeprallt wäre.

Direkt vor ihnen schien ein maskierter Typ Wache zu stehen. Der Kerl war so groß wie ein Baum, und als er die drei Freunde auf sich zukommen sah, griff er nach seinem elektrisch aufgeladenen Schlagstock und streckte ihn ihnen bedrohlich entgegen.

„Was glaubt ihr, wo ihr hingeht, Gefangene?“, fragte er in einem barschen Tonfall.

Doch Leonie war nicht so weit gekommen, um sich jetzt noch von so einem maskierten Affen aufhalten zu lassen.

Sie streckte ihm entschlossen die Pistole entgegen und rief:

„Wohin immer wir wollen, Arschloch!“

Eigentlich war sie davon ausgegangen, dass diese Drohung und ihr grimmiges Auftreten genügen würden, um ihrem Gegenüber Respekt einzuflößen.

Doch entweder bemerkte er die unscheinbare Pistole in ihrer Hand gar nicht, oder er hielt sie offensichtlich für ein harmloses Spielzeug, denn anstatt die Hände hochzunehmen oder sein Heil in der Flucht zu suchen, stürmte er unvermittelt auf die drei Freunde zu und holte mit seinem Schlagstock aus.

Ohne weiter darüber nachzudenken drückte Leonie den Abzug ihrer Pistole, worauf ein erstaunlich lauter Knall ertönte, begleitet von einem heftigen Rückstoß, den Leonie dem kleinen Teil gar nicht zugebraut hätte.

Nur mit Mühe gelang es ihr, die Waffe nicht vor Schreck aus der Hand fallen zu lassen, während der Angreifer vor ihnen mit einem rauchenden Loch mitten in seiner Maske zu Boden sank und dort regungslos liegenblieb.

„Scheiße...“, stotterte Spooky. „Du... du hast ihn einfach umgelegt...“

„Ja, was soll ich denn machen?“, fragte Leonie schulterzuckend. „Ich erzähl’s meiner Psychologin... vielleicht... irgendwann.“

Sie überprüfte kurz ihre Pistole, winkelte den Arm an wie eine professionelle Geheimagentin, und marschierte dann unbeeindruckt weiter... jetzt, wo sie nur noch wenige Meter von ihrem Ziel trennten, das sie so lange herbeigesehnt hatte, war sie nicht in der Stimmung, um über irgendwelche Kollateralschäden nachzudenken.

Zu groß war ihr Groll auf den verhassten Mörder ihres Bruders, als dass sie sich jetzt noch von irgendetwas oder irgendwem ausbremsen lassen würde.

„Los, kommt, Jungs. Weiter!“, forderte sie ihre Freunde auf.

Spooky und Fox nickten sich kurz mutmachend zu und folgten ihr dann mit ein wenig Sicherheitsabstand. Doch eigentlich wollten beide nur so schnell wie möglich hier raus, bevor der ganze Laden in die Luft flog.

Schließlich hatten sie ihr Ziel erreicht.

Sie betraten einen hell erleuchteten Raum, der Leonie auf den ersten Blick an ein Krankenzimmer auf einer Intensivstation erinnerte.

Der typische Geruch von Medikamenten, Sterilisierungsmitteln und menschlichem Halbleben lag in der Luft, und im Hintergrund hörten sie das regelmäßige Pumpen eines Beatmungsgeräts.

Abgeschildert hinter einem lichtdurchlässigen weißen Vorhang sahen sie die Umrisse eines Krankenbettes.

Leise zog Leonie den Vorhang beiseite und ging mit vorgehaltener Waffe weiter in den hinteren Teil des Raumes.

Da lag ein alter, runzlicher Mann mit einer Sauerstoffmaske über Mund und Nase, am ganzen Körper verkabelt und an alle möglichen lebenserhaltenden Gerätschaften angeschlossen.

Nur anhand der trüben, blinden Augen und dem vernarbten Gesicht konnte man erahnen, dass es sich dabei um den echten Körper von Omega handeln musste.

Doch er wirkte kein bisschen majestätisch oder ehrfurchteinflößend, wie es die drei Freunde insgeheim erwartet hatten. Viel eher musste Leonie unwillkürlich an den letzten Besuch bei ihrem todkranken Großvater denken... an die gottverlassene Traurigkeit in seinem Gesicht... an dieses beengende Gefühl, die letzten Stunden des Lebens in einem Raum verbringen zu müssen, in dem es nur Computer und Maschinen gab, aber keine Hoffnung. Keine Aussicht. Noch nicht einmal ein vergittertes Fenster.

„Ich hatte jetzt eher so einen gläsernen Schneewittchen-Sarg erwartet.“, flüsterte Spooky in Leonies Ohr. „Und einen Kerl, der aussieht wie so ein alter Druide. Irgendwas Spektakuläres halt.“

„Du schaust zu viele Filme, Alter!“, konterte Leonie. „Das hier ist die Realität.“

Auch wenn sie insgeheim zugeben musste, dass sie ebenfalls einen spektakuläreren Anblick erwartet hatte... vielleicht einen mit einer grünen Flüssigkeit gefüllten Tank, in dem ein geheimnisvolles, drei Meter großes Mutanten-Wesen schwamm, mit schleimigen Tentakeln und einem riesigen Maul mit scharfen Zähnen. So ähnlich wie der Endboss bei Resident Evil.

„Spektakulär oder nicht...“, murmelte sie und reckte mit grimmigen Augen ihre Waffe empor. „Bringen wir es zu Ende!“

Sie wollte noch einen Schritt näher rangehen, um die Waffe genau auf die Stirn des alten Mannes zu drücken. Doch da spürte sie von hinten auf einmal eine scharfe, unangenehm in ihre Haut einschneidende Klinge an ihrem Hals.

„Waffe fallenlassen!“, forderte sie der Schriftsteller mit entschlossener Stimme auf, der den drei Freunden unbemerkt gefolgt sein musste, und ihr jetzt den Säbel von Nestor Machno ganz eng an die Kehle drückte. „Zwing mich nicht dazu. Wäre echt schade um deinen hübschen Kopf, kleine Ghetto-Prinzessin. Also lass brav die Waffe fallen, und dann machst du einen großen Schritt nach drüben zu deinen Freunden!“

Er verlieh seiner Forderung Nachdruck, indem er die Klinge noch energischer gegen Leonies Hals presste, worauf ihr nichts anderes übrig blieb, als mit schmerzverzerrter Miene seinen Aufforderungen nachzukommen und die Pistole direkt vor Omegas Bett auf den Boden zu werfen.

„Und jetzt rüber da!“, befahl der Schriftsteller und stieß sie unsanft in Richtung von Spooky und Fox, die sie mehr schlecht als recht auffingen und gerade so verhindern konnten, dass sie durch die Wucht des Aufpralls alle drei zu Boden gerissen wurden.

Noch immer streckte ihnen Gunnar Mageddon drohend den Säbel entgegen und trieb sie mit der Spitze vor sich her... möglichst weit weg von dem Bett. Weg von Omegas Körper. „Ihr werdet den alten Knaben schön in Ruhe lassen, kapiert? Der Plan ist viel zu weit fortgeschritten... und viel zu gut, um ihn jetzt noch scheitern zu lassen! Also schlage ich vor, wir warten hier einfach, bis der gute Omega mit seinem alten Schulkameraden ausgespielt hat und endlich das Virus frei lässt. Und danach... danach könnt ihr von mir aus tun, was ihr nicht lassen könnt. Das ist dann nicht mehr mein Problem.“

„Omegas Plan wird so oder so scheitern, Gunnar!“, ertönte auf einmal eine bekannte Stimme vom Eingangsbereich.

Es war Shiva, der seine Waffe abgelegt hatte und langsam auf den Schriftsteller und die drei Freunde zuhinkte.

„Der große Prophet Vanja hat andere Pläne mit dieser Welt. Und ich diene meinem Propheten. Ganz wie er es von mir erwartet.“

„Prophet... pah!“, schimpfte Gunnar und warf seinem jungen Freund einen zornigen Blick zu. „Für einen religiösen Menschen wechselst du deine Propheten ziemlich häufig, Shiva... Erst dieser Mohammed, dann ich... und jetzt Vanja? Du bist jetzt also seine Schlampe und machst die Drecksarbeit für ihn, ja?“ und murmelte der Schriftsteller kopfschüttelnd, ehe er auf Shivas Hand mit den fehlenden Fingern deutete. „Und das da? Ich tu alles für einen Freund! Ich bin bereit, alles zu opfern für einen Freund! Das war dann wohl alles nur Teil der Show, oder?“

„Keine Show.“, versuchte ihm Shiva zu erklären. „Ich habe das Opfer erbracht, das du haben wolltest. Aber ich habe es nicht für dich getan, Gunnar. Dieser Teil war gelogen. Denn nicht du warst es, der meine Seele gerettet hat... und es waren auch nicht deine Bücher.“

Das, was mich wirklich gerettet hat, war eine flüsternde Stimme in der Wüste. Die Stimme eines schwarzen Raben, der mich jede Nacht in meinen Träumen besuchte... der mir die Augen geöffnet hat für die Sinnlosigkeit meines bisherigen Daseins.

Für diesen Raben habe ich die Finger geopfert. Um ihm zu zeigen, wie weit ich zu gehen bereit bin für ihn.

Und dieser Rabe... war Vanja. Vanja, der auf einem Berg saß und mit einem armen Jungen in der Wüste Mitleid bekommen hat, dessen Potenzial niemand erkennen wollte... geschweige denn verstehen.

Aber Vanja hat es verstanden. Und er hat mich geführt. Er hat mich zu dir geführt. Und dadurch letztlich zu Omega.“

„Ihr habt mich benutzt!“, entfuhr es dem Schriftsteller grimmig, ehe er den Säbel auf Shivas Hals richtete. „Und ich Idiot dachte schon, du hättest es ehrlich gemeint... und dass dich meine Worte wirklich so beeindruckt haben.“

„Das haben sie.“, versuchte ihm Shiva klarzumachen, dem kalter Schweiß auf der Stirn stand. „Es waren schöne Worte. Fast wie die Worte des Propheten, die ich in der Wüste vernahm. Deshalb hat er mich auch zu dir geschickt, Gunnar. Weil Gott durch dich spricht... genau wie durch ihn.“

„Verschon mich mit deinem Dschihadisten-Geschwätz!“, erwiderte der Schriftsteller verbittert, und fuhr mit der Spitze des Säbels über Shivas Kinn. „Gott ist mit all den Narren, die noch an ihn geglaubt haben, zu Asche verbrannt. Hast du das etwa vergessen? Hast du

überhaupt jemals etwas verstanden von meinen Geschichten? Es gibt keine Götter. Keine Halbgötter. Keine Propheten. Es gibt einfach nur Menschen... verzweifelte, von Gott verlassene, einsame Menschen, in einer Welt, in der jeder jeden verrät für ein bisschen Wasser, für eine Frau oder einen sicheren Platz zum Schlafen.

Nur zwei Freunde... zwei Freunde wollten nicht wahrhaben, dass das wirklich alles gewesen sein soll, was da draußen existiert. Deshalb haben sie einander ewige Treue geschworen. Und diesen Schwur hätten sie nie gebrochen, nur um irgendeinem dahergelaufenen, höheren Wesen zu gefallen, das mit den Sterblichen spielt wie mit einer verdamnten Marionette!“

„Ich erwarte nicht, dass du das verstehst, Gunnar...“, murmelte Shiva mit immer schwächer werdender Stimme. „Ich wollte dein Freund sein, wirklich. Ich habe es genossen, an deiner Seite zu stehen und deine Geschichten zu hören. Aber... ich muss meine Mission... zu Ende bringen...“

Mit diesen Worten griff er mit seiner unverletzten Hand nach der Klinge des Säbels, um ihn festzuhalten, und warf Leonie einen auffordernden Blick zu.

„Los! Beende es!“, rief er in ihre Richtung. „Töte ihn! Deshalb hat Vanja dich ausgewählt... wegen deinem unbändigen Hass auf Omega. Weil er wusste, dass du dir diese Chance nicht entgehen lassen wirst. Also tu es! Tu es für deinen Bruder! Tu es für...“

Er versuchte noch mit letzter Kraft, Gunnar mitsamt der Klinge von dem Bett weg zu schieben, doch dann wurde es Shiva urplötzlich schwarz vor Augen und er verlor das Gleichgewicht... stolperte unbeholfen nach vorne, wo er vom Arm des Schriftstellers gerade noch aufgefangen werden konnte.

Jetzt erst bemerkte auch Gunnar das an Shivas Ärmel heruntertropfende Blut... Blut, das von zwei Schusswunden an Schulter und Hüfte stammte, die er sich im Feuergefecht mit Omegas Handlangern eingefangen haben musste.

„So hätte es nicht enden müssen...“, murmelte der Schriftsteller betrübt, der nun mit dem einen Arm das ganze Gewicht seines jungen Gefährten zu tragen hatte, während er den Säbel in seinem anderen Arm wieder drohend in Richtung von Spooky, Fox und Leonie streckte.

„Doch, genau so... muss es enden...“, antwortete Shiva kraftlos. „Das war von Anfang an... mein Schicksal. Ich werde sterben, als Märtyrer...“

„... für einen verlogenen Gott!“, führte Gunnar den Satz für ihn zu Ende. „Einen Gott, der uns alle nur ausgenutzt hat, damit wir für ihn die Drecksarbeit erledigen. Der nie irgendwas für uns getan hat!“

Shiva blickte hustend zu ihm auf... es war ihm anzusehen, dass es ihm immer schwerer fiel, bei Bewusstsein zu bleiben.

„Bist du dir da sicher, Gunnar?“, fragte er angestrengt. „Wenn er mich nicht zu dir geschickt hätte damals... wärest du heute längst tot. Du hast sogar... eine gute neue Geschichte von Vanja geschenkt bekommen, eine Inspiration. Du hattest wieder etwas zu schreiben.“

Gunnar schüttelte grinsend mit dem Kopf.

„Und jetzt soll ich die Geschichte also für ihn umschreiben, ja? Ich hab mir noch nie von anderen in meine Geschichten reinreden lassen. Nicht von dem verdamnten Verlag. In all

den Jahren nicht. Und auch nicht von deinem tollen Gott, für den das alles nur ein Mittel zum Zweck ist, um sein krankes Ego zu befriedigen..“

„Nein...“, erwiderte Shiva. „Es ging Vanja nie um sein Ego, Gunnar. Alles, was er wollte, war ein bisschen Respekt. Dass Aris ihn respektierte. Und... das verbindet ihn und mich, weißt du... ich wollte auch immer nur ein bisschen Respekt. Mein ganzes Leben lang hab ich danach gesucht... deshalb helfe ich Vanja... weil ich ihn verstehen kann. Weil ich es fühle... wie er...“

Dann verlor Shiva endgültig das Bewusstsein.

Gunnar überlegte, ob er sich um seine Wunden kümmern, oder ihn besser auf den Boden legen und in Frieden sterben lassen sollte, und warf den drei ihm gegenüberstehenden Freunden einen unentschlossenen Blick zu.

„Hören sie!“, versuchte ihm Spooky den Ernst der Lage klar zu machen. „In knapp zehn Minuten fliegt hier alles in die Luft. Aber es gibt einen geheimen Ausgang, hier ganz in der Nähe. Wenn sie sich beeilen... vielleicht können sie ihn noch retten. Und sich selbst. Wir werden auch niemandem erzählen, dass wir ihnen hier begegnet sind, versprochen! Noch ist es nicht zu spät. Keiner von uns muss heute sterben, wenn sie einfach... einfach gehen würden...“

Spooky deutete flehend mit der Hand in Richtung der Türe und hoffte inständig, dass er den Schriftsteller mit seinen Worten nicht nur noch provoziert hatte.

„Einfach gehen, ja?“, wiederholte Gunnar nachdenklich. „Hast du ne Ahnung, wie oft ich das schon getan habe in meinem Leben, Junge? Einfach umdrehen und gehen, wenn dich mal wieder alle nur verarscht haben...“

„Das kommt vor. Leider.“, erwiderte Spooky, nicht ohne dabei ein kleines bisschen ein schlechtes Gewissen zu haben, weil er selber schon so viele Menschen verarscht hatte.

„Aber vielleicht gehören ja auch zwei dazu... um verarscht zu werden, meine ich. Einer, der einen verarscht... und einer, der sich verarschen lässt, weil er die Lüge einfach glauben möchte... weil er an etwas Schönes glauben möchte... an etwas Gutes.“

Und wenn man tief in sich drin noch glauben möchte an etwas Gutes... dann sollte man unbedingt weiterleben, meinen sie nicht auch?“

Einen Moment lang blickte der Schriftsteller irritiert auf den verletzt in seinem Arm liegenden Shiva, und dann auf den im Bett vor sich hinvegetierenden Alten.

Sollte er Omega weiterhin bewachen? Um jeden Preis den fauligen Körper eines alten Mannes am Leben erhalten, lange genug, um die neue Weltordnung, die er in den letzten Wochen und Monaten so sehr herbeigesehnt hatte, Wirklichkeit werden zu lassen? Oder sollte er versuchen, Shiva zu retten... seinen jugendlichen Gefährten, der ihn so kaltschnäuzig verraten hat, und der jetzt so schwach und zerbrechlich in seinen Armen lag...so unvollkommen, wie reale Menschen es nun einmal waren. Reale Menschen, die wohl nie an die fiktiven Charaktere in Filmen oder Büchern heranreichen würden, und die dennoch über eine ganz besondere Gabe verfügten, die kein Filmheld und keine Romanfigur jemals haben würde.

Es war die Gabe, Fehler zu begehen... Irrwege einzuschlagen... nicht einfach eine Rolle zu spielen, die von irgendeinem allwissenden Schöpfer für sie vorgesehen wurde, sondern sich mit jedem neuen Tag, mit jeder Entscheidung und jeder Missetat neu zu erfinden.

Und irgendwas sagte dem Schriftsteller, dass er gerne dabei sein würde, wenn sich Shiva oder Ahmed oder wie immer er in Zukunft auch heißen wollte, eines Tages noch einmal neu erfindet.

Daher warf er schließlich angewidert den Säbel vor Leonie auf den Boden und murmelte: „Ich bin hier fertig. Macht was ihr für richtig haltet.“

Dann lud er sich den besinnungslosen Shiva ächzend auf seine Schulter und verließ den Raum, ohne sich noch einmal zu den drei Freunden oder dem im Bett liegenden Omega umzudrehen.

Leonie zögerte einen Moment und atmete tief durch, ehe sie sich nach dem Säbel bückte. „Ok, bringen wir es zu Ende. Wie er gesagt hat!“

Sie setzte die Klinge an die Kehle des bewusstlos daliegenden alten Mannes und dachte an ihren Bruder... wie es wohl gewesen wäre, all das mit ihm gemeinsam zu erleben...

Was Jacob wohl gedacht hätte, über den Schriftsteller, über diesen Shiva... über den Streit zwischen Aris und Vanja. Ob er ihr den Säbel aus der Hand genommen hätte, um es selber zu erledigen? Ob er sie gebeten hätte, den Alten zu verschonen? Oder ob er einfach nur gesagt hätte „Ist mir scheißegal, was mit dieser kaputten Welt passiert“?

Leonie wusste, sie würde es nie erfahren. Und Schuld daran hatte nur Omega. Niemand sonst.

Es ging ihr nicht um die Rettung der Welt. Nicht um Vanjas Plan. Sondern einzig und allein darum, dass ihr Bruder nicht mehr hier war. Wegen ihm. Wegen Omega.

Und so holte sie schließlich mit dem Säbel aus, um dem bewusstlosen Alten den Stahl in sein eisiges Herz zu rammen, und mit dieser symbolischen Geste einen Schlusstrich unter die ganzen Entbehrungen und Depressionen der Vergangenheit zu ziehen.

Doch just in dem Moment, als sie zustoßen wollte, stürmte plötzlich Fox auf sie zu und stieß Leonie unsanft nach hinten gegen die Wand.

„Lass mich!“, schrie Leonie und versuchte sich aus seinem Griff zu befreien. Doch der fast einen Kopf kleinere Fox wirkte auf einmal zu allem entschlossen und presste seinen Ellbogen an Leonies Kehle, so dass sie kaum mehr Luft bekam.

„Du wirst ihn nicht töten, hörst du?“, rief er drohend. „Das ist Aris! Verdammt noch mal, das ist Aris, der Anführer der Fuchsbande. Ihr könnt doch keinen Fuchs töten! Nicht mal, wenn er es vielleicht verdient hat. Kein Fuchs wird jemals einen anderen Fuchs töten. Das ist... das ist einfach nicht richtig, verstehst du?“

Spooky stand hilflos daneben, erschrocken von der unerwartet heftigen Reaktion ihres jungen Freundes, und meinte nur:

„Hast du jetzt völlig den Verstand verloren, Fox? Er will die Welt vernichten... schon vergessen? Was ist mit deiner Mutter? Deinen Geschwistern? Die sind doch auch Teil dieser Welt! Willst du echt, dass sie alle drauf gehen, nur wegen diesem Arschloch?“

„Na und? Vanja will die Welt doch auch vernichten!“, entgegnete Fox ohne seinen Würgegriff zu lockern. „Oder hast du vorhin nicht zugehört, hä? Es ist so oder so gelaufen, egal wie der Kampf zwischen den beiden ausgeht.“

Jetzt wurde es Leonie zu bunt, und sie trat Fox unsanft gegen das Schienbein, worauf der kurz das Gleichgewicht verlor. Dann befreite sie sich aus seinem Griff und verpasste ihm einen heftigen Stoß, so dass er nach hinten gegen einen der medizinischen Apparate prallte.

Doch Fox ließ sich davon nicht einschüchtern, sondern ballte die Hand zur Faust, um sofort wieder auf Leonie zuzustürmen, die sich ihrerseits bereit machte, um nochmal nachzulegen und ihrem unverschämten jungen Freund eine Lektion zu erteilen.

Aber diesmal ging Spooky rechtzeitig dazwischen und stellte sich entschlossen zwischen die beiden Streithähne.

„Aufhören! Alle beide!“, versuchte er seine Freunde zur Vernunft zu bringen. „Kriegt euch wieder ein, ja? Wir sind hier nicht im beschissenen Waisenhaus. Ihr tut ja beide schon so, als ob ihr auch dort aufgewachsen wärt. Aber verdammt noch mal... wir sind doch besser als das. Wir sind eine Familie. Wir finden einen Kompromiss, ok? Außerdem haben wir gerade überhaupt keine Zeit für so ne Scheiße. Also reicht euch die Hände und vertragt euch wieder! Jetzt! Sofort!“

Er blickte erst Fox, dann Leonie streng in die Augen, worauf Fox schließlich als Erster die Fäuste runternahm und mit reumütig gesenktem Kopf auf Leonie zuing.

„Tut mir leid.“, murmelte er und streckte ihr entschuldigend die Hand entgegen.

Leonie umarmte ihn und küsste ihn sanft auf die Stirn.

„Ja, tut mir auch leid, Füchschchen. Ich... ich muss hier einfach raus. Ich krieg hier noch den Koller.“

Dann schaute sie auffordernd in Spookys Richtung.

„Entscheide du, was wir tun! Du bist der Klügste von uns.“

„Ich??“, fragte Spooky entsetzt. „Ich... ich meine, das Schicksal der Welt und so... das ist ein verdammt schweres Gewicht auf meinen Schultern... Ich... na gut, lasst uns mal überlegen.“

Also Vanja... Vanja hat gesagt, er will die Welt auch zerstören. Aber meint er das wirklich so? Ist das wirklich das, was er möchte? Vielleicht... vielleicht hat er das ja nur gesagt, damit Aris durchdreht und die Beherrschung verliert. Ich dachte immer, Vanja könnte keiner Fliege was zuleide tun... ich dachte, er wäre einer von den Guten...“

Leonie versuchte, irgendwie einen klaren Kopf zu bekommen, und lehnte sich nachdenklich gegen die Wand.

„Wenn wir Aris töten, gewinnt Vanja. Soviel steht fest.“, grübelte sie. „Aber verfügt Vanja wirklich über die Möglichkeit, das Virus auszulösen? Und weshalb sollte er? Sein Hass auf die Welt ist nicht mal halb so groß wie seine Wut auf Aris.“

„Wut, ja...“, überlegte Fox. „Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Vanja wirklich möchte, dass Aris stirbt. Ich meine... darum geht es ihm doch eigentlich garnicht, oder? Alles, was Vanja will, ist vielleicht, dass sich Aris bei ihm entschuldigt.“

„Er will auf Augenhöhe sein.“, schlussfolgerte Spooky. „Vanja will auf Augenhöhe sein... weil Aris gesagt hat, dass er nur einen Freund akzeptieren könnte, der mindestens genauso klug ist wie er. Und er will, dass Aris es zugibt. Dass Aris zugibt, dass Vanja ihm mindestens ebenbürtig ist... und dass er es bereut, ihn damals verschmäht zu haben. Aber das funktioniert nur, wenn Aris noch am Leben ist und...“

Während er diese Worte sprach, vernahm Spooky plötzlich ein lautes Röcheln von dem neben ihm befindlichen Krankenbett.

„Äh...“, versuchte ihn Fox mit einem Fingerzeig aufmerksam zu machen. „Ich glaube, du stehst auf seinem Beatmungsschlauch.“

„Oops!“, meinte Spooky und blickte erschrocken auf seinen Fuß... im selben Moment, als der verknitterte Greisen-Körper von Omega hochschnellte und ihn mit einem brutalen Griff an der Gurgel packte.

Spooky versuchte sich irgendwie loszureißen... doch seine Arme gehorchten ihm nicht mehr, und so konnte er nur noch hilflos zusehen, wie ihm der Alte die Luft abdrückte und ihn unbarmherzig zu sich ins Bett zog.

„Macht doch was! Hilfe!“, schrie Spooky zunehmend in Panik geratend, woraufhin Leonie sofort nach dem Säbel griff, um der Sache endlich ein Ende zu bereiten.

Aber kaum, dass Leonie den Knauf der Waffe ergriffen hatte, wurde sie von einer unsichtbaren Macht geschüttelt und in Richtung von Spooky gezogen.

„Ich hab... keine Kontrolle!“, rief sie und musste hilflos mitansehen, wie ihr Arm ausholte, um Spooky den Säbel in die Rippen zu stoßen. „Ich will das nicht! Ich bin das nicht! Er ist in meinem verdammten Kopf!“

Im allerletzten Moment reagierte Fox und stürzte sich auf Leonie, so dass sie den Schlag nicht mehr ausführen konnte und sie beide zu Boden purzelten.

Leonie versuchte, den Säbel loszulassen und von sich wegzuerwerfen... doch abermals ergriff sie eine unsichtbare Macht und zwang sie, wieder mit erhobenem Säbel auf Spooky zuzumarschieren.

Da erblickte Fox die immer noch am Boden liegende Pistole, die Leonie bei ihrer Konfrontation mit dem Schriftsteller verloren hatte.

„Bitte, lass es funktionieren!“, dachte er verzweifelt und griff nach der Waffe, um Aris ein Loch in den Schädel zu pusten und seine Freunde zu befreien.

Doch auch er verlor plötzlich die Kontrolle über seinen Arm, und die Pistole drehte sich wie von einer unsichtbaren, gewaltigen Kraft gelenkt in die andere Richtung, bis sie plötzlich an seine eigene Schläfe zeigte.

„Lasst ihn nicht... die Kontrolle erlangen...“, versuchte Spooky seine Freunde noch zu warnen, so gut es ihm im unbarmherzigen Griff des Alten eben möglich war, bevor er den Säbel von Nestor Machno auf sich zurasen sah.

Er hatte bereits mit seinem Leben abgeschlossen, als Fox als letzten Ausweg laut „Vanja!“ brüllte. „Vanja! Hilf uns!“

Noch im selben Moment flutete vom Eingang her kommend eine ungeheure Energiewelle den gesamten Raum, die so stark war, dass sie sogar die elektrischen Apparate neben Omegas Bett überlastete und funkenschlagend ihren Geist aufgeben ließ.

Fox reagierte sofort, riss die Pistole herum und zielte damit auf den Kopf von Omega. Dann schloss er die Augen und feuerte.

Die Kugel traf den ausgemergelten Alten genau in die Stirn, bohrte sich in seinen Schädel, und ließ ihn dann mit einem rauchenden Loch im Kopf leblos nach hinten ins Kissen zurücksinken.

Endlich gelang es auch Spooky, sich aus seiner Umklammerung zu befreien. Er japste nach Luft, fasste sich an den gequetschten Hals und stammelte „Das wäre... beinahe... schief gegangen...“

Leonie schaute erleichtert zu ihren Freunden, ehe sie einen Blick an die Decke warf und leise „Danke, Vanja.“ murmelte.

Dann blickte sie auf den leblos im Bett liegenden Omega, dessen auslaufendes Blut das Bettzeug unter ihm langsam in ein kräftiges Rot färbte.

„Das war für Jacob, du Arschloch.“, sagte sie grimmig.

Spooky nickte nur stillschweigend, während Fox nicht verhindern konnte, dass ihm mehrere Tränen über die Wange rannen.

„Ich hab ihn umgebracht! Verdammst... ich hab den Anführer der Füchse erschossen... den Held meiner Kindheit...“

„Du hast uns das Leben gerettet!“, stellte Leonie unmissverständlich klar. „Du bist jetzt selber ein Held.“

„Genau.“, ergänzte Spooky, ehe er sich zu Fox aufmachte, um ihn zu umarmen und ihm eine Träne aus dem Gesicht zu wischen. „Gut gemacht, Fox! Nicht weinen... du hast alles richtig gemacht. Es gab in dieser Situation nur noch ihn oder uns.“

Fox rümpfte die Nase und nickte.

„Ja... vermutlich habt ihr Recht. Es fühlt sich trotzdem irgendwie falsch an.“

Unterdessen hatte Leonie besorgt auf die Uhr geschaut, und ermahnte ihre Freunde zur Eile.

„Ich will ja nicht drängeln, Leute... aber wir haben nur noch ungefähr fünf Minuten. Lasst uns von hier verschwinden!“

Sie blickte ein letztes Mal auf den Säbel von Nestor Machno in ihrer Hand... überlegte einen Moment, ob sie ihn mitnehmen sollte als Souvenir. Doch schließlich entschied sie sich dazu, die Reliquie dort zu lassen, wo sie hingehörte... auf dem Sterbebett eines Schattens aus der Vergangenheit, und so legte sie ihn neben Aris' leblosen Körper auf das blutverschmierte Laken.

Dann rannte sie mit ihren Freunden im Schlepptau in Richtung des rettenden Ausgangs... einer in die Wand eingelassenen Geheimtüre, die bereits offen stand und sie durch einen steilen, diagonalen Versorgungsschacht und unzählige Treppenstufen in einen aufgegebenen, seit Jahrzehnten nicht mehr genutzten Teil des Berliner U-Bahn-Netzes führte.

Wie sich herausstellen sollte keine Minute zu früh, denn kurz, nachdem sie in Begleitung einiger verwirrter, panisch flüchtender Fuchsmaskenträger die Bunkeranlage hinter sich gelassen hatten, ertönte ein gewaltiger Knall, der die gesamte Erde unter ihnen zum Erbeben brachte und alles unter Tonnen von Stahl und Beton begrub, was noch an die dramatischen Ereignisse der letzten Tage und Wochen zu erinnern vermochte.

Kapitel 35 - Überlebenskünstler

Über vier Monate waren seither vergangen.

Leonie, Spooky und Fox saßen an ihrem geheimen Treffpunkt bei den Felsen in der Nähe von Kalbsbach und schauten hinauf in den nächtlichen Sternenhimmel. Die Welt um sie herum lag in friedlicher Stille... kein Verkehrslärm oder sonstige menschengemachten Geräusche störten die andächtige Stimmung hier draußen.

Nur ein paar vereinzelt hoch über ihren Köpfen blinkende Flugzeuge deuteten darauf hin, dass die menschliche Zivilisation wider Erwarten noch immer nicht untergegangen war. Die Explosion und der darauffolgende Einsturz der geheimen unterirdischen Bunkeranlage hatten zur Folge, dass sämtliche Beweise und Kameraaufzeichnungen vernichtet worden

waren, so dass die Ermittler auch Monate nach dem Vorfall noch weitestgehend im Dunkeln tappten, welche Ereignisse zur Auslöschung der gesamten Bundesregierungsspitze geführt hatten.

In der Öffentlichkeit sprach man lediglich davon, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen Terroranschlag einer bislang unbekannten Gruppierung handelte, wick Fragen nach dem Zweck der Bunkeranlage und dem genauen Grund, weshalb sich nahezu die komplette Regierungsriege dort versammelt hatte, jedoch konsequent aus, was natürlich dazu führte, dass im Internet alsbald die abstrusesten Verschwörungstheorien kursierten. So behaupteten einige etwa aufgrund von Zeugenaussagen, wonach unmittelbar nach der Explosion zahlreiche flüchtende Gestalten in Fuchskostümen in der Umgebung beobachtet worden waren, dass es sich um einen Anschlag linksradikaler Tierschützer handeln musste.

Andere glaubten eher daran, dass es sich bei den Maskierten um Freimaurer oder Illuminaten handelte, die in dem Bunker ein satanistisches Ritual abgehalten hatten, das aufgrund einer falschen Beschwörungsformel in einem Blutbad geendet war.

Wieder andere waren sich sicher, dass sich die meisten Regierungsmitglieder in Wirklichkeit nie in dem gesprengten Bunker aufgehalten hatten, sondern unter falschem Namen ins Ausland geflohen waren, um dort die unzähligen Milliarden zu verprassen, die sie den Steuerzahlern im Lauf der letzten Jahrzehnte gestohlen hatten.

Keine der zahlreichen Theorien ging jedenfalls auch nur ansatzweise in die richtige Richtung, so dass sich Spooky, Fox und Leonie mittlerweile kaum noch Sorgen machten, dass sie jemandem mit den Vorfällen in der weit entfernten Hauptstadt in Verbindung bringen würde. Und auch ihre nächtliche Flucht aus Kalbsbach hatte keinerlei Konsequenzen für sie, da sämtliche Akten darüber noch am selben Tag bei einem Feuer im Kalbsbacher Polizeirevier den Flammen zum Opfer fielen, genau wie auch alle elektronischen Aufzeichnungen über ihre angeblichen islamistischen Aktivitäten wie von Geisterhand gelöscht worden waren, so dass den Kriminalbeamten gar nichts anderes übrig blieb, als die Ermittlungen gegen Spooky und Leonie aus Mangel an Beweisen einzustellen.

Ganz offensichtlich hatte Vanja die ganze Zeit seine schützende Hand über die drei Freunde gehalten.

Sie gingen nun wieder regelmäßig zur Schule, auf die inzwischen auch Fox gewechselt war, nachdem man ihm eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung erteilt hatte... was sicherlich auch deshalb so unbürokratisch und unkompliziert vonstatten gegangen war, weil der zuständige Beamte einen Fetisch für gebrauchte Unterhosen hatte und um jeden Preis verhindern wollte, dass die Mitglieder seines Kegelveins davon Wind bekamen.

„Ich frage mich, ob Vanja jetzt zufrieden ist...“, sinnierte Fox, gedankenversunken zu den in der Ferne funkelnden Sternen blickend. „Ob er wirklich gewollt hat, dass es so ausgeht? Oder ob er nicht vielleicht doch insgeheim gehofft hatte, Aris irgendwie zu überzeugen...“ „Schwer vorstellbar.“, erwiderte Leonie. „Ich meine, er kannte ihn ja wohl deutlich besser als wir. Er wird gewusst haben, dass nur einer von ihnen diese Auseinandersetzung überleben würde.“

Und Spooky ergänzte mit einem Lächeln auf den Lippen:

„Wer weiß... vielleicht sitzt er ja jetzt gerade irgendwo in Novikrasnoschewsk, zusammen mit Nikolaj und Xenia, trinkt Vodka und lässt die alten Zeiten Revue passieren.“

„Oder er schwebt hier irgendwo rum und beobachtet uns.“, überlegte Fox.

„Ach, das glaub ich nicht...“, entgegnete Spooky. „So wichtig sind wir nicht. Ich meine, letztlich waren wir doch immer nur Mittel zum Zweck für ihn. Schachfiguren eben. Wen interessiert es beim Schach, ob der Bauer ein Privatleben hat, ob er ein Feld bestellen muss oder sowas. Hab noch nie gehört, dass jemand darüber nachdenkt. Jedenfalls nicht mehr als nötig. Ich meine... er hat uns ja immerhin aus der Patsche gehauen und unsere Spuren verwischt. Schätze, damit sind wir quitt. Irgendwie glaube ich nicht, dass wir nochmal was von ihm hören werden.“

„Apropos Schachfiguren...“, meinte Fox und kramte sein neues Smartphone aus der Tasche. „Da ist was, was ihr euch unbedingt anschauen solltet, Leute!“

Er streckte Leonie und Spooky auffordernd das Display entgegen, auf dem der Titelschirm eines Videos mit dem Namen „Gunnar Mageddon Interview, Preisverleihung“ zu sehen war.

Fox drückte die Starttaste, und man erkannte den Schriftsteller, wie er im Blitzlichtgewitter ein Podium bestieg und ein paar Hände schüttelte... immer begleitet von seinem Bodyguard, dem im edlen Zwirn und kürzeren Haaren kaum wiederzuerkennenden Shiva, der seine Pflichten sehr ernst zu nehmen schien und ihm keinen Zentimeter von der Seite wich, als ob es sich bei seinem Boss nicht um einen x-beliebigen Schriftsteller, sondern um den Präsidenten der vereinigten Staaten handeln würde.

„Der Kerl ist nicht totzukriegen...“, meinte Spooky kopfschüttelnd zu Leonie. „Oh, sieh mal, dein spezieller Freund ist auch da!“

„Shiva...“, antwortete Leonie lächelnd. „Also hat er sich von seinen Verletzungen wieder erholt.“

Dann kam der Moderator des Abends mit einem Mikrofon in der Hand hinzu, begrüßte den Schriftsteller überschwänglich, und begann mit der Anmoderation seines Beitrags.

„Wir sind sehr erfreut, ihn heute hier auf unserer Bühne zu haben: Gunnar Mageddon. Den Mann, über den die Kritiker schon vor vielen Jahren behaupteten, er sei wie Viagra für die impotent gewordene deutsche Literaturlandschaft.“

Wie es sich bereits im Vorfeld abgezeichnet hatte, hat sich der umstrittene Autor gestern mit seinem neuesten Werk „Die Rebellion der Füchse“ gegen die anderen Mitbewerber durchgesetzt und die renommierte Auszeichnung in der Kategorie „Jugendbuch des Jahres“ entgegengenommen... unter Protesten zahlreicher besorgter Eltern und Jugendschützer, die eine Verrohung der Sitten befürchteten und vor dem Gebäude mit Trillerpfeifen und Plakaten demonstrierten.

Gunnar Mageddons Roman, der die Geschichte einer Gruppe ukrainischer Waisenkinder schildert, ist vor allem deshalb pädagogisch umstritten, weil er den jugendlichen Lesern das Bild einer feindseligen Umwelt vermittelt, in der nur das Recht des Stärkeren zählt und die Erwachsenen entweder die Rolle des Bösewichts oder unfähiger Narren ausüben, die man nach Belieben an der Nase herumführen kann.

Dennoch, oder gerade deswegen, erfreut sich Mageddons Roman bei der jungen Leserschaft großer Beliebtheit, genau wie auch schon sein mindestens ebenso umstrittener Vorgänger „Das Paradies aus Asche.“

Anlässlich der gestrigen Preisverleihung hat er sich nun bereit erklärt, uns Rede und Antwort zu stehen. Und wir werden natürlich versuchen, den Autor zu seinem neuen Werk zu befragen und ihm vielleicht auch noch das eine oder andere Geheimnis zu entlocken. Erst einmal herzlichen Glückwunsch, Herr Mageddon, zu ihrem neuesten Erfolg!

Hatten sie von Anfang an damit gerechnet, dass der Roman so positiv aufgenommen werden würde, oder gab es auch Zweifel, wie die Leser reagieren würden? Immerhin waren sie eine ganze Weile von der Bildfläche verschwunden, und viele Fans hatten vermutlich eher auf ein „Paradies aus Asche 4“ gehofft.“

Der Schriftsteller fuhr sich nachdenklich über den Bart und meinte:

„Zweifel? Wegen der Fans? Nein... das sind Dinge, über die ich mir vielleicht im Nachhinein Gedanken mache. Aber während des Schreibens bin ich mit meinen Gedanken nicht bei den Fans. Es ist eher so, dass ich selber eine Art Fan bin während des Schreibens... ein fanatischer Anhänger der imaginären Charaktere in meinem Kopf, die sich für mich so real anfühlen, als ob sie direkt neben mir stehen würden. Ihnen will ich den bestmöglichen Auftritt ermöglichen, indem ich sie in die Realität hole und durch meine Worte unsterblich mache.

Alles andere hat für mich in diesem Moment keinerlei Bedeutung. Und das ist auch gut so, wenn sie mich fragen.

Ich habe den Eindruck, viele Künstler sind heutzutage in Gedanken mehr bei ihrer Zielgruppe, ihrem guten Ruf oder ihrem Bankkonto, wenn sie ihre Kunst produzieren, aber nicht bei der Kunst an sich. Daher kommt auch so oft nur belangloser, unkreativer Mist dabei raus. Aber so sollte es nicht sein. Die Kunst sollte über allem stehen! Also lassen sie uns über Inhalte reden, und nicht über meine Person.“

„Natürlich, genau deswegen sind sie ja heute auch bei uns.“, erwiderte der Moderator.

„Bevor wir auf den Inhalt ihres neuesten Buches zu sprechen kommen, müssen sie mir aber noch eine Frage gestatten, die sicher viele unserer Zuschauer brennend interessieren dürfte.

Vor dem Hintergrund der Katastrophe unter dem Reichstag, und den Zeugenaussagen und Bildern von einigen Überwachungskameras, auf denen maskierte Menschen mit Fuchsmasken zu sehen waren, fragen sich jetzt natürlich viele Menschen, ob sie mit dem Buchtitel und den in ihrem Roman verwendeten Masken ebenfalls werbewirksam auf diesen Zug aufspringen wollen. Ist das Ganze einfach nur Zufall, ist das mal wieder ein genialer Marketing-Trick ihres Verlags, oder steckt dahinter eine tiefere Aussage?“

Mageddon lächelte geheimnisvoll.

„Tja, was soll ich dazu sagen? Füchse scheinen wohl gerade im Trend zu liegen.

Ich kann ihnen aber versichern, dass ich schon ein wenig länger als sechs Monate an dieser Geschichte dran bin. Also das ist einfach nur ein komischer Zufall. Aber eine durchaus interessante Vorstellung, dass die Helden aus meiner Geschichte lebendig geworden sind und sich in die große Weltpolitik eingemischt haben... nicht wahr?“

„Und doch steht natürlich die Frage im Raum, warum veröffentlichen sie den Roman gerade jetzt? Und warum ausgerechnet diese Geschichte?“, hakte der Moderator nach.

„Ganz einfach.“, erwiderte der Schriftsteller. „Weil ich den Eindruck hatte, dass die Welt genau jetzt diese Geschichte braucht.“

Schauen sie sich doch mal um. Identitäre, rechtskonservative Bewegungen schießen wie Pilze aus dem Boden. In Russland, Ungarn und anderen Ländern machen sie Hexenjagd auf

Homosexuelle und sonstige Abweichler von der Norm, als ob sich die Menschheit seit dem Mittelalter kein bisschen weiterentwickelt hat. Ich sehe junge Leute, die das spießige Geschwätz ihrer Großeltern nachplappern, die es plötzlich wieder cool finden, Teil einer großen Nation zu sein, eines bestimmten Volksstammes oder einer bestimmten Religion... Junge Leute, die Schule und gesellschaftliche Gleichschaltung richtig toll finden und sich Sorgen um die Wirtschaft und ihre zukünftigen Karrierechancen machen.

Und die meisten Linken reden nicht mehr über Anarchie, Kommunismus oder ein Grundeinkommen für alle, sondern vor allem darüber, was man alles verbieten sollte und wie man die kapitalistische Raubtier-Wirtschaft ein kleines bisschen umweltfreundlicher gestalten könnte.

Die sind doch alle verrückt geworden!

Als ich dann bei meinen Recherchen über Partisanen auf die Geschichte der vier Waisenkinder gestoßen bin, war für mich klar: Genau das sind die Vorbilder, die die jungen Menschen von heute eigentlich bräuchten.

Wir brauchen mehr echte Rebellen. Rebellen, die den Erwachsenen zurufen „Wir schießen auf euren ganzen Wahnsinn... auf all eure Ideologien, eure Religionen, euren Staat, eure Schulen! Wir wissen, was für uns wirklich zählt. Wir haben einander. Wir haben unseren Mut und unsere Träume.“

Diese Message ist einfach zeitlos. Und ja, ich glaube, gerade heute muss sie noch viel energischer propagiert werden, damit sie nicht in Vergessenheit gerät. Damit sich die jungen Leute nicht irgendwann wieder mehr mit ihren uniformierten Unterdrückern identifizieren, als mit den unangepassten Freigeistern.“

„Was sagen sie zu den Vorwürfen, die Jugend zu verrohen, und dass ihre Romane von einigen besorgten Bürgern als Anleitung zum Widerstand gegen die zivilisierte Welt betrachtet werden?“, fragte der Moderator weiter. „Haben sie keine Angst, dass sich einige ihrer jugendlichen Leser ein Beispiel an der Geschichte nehmen könnten und sich die Gesichter bemalen, sich prügeln, wilde Orgien feiern und sich von ihren Eltern und Lehrern abwenden?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, hab ich eher Angst, dass sie's nicht tun.“, teilte ihm der Schriftsteller augenzwinkernd mit. „Ich meine, meine Bücher sind natürlich keine Aufrufe zu sinnloser Gewalt oder zu unmoralischem Verhalten. Wenn, dann sind sie ein Aufruf, zu hinterfragen, ob es überhaupt die richtige Moral ist, der diese Gesellschaft hinterherläuft... ob die Alten eine brave, angepasste Jugend überhaupt verdient haben. Oder ob es die Alten nicht vielleicht viel eher verdient hätten, dass man sie und ihre kaputte Welt einfach stehen lässt und sich eine eigene aufbaut, so wie es die Helden in meinen Büchern getan haben.“

Natürlich wird eine solche Welt sich dann von der heutigen Welt unterscheiden. Aber ich würde nicht sagen, dass meine Helden unmoralisch sind. Sie haben nur eben eine komplett andere Moral als die, die heutzutage vorherrscht.

Und genau das ist das Problem: Dass die Alten die Vorstellung einfach nicht akzeptieren können, dass eine andere Generation vielleicht auch andere Vorlieben haben wird... andere Drogen konsumiert... auf andere Art Sex hat.

Und dann reden sie denen überall rein und sprechen von „Moral“. Aber es geht nicht um Moral. Es geht doch nur darum, dass viele Alte nicht loslassen können. Dass sie sich nicht

einfach damit begnügen können, ihr eigenes Leben zu leben... die paar Jährchen zu genießen, die ihnen noch bleiben, bevor sie sich in die Kiste verabschieden. Nein, sie können sich nicht einfach nur um ihren eigenen Dreck kümmern, sondern sie meinen immer noch, andere bekehren zu müssen, damit sie irgendwann genauso werden wie sie. Schauen sie in die Politik... in die Vereine... in die Wirtschaft... oder die Kirchen. Da sind teilweise 70- oder 80-jährige Greise, die eigentlich schon seit 30 Jahren ausgesorgt haben und trotzdem meinen, dass ohne sie alles zusammenbrechen würde. Und sie klammern sich da oben fest und nehmen den Jungen die besten Plätze weg. Und dann haben sie auch noch die Unverschämtheit, jungen Menschen in deren Leben reinzureden.

Das ist für mich keine Moral. Das ist Heuchelei. Und Egoismus. Purer, krankhafter Egoismus, wie er unsere Gesellschaft seit Jahrtausenden im Würgegriff hält!“

Der Moderator schien von der Antwort des Schriftstellers etwas irritiert zu sein, und fragte: „Sie sind also in Wahrheit ein missverständlicher Moralist? Aber was ist mit den Vorwürfen der Gewaltverherrlichung und...“

„Ach, hören sie auf!“, erwiderte Gunnar Mageddon ungehalten. „Wissen sie, wie viele Menschen in der Bibel getötet werden? Böse Menschen, die es verdient haben, aber auch jede Menge unschuldiger. Da werden mal eben ganze Städte ausgerottet inklusive Kinder, weil irgendwas am Verhalten der Erwachsenen dem Herrn nicht gefallen hat. Und dem Kerl haben sie dafür einen goldenen Tempel gebaut.“

Ich denke, im Vergleich zu dem Gott aus dem alten Testament sind die Untaten meiner Helden reichlich harmlos, ja, fast schon als „niedlich“ zu bezeichnen.

Ich empfehle allen, die die Gewalt in meinen Büchern kritisieren, sich einfach mal die Nachrichten anzuschauen und sich zu fragen, ob die Welt, in der sie leben, und die sie für die bestmögliche Welt halten, nicht in Wahrheit viel erschreckender ist als jede Fantasie irgendeines unmoralischen Künstlers.“

Der Schriftsteller machte eine kurze Pause, um durchzuatmen und sich wieder etwas zu beruhigen, bevor er in einem deutlich gemäßigteren Tonfall weitersprach.

„Aber genug davon. Da ist noch etwas Wichtiges, was es anzukündigen gibt. Das sollte aber vielleicht besser mein junger Freund hier übernehmen.“

Mit diesen Worten winkte Mageddon den hinter ihm stehenden Shiva zu sich nach vorne, und nickte ihm dann aufmunternd zu.

„Sie mögen sich vielleicht fragen, wer dieser junge Mann an meiner Seite ist. Nun, ich möchte nicht zu viel verraten, aber ich kann ihnen versichern, er ist ein talentierter Schauspieler... und nebenbei auch noch Kampfsportchampion in seinem Heimatland. Er hat im Irak die, ähm, nationale Meisterschaft gewonnen, indem er drei Gegner gleichzeitig bezwungen hat. Sein Name ist Tariq al-Halim, und alles weitere... wird er ihnen jetzt selber erzählen.“

Höflicher Applaus brandete auf, als der sichtlich nervöse Shiva ans Mikrofon trat und mit leiser Stimme zu reden begann:

„Hallo, guten Abend. Ich möchte ihnen heute etwas über meine Träume erzählen.

Träume, wie ich sie als kleines Kind gehabt habe. Es waren keine Träume von schnellen Autos, von teuren Spielkonsolen, oder von einer Karriere als Filmstar. Es waren einfache, simple Träume, denn ich komme aus einer einfachen Gegend.“

Ich habe mir immer gewünscht, respektiert zu werden von meiner Familie und den Menschen im Dorf. Und Freunde zu haben... Freunde, die immer da sind, wenn ich sie brauche.

Ich glaube, dass sich viele Kinder nach so etwas sehnen. Nach solchen einfachen Dingen. Doch weil sie diese scheinbar so simplen Dinge nirgendwo bekommen können... weil es in dieser Welt manchmal einfacher ist, einen Sportwagen zu erwerben als einen wahren Freund... deshalb wenden sie sich, sobald sie älter werden, anderen, leichter zu erfüllenden Träumen zu.

Sie fangen an, Erwachsenen-Träume zu träumen. Träume von materiellem Wohlstand, von Karriere, von Macht, von einer angesehenen Stellung in der Gesellschaft.

Auch ich hatte mich lange in einem solchen Traum verloren... habe für etwas gekämpft, was ich als Kind eigentlich nie haben wollte. Aber ich habe geglaubt, ich würde dadurch den Respekt und die Verbundenheit erfahren, die ich so lange vermisst hatte.

Doch es war ein trügerischer, verlogener Traum.

Und so habe ich ihn irgendwann aufgegeben und bin einer Stimme durch die Wüste gefolgt, bis hierher nach Deutschland.

Ich bin hier angekommen mit nichts außer den Kleidern, die ich am Leib trug. Und ich fühlte mich so allein und verloren. Ohne Freunde. Ohne Geld. Ohne Zukunft.

Aber dann... dann habe ich dieses eine Buch gefunden. Ihr wisst alle, von welchem Buch ich rede. Das Paradies aus Asche. Und dieses Buch... es hat mich daran erinnert, welche Träume ich früher einmal hatte. Was im Leben wirklich zählt.

Es war diese Geschichte über die Freundschaft von Darek und Shiva, die mir bewusst werden ließ, was mir im Leben so lange gefehlt hat. Weshalb ich mich immer so einsam fühlte... hier in Deutschland... aber auch früher schon, in meiner alten Heimat.

Dieses Buch... dieser Mann, Gunnar Mageddon... hat mir die Augen geöffnet.

Er hat mir eine Chance gegeben... und das, obwohl ich ihn einmal heftig enttäuscht habe.

Ich habe ihn gefragt: „Warum glaubst du noch an mich? Ich habe dich angelogen und ausgenutzt.“

Und er hat gesagt: „Tu ich gar nicht. Ich glaube nicht an dich. Ich glaube an meinen eigenen Traum. Und du? Glaubst du auch noch an deinen Traum, oder nur an die Träume, die dir andere Menschen eingeflüstert haben?“

Darauf fragte ich ihn, ob uns nicht ein jeder Traum von anderen Menschen eingeflüstert worden ist... ob nicht jeder Gedanke von uns nur Resultat des Umfelds ist, in dem wir eben aufgewachsen sind.

Und er sagte: „Würdest du nicht träumen, wenn du ohne Kontakt zu anderen Menschen aufgewachsen wärest? Würdest du dann keine Gedanken haben?“

„Keine Ahnung...“, antwortete ich. „Ich kann mir das nicht vorstellen, wie sich das anfühlen würde. Zu denken, ohne dass mir jemand das Denken beigebracht hat. Ich wüsste ja nicht einmal, in welcher Sprache ich dann denken würde.“

Darauf meinte der Schriftsteller zu mir:

„Vermutlich in einer einfachen. Eine einfache Sprache, mit einfachen Gedanken und einfachen Träumen. Ohne den ganzen kulturellen Ballast... ohne dieses ganze abstrakte Zeug. Einfach nur sein. Sein und wahrnehmen, fühlen, zufrieden sein, wenn es dir gut geht und jemand an deiner Seite ist, der dich ohne Worte verstehen kann. Alles andere, was uns

täglich durch die Köpfe geht, was uns ach so wichtig und bedeutend erscheint... es ist oft so dermaßen überflüssig. Kleinkariert.“

Ich habe Gunnar daraufhin gesagt, dass ich gern wieder so einfach denken würde. So wie ich es vielleicht früher einmal als Kind getan habe. Nur dass es nicht geht, weil ich ja weiß, was ich weiß... weil ich schon so viele Dinge gelernt habe auf dieser Welt, die alle so widersprüchlich sind... und meine Gedanken rattern ununterbrochen, um alles in Einklang zu bringen, was vermutlich niemals in Einklang zu bringen ist.

Gunnar meinte dann nur:

„Die Erfahrungen sind nicht das Problem. Jede Erfahrung, selbst die allerschlechteste, ist ein Luxus, den wir anderen Menschen voraus haben, die diese Erfahrung noch nicht gemacht haben. Das Problem ist die Bedeutung, die wir diesen Dingen beimessen... dass wir uns von ihnen jagen lassen durch unser gesamtes Dasein.

Egal was du auch tust... du wirst kein leeres, unbeschriebenes Blatt mehr werden. Die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen. Was du erlebt hast, wird für immer in deine Seele eingraviert bleiben.

Aber was du tun kannst, ist darüber zu meditieren... dir vorzustellen, wie es sich anfühlen würde, all diese Erfahrungen nicht gemacht zu haben... wie es sich anfühlen würde, ein unbeschriebenes Blatt Papier zu sein, oder ganz woanders aufgewachsen zu sein, mit gänzlich anderen Erfahrungen.

Es geht nicht darum, unbeschwert und unschuldig zu sein. Die Frage ist eher: Hast du noch genug Fantasie, um dir vorzustellen, wie sich Unbeschwertheit anfühlt? Wenn du es dir vorstellen kannst vor deinem inneren Auge... dann hast du in diesem Moment Zugang zu einem anderen Teil deiner Persönlichkeit, zu dem Teil, der nie geboren werden konnte, weil er von einem anderen verdrängt worden ist.

In deiner Vorstellungskraft kannst du andere Facetten von dir entdecken. Und wer weiß... vielleicht findest du dort auch einen ungeborenen Teil von dir, der so schön ist und dir so gut gefällt, dass du unbedingt möchtest, dass er doch noch geboren wird. Und dann wirst du alles daran setzen, ihn zum Leben zu erwecken.

Am Anfang ist es nur ein Rauschen. Eine scheinbar willkürliche Aneinanderreihung von Tönen. Wie wenn du zum ersten Mal eine total fremdartige Musik hörst. Doch je länger du zuhörst, umso mehr beginnst du, darin Strukturen zu erkennen... die Melodie zu erahnen... den Rhythmus zu fühlen...

Und du beginnst dich zu bewegen im Takt der neuen Musik. Erst ganz langsam, mit geschlossenen Augen. Dann immer schneller, bis zur Extase. Und irgendwann... irgendwann, wenn du nur lange genug dazu getanzt hast, ist dir der Rhythmus dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, dass diese Musik für immer ein Teil von dir sein wird. Was immer du sein willst, du kannst es werden... wenn du nur über ausreichend Fantasie verfügst und tief genug in dich hineinhörst, um die Melodie des Lebens zu fühlen.“

Das ist es, was Gunnar mir gesagt hat. Ich hab lang über seine Worte nachgedacht... darüber, wer ich sein wollte, wenn ich noch einmal ganz von vorn anfangen könnte... und vielleicht... vielleicht werde ich diese Frage nie abschließend beantworten können. Aber ich glaube, ganz egal wie die Antwort auch aussehen mag... sie hat auf jeden Fall irgendwas mit den Büchern von Gunnar Mageddon zu tun... und mit den Gefühlen, die diese Bücher in mir ausgelöst haben.

Heute habe ich die große Ehre, hier zu stehen, an der Seite dieses bedeutenden Mannes, und euch ankündigen zu dürfen, dass die Dreharbeiten für die Verfilmung von „Paradies aus Asche“ noch in diesem Jahr anlaufen werden.

Und ich... ich werde die Rolle von Shiva spielen! Damit geht ein ganz besonderer Traum für mich in Erfüllung, denn ich wollte immer schon Shiva sein... seit ich dieses Buch zum ersten Mal in den Händen gehalten habe.

Danke an Gunnar Mageddon dafür, dass er all dies möglich gemacht hat! Ich hoffe sehr, dass ich mit meiner Darbietung keinen Fan der Paradies-Trilogie enttäuschen werde.“ Shiva verbeugte sich mit einem schüchternen Lächeln, als rings um ihn herum lauter Applaus aufbrandete. Gunnar nickte ihm kurz zu und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

„Das sind wunderbare Neuigkeiten für alle Mageddon-Fans!“, freute sich der sichtlich überraschte Moderator. „Und ich bin mir sicher, Tariq, ein so sympathischer und sensibler junger Mann wie sie wird die Herzen der Fans im Sturm erobern... vor allem sicher auch die der weiblichen. Viel Erfolg für dieses Projekt... und für all ihre weiteren Pläne!“

Er verabschiedete sich mit einem Handschlag von Shiva, der sich daraufhin wieder in seine alte Position begab und Gunnar die Bühne überließ.

„Donnerwetter, da sind sie aber ganz schön fleißig gewesen in der letzten Zeit!“, lobte ihn der Moderator. „Ein neuer Roman, ein Filmprojekt... dabei war es ja einige Jahre ziemlich ruhig um sie geworden. Einige vermuteten schon, sie hätten das Schreiben komplett an den Nagel gehängt. Oder dass sie es nicht mehr bringen würden.“

Er grinste Gunnar frech an, der nur müde abwinkte und meinte:

„Ach, die Leute reden über viele Dinge, von denen sie keine Ahnung haben. Vor allem im Internet.

Fakt ist einfach, dass ich nach drei Paradies-Teilen auch ein bisschen ausgelaugt war und erstmal Abstand brauchte. Also habe ich nach neuen Aufgaben gesucht. Beispielsweise wollte ich schon immer etwas für diese Welt tun... sie zu einem besseren Ort machen. Tja... hat nicht so ganz funktioniert, wie sie alle sehen können. Die Welt ist immer noch dieselbe. Und so bin ich eben zurückgekommen und mache wieder das, was ich am Besten kann.“

„Und damit werden sie sicher noch eine Menge Menschen glücklich machen!“, erwiderte der Moderator und reichte Gunnar zum Abschied die Hand. „Vielen Dank, Herr Mageddon, dass sie sich heute die Zeit für dieses Interview genommen haben. Möchten sie an dieser Stelle vielleicht noch ein paar Worte an ihre treuen Fans richten? Nur für den Fall, dass es wieder über fünf Jahre dauern sollte, bis wir das nächste Mal etwas von ihnen hören...“

Gunnar drückte artig die Hand des Moderators und überlegte einen Moment, ehe er direkt in die Kamera blickte und den Zuschauern hinter den Bildschirmen auffordernd zurief:

„Auch wenn das mein Verlag jetzt nicht so gern hören möchte: Lest nicht so viele Bücher, und schaut nicht so viele Filme. Erlebt lieber eure eigenen Geschichten. Träumt eure eigenen Träume. Und vor allem... lasst euch nicht von anderen Menschen und deren Moralvorstellungen vorschreiben, wie ihr zu leben habt. Erfindet eure eigene Moral, und dann werdet glücklich damit... so wie es Aris, Vanja, Kira und Nikolaj getan haben.“ Bei diesen Worten zwinkerte der Schriftsteller seinen Fans verschwörerisch zu.

„Grüße an alle echten Füchse da draußen, wo immer ihr auch sein mögt. Ihr seid die Besten!“

Er winkte noch einmal im Vorbeigehen in die Kamera, ehe er dicht gefolgt von Shiva von der Bühne marschierte.

Fox drückte breit grinsend den Ausschalt-Knopf und steckte das Handy in die Tasche zurück, während Spooky nur ungläubig mit dem Kopf schüttelte.

„Was für ein verlogener Mistkerl! Eben noch wollte er einen Großteil der Menschheit auslöschen... und jetzt lässt er sich von ihnen einen Preis verleihen und macht einen auf wohlthätiger Menschenfreund.“

„Ist eben ein echter Überlebenskünstler.“, meinte Leonie amüsiert. „Genau wie Shiva. Die beiden scheinen ja wieder ein Herz und eine Seele zu sein. Würde mich schon interessieren, wie die Aussprache zwischen den beiden genau abgelaufen ist... und wie viel Blut dabei vergossen wurde. Vielleicht sollten wir sie irgendwann mal besuchen gehen... ich meine, irgendwann, wenn genug Gras über die ganze Sache gewachsen ist.“

„Ach komm, gib es doch zu!“, spottete Spooky. „Du stehst insgeheim auf diesen Shiva. Wir haben es doch genau gesehen, wie ihr euch beim letzten Mal schmachtende Blicke zugeworfen habt.“

Ich meine, ist schon ok... wenn dir so ein Hengst etwas geben kann, was wir halbstarken Milchbubis nicht können... von uns aus darfst du's gern machen. Nicht wahr, Fox?“

Der nickte und meinte augenzwinkernd:

„Ist schon ok für mich. Pass einfach nur auf, dass er dir nicht nach dem Geschlechtsakt eine Burka umhängt und die Wohnungstür abschließt. Hab gehört, diese Taliban können ziemlich klammern in einer Beziehung.“

„Unsinn!“, stellte Leonie unmissverständlich klar. „Ihr zwei reicht mir voll und ganz. Ich hätte einfach nur gern irgendwann noch mal eine Revanche. Ich meine, ich hatte ihn immerhin fast auf die Bretter geschickt damals. Bin mir sicher, ich würde ihn beim nächsten Mal plattmachen. Das ist was Persönliches zwischen mir und ihm, schätze ich... aber schon klar, dass ihr das nicht verstehen könnt. Dafür seid ihr beiden auch viel zu zivilisiert.“

„Oho! Zivilisiert...“, antwortete Spooky grinsend. „Also ich bin definitiv schon schlimmer beleidigt worden.“

„Vielleicht, weil es keine Beleidigung sein sollte, sondern ein Kompliment?“, erklärte Leonie und gab ihm einen neckischen Stoß in die Seite.

„Sag mal...“, wollte Spooky von Fox wissen. „Nur mal interessehalber, weil wir gerade vom Schriftsteller gesprochen haben... wie hat er die Geschichte von den Füchsen jetzt eigentlich enden lassen? Ich meine... hat er sie so enden lassen wie in der Version, die uns Nikolaj damals erzählt hat? Mit dem Abschied vor dem brennenden Waisenhaus? Oder hat er auch noch etwas darüber geschrieben, wie sich Aris und Vanja später verkracht haben?“

Spooky hatte sich bis jetzt beharrlich geweigert, den Roman auch nur anzufassen... zum einen sicherlich, weil er ohnehin nie so der Bücherwurm gewesen ist, vor allem aber, weil er nach all den Ereignissen der letzten Wochen von Partisanen- und Fuchsgeschichten gründlich die Schnauze voll hatte.

Fox hingegen hatte sich gleich am Tag der Veröffentlichung ein Exemplar der streng limitierten Sonderausgabe besorgt, schließlich ging es dabei um die Helden seiner Kindheit. Und auch, wenn er einen dieser Helden persönlich ins Jenseits befördert hatte... sein Herz hing immer noch ziemlich an dieser Geschichte.

„Ich würde sagen... er hat ein versöhnliches Ende gewählt.“, versuchte Fox seine Eindrücke wiederzugeben.

„Versöhnlich?“, hakte Spooky skeptisch nach. „Also gelogen! Lass mich raten... so nach dem Motto: Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute?“

„Möglich, ja.“, bestätigte Fox mit einem verträumten Gesichtsausdruck. „Ich meine... ich war natürlich am Anfang auch etwas irritiert darüber, dass er die Geschichte, mit der ich aufgewachsen bin... mit der in Novikrasnoschewsk sehr viele Menschen aufgewachsen sind... einfach so nach seinen eigenen Vorstellungen umgeschrieben hat.

Aber wenn ich ehrlich bin, hätte ich mir damals, als mir Nikolaj diese Geschichte erzählt hat, genau ein solches Ende gewünscht. Ein Ende, das ein bisschen mehr Hoffnung vermittelt.

Ich meine, es gibt nicht viel Hoffnung in Novikrasnoschewsk... vermutlich passt die Geschichte einfach zu der Stadt wie die Faust aufs Auge. Aber für Menschen von außerhalb ist diese Schwermut wohl nicht so leicht nachvollziehbar. Vielleicht hat er es deshalb geändert. Um den Lesern ein bisschen mehr Hoffnung zu geben.“

„Ja...“, erwiderte Spooky spöttisch. „Oder er hat sich einfach vom Verlag bequatschen lassen, dass man nicht komplett an der Erwartungshaltung der Zielgruppe vorbeischieben darf. Vielleicht schielt Gunnar Mageddon ja mittlerweile auch auf die Verkaufszahlen. Und jetzt auch noch ne Verfilmung? Ernsthaft? Mit dem irren Taliban in der Hauptrolle?“

„Wenn das ins Kino kommt, müssen wir auf jeden Fall reingehen!“, forderte Leonie. „Ich hoff nur, die versauen es nicht, indem sie Til Schweiger Regie führen lassen, oder Elyas M'Barek die Rolle von irgend so einem Wüstenpiraten geben oder irgendwas in der Art.“ „Bin mir sicher, ein Typ wie Gunnar Mageddon wird nicht zulassen, dass irgendein Pfuscher seine Geschichten massakriert.“, lachte Spooky. „Wahrscheinlich wird er die Regie gleich selbst übernehmen und alle Rollen mit seinen Fans besetzen, die ihn anbeten und wahrscheinlich noch was dafür zahlen würden, dass sie mitspielen dürfen.“

„Sagt mal... sollen wir heute Nacht mal wieder auf Tour gehen?“, wollte Fox wenig später von seinen Freunden wissen. „Ich meine... so wie früher. Wir schweben zusammen zu Leonie, holen sie aus ihren Träumen ab, und dann machen wir mal wieder eine Runde durch Kalbsbach und schauen bei den Alten vorbei. Sind sicher ein paar schon gar nicht mehr hier. Und vielleicht gibt es ja inzwischen auch ein paar neue Bewohner im Heim.“

Leonie nickte begeistert. Auch wenn sie seit den Ereignissen von damals keine Astralreise mehr unternommen hatte, und sie sich ohnehin sicher war, dass sie es von alleine niemals hinbekommen würde... irgendwie vermisste sie das Gefühl. Und sie vermisste Spookys mächtigen Astralkörper, der irgendwie so eine Stärke und Unbesiegbarkeit ausstrahlte. Doch Spooky hatte seit damals nur selten die astrale Welt betreten... eigentlich nur noch, wenn es unbedingt nötig war, um irgendwelche Dinge in Erfahrung zu bringen über Menschen, die ihnen Probleme bereiteten... aber nicht mehr einfach so zum Spaß, wie früher.

„Ja, lass uns mal wieder zu dritt durch die Nacht schweben!“, meinte Leonie auffordernd in Spookys Richtung gewandt.

„Wenn ihr drauf besteht...“, antwortete der nachdenklich. „Es ist nur... ich hab bisschen Angst, irgendwann so zu enden wie er... wie Aris. Ich meine, wenn man zu lang wie ein Gott lebt... überall herumfliegen kann, alles sehen kann, was man sehen will... dann fängt man

irgendwann auch an, sich wie ein Gott zu fühlen. Man wird arrogant, hält sich für unbesiegbare. Ich glaube, ich war schon ziemlich arrogant damals. Ich hab die Menschen doch nur noch beobachtet, so wie andere den Fernseher einschalten... um mich berieseln zu lassen... um ein bisschen Unterhaltung zu haben.“

„Hey, ich hab ne tolle Idee!“, schlug ihm Fox daraufhin aufmunternd vor. „Was haltet ihr davon, wenn wir gute Geister werden? Wenn wir unsere Fähigkeiten einsetzen, um den Menschen in Kalbsbach ein bisschen zur Hand zu gehen?“

Ich meine, wir haben die Menschen hier so lange nur für unsere Zwecke benutzt... um sie zu erpressen, oder um sie auszunutzen... vielleicht ist es an der Zeit, ihnen ein bisschen was zurückzugeben? Wir könnten kleine Wünsche erfüllen. Wenn wir sehen, dass jemand im Altenheim besonders einsam ist, könnten wir ihm jemanden vermitteln, dem es genauso geht. Wenn wir sehen, dass Kinder schlecht behandelt werden von ihren Eltern, könnten wir den Erwachsenen mal gründlich ins Gewissen reden. Oder wenn jemand dringend Geld braucht, und ein anderer viel zu viel hat und nichts damit anzufangen weiß... dann könnten wir einen Ausgleich schaffen. Solche Dinge eben. Wir könnten unseren Spaß haben in der astralen Welt, aber trotzdem auch ganz selbstlos etwas Gutes tun... etwas, was Aris nie gemacht hätte...“

„Wie die Heinzelmännchen?“, fragte Spooky, der dieser Idee durchaus etwas abgewinnen konnte. „Vielleicht wäre das... zumindest gut für mein Karma, schätze ich...“

„Also ich find die Idee total klasse!“, fiel ihm Leonie begeistert ins Wort. „Es wäre auch in Jacobs Sinn. Er hätte die Idee sicher gemocht.“

„Ja.“, nickte Spooky. „Ich denke auch, dass es Jacob gefallen hätte. Vielleicht sollten wir es einfach mal ausprobieren. Also wenn ihr heute Nacht noch nichts anderes vorhabt, dann bin ich dabei!“

„Das wird sicher cool.“, meinte Leonie beseelt und versuchte sich Jacob vorzustellen, wie er irgendwo auf einer Wolke saß und ihr anerkennend zulächelte.

Obwohl sie insgeheim gehofft hatte, dass er ihnen irgendwann in der astralen Welt begegnen würde, schien es doch keine Spur mehr von ihm zu geben... ganz so, als ob er schon längst an einen anderen Ort gegangen war, an dem der ganze Schmerz, die ganzen Zweifel und all die Sorgen, mit denen man sich hier auf der Erde herumplagen musste, soermaßen bedeutungslos waren, dass er es nicht einmal mehr für nötig hielt, nochmal kurz vorbeizuschauen und denen, die um ihn trauerten, irgendein Zeichen zu hinterlassen. Vielleicht war es ihm auch einfach nicht möglich, weil der Fährmann nur in eine Richtung fuhr, keine Rückfahrt auf seinem knochigen Kahn duldete, und auch für einen wilden Freigeist wie Jacob keine Ausnahme machen würde.

Aber in einer Sache war sich Leonie hundertprozentig sicher. Nämlich, dass er verdammt stolz auf sie wäre, weil sie keine gewöhnliche Schulhofschlampe geworden ist, keine DSDS-Kandidatin, und auch kein Anhängsel von irgendeinem Ghetto-Gorilla oder so einem schnöseligen Assistenz-Arzt.

Sie war, und würde es immer sein, die unangepasste, durchgeknallte Rebellin, die mit ihren mindestens ebenso durchgeknallten Freunden durch die Nacht flog, spannende Abenteuer erlebte und notfalls auch mal ein paar Kerlen den Arsch versohlte. Und irgendwann, wenn Gunnar Mageddon die Ideen ausgingen, würde er vielleicht auch mal ein Buch über die Abenteuer schreiben, die Spooky, Fox und Leonie bei ihrem Kampf gegen Omega erlebt

haben, und sie würde die wilde, unangepasste Heldin in einem Roman von Jacobs Lieblingsautor sein.

„Wenn es das war, was du unbedingt haben wolltest, großer Bruder...“, dachte sie gedankenversunken. „So sehr, dass du dafür dein Leben geopfert hast... dann herzlichen Glückwunsch, du Vollidiot! Du hast dein Ziel erreicht. Ich hoffe, das war es wert. Und ich hoffe, du hast auch ein bisschen Spaß, da wo du jetzt bist.“

Epilog

Nach der geglückten Befreiung des Waisenhauses hatten sie alles hinter sich gelassen. Den vertrauten Wald, das Baumhaus, den verdamnten Krieg der Erwachsenen... einfach alles. Sie sind geflohen... weit, weit weg, durch hunderte Meilen leergefegtes Hinterland, in dem es keine Männer und Söhne mehr gab, sondern nur noch Frauen und zahnlose Alte, die sich im täglichen Kampf ums Überleben befanden, und die daher kaum ein Auge übrig hatten für die vier Waisenkinder, die da mit ihrem Wagen, der von einem Maultier namens „Janosch“ gezogen wurde, durch ihre Dörfer fuhren.

Immer weiter nach Osten, bis sie schließlich an den Ort kamen, von denen ihnen Genosse Karaslov erzählt hatte... einen verschlafenen Weiler, in dem jeder mit jedem perdu war, und wo Gastfreundschaft nicht nur selbstverständlich, sondern eine Frage der Ehre war. Niemand mochte die Behörden in dieser archaischen Gegend besonders, und niemand stellte unbequeme Fragen... schon gar nicht, wenn auf einmal vier junge, kräftige Menschen auftauchten, die bereit waren, in den Ställen oder auf den Feldern zu helfen, und die notfalls mit ihren Waffen auch eine Gruppe Räuber in die Flucht schlagen konnten. Und so kam es schließlich, dass die Füchse eine eigene Hütte erhielten... ihr eigenes kleines Reich, in dem ihnen endlich niemand mehr Vorschriften machte und sie keine Angst davor zu haben brauchten, am nächsten Morgen vielleicht schon wieder vertrieben zu werden. Und wäre irgendeiner der Erwachsenen in ihre Hütte gekommen, mit der Absicht, ihnen etwas Böses anzutun... vielleicht hätte ihn der Anblick von Nestor Machnos Säbel stutzig gemacht, der griffbereit an der Wand hing, nicht wie ein verstaubtes Relikt, sondern wie ein jederzeit einsatzbereites Tötungsgerät. Und wenn ihn das nicht stutzig gemacht hätte, so hätte ihn vielleicht der Anblick der Totenschädel und Fuchsmasken irritiert, oder die in einem Geheimfach unter dem Bett gelagerten Handgranaten und Maschinenpistolen. Und wenn er töricht genug gewesen wäre, nach all diesen Funden immer noch eine böse Absicht zu verfolgen, dann... ja, dann wäre vermutlich das Letzte, was er in seinem Leben gehört hätte, das Geräusch des Pfeiles gewesen, der sich von hinten durch seinen Nacken bohrte. Und er hätte Kiras unschuldiges Lachen vernommen, die sich einfach nur darüber freute, ihrer Familie mal wieder einen nützlichen Dienst erwiesen zu haben.

Kira hatte sich erstaunlich schnell von den schweren Verletzungen erholt, die sie im Kampf mit Viktor Volkov erlitten hatte. Zunächst schien es ziemlich schlecht um sie zu stehen, doch Janosch verfügte über ausgezeichnete Kenntnisse der menschlichen Anatomie, und entgegen seinen Beteuerungen, immer nur Leben genommen, aber noch kein einziges gerettet zu haben, puhlte er mit seinem glühenden Dolch zwei Kugeln aus ihrem Körper und versorgte die Wunde so gut, wie es ihm aufgrund der Umstände eben möglich war.

Und Kira machte ausgezeichnete Fortschritte. Es dauerte keine drei Wochen, da konnte sie schon wieder auf Bäume klettern und herumtollen wie ein junger Fuchs.

Vanja war die ganze Zeit über sehr besorgt, wachte Tag und Nacht an ihrer Seite und hielt ihre Hand.

Er hätte es sich nie verziehen, wenn sie aufgrund seiner Unvorsichtigkeit schon so früh ihr Leben ausgehaucht hätte. Und so war er heilfroh, als er bemerkte, dass es mit seiner Freundin endlich wieder aufwärts ging.

Manchmal vermisste Vanja die Zeit, als sie in ihrem Baumhaus saßen und die deutschen Soldaten an der Nase herumführten. Den Krieg vermisste er kein bisschen... aber Fallen zu bauen, die Leichen ihrer Feinde zur Abschreckung im Wald auszustellen, sein Gesicht zu bemalen wie ein Geist, und aus Tierfellen und sonstigen Überresten neue Fuchskostüme zu basteln, und all das... das vermisste er schon irgendwie.

„So kannst du hier draußen auf dem Land nicht rumlaufen!“, hatte ihm Nikolaj allerdings eindeutig klargemacht. „Sonst denken die noch, du bist der Enkel des Zaren oder sowas. Also mach dir die Haare wieder so kurz, wie sie alle tragen. Oder zieh dir ein Kleid an und geh gleich als Frau. Aber tu nichts, was unnötig Aufmerksamkeit auf uns lenken könnte. Wir fallen schon mehr als genug auf, wenn du mich fragst.“

Und so band sich Vanja ohne lang zu überlegen ein Kopftuch über die Haare, zog sich zwei Röcke und einen gebrauchten, altmodischen Frauenmantel an, und war dank seines zarten, mädchenhaften Gesichts trotzdem immer noch hübscher als die meisten Bäuerinnen, die ihnen auf ihrer Reise über den Weg gelaufen waren.

Nikolaj war längst der ruhende Pol der Gruppe geworden, der die anderen Füchse erdete und wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholte. Seinem Einfluss war es auch zu verdanken, dass sie mittlerweile viele Konflikte durch Diplomatie lösten, anstatt in der gesamten Nachbarschaft Angst und Schrecken zu verbreiten.

„Wir sind nicht mehr im Krieg.“, erinnerte er seine Freunde immer wieder. „Also verhaltet euch auch so, sonst können wir ebenso gut gleich wieder zu Janosch an die Front zurück!“ Und an die Front zurück war eigentlich das Letzte, was Nikolaj wollte.

Noch immer plagten ihn Alpträume wegen all der Dinge, die sie im Krieg erlebt hatten... und er war einfach nur froh, dass seine Freunde und er nochmal einigermaßen heil aus dem ganzen Schlamassel herausgekommen waren, anstatt so zu enden wie Janosch, und nur noch für den nächsten Kampf, den nächsten Hinterhalt und den nächsten, noch gefährlicheren Gegner zu leben, bis man irgendwann an jemanden geriet, der noch kaputter war als man selbst.

Nie würde Nikolaj die Worte von Janosch vergessen, die dieser zum Abschied an ihn gerichtet hatte, als Vanja gerade damit beschäftigt war, sich auf der Ladefläche des Wagens um Aris und die verletzte Kira zu kümmern.

„Die Leute behaupten immer, ich würde dem Krieg folgen. Aber das ist nicht wahr. In Wahrheit... in Wahrheit ist der Krieg mir gefolgt. Und er folgt mir überall hin.“

„Und wenn wir ganz weit nach Osten gehen?“, hatte Nikolaj hoffnungsvoll gefragt. „So weit, dass uns kein Soldat und kein Unterdrücker mehr finden kann?“

Aber Janosch hatte nur traurig mit dem Kopf geschüttelt und geantwortet:

„Der Krieg ist in euch drin, Junge. In einem jeden von euch. Selbst, wenn ihr so weit lauft, bis ihr das Paradies findet... da wird schon einer sitzen. Und auch, wenn er keine andere

Regel hätte, als nur diese eine... ihr wisst schon, nicht von dem verbotenen Apfel zu essen... würdet ihr euch daran halten können? Würde Aris es tun?

Manche Menschen können sich daran halten, weißt du... und für sie wird es wirklich das Paradies sein. Aber du? Und ich? Und Aris?“

„Aris...“, hatte Nikolaj daraufhin nachdenklich erwidert. „Aris würde den Apfel essen, der Schlange den Kopf abschlagen, und Gott zum Abschied noch an den Baum pinkeln. Oder so lang überlegen, bis er einen Weg gefunden hätte, Gott vom Thron zu stoßen und sich an seine Stelle zu setzen. Aber... dann wäre dort wohl auch Krieg. Also sollen wir in Zukunft einfach die Dinge akzeptieren, wie sie sind? Uns anpassen? Können wir nur dann Frieden finden?“

Er hatte, wie er da mit seinen Freunden vor der Kulisse des brennenden Waisenhauses stand, irgendwie gehofft, dass Janosch ihm eine kluge Antwort geben würde... irgendwas, woran er sich in harten, entbehrungsreichen Zeiten festhalten konnte.

Und Janosch sprach zu ihm:

„Ihr seid Füchse, oder? Dann tut das, was Füchse immer tun. Sucht euch einen schönen Bau. Versteckt euch. Seid listig. Und wenn euch jemand in die Enge treiben will, macht ihm die Hölle heiß.“

Dauerhaften Frieden werdet ihr nicht finden in dieser Welt. Aber ein gutes Leben... Stolz... Würde... ja... das vielleicht schon. Ihr seid jung. Die Welt ist groß.“

Und Nikolaj hatte seine Worte beherzigt und fortan versucht, den Krieg so gut wie möglich von sich und seinen Freunden fernzuhalten.

Welche Fähigkeit er beizusteuern hatte für ihre kleine Familie, hatte ihn Aris einst gefragt... aus welchem Grund sie ausgerechnet ihn in ihrer Bande aufnehmen sollten. Lange Zeit hatte Nikolaj darauf keine wirklich brauchbare Antwort gehabt, empfand er sich doch im Kreis seiner wunderbar sonderbaren Freunde oft als viel zu normal und gewöhnlich.

Doch wie sich herausstellte, war es genau das, was sie nun am allermeisten benötigten, und was nur Nikolaj ihnen geben konnte... Normalität. Ein vernünftiges Maß an Langeweile und täglicher Routine, an gewöhnlichen Gedanken und gewöhnlichen Träumen, das nötig war, um nicht komplett den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Einzig Aris tat sich am Anfang schwer, sich auf die neuen Begebenheiten einzustellen. Am meisten haderte er damit, dass er seit der Befreiung des Waisenhauses sämtliche außerkörperlichen Fähigkeiten eingebüßt hatte. Wann immer er sich auch hinlegte, schlief er entweder sofort wie ein Stein, oder war so unruhig, dass er stundenlang überhaupt kein Auge zubekam. Doch eine Astralreise bekam er nicht einmal mehr ansatzweise zustande, geschweige denn, dass es ihm jemals wieder möglich gewesen wäre, die Kontrolle über ein anderes Lebewesen zu übernehmen.

Und da keiner der anderen über seine Fähigkeiten verfügte, konnte ihm natürlich auch niemand eine wirklich sinnvolle Erklärung dafür liefern. Vielleicht gab es ja Dinge, die die Menschen einfach noch nicht sehen sollten, und es war nur eine Art Unfall gewesen, die es Aris ermöglicht hatte, auf dieses ganze Potenzial zurückzugreifen, wie es sonst nur einem Gott vorbehalten war.

Und auch, wenn es seine Freunde nicht im Geringsten störte, und sie ihm immer wieder versicherten, dass er ihnen ohne seine Kräfte genauso viel bedeutete, fühlte sich Aris doch oftmals schwach und unnütz.

„Ich mag dich so, wie du bist!“, tröstete ihn Vanja dann.

Und Nikolaj meinte: „Ehrlich gesagt war mir das alles sowieso immer ein bisschen unheimlich. Jetzt bist du wie wir. Auf Augenhöhe. Genau so, wie es in einer Freundschaft doch eigentlich auch sein sollte.“

„Ja... nur mit dem Unterschied, dass ihr sehen könnt und ich nicht.“, erwiderte Aris verbittert. „Welchen Nutzen habe ich denn für euch, wenn ihr mir immer erst alles beschreiben müsst, und ihr immer aufpassen müsst, dass ich nicht irgendwo dagegenstoße, wenn wir uns mal mehr als hundert Meter vom Dorf entfernen? Ich fühl mich einfach wie ein totaler Krüppel.“

„Ach, ist doch Blödsinn!“, versuchte ihm Vanja klarzumachen. „Du kannst vielleicht nicht so sehen wie wir... aber dafür hast du immer noch das bessere Gehör. Und deine Schläge sind nach wie vor verdammt hart.“

Aber davon ganz abgesehen... das Leben ist doch kein beschissener Wettbewerb, wer die besten Fähigkeiten hat oder wer für seine Mitmenschen am Nützlichsten ist. So ist es uns vielleicht früher vorgekommen, weil wir zu sehr in der Logik der Erwachsenen gedacht haben... die Logik, in der man uns aufgezogen hat. Aber letztlich macht es doch keinen Unterschied. Egal wie nützlich du für deine Gemeinschaft bist, egal wie toll du sehen oder kämpfen oder reden konntest... am Ende verrotten die Nützlichen in der gleichen Erde wie die Unnützen. Und kein Schwein wird es dann mehr interessieren, ob Aris Gemo allein den Weg runter zum Fluss gefunden hat, oder ob ihn jemand an die Hand nehmen musste. Was zählt, ist doch einzig und allein, ob es dir gefallen hat, dort unten am Fluss... und wie du dich dabei gefühlt hast.

Hast du dich wie ein Behinderter gefühlt, weil dir jemand den Weg zeigen musste? Oder hast du dich gefühlt wie ein wichtiger Anführer, der immer von seinen drei treuen Leibwächtern begleitet wird, die ihm den Weg freimachen und aufpassen, dass ihm nichts zustößt?

Es ist alles eine Frage des Blickwinkels, Aris. Der Einzige, der darüber entscheidet, wie bedeutend oder unbedeutend dein Leben ist, bist du selbst.“

„Für mich fühlt es sich gerade ziemlich unbedeutend an.“, entgegnete Aris nicht wirklich überzeugt. „Niemand zittert mehr vor uns. Keiner fragt mehr nach unserem Rat. Im Heim waren wir Könige. Im Wald waren wir Dämonen, vor denen sich die Menschen fürchteten. Aber jetzt... hier... hier sind wir einfach nur ein paar Fremde, die man gnädigerweise hier wohnen lässt. Und du sagst, ich soll mich wie ein wichtiger Anführer fühlen. Das habe ich... als ich ein wichtiger Anführer war!“

Er vergrub deprimiert sein Gesicht unter seinen Armen und hätte sich am liebsten aufgelöst.

Als Kira seine schlechte Laune bemerkte, verließ sie ihre Beobachterposition und schmiegte sich einfühlsam an ihn.

„Wo Problem? Vanja hier. Nikolaj hier. Kira hier. Nicht genug Freunde für Aris? Aris braucht noch mehr Freunde?“, fragte sie mit der ihr eigenen Naivität, mit der sie die anderen schon oft aufgemuntert hatte.

„Nein... das ist es nicht, Kira.“, lächelte Aris unbeholfen und überlegte, wie er es ihr begreiflich machen konnte. „Es ist nur so ein Gefühl... ich dachte immer, mir wäre Größeres bestimmt. Seit wir im Heim waren, waren wir Eroberer. Wir haben das Heim erobert. Die

Wälder. Ich habe gedacht, es geht immer so weiter, und irgendwann gehört uns die ganze Ukraine. Aber stattdessen... sind wir geflohen, und wir stehen mit leeren Händen da.“ Kiras Blick fiel auf den glänzenden Säbel an der Wand, und auf einmal verstand sie, was Aris meinte.

„Mit leeren Händen... wie Nestor Machno?“, fragte sie ihn, während er mit seinen Fingern sanft durch ihr Haar strich.

„Ja, Kira...“, antwortete Aris. „Wie Nestor Machno.“

„Ob er wohl glücklich geworden ist...“, überlegte Nikolaj melancholisch. „In seinem Exil in Frankreich... was meint ihr? Hat er dort einen neuen Sinn gefunden, oder hat er die restlichen Jahre seines Daseins nur darüber nachgegrübelt, was schiefgelaufen ist, und warum er nicht funktioniert hat, sein Traum von einer anarchistischen Gesellschaft?“

Aris war sich ziemlich sicher, die Antwort darauf zu kennen.

„Na was meint ihr wohl, wie er sich gefühlt hat? Wenn du gesehen hast, was alles möglich wäre... wenn du so kurz davor warst, den Lauf der Geschichte zu ändern, vielleicht sogar etwas auszulösen, was die ganze Welt verändern könnte... aber du bist umgeben von lauter Feinden, und die, die dich unterstützen, werden von Tag zu Tag weniger.“

Ich glaube, ich hätte so einen Hass gekriegt auf die Menschen... auf diese dummen Bauern, die dich bejubeln, so lange du von ihnen weniger Schutzgeld verlangst als die andere Bande... aber die dich auch schnell wieder verleugnen, sobald ein neuer Herr ins Land kommt und ihnen ein bisschen mehr Stabilität verspricht.

Und am Ende... am Ende sind die Bauern trotzdem verhungert. Am Ende hat er doch mit allem Recht behalten. Aber dankt man es ihm? Stellt man Denkmäler für ihn auf? Nein... sie vergessen ihn. Sie vergessen ihn, weil sie ihn vergessen wollen. Weil er sie für immer daran erinnern würde, wie schwach sie selber waren. Und wie viel freier sie hätten sein können. Also wenn ihr mich fragt... ich glaube, Nestor Machno war am Ende ziemlich angepisst. Ich jedenfalls wäre es gewesen an seiner Stelle.“

„Und doch hat er Spuren hinterlassen!“, wollte Vanja die pessimistische Sicht seines Freundes nicht unkommentiert stehen lassen. „Er hat den Menschen gezeigt, was möglich ist, wenn man zusammenarbeitet und einander vertraut. Diesen Erfolg kann ihm keiner mehr nehmen. Und andere werden kommen und darauf aufbauen. Sie werden seinen Spuren folgen, genau wie wir einst seinen Spuren gefolgt sind.“

Und auch wir haben längst unsere Spuren hinterlassen in dieser Welt. Zumindest in der Umgebung von Novikrasnoschewsk. Und irgendwann werden ein paar Menschen auch unsere Spuren entdecken und ihnen folgen... sie werden sich von unserer Geschichte inspirieren lassen, und schließlich ihre eigene schreiben.

So geht es immer voran. Auch wenn es so aussehen mag, als ob sich die Menschen nur blind durch die Dunkelheit tasten und immer im Kreis laufen. Aber irgendwann...

irgendwann werden sie ankommen.“

„Das gefällt mir so an dir, Vanja.“, meinte Aris grinsend. „Dein unerschrockener Optimismus.“

„Aber wir haben tatsächlich Spuren hinterlassen!“, bestand auch Nikolaj darauf, dass Vanja mit seiner Aussage Recht hatte. „Du hast Spuren hinterlassen, Aris. Auch wenn du vielleicht nie die Weltherrschaft an dich reißen wirst. Aber ich schwöre dir, noch in fünfzig Jahren werden sie deine Geschichte erzählen... unsere Geschichte. Und irgendwann... irgendwann wird auch die Ukraine wieder anarchistisch sein. Ich denke, dass Nestor Machno sich

darüber im Klaren war... dass er wusste, dass er das alles nicht mehr selber erleben würde. Aber dass er Teil ist von etwas Größerem... etwas, das jede Revolution und jeden Krieg überdauert.“

„Ich Teil von dir. Teil von Größerem.“, bestätigte Kira und drückte Aris ganz fest an sich, so dass er gar nicht anders konnte, als seinen Freunden schließlich Recht zu geben und der Zukunft mit etwas mehr Gelassenheit entgegenzusehen.

Tatsächlich erlebten die vier Freunde noch so manches erinnerungswürdige Abenteuer. Und auch, wenn sie nie die Ukraine befreit haben... sie hatten zumindest sich selbst befreit. Befreit von den Schatten ihrer Kindheit, befreit von dem Gestank des Dreckslochs, in dem sie aufgewachsen waren... und befreit von den Ketten der Alten.

Und als der Krieg allmählich dem Ende entgegen ging und immer mehr schutzsuchende Waisen durchs Land streiften, denen durch die Politik der Erwachsenen alles genommen worden war, boten sie einigen von ihnen Obdach in ihrem Dorf, brachten ihnen alles bei, was sie wussten, und sorgten so dafür, dass bald schon eine neue Generation an Füchsen heranwuchs.

Bis heute erzählt man sich, dass es im südlichen Sibirien Gegenden gibt, in die sich Polizisten, Steuereintreiber und andere Handlanger der Regierung nur sehr ungern begeben, weil dort schon einige von ihnen spurlos verschwunden sind, und keiner so genau sagen konnte, weshalb. Vielleicht waren sie ja einem Geheimnis auf die Spur gekommen... einem Dorf, in dessen Kirche über dem Altar keine Heiligenbilder hingen, sondern ein grinsender, ausgestopfter Fuchskopf.

Und wenn du, werter Leser, einmal dort herumwandern solltest und einen Warnhinweis in kyrillischer Schrift findest, auf dem ein Fuchssymbol abgebildet ist... das hat nicht unbedingt zwangsläufig die Bedeutung, dass dort die Tollwut ausgebrochen ist. Vielleicht will es dir auch einfach nur sagen: Alles ist voller Füchse. Der ganze beschissene Wald.

ENDE.